Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXVII.

(April — Mai — Juni 1906.)

8660 H
29/4/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass) — **New-York** G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung — **Paris**, W Fischbacher Haar & Steinert. H. Le Soudier. F Vieweg — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff K. L. Ricker — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval** Kluge & Ströhm Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N Kummel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ. Buchh. Wilh. Frick Hofbuchh Gerold & Comp. Manz'sche k. k Hof- u. Univ.-Buchhdlg — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co — **Zürich**, C. M. Ebell Albert Müller, Nachf von Orell Füßli & Co's Sortiment. Schultheß & Co

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 127

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundzwanzigsten Bande (April — Juni 1906).

		Seite
I.	Onkel Julians Vermächtnis. Eine Novelle von **Margarete Siebert**	1
II.	Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz**	42
III.	Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von **Sidney Whitman.** II.	64
IV.	Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg. 1806 — 11. April — 1906. Von **Johannes Proelß**	84
V.	Ein Jahrhundert deutscher Malerei. Von **Walther Gensel.** I.	108
VI.	Die politische Parteigruppierung in England. Von **Theodor Lorenz**	126
VII.	Ein italienischer Leidfaden zur Frauenfrage. Von **Eleonore von Bojanowski**	134
VIII.	Das Moskauer Künstlerische Theater in Berlin. Von **Eugen Zabel**	137
IX.	Politische Rundschau	140
X.	Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Von **Adolf Frey**	146
XI.	Neuere Belletristik. Von **Otto Frommel**	149
XII.	Literarische Notizen	155
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Der Halbkreis von Athen. Novelle von **August Strindberg**	161
XV.	Römische Wanderungen. Von **Ernst Steinmann**	193
XVI.	Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche. Vom **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** II.	204
XVII.	Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath. Ihre freundschaftlichen, ihre dichterischen Beziehungen und ihr Briefwechsel. Von Dr. **H. Gerstenberg** in Hamburg	222

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Über Staatsformen. Von **E. Fitger**	251
XIX.	Ein Jahrhundert deutscher Malerei. Von **Walther Gensel.** II.	267
XX.	Alter und Name des Salamanders. Von Professor **F. Kluge**	286
XXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	290
XXII.	Politische Rundschau	303
XXIII.	Griechisch-buddhistische Kunst. Von **H. Oldenberg**	309
XXIV.	Naturwissenschaftliche Probleme. Von **J. Reinke**	312
XXV.	Hermann Lingg	314
XXVI.	Literarische Notizen	316
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Eva Stainer. Erzählung von **Helene Raff**	321
XXIX.	Maria Stuart in der Jugend. 1542—1561. Von **Lady Blennerhassett**	340
XXX.	Das Melodram. Von **Albert Köster**	368
XXXI.	Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz. Von **Paul Rohrbach**	379
XXXII.	Das junge Deutschland und Österreich. Von **Ludwig Geiger**	391
XXXIII.	Ungedruckte Briefe Heinrich Schliemanns. Mitgeteilt von **Gustav Heinrich Schneideck**	405
XXXIV.	Aus Kindheit und Schule. Fragment einer Familienchronik	421
XXXV.	Pierre Corneille. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von **Heinrich Morf**	439
XXXVI.	Der Mutter Wahl. Aus dem modernen Frauenleben. Von **Gertrud Prellwitz**	453
XXXVII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	462
XXXVIII.	Politische Rundschau	472
XXXIX.	Literarische Notizen	478
XL.	Literarische Neuigkeiten	479

Onkel Julians Vermächtnis.

Eine Novelle

von

Margarete Siebert.

Onkel Julian war völlig aus der Art der Familie der Seltsams geschlagen, indem ihm der Besitz eines runden Vermögens so wertvoll deuchte, daß mit seiner Erwerbung ein Menschenleben wohl würdig auszufüllen wäre. Die andern Seltsams hatten kein Geschick zum Geldverdienen, sondern eher zum Geldausgeben. Ein Besitz, der unversehens in ihre Hände geriet, etwa eine Erbschaft oder ein Heiratsgut, pflegte binnen kurzem in nichts zerschmolzen zu sein. Die ehemaligen Eigentümer des betreffenden Reichtums behaupteten sogar, ihnen wäre erst nach dem Verschwinden des Schatzes wieder wohl und ruhig in ihrem Gemüte geworden, indem sie sich der Verpflichtung ledig fühlten, einen Wert zu hüten, der für sie dunkel blieb und ihnen daher unheimlich war, und sie vermaßen sich, ohne den Schatz nicht schlechter, sondern besser als vorher zu leben.

Die Seltsams waren Gelehrte: Universitätsprofessoren, Ärzte, Lehrer, Geistliche. Manche von ihnen hatten grundgelehrte Bücher geschrieben und wurden von tiefen Forschern ihrer Fachwissenschaft manchmal erwähnt, um so der Unsterblichkeit um einige Schritte näher als andre Leute geführt zu werden.

Onkel Julian war niemals von Ehrgeiz nach entfernter Nachbarschaft mit der Unsterblichkeit geplagt worden. Schon im zarten Kindesalter hatte er bedenkliches Kopfschütteln durch die Betätigung eines unerhörten Erwerbssinnes erregt. Als ein fünfjähriges, zierliches Bübchen kam er einst dazu, wie seine Mutter armen Kindern von seinen Sachen schenkte. Hellrot vor Zorn stürzte er auf den kleinen Jungen: „Das ist mein Anzug.“ Die Mutter rief ihn zur Ruhe, aber er hielt die Jacke fest, bis ihn die Mutter trotz seines wütenden Wehrens in ein fernes Zimmer trug, und es hinter ihm abschloß. Nach einem Weilchen kam sie wieder; da hörte sie schon von weitem das Bürschchen mit den Stiefeln gegen die Tür donnern und schreien: „Ich will meinen Anzug behalten.“ Die Mutter setzte sich gelassen mit einer Näharbeit

aus Fenster, bis der Kleine erschöpft, nur noch ruckweise schluchzend, auf der Erde saß. „Julian, komm her," sagte die Mutter. Der Kleine folgte.

„Warum willst du die Sachen nicht fortgeben?"

„Ich will meinen Anzug behalten."

„Er ist dir viel zu klein. Du kannst nicht alle alten Sachen aufheben, dein Schrank ist nicht groß genug."

„Und wenn du die Knöpfe abtrennst," stieß das Bübchen finster zwischen den Zähnen hindurch.

Die Mutter sah mit einem langen, dunkeln Blick auf das Männchen. Dann begann sie davon zu erzählen, wie arm die kleinen Jungen wären, die seine Sachen bekommen sollten, und wie gut er es dagegen hätte. Julian erwiderte nun nichts mehr, sondern drehte sich um und ging aus dem Zimmer. Erst am Abend sah ihn die Mutter wieder, als er mit einem Sack voller Tannenzapfen kam und ihn ihr als Brennmaterial anbot. Sie sollte ihm für jeden Sack, den er sammeln würde, einen Groschen geben. Als ihn die Mutter zurückwies, verhandelte er seine Ware mit mehr Glück bei einigen Nachbarsfrauen. Er verkaufte die Blumen von den Beeten, das Obst von den Bäumen, Kartoffeln, Holz und Kohlen aus dem Keller. So sammelte er bald ein ansehnliches Sümmchen, das er an seine leichtsinnigeren Brüder oder an seine Schulkameraden gegen Zins auslieh, bis ihm sein Vater solche Ausübung der Nächstenliebe ernsthaft verbot. Er hob die ausgeschriebenen Schreibhefte seiner Geschwister auf, Zigarrenschachteln und abgebrannte Streichhölzer, und wollte mit unermüdeter Anstrengung durchsetzen, daß im ganzen Hause täglich nur ein Zündholz gebraucht würde und alle andern Flammen an der einen angezündet wurden. Er machte seiner Mutter den Vorschlag, ihm das Recht auf Zucker, auf Butter und Fleisch zum Brot abzukaufen, und als sie darauf nicht einging, legte er sich Spezialvorräte an, für die er auch immer irgendwelche Abnehmer aufzutreiben wußte. Bald geriet er in einen Gegensatz zu seiner engeren und ferneren Umgebung, freute sich aber seiner Isolierung, da er nun nicht mehr zu fürchten brauchte, daß ihn Gesellschaft zu überflüssigen Ausgaben verleitete. Er war überzeugt, daß nur er die Weise wüßte, Herr des Lebens zu werden, und daß alle andern Menschen schwächlich der Begierde nach Dingen unterlägen.

Julian hatte zwei Brüder und eine Schwester. Alle waren wohlgebaut, stark und unbekümmert. Der älteste Bruder, Titus, ward ein Arzt; der zweite, der Berthold hieß, ein Richter; die Schwester Karoline heiratete einen Schullehrer. Julian trat, sobald die Zeit reif war, in eine große Seidenhandlung als Lehrling ein. Er war äußerlich von der Natur nicht kärglicher als seine Geschwister bedacht worden, war blond, fein und schmal und sah nicht wie der trockne Geldsammler aus, der er sein wollte. Aber der Glanz seiner blauen Augen war kalt.

Kein Neid bewegte ihn, als seine Brüder zur Universität zogen. Als sie in den Ferien nach Hause kamen und von den hohen Idealen redeten, die ihnen die Zukunft verwirklichen sollte, sah er sie voller Verachtung an.

„Ich habe das beste Teil erwählt," sagte er zu ihnen, als sie einst an sonnigem Tage ins freie Land gegangen waren, im grünen Grase lagen, in den Himmel schauten und schwärmten. „Ihr werdet immer abhängig bleiben. Ich aber werde bald ganz frei sein und nach niemandem mehr zu fragen haben."

„Dafür hast du immer mit dem ekelhaften Geld zu tun," entgegnete Berthold.

„Wenn ich nichts brauche, bin ich freier als du," setzte Titus hinzu.

„Nichts brauchen!" entgegnete Julian geringschätzig. „Du lebst in der Welt. Also mußt du Geld haben. Hast du recht viel, so kannst du herrschen. Wenn ich reich bin, kann ich alles haben: alle Schönheit. Ich kann mir Kunstwerke, herrliche Häuser und Möbel kaufen, kann in jede schöne Gegend reisen. Ich kann Gutes tun, soviel ich will, den Armen helfen, Künstler beschützen, nützliche Gebäude gründen. Ich kann das Schlechte bekämpfen."

„So reich wirst du nie, daß dein Wirken mehr ist als ein Tropfen auf den heißen Stein, der verdunstet, ehe er den Stein traf," sagte Titus. „Und deine Gelüste wachsen mit deinem Besitz und machen dich von toten Dingen abhängig."

„Und du mußt immer an dein Geld denken und hast darüber keine Ruhe," meinte Berthold. „Und jeder Gedanke daran ist verschwendet. Denn Geld ist kein Zweck, sondern ein Mittel. Aber das vergißt du bald, und es wird dir an sich wertvoll."

„Ihr steht neben dem Leben in eurer Beschaulichkeit, die vornehm sein soll," erwiderte Julian heftig, „ich aber kämpfe mitten darin. Wenn es euch auch nicht so scheinen mag, es ist doch so: ich setze mehr, viel mehr ein, unser Vaterland groß und angesehen zu machen, als ihr."

„Wir wollen weder neben noch im Leben stehen," sagte Berthold hochmütig. „sondern darüber."

Julian ging im Alter von zwanzig Jahren ins Ausland. Seine Brüder blieben zu Hause, bestanden ihre Prüfungen, begründeten ihre Laufbahn, liebten, heirateten, zeugten Kinder und führten nach einer bewegteren Jugend ein würdiges Dasein. Von Julian, der nach Amerika und nach Asien, nach Japan, Indien und China ging, hörten sie wenig. Sie erfuhren nur, daß er immer reicher würde. Daran hatten sie nie gezweifelt. Sie meinten, wenn sich ein Seltsam einmal so weit erniedrigte, nach Geld und Geldeswert zu trachten, so würde er seine Überlegenheit über die andre Welt wenigstens dadurch beweisen, daß er sein Vorhaben zum glänzenden Ende führte.

Als Julian fünfzig Jahre alt war, kam er in die Heimat zurück, kaufte ein Grundstück, erbaute ein stattliches Haus, das er kostbar einrichtete, hielt sich zahlreiche Dienerschaft, Pferde und Wagen und lebte wie ein großer Herr. Doch er hatte nicht viel Freude an seinem üppigen Dasein, sah gelb und vertrocknet aus, war leberleidend und sprach unausgesetzt von seinem nahen Ende.

Er hatte sich darauf vorbereitet, die Rolle eines Erbonkels zu spielen, in der Meinung, daß seinen Angehörigen wohl die richtige Schätzung eines großen Vermögens kommen könnte, wenn der Besitz eines solchen in Frage stünde.

Aber Berthold hatte sich als Oberlandesgerichtspräsident mit den Jahren wohl von der gar nicht hoch genug einzuschätzenden Wichtigkeit der Gesetze und ihrer rechten Handhabung überzeugt, doch nicht vom inneren Adel der Geldmenschen. Titus erwünschte höchstens Vermögen, um seinen armen Patienten außer dem Honorar für seine Mühe noch das Geld zu Arzneien und stärkenden Mitteln schenken zu können.

Die jüngere Generation verhielt sich nicht ganz so ablehnend. Titus' Sohn allerdings, der blonde, starke, sonnenverbrannte, mit den blauen Augen, die blickten, als brennten in ihrer Tiefe goldene Spiegel, der nach seinem Vater hieß und Chemie studiert hatte, war ein ebenso unkluger Idealist wie der Alte. Er hatte sich mit einem ganz armen Fräulein, einer Lehrerin, Therese, verlobt und gedachte zu warten, bis ihm die Jahre eine auskömmliche Stellung bescherten und damit das Heiraten gestatteten.

Schwester Karoline hatte zwei Töchter, Mathilde und Agnes, stolze, junge Damen. Die eine hatte ihr Talent zum Klavierspiel ausgebildet und unterrichtete in dieser Kunst. Die andre, Agnes, malte, und zwar erfand sie Muster für Tapeten, Blumentöpfe und Kaffeekannen. Für Agnes war die Beschränkung der Verhältnisse eine harte Geduldsprobe. Sie hätte sich gern in köstliche Gewänder gehüllt und in hellen Räumen voll auserlesener Möbel gewohnt. Aber niemals ließ sie sich dazu herab, mit einem Wort oder Blick eine Begehrlichkeit nach den Reichtümern des Onkels zu verraten.

Bertholds Sohn, Sebald, brach zum zweiten Male mit den Traditionen der Familie und wurde Kaufmann. Sein Entschluß ward keineswegs Onkel Julian zuliebe gefaßt, sondern zu einer Zeit, als der Onkel noch ein sagenhaftes Dasein in Südchinesien führte. Leider zog den Jüngling auf solche Laufbahn auch nicht sein Erwerbssinn, der durchaus in der herkömmlichen Seltsamschen Art entwickelt war. Sebald hatten es die großen Ideen von persönlicher Freiheit, von Bewegung, von Spannung angetan. Er sah im Kaufmannsstand den Stand der unbegrenzten Möglichkeiten und meinte, nur der möchte wahrhaftes Leben spüren, der täglich seine ganze Existenz aufs Spiel setzen, heute ein Millionär, morgen ein Habenichts sein könnte.

Vorläufig freilich mußten ihm seine stolzen Ideen über eine recht öde Wirklichkeit hinweghelfen. Er hatte nur eine bescheidene Stellung in einer großen Leinenfabrik inne und konnte auch nicht völlig ins klare darüber kommen, wie der Grundstein zum Gebäude seines künftigen Reichtums zu legen wäre.

Als Onkel Julian in der Heimat Wohnung nahm, blickte er gerade auf diesen Neffen mit spöttischer Spannung. Doch er wartete vergebens auf eine beflissene Annäherung des Jünglings. Vielleicht hatte Sebald wirklich auf die Teilnahme, den Rat, wenn nicht gar auf die Beihilfe des reichen Onkels gehofft. Als er aber bemerkte, daß der Onkel ihn betrachtete, als wäre er eine dicke Fliege für sein feines Spinnennetz, da warf er seinen schönen Kopf zurück und sagte: „Onkel Julian irrt sich, wenn er denkt, ich werde bei ihm erbschleichen. Ich kann ohne ihn meinen Weg gehen." Onkel Julian aber beugte sich vor, sah dem jungen Mann mit funkelnden Augen ins Gesicht,

während er ihm, der widerstrebend zurückwich, mit hartem Knöchel auf die Schulter klopfte, und sagte mit einem Lächeln, das sein ganzes Gesicht in eine Spitze zusammenzog: „Anlagen zu einem guten Kaufmann hast du, mein Junge, ausgezeichnete sogar. Aber schau, mein Junge, du bist zu großartig. Wie stellst du dich an? Ich glaube, du trägst seidene Strümpfe?“

„Aber Onkel,“ sagte der Neffe empört.

„Siehst du, siehst du, sonst brauchtest du ja nicht wütend zu werden! Seidene Taschentücher hast du jedenfalls. Ja, das ist die Jugend von heute. Zu meiner Zeit — allerdings dein Vater — und dein Vetter und deine Cousinen sind auch so, einer wie der andre, jeder auf seine Art. Aber du bist am großartigsten, — puff — immer oben hinaus. Du bringst es auch zu etwas. Gewiß. Nur das Anfangskapital fehlt dir, verstehst du. Wenn du das hättest, mein Lieber, was meinst du?“

„Ich weiß wirklich nicht, was du willst,“ entgegnete Sebald geringschätzig mit den Achseln zuckend.

„Ja, ob du das erwerben kannst, das ist die Frage, die sehr große Frage. Die Frage, um die es sich handelt.“ Und er hielt den Neffen am Rockknopf fest und redete weiter, bis Sebald aufstand und sagte: „Lieber Onkel, du verzeihst, aber ich habe in der Tat keine Zeit mehr.“

Durch diese Reden brachte er seinen Neffen in solche Wut, daß der junge Mann ihm schließlich aus dem Wege ging, wo er nur wußte und konnte.

Onkel Julian hatte es sich zum Ziel seines Lebens gesetzt, das mit allen Mitteln erreicht werden mußte, seinen Verwandten am eignen Leibe den Wert des Geldes klarzumachen. Das war der Genuß, den ihm sein Reichtum verschaffen sollte. Was hatte er sonst von ihm? Er war krank, einsam, alt; sein Herz war bitter; die Schönheit der Welt, um deren Fülle er gedarbt hatte, war schon lange für ihn gestorben.

Er machte geheimnisvolle Andeutungen über sein Testament, das all seinen Besitz einem einzigen seiner jungen Verwandten zusprechen würde. Nur wem, das sagte er nicht. Bei seinen Lebzeiten erreichte er aber nur, daß seine Angehörigen ihn wie einen etwas wunderlichen Onkel behandelten, dem die Zugehörigkeit zur Familie Rücksicht und Freundlichkeit sicherte. Die Erwartung, wer der erwählte Erbe wäre, schien sie nicht in fieberhafte Spannung zu versetzen, wie er so heiß ersehnte. Höchstens Mathilde sagte einmal: „Mich machen Onkel Julians ewige Redereien über sein Testament so nervös, daß ich manchmal darauf und daran bin, ihm ins Gesicht zu sagen, wie gemein ich sein Gebaren finde.“

Titus lachte. „Darauf wartet er nur. Aber paßt auf, keiner von uns bekommt etwas. Vielleicht hat er gar nichts, sondern hat all sein Geld auf Rente gegeben und lebt davon.“

„Nein,“ sagte Sebald, „reich ist er; er bezahlt eine horrende Vermögenssteuer.“

„Na, dann hat er seinen ganzen Krempel sicherlich einem Altmännerspittel vermacht oder zum Bau eines Aussichtsturmes oder eines Zeitungstempels bestimmt, unter der Bedingung, daß das Ding getauft wird: ‚Zum mild-

tätigen Julian. Uns schlägt er sicher ein Schnippchen. Bedenkt doch, Kinder, wie viele Jahre er sich schon mit dem Brüten darüber unterhält, wie er uns seinen Mammon doch noch zum Pfahl im Fleisch werden lassen kann. Ich bin einzig und allein darauf gespannt, in welche Form er seine Onkelliebe schließlich gekleidet hat."

Nachdem Onkel Julian mit dem Nachdenken über den Verbleib seiner Hinterlassenschaft zu Ende gekommen war und seinen Willen zu Protokoll gegeben hatte, war ihm der Lebensinhalt genommen, und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er zum Sterben kam.

Endlich war er so weit und lag im Sarge. Da sah er so befriedigt und seiner Wirkung sicher wie niemals im Leben aus. In der Voraussetzung dieses Ausdrucks hatte er die Anordnung getroffen, daß er im Sarge photographiert würde, um den Höhepunkt seines Daseins aller Ewigkeit zu überliefern, der ihn endlich über die unglaubhafte Gleichgültigkeit seiner Familie zum Triumphator machte. Das Bild sollte zu natürlicher Größe reproduziert werden und während der Testamentseröffnung an der Wand den Sitzen der Erbberechtigten gegenüber prangen.

Er ward mit allen Ehren zu Grabe getragen. Danach harrte voller Anteilnahme die ganze Stadt auf den Inhalt des Testaments.

Am Tage der Eröffnung versammelten sich die Angehörigen des Verstorbenen in dem großen Eßsaal des schönen Hauses; die Alten mit ihren Ehegesponsen und ihren Kindern. Ein betagter Justizrat, der für befreundet mit dem Verstorbenen galt, war mit der Lesung des letzten Willens beauftragt worden.

Lautlose Stille entstand, als er nach den nötigen Eingangsformalitäten die Siegel von den Papieren brach und zu lesen anhob. Zuerst kam eine Einleitung, durch die der Verstorbene breit und geziemend dem lieben Gott dafür dankte, daß er ihn klug genug gemacht hatte, um so große Schätze zu erwerben. Danach folgte eine nicht minder ausführliche Beschreibung der Art, wie er sein Vermögen gesammelt hatte.

Während der Lesung saßen die älteren Herrschaften friedlich auf ihren Sesseln. Sie wußten, sie bekamen jedenfalls nichts, glaubten auch nicht an außergewöhnliche Reichtümer noch an unerhörte Schicksalswendungen. Der Verblichene hatte sie zu früh und gründlich daran gewöhnt, keinerlei angenehme Erwartungen mit ihm zu verknüpfen, und ihr Blut hatte sich längst so weit gekühlt, daß sie meinten, das Leben verliefe wirklich so ruhig, wie es ihnen jetzt erschien.

Sebald hatte die Hände nervös gefaltet, betrachtete zwischen den Knien das Muster des Teppichs und kaute an seinem Schnurrbart. Titus starrte wie gebannt auf das spukhafte Bild des Toten ihm gegenüber mit dem spitzen Hohngrinsen um den dünnlippigen Mund und um die lange Nase. Das Bild übte eine so schreckliche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er die wichtige Angelegenheit fast vergaß, die in der Schwebe war. Mathilde saß blaß, steif, verächtlich lächelnd, an der Wand und Agnes neben ihr, fast noch bleicher, aber mit brennenden Augen.

Der Lebensbeschreibung schloß sich die Ermahnung für das junge Geschlecht an, hinzugehen und Gleiches zu wagen und zu tragen, um vielleicht gleichen glänzenden Lohn zu ernten. Die Aufzählung dieses Lohnes folgte unmittelbar: der Onkel hatte ein Vermögen von mehr als zwei Millionen Mark besessen.

Bei der Nennung dieses Wertes mußte Titus lachen. Er hatte nach der langen Vorrede ein märchenhaftes Vermögen, mindestens hundert Millionen, erwartet. Nun kamen ihm zwei wie eine Kleinigkeit vor, um die sich soviel Aufhebens gar nicht lohnte. Sebald fuhr auf, als er Titus lachen hörte, und warf ihm einen messerscharfen Blick zu; die leise Störung traf ihn wie ein scharfer Schlag.

Endlich folgte die Bestimmung über den Verbleib des Geldes. Einige Legate waren für die Dienerschaft gestiftet; der Stadt fiel eine mäßige Summe zu; der Justizrat erhielt das Haus mit einigen hunderttausend Mark; der Rest des Geldes aber, nach Abzug der Legate und der Erbschaftssteuer anderthalb Millionen, war dem jungen Geschlechte vorbehalten. Da jedoch Onkel Julian den Hauptteil seines Vermögens unter keiner Bedingung teilen wollte — dem Glanz seines Namens zuliebe, und weil er der Meinung wäre, daß ein kleines Vermögen gar nichts nützte, sondern durch die trügerische Vorstellung eines Besitzes nur schädlich zu übergroßen Ausgaben verführte, — weil er aber auch keinem seiner jungen Verwandten gerechterweise den Vorzug geben könnte, indem sie alle gleich edel und begabt wären, so hätte er beschlossen, das Schicksal walten zu lassen: Seine Habe sollte dem ersten Sohn zufallen, der einem seiner Neffen oder Nichten ehelich geboren würde. Der Knabe sollte Julian genannt werden und wenn er der Sohn einer Nichte wäre, auch den Namen Seltsam annehmen. Bis zu seiner Mündigkeit sollten seine Eltern das Nutznießungsrecht haben. Solange, bis der Erbe auf der Welt wäre, sollten die Zinsen des Geldes dem Verschönerungsverein der Stadt überlassen bleiben, dem auch das Vermögen zukommen sollte, falls die Neffen und Nichten stürben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Doch hoffte der Erblasser, daß dieser Fall nicht eintreten würde, sondern er forderte seine jungen Anverwandten auf, das Ihre zu tun, um eine möglichst schnelle Erledigung der Frage herbeizuführen.

Es war totenstill in dem Zimmer. Die vier jungen Leute sahen sich in die bleichen Gesichter.

„Na," sagte Titus endlich, aus tiefstem Herzen seufzend, „das ist eine schöne Geschichte! Was wird Therese dazu sagen?"

Mathilde stand auf und trat vor den Tisch des Justizrats. „Herr Justizrat," sagte sie laut und klar, „ich bitte Sie, meine Erklärung zu Protokoll zu nehmen, daß ich das Testament meines Onkels für eine Gemeinheit halte und für meine Person von vornherein aus diesem Wettstreit ausscheide."

Der Justizrat zuckte lächelnd die Achseln. „Meine liebe, junge Dame," sagte er, „das ist Ihre Sache. Ich bin nicht befugt, solche Willensäußerungen entgegenzunehmen."

Die Anwesenden standen auf, traten zu dem und jenem und sprachen halblaut zueinander. „Kinder," sagte Titus der Alte endlich, „geht jetzt aus-

einander, überlegt euch die Angelegenheit und kommt am Nachmittag wieder zusammen, etwa bei uns, und besprecht euch gütlich."

Damit waren alle einverstanden. Aber keiner war klüger geworden, als sie sich wieder sahen. Mathilde blieb bei ihrer Erklärung. Sie schien so erregt zu sein, als wäre ihr Heiligstes verletzt worden. Titus war der Verlegenheit noch nicht Herr geworden, wie er seiner Therese den heiklen Fall vortragen sollte, denn sie war keine sehr scherzhafte Dame.

„Du", sagte Sebald, „bist trotzdem noch am besten von uns allen daran. Du hast deine Braut. Aber ich kann doch nicht urplötzlich zu irgendeiner Tochter des Landes gehen und sie fragen, ob sie mir so schnell wie möglich zu einem ehelichen Sohne verhelfen wollte. Ich weiß auch keine, in die ich nur ein Spürchen verliebt wäre."

„Es wird schon so kommen, daß wir alle aus lauter Zartgefühl verzichten und von Onkel Julians Gelde Gartenbänke und Kinderspielplätze anlegen lassen," sagte Agnes. Ihre Stimme hatte aber einen eigentümlichen Klang, so daß Sebald, an den sie ihre Worte richtete, aufsah und gerade in ihre Augen hineinblickte, die sich fest auf die seinen richteten. Sie sahen einander stumm an, recht lange, und dann lächelten beide.

Die jungen Leute schieden darauf, und Titus begab sich auf den Weg zu Therese, seiner Braut.

Therese war ein schönes, wohlgewachsenes Mädchen. Sie hatte ein bleiches, regelmäßiges Gesicht mit leuchtenden schwarzen Augen und schwere dunkle Zöpfe. Sie trat stets mit großer Ruhe und Würde auf, im Bewußtsein, daß sie durch ihre körperlichen und geistigen Vorzüge hoch über den Durchschnitt erhoben wurde. Vielleicht rechnete sie es sich ein wenig zum Verdienst an, daß sie nach allen Seiten hin so wohlgeraten war, indem sie meinte, daß ihr feiner Verstand, das schöne Ebenmaß ihres ganzen Wesens nicht anders könnte, als sich eine harmonische und vollkommene Hülle zu erwirken.

Auf ihren leichtbewegten Bräutigam sah sie mit lächelnder Freude, fast wie eine Mutter auf ihr Kind, ertrug aber seine zärtliche Anbetung mit süßem Wohlgefallen, wenn sie auch manchmal seine allzu heiße Glut sacht dämpfen zu müssen glaubte. Titus verehrte in ihr etwas wie ein himmlisches Wesen und wunderte sich jedesmal in hellem Entzücken, wenn dann und wann eine recht irdische Wärme sie überstrahlte.

Vergebens überlegte er auf dem Wege zu ihr eine möglichst kluge und feine Wendung, mit der er ihr die Erbschaftssache vortragen wollte, bis ihm der Verzicht auf die anderthalb Millionen des Onkels, die er nie besessen hatte und sicherlich nie haben würde, leichter vorkam als die Ausbreitung der ganzen Angelegenheit vor den Augen der Geliebten.

Therese wußte um die schwebende Frage. Doch hatte Titus ihr den Tag der Testamentseröffnung verschwiegen, um sie nicht in Unruhe zu stürzen, und hatte sich auch eine Woche lang nicht bei ihr blicken lassen, damit sie ihm nicht die ungewöhnliche Spannung anmerkte.

Sie hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und trat ihm an der Tür entgegen. Vor ihren klugen Augen lag seine Seele durchsichtig wie von Glas.

Sie nahm seine Hand und sagte: „Titus, Lieber, was hast du?“ Da er schwieg und sie nur verlegen, fast wie schuldbewußt ansah, setzte sie leise, zaghaft hinzu, als fürchtete sie an eine zertretene Hoffnung zu rühren: „Hat Onkel Julian dich leer ausgehen lassen?“

„Therese,“ sagte er, „du weißt, ich habe mir keine Hoffnungen gemacht. Aber das, — nein — — höre nur —!“ Er berichtete den Sachverhalt. Unter seinen Worten stieg eine feine Röte in ihr mattgefärbtes Gesicht. Sie sagte unwillig: „Das ist stark.“ Aber zuletzt fing sie an zu lachen und lachte so herzlich, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten, faßte ihren Titus um und lachte an seinem Halse weiter. Er war ganz verdutzt über ihre Heiterkeit. „Warum lachst du denn so?“ sagte er, „über mich?“ — Sie schüttelte den Kopf. „Bedenke doch, wie der alte Mann dagesessen und sich den Kopf zerbrochen hat, und nun ist er tot und hat noch nicht einmal etwas von seinem Witz.“

Sie richtete sich auf. „Du,“ sagte sie und errötete wieder, „ich will ihm den Spaß nicht verderben, — was an mir liegt, — — — nur, Liebster, siehst du, ich glaube nicht, daß wir das Geld bekommen. Millionen passen so gar nicht zu uns. Immerhin, es ist eine gute Sache um ein solides Vermögen. Es lohnt schon, sich etwas Mühe darum zu geben. Nur müssen wir uns auf die Enttäuschung gefaßt machen. Aber ich glaube, wir können den Versuch wagen. Was meinst du, — du wirst mich noch immer mögen, auch wenn er nicht glückt? Die Hauptsache ist, daß du dich mit deinen Verwandten in Frieden besprichst. Streit in der Familie Geldes wegen ist zu entwürdigend.“

„Ja,“ sagte er, „aber vergleichen können wir uns nicht. Das Geld ist mit erlesner Bosheit dem Ungebornen vermacht. Der muß erst mündig werden, ehe es frei wird. Therese, — und wenn wir bald heiraten, — du weißt nicht, wie bescheiden wir anfangen müssen. Ich wünschte immer, dich bald heimholen zu können, aber ich wagte nicht, dich zu fragen. Ich kann dir das Leben nicht so bereiten, wie ich möchte.“

„Sonst hätten wir auch noch warten müssen,“ sagte sie, „um deinetwillen. Ich will doch nicht dein Leben mit Sorgen zuschütten. Weil aber alles so gekommen ist, so wollen wir es wagen. Es wird schon gehen. Wir sind ja beide kräftig und gesund.“

Sie besprachen noch allerlei, und Titus blieb bis zum Abend bei ihr. Als er nach Hause zurückkehrte, traf er Sebald, der auf ihn wartete, um ihm mitzuteilen, er hätte sich mit Agnes verlobt. Sie hätte ihm plötzlich so gut gefallen, nein, eigentlich schon immer. Er wäre nur zu sehr an sie als an seine Cousine gewöhnt gewesen, um im Sinne eines Freiers ihrer zu denken. Mit einem Male wäre es in ihm Tag geworden. Außerdem wäre diese Verlobung jedenfalls sehr praktisch. Denn da Mathilde durchaus auf ihrer Weigerung beharrte, so kämen statt vier nur noch zwei Parteien in Betracht, Titus und er. Wenn es Titus recht wäre, so wollten sie an einem Tage heiraten und sich gegenseitig versprechen, daß der glückliche Gewinner dem andern nach Kräften beistehen sollte.

Titus war einverstanden. Er teilte Sebald Theresens Entscheidung mit, und sie beschlossen, die Hochzeit ziemlich bald, aber in vollkommener Stille zu feiern.

So geschah es. Titus mietete eine kleine Wohnung in dem Vorort der Stadt, in dem die Fabrik lag, an der er angestellt war. Schon um dieser Wohnung willen freute er sich wie ein Kind auf das Heiraten. In seinen Junggesellentagen ging er täglich mit Neidgefühlen an ihr vorüber, und einige Male, als sie leer stand, trat er hinein, um sich die Stuben und Kammern anzusehen. Sie lag in einem schnurrigen, kleinen Häuschen. Es war einst rosenrot mit weißen und braunen Längsstreifen angemalt und durch grasgrüne Fensterläden mit gelben Herzen geschmückt worden. Jetzt war die bunte Pracht verblichen und daher „sehr fein in der Farbe", wie Titus behauptete. Dem Häuschen gegenüber lag ein sachter Hügel und auf ihm, mitten im baumbestandenen alten Kirchhof, eine weiße Dorfkirche mit einem spitzen Turm. In der Nachbarschaft standen kleine Häuser in wohlbebauten Kohlgärten und nebenan ein größeres, das alle Jahre mit lehmgelber Ölfarbe angestrichen wurde und einen Laden mit der Aufschrift hatte: „Kaffee, Zucker, Tee." Das Lädchen war vielseitig wie ein großstädtisches Warenhaus. Titus machte Therese beglückt darauf aufmerksam, daß sie hier bequem „alles" einhandeln könnte, Käse und Stiefeln, Porzellantassen und Unterhaltungslektüre. Das Beste an dem Häuschen war sein Garten. Er war nur klein, zehn Schritt im Geviert, enthielt aber, ebenso wie der Nachbarladen, alles. Ein meterbreiter Graben teilte ihn, über den sich ein Birkenbrückchen zierlich schwang. Das Flüßchen wälzte sich mit Anstrengung über einen hineingeworfenen Steinblock und war kaum zur Ruhe gekommen, als es einem Schaufelrad in die Arme fiel, das Tag und Nacht seine Flanken peitschte. Endlich aber breitete es sich behaglich um eine Schilfinsel zu einem Ententeich aus; bewacht von tönernen Wichtelmännchen, Möpsen und Rehen. Kreuze und Wegweiser wiesen nach einem Blockhaus, das eine große Glocke im breiten Glockenstuhl krönte, und dem ausgestopftes Getier, Kraniche und Eulen, ein sonderbares und schreckhaftes Aussehen gab. Was sich ein begehrliches Herz noch wünschen mochte, Fontänen und Grotten, Glaskugeln und Schweizerhäuschen; es war alles vorhanden, wenn auch alles etwas verkümmert. Hinter dem Blockhaus führte ein Pförtchen in ein stilles Gäßchen, das Tag und Nacht wie vergessen lag, weil nur die eine Tür hineinmündete, während es an der andern Seite von den dunklen Bäumen eines prinzlichen Parkes überwachsen wurde. In der Nähe des Hauses, so daß das Rauschen in stillen Stunden dumpf herüberklang, floß der große Strom, an dem die Stadt lag.

Theresens Möbel, die von ihren Eltern ererbt waren, paßten gut in das rosenrote Häuschen. Therese wollte zunächst ohne Dienstmädchen wirtschaften, nur mit einer Aushilfefrau, die täglich kam. Titus erhob Einspruch, aber sie meinte, sie müßte eine Tätigkeit haben. Auch behielt sie einige Unterrichtsstunden an einstige Schülerinnen bei.

Sebald und Agnes gedachten mitten in der Stadt zu wohnen. Als Titus dem Vetter begeistert sein rosenrotes Haus pries und lockend von einer ähn-

lichen Wohnung in der Nähe redete, da hatte Sebald gemeint: „Bei aller Liebe, Titus, — ich glaube, es ist besser, wenn wir uns nicht zu eng in die Fenster sehen."

Sebald hatte durch seine Verlobung schon einen Glückswechsel erfahren. Sein Chef hatte ihn in eine wichtigere und besser bezahlte Stellung aufrücken lassen. Sebald machte sich Gedanken über die Beweggründe zu dieser Beförderung, nahm aber die angenehmere Lage dankbar hin. Agnes wollte an ihrer alten Tätigkeit des Töpfe- und Tapetenmalens festhalten, und Sebald hatte nichts dagegen einzuwenden.

Die Doppelhochzeit wurde in der Wohnung von Sebalds Eltern gefeiert, ganz still, denn die halbe Stadt sah mit außerordentlicher Teilnahme der Entwicklung der Ereignisse im Hause der Seltsams zu und war ein wenig enttäuscht, daß sich bisher nur Frieden und Eintracht äußerten.

Beide Paare unternahmen eine Hochzeitsreise. Titus und Therese fuhren für acht Tage auf ihren Fahrrädern in die Ebene hinunter, und Sebald und Agnes führten einen Lieblingswunsch des jungen Ehemannes aus, indem sie sich, im Spätherbst, als schon hoher Schnee auf den Bergen lag, im Gebirge einmieteten, in einer Wetterwarte, mit deren Leiter Sebald befreundet war. Als die beiden Paare zurückkamen, sprachen sie sich außerordentlich befriedigt über ihre Ausflüge aus. Die beiden Ehestände ließen sich fürs erste auch weiterhin vortrefflich an, und nach einiger Zeit war für beide die Möglichkeit zu erhoffen, den glücklichen Erben von Onkel Julians Schätzen in dieses Dasein zu setzen.

Sebald hatte recht gehabt, wenn er annahm, daß die Sehnsucht die jungen Ehepaare nicht oft zueinander führen würde. Sie machten sich im Anfang die ordnungsgemäßen Besuche; die beiden Männer trafen sich hin und wieder in der Stadt, aber erst nach Monaten erging eine Einladung an Titus und Therese zu Sebalds, der sie folgten.

Dieses junge Paar hatte sich etwas merkwürdig eingerichtet, nicht recht vollständig, sondern mehr so, als ob sie auf der Reise wären. Agnes wurde ein wenig verlegen, als sie die halbleeren Stuben vorwies, in denen allerlei ungesäumte schönfarbige Lappen als Decken und Vorhänge die gähnenden Ecken ausfüllen sollten.

„Wir richten uns lieber nach und nach ein," sagte sie, „in der Eile wählt man oft nicht sorgfältig genug und hat dafür ein ganzes Leben lang häßliche Sachen um sich zu dulden."

Sie selbst trug ein weites Gewand aus hellem Stoff, der ganz billig war, den sie aber mit der Grazie einer Fürstin über die kahlen Dielen schleifte, und um den Hals eine lange Bernsteinkette. Sie sah gut aus; ihre Augen strahlten wie von einem Willen im Brennglas gesammelt.

Mathilde kam auch. Seit sie die Zumutung, den Wettlauf um die anderthalb Millionen des Onkels Julian mitzumachen, so herbe von sich gewiesen hatte, war etwas Strenges über sie gekommen, als wollte sie von vornherein alle Fragen nach ihren Beweggründen abschneiden. Nur ihre Blicke waren dunkel, als wüßten sie um eine verlorne höchste Lebenswonne.

Zwischen ihrer Schwester und ihr war nie viel Liebe verloren worden. Agnes hätte sich am liebsten in den Trubel des Lebens hineingeworfen. Ein Dasein, das ihr jeden Tag eine neue Aufregung, ungemessene Bewunderung brachte, das den Neid und die Anfeindung minder begünstigter Mitmenschen auf sich zog, das hätte ihr gefallen. Mathilde war nicht weniger hochmütig als sie, aber zurückhaltender und formvoller in Rede und Tun. Ihr Urteil war scharf und am schärfsten über ihre Schwester. Sie nannte Agnes verächtlich eine Talmiprinzessin und sagte, es wäre ein Jammer, daß sie nicht zum Theater gegangen wäre, dort hätte sie Weihrauch billig und massenhaft haben können, mit dem sie ihr Herz satt zu machen begehrte.

Heute abend saß Mathilde schweigsam, aber so voll innerer Glut unter den andern, daß Therese, die ihre Nachbarin war, eine körperliche Hitze um sie zu spüren meinte. Theresen ward überhaupt an diesem Abend nicht wohl zumute. Sie hatte manches gegen die Verwandten ihres Mannes einzuwenden und wußte, daß sie von ihnen nicht geliebt wurde, sondern daß sie ihnen langweilig war, und daß Titus um der Verblendung seines Geschmackes willen bedauert wurde. Sonst setzte sie sich über die deutlich empfundene Geringschätzung im Gefühl ihrer wahrhaft wertvollen Überlegenheit hinweg, höchstens, daß sie die Überheblichen mied. Heute aber kam ihr das Verhältnis dieser Menschen zueinander wie fratzenhaft vor. Das Bewußtsein drückte mit harten Fingern ihr Herz zusammen, daß sie in dem grotesken Spiel, das alle aufführen mußten, einen Hauptanteil hatte. Und während Titus, Sebald und Agnes ununterbrochen lachten, schwatzten, sich neckten und sich mit Witzen und Anspielungen vergnügten, die ihre rechte Bedeutung nur für sie hatten, die miteinander aufgewachsen waren und sich eines Blutes und eines Geistes fühlten, schaute sie auf ihren Mann fast mit Angst, als könnte sie in dieser einen hellsichtigen Stunde auch an ihm den Zug entdecken, der ihn diesem hochfahrenden, alles begehrenden Geschlechte zuwies und den ihre Liebe bisher verschleiert hatte.

Indem aber dunkles Wehgefühl nebelhaft durch ihren Sinn zog, nahm sie ruhig an der Unterhaltung teil; sie hätte sich ein unbeherrschtes Nachgeben an ihre Stimmung nicht verziehen. Doch war's ihr eine Erleichterung, als Titus nach Tisch erst Mathilde und, als diese schroff ablehnte, darauf Sebald bat, ihnen etwas vorzuspielen. Sebald setzte sich an den Flügel, den er aus seiner Junggesellenzeit mitgebracht hatte. Er spielte wundervoll, mit großartigem, feinfühligen Anschlag, und seine Gestalt hob sich, sein Gesicht ward hell in der Freude seines Könnens.

Sie lauschten alle bewegungslos. Und wie ihre Gedanken sich unter der Musik lockerten, stieg in Therese eine unheimliche Ahnung mit aller Gewalt auf. Sie wandte den Blick auf die beiden Schwestern. Agnes war ganz unmusikalisch. Sie saß ins Sofa zurückgelehnt, zog ihre gelbe Kette durch die Finger und schien in stolze Träume verloren, denn sie lächelte sonderbar vor sich hin, so, als ob sie sicher wäre, die Erfüllung ihrer Wünsche durch die Energie ihrer Sehnsucht herbeizwingen zu können. Als dann Therese von ihr fort auf ihre Schwester blickte, sah sie Mathilde halb abgewendet sitzen und

mit verlornen Blicken auf Sebald starren. Da wußte Therese, was Mathilde so leidenschaftlich bereute und beklagte. Das Erbarmen mit ihr und tiefes Staunen über diese schrecklichen und unnötigen Verwirrungen überwältigte sie, so daß sie tief aufseufzte und so vollkommen in ihre Gedanken eingesponnen war, um das Schweigen nach Sebalds Spiel wie eine unerträgliche Schwüle zu empfinden, die Geheimstes offenbaren mußte. Doch Titus löste die Spannung, indem er heiter zu seinem Vetter sagte: „Das hast du gut gemacht, alter Sohn. Du spielst Agnes wohl oft vor?"

„Dem Kinde ist Musik mit dreizehn Riegeln zugeschlossen," meinte Sebald gutgelaunt und trat zu seiner Frau, drückte mit einer Hand ihr Kinn zusammen und beugte sich zärtlich über sie.

„Ja," sagte Agnes, „ich kann nichts dafür; aber den Sinn für Musik kann ich mir beim besten Willen nicht geben. Sonst täte ich's sicher."

„Das glaube ich," sagte Mathilde. „Nun, so hast du wenigstens eine kleine Übung in der Bescheidenheit."

„Scheine ich dir sonst zu gut ausgestattet?" fragte Agnes und sah der Schwester lächelnd ins Gesicht.

„O ja," sagte ihre Schwester, „der liebe Gott war guter Laune, als er dich erschuf. Hoffentlich nicht zu sehr."

Therese wollte solchem Zwiegespräch ein Ende machen und sagte: „Es ist schade, Sebald, daß du kein Musiker geworden bist."

Er warf rasch seinen Kopf zurück: „Das sollte mir einfallen, vor jedem fetten Banausen, der seine Mark bezahlt, Bücklinge zu machen und ihm mein Eigenstes auf dem Präsentierteller darzubringen, damit er seinen blöden Witz daran ausübt."

Therese und Titus gingen nicht spät, und Mathilde schloß sich ihnen an. Die beiden begleiteten die Cousine bis zu ihrer Wohnung und fuhren nachher mit der Bahn nach Hause. Unterwegs sprachen sie kaum. Daheim trat Titus noch einmal auf den Balkon und schaute in den nächtlichen Garten hinab; die Netze des weißen Mondnebels hingen über dem Garten, nichts Menschenerzeugtes regte sich, nur der Bach sang sein Traumlied. Titus rief nach Therese, und sie saßen nebeneinander auf dem Altan. Titus war es aufgefallen, daß Therese sich heute abend unfrei gefühlt hatte. „War dir nicht wohl?" fragte er.

„Doch, körperlich wenigstens. Aber die drei da zusammen beängstigten mich."

„Ja," sagte er, „dieses Glück wird nicht lange dauern. Aber das war vorauszusehen."

„Für die Verlegenheitsehe, die sie geschlossen haben, sind sie zu gut," meinte Therese. „Sie wollten eine grobe Sache weniger häßlich machen, aber es geht nicht. Sie werden bald merken, daß sie aneinander vorbeilieben und das Wesentliche gar nicht treffen. Jetzt ist Agnes noch in Sebald verliebt, weil er stattlich und gewandt ist. Die Begeisterungs- und Liebesfähigkeit in ihm entgeht ihr ganz. Und er amüsiert sich über seine witzige Frau. Ihre kolossale Energie wird ihm bald unbehaglich werden. Und sie werden

beide innewerden, daß sie durch ihr Zusammenleben nicht das Beste in sich, sondern ganz wertlose Züge ausbilden, und das wird sie bitter machen."

„Ja," sagte Titus, „und sollte es geschehen, daß sie das Geld nicht bekommen, dann möchte ich nicht in Sebalds Haut stecken."

Therese lachte. „Das möchtest du doch auch sonst nicht. Aber sie werden das Geld schon bekommen."

„Ich glaube es auch. Es wäre gräßlich für sie, wenn sie enttäuscht würden. Agnes ist zu spaßhaft. Sie lebt schon jetzt das Leben vorbildlich in Kattun, das sie dereinst in Samt und Seide zu führen gedenkt. Ich sehe sie schon im Spitzenkleid mit weißem Federhut in ihrer Equipage lehnen und uns armen Fußgängern gnädiglich zuwinken."

„Wenn es aber geschehen sollte, — es wird nicht geschehen, sicher nicht, — aber nimm's einmal an, — Titus, wenn wir nun das Geld bekämen? Titus, was tätest du dann?"

„Ach," sagte er, „Therese, siehst du, ich möchte so gern einen großen Garten haben. Durch den sollte mitten hindurch ein Fluß laufen, und der Garten müßte so groß sein, daß man immer ein Luftbad nehmen könnte, wenn man Lust hat."

Sie lachte. „Nein," meinte sie, „du bist aber bescheiden! Ich dachte, du würdest dir ein weißes Marmorschloß wünschen mit Säulenhallen davor, an einem blauen See und dahinter schwarzgrüne Berge. Und wenn der Himmel am Abend glüht, dann leuchtet das Haus wie Rosen, und der See schimmert wie Perlmutter. Und du sitzest in einer goldnen Gondel und fährst gerade ins Märchenlicht hinein. Siehst du, solche Wünsche habe ich von dir erwartet! Statt dessen ist es das Ideal deines Daseins nur, kleiderlos auf einer grünen Wiese spazieren zu gehen."

„Ach, das ist auch die Hauptsache. Das übrige kann ich mir denken, alle Tage anders und alle Tage schöner."

„Na, das Vergnügen kannst du auch so haben."

„Es ist wahr. Was soll ich mir wünschen? Ein Schloß? Unsre Wohnung hier gefällt mir sehr gut. Für ein Schloß muß man viele Dienstboten haben, und da gibt es fortwährend Ärger, und man kommt vor lauter Verwaltungssorgen zu keiner Freude. Ich habe manchmal gedacht, ich möchte mich habilitieren. Aber dann will ich auch unter meinesgleichen etwas gelten. Ja, und dann fällt mir immer mein Professor ein. Als ich dem meine Doktorarbeit brachte und er einiges mit mir besprechen wollte, da bestellte er mich auf Sonntag abend. Das wäre die einzige Stunde, die er für sich hätte. Und so war es. Und trotzdem er kein menschenwürdiges Dasein führte, ist er doch keine Weltberühmtheit geworden. — Wenn ich mich aber nicht an einer Universität niederließe, so würde ich bald gar nichts mehr tun. Denn von Natur aus bin ich ziemlich faul. Auf die Dauer wäre aber ein nichtstuerisches Dasein nicht erquicklich, und du würdest es auch nicht mögen. Dann, — mit vielem Gelde kann man Reisen machen. Das ist wohl ganz angenehm für manchmal, aber man bekommt es satt. Hotelzimmer sind immer schrecklich; und man hat immer entweder zu viel oder zu wenig Ge-

fellschaft und niemals die Sachen bei sich, nach denen man Lust hat. Ich werde auch sicher einmal so viel Geld verdienen, daß wir alle Jahre verreisen können. Außerdem — wir können doch vier oder fünf Kinder bekommen. Dann wäre nur das eine reich, und die andern hätten nichts."

„Für die könnten wir sparen, solange wir das Nutznießungsrecht haben."

„Ach, wenn man kein Geld hat, braucht man sich nicht zu schämen, daß manche Leute so furchtbar arm sind. Hat man welches, gibt man doch nicht genug ab, sondern verbraucht das allermeiste für sich."

Therese schwieg. Ihr feines Ohr hörte wohl aus seinen Worten den Ernst heraus, über den er sie mit Heiterkeit hinwegführen wollte.

„Du Guter," sagte sie leise.

Er lächelte sie an. Ihre Augen strahlten im Mondenlicht mit sanftem Glanze aus ihrem zarten Gesicht. Das Gefühl für sie stieg wie eine starke Welle in seinem Herzen empor; er drückte sie fest an sich und küßte sie heiß und flüsterte: „Ich kann mir nichts wünschen. Ich habe ja dich."

Therese fühlte sich in dieser Zeit wohl und kräftig. Sie nähte viel und ging viel spazieren; die Arbeit in ihrer Häuslichkeit wurde ihr leicht. So hatte sie keine Furcht vor der zukünftigen Stunde. Aber sie freute sich auch nicht übermäßig auf das Kind; sie wäre lieber noch eine Weile mit Titus allein geblieben. Ihm war es noch nicht bis ins Gemüt gedrungen, daß er im Begriff war, Vater zu werden; er konnte ein Kind mit seinen Zukunftsgedanken nicht verbinden, meinte aber, daß sich alles finden würde, wenn es erst da wäre.

Als Theresens Stunde gekommen war, ward sie sehr krank. Sie litt tagelang Unsägliches; der neue kleine Mensch wollte sich nicht aus ihrem Schoße lösen. Ihr Schwiegervater und eine erfahrene Pflegerin waren bei ihr; Titus kam ab und zu, wenn ihr ein Augenblick der Erleichterung wurde. Sie nahm seine Hand und preßte sie in ihre feuchten, glühenden und sah ihn mit Augen an, die nichts Menschliches im Ausdruck hatten, bis die Schmerzen sie wieder griffen und sie nur mit weißen Lippen stammeln konnte: „Geh, geh!" Sein Vater schob ihn aus dem Zimmer. Er warf sich auf das Ruhebett und wühlte den Kopf in die Decke und fuhr auf und horchte auf das schwere Stöhnen nebenan und lief zur Tür und wieder zum Sofa und stürzte der Länge nach darüber hin. Sebald kam zu ihm mit blassem Gesicht. „Titus," sagte er feierlich.

Er fuhr auf. „Was willst du?" fragte er.

„Titus — wir — Agnes — es ist nun doch so gekommen — Titus — ich muß es dir sagen — —"

„Du hast einen Sohn, ja, ja," sagte Titus, „meinetwegen drei; es ist mir vollkommen gleichgültig. Oder nein — ich wünsche dir ja viel Glück — ja — aber — siehst du — ich — — ich — — —" Er horchte nach der Richtung des Schlafzimmers hin. „Wenn sie mir stirbt," sagte er, — „Sebald, sie stirbt mir — sie stirbt mir!" Und er fiel an dem Sofa auf die Erde.

Sebald beugte sich über ihn. „Aber Titus, alter Junge, fasse dich doch. Sie wird es überstehen."

„Nein, das kann sie nicht. Es ist zu gräßlich."

„Komm mit in den Garten."

„Nein, ich muß hier bleiben. Da! Hörst du? — — Therese!" Er packte seines Vetters Hand. „Mensch," sagte er, „und ich weiß, sie will nicht schreien, und kann doch nicht anders." Er hob seine Hände geballt gegen die Schläfen. „Therese, sie, — verstehst du das, — meine — —" Er stand auf: „Aber wenn sie mir stirbt, dann sollt Ihr etwas erleben —"

Er geriet wie von Sinnen, warf sich um seines Vetters Hals und schluchzte laut: „Ich will gar nicht mehr, daß sie am Leben bleibt. Nein, sie stirbt ja doch — Herr Gott, nur soll sie nicht mehr so Gräßliches ausstehen!"

Sebald hielt ihn mitleidig aufrecht, aber er konnte um seiner eignen Frau willen nicht lange bei ihm bleiben.

Spät am Abend kam Titus der Alte und sagte: „Titus, du hast einen Sohn, ein starkes, schönes Kind."

„Therese?" stammelte er nur und sah seinen Vater wie fassungslos an.

„Komm zu ihr, aber ganz leise."

„Sie stirbt nicht?"

„Ich denke nein, wenn nichts Unvorhergesehenes dazu kommt."

Therese lag im Bett, so weiß wie das Leinen der Tücher. Aber sie lächelte, als Titus zu ihr trat. „Ich kann nicht einmal einen Finger geben," flüsterte sie. Er beugte sich über sie und küßte sie zart erst auf die Stirn und dann auf den Mund. Mit gespannten Blicken schaute er auf sie herab, als könnte es nicht sein, daß sie noch dieselbe wäre. Da aber überwältigte ihn das Andenken an die verzweiflungsvolle Angst der letzten Stunden. Die Tränen stürzten aus seinen Augen, und aufschluchzend barg er sein Gesicht in den Kissen, auf denen ihr Haupt ruhte.

„Sebald war bei dir?" fragte Therese. „Mir ist, als hätte ich seine Stimme gehört."

Titus richtete sich auf und nickte.

„Agnes hat einen Sohn?"

„Ich glaube ja," sagte er. „Aber Therese, das ist ganz gleich."

Sie schloß die Augen, und ihr Gesicht schien einzufallen.

„Therese!" flüsterte er in höchster Angst, da er glaubte, sie stürbe. Sie schlug die Augen auf und lächelte und hauchte: „Küsse mich noch einmal."

Sein Vater kam heran, mit dem Wickelkind auf dem Arme. „Das ist dein Sohn," sagte er, „bitte, sieh ihn dir einmal an."

Titus schaute mit verdutztem Gesicht auf das rote runzlige Köpfchen mit den festgeschlossenen Augen und dachte, wie sonderbar es wäre, daß er an der Existenz dieses kleinen Lebewesens die Schuld trüge. Behutsam, mehr aus Pflichtgefühl, nahm er das Bündel.

„Zeig ihn mir noch einmal," sagte Therese, „ich habe ihn noch kaum gesehen." Er wies ihr das kleine Wesen hin, und sie sagte: „Was für ein scheußliches Tierchen ist er! Übrigens sieht er dir sprechend ähnlich."

„Du bist ja sehr freundlich," sagte Titus.

„Ach, die Scheußlichkeit kommt nur daher, daß er kaum auf der Welt ist; die verliert sich, aber die Ähnlichkeit mit dir bleibt."

Titus betrachtete das kleine Kind. „Ich kann aber nicht finden, daß er mir ähnlich sieht. Er hat doch gar kein Gesicht. Und wenn er schon einem von uns ähnlich sehen soll, nun, so hat er entschieden deinen schmalen Kopf."

„Nein, nein. Die Ähnlichkeit mit dir steckt im Profil."

„Aber Therese, er hat keins, wirklich nicht."

„Doch," sagte sie beinahe heftig, „du bist nur zu voreingenommen, es zu finden."

Er sah, wie sie sich erregte, und meinte: „Du, ich glaube, wir lassen ihn noch ein paar Tage älter werden, ehe wir uns um die Ähnlichkeit veruneinigen. Aber es ist ein Glück, nun haben wir endlich einen Zankapfel. Wir lebten auch ein bißchen gar zu friedlich."

Therese nickte, schon fast im Traum. Sie schlief ein, und Titus saß neben ihr, still, stundenlang, und sah sie an, als wäre sie ihm noch einmal vom Himmel geschenkt worden, und bedachte kaum, daß ihn dieser Tag um die Hoffnung auf anderthalb Millionen ärmer gemacht hatte.

So waren Sebald und Agnes wirklich in den Genuß des großen Einkommens gelangt. Dem Vater stand das Verfügungsrecht zu, wie er das Geld nutzbringend anlegen wollte, sofern es nur sicher war. Sebald sah sich um, was er wohl tun könnte, als ihm sein Chef anbot, die Fabrik zu kaufen, da er sich von den Geschäften seines Alters wegen zurückzuziehen wünschte. Der Vorschlag leuchtete Sebald ein. Das Geschäft war alt und stand sicher. Mit der großen Summe in seinen Händen konnte er einen günstigen Kauf durch eine beträchtliche Anzahlung schließen und behielt noch Geld genug, um seine Handelsbeziehungen zu erweitern. Bald war der Kauf abgeschlossen, und Sebald zog mit seiner Frau und seinem Kinde in die Villa seines Vorgängers. Hier richtete sich Agnes köstlich und geschmackvoll ein, trug samtne und seidene Schleppgewänder und hatte endlich den Rahmen, den sie ihrer Erscheinung für würdig hielt.

Eine Überraschung ward der Familie noch durch die Erklärung des Justizrats, daß er für die Schenkung des Hauses und jenes Legats nur eine vorgeschobene Person gewesen wäre, und daß jetzt nach der Entscheidung jene Güter demjenigen jungen Anverwandten zufallen sollten, der sich bis zur Geburt des Erben nicht verheiratet hätte. Doch dürfte das Haus weder verkauft noch vermietet werden.

So kam also auch Mathilde zu guterletzt in den Besitz eines sichern kleinen Vermögens, und nur Titus und Therese gingen leer aus. Darüber geriet Therese in helle Entrüstung, bis Titus sie tröstete: „Wir werden dem alten Ungeheuer doch nicht den Gefallen tun und uns über sein albernes Testament ärgern. Wir übergehen ihn, das ist die beste Rache."

Therese erholte sich nach der Geburt ziemlich rasch und wurde schöner als vordem. Auch sie ließ der leidigen Geldangelegenheit keinen Platz in

ihrem Leben. Der Besitz ihres kleinen Kindes beseligte sie; an die Stelle ihrer früher manchmal etwas herben Tugend kam um ihr Wesen eine weiche, liebende Dankbarkeit. Titus fand sie einst gegen Abend auf dem Altan sitzen, wie sie ihr Kind stillte und leise mit ihm plauderte und schließlich sagte: „Du sollst froh und stark und gut werden wie dein Vater. Das ist besser, als wärest du reich."

Das Kind wuchs rasch und ward schön. Es bekam feine regelmäßige Züge und dunkle, ruhig strahlende Augen. „Wie ein kleiner Prinz sieht er aus," sagte Therese beglückt.

„Ja," meinte Titus, „und er ist ein guter Sohn und gibt seinem Vater recht. Nun kannst du doch nicht mehr widerspenstig sein und behaupten, er sähe dir nicht ähnlich? Höchst schlau von ihm."

Therese lächelte. „Und vor allen Dingen hat er deinen Charakter; er ist so sanft wie du."

„Ich bin doch nicht sanft," sagte Titus erstaunt.

„Du ärgerst dich doch nie."

Er lachte. „O, manchmal doch. Aber oft, nein; das würde sich nicht lohnen."

Der Kleine war ein recht bequemes Kind, schrie wenig, schlief zur rechten Zeit und lag in seinen wachen Stunden und schaute ernsthaft in die Welt. Titus faßte bald Zutrauen zu ihm, nachdem er gesehen hatte, daß es beim Anfassen nicht entzwei ging. Er fand sogar solches Vergnügen im Spiel mit dem Kleinen und war so unermüdlich dabei, daß das Bübchen laut aufjauchzte, sobald sich sein Vater nur zeigte.

Über den Namen hatten sich die Eltern anfangs nicht einigen können. Therese wünschte, der Kleine sollte auch Titus genannt werden. Aber dagegen erhob der Vater Einspruch: „Titus der Erste, der Zweite, der Dritte, — das ist langweilig. Dabei war Titus nur so ein alter Römerkaiser mit einem furchtbar dicken platten Kopf und recht zweifelhaftem Charakter."

„Er war die Wonne des Menschengeschlechts," lächelte Therese.

„Das war er, weil er nur zwei Jahre lang regiert hat. So lange haben sich die andern auch zusammengenommen. Der hätte sich sicherlich auch noch als Wüterich entpuppt."

„Rembrandts Sohn hieß auch Titus, und auf den Bildern seines Vaters sieht er aus, als wäre er wirklich die Wonne des Menschengeschlechts gewesen."

„Das ist mir zu speziell. Ich glaube, das beste ist, wir geben dem Jungen einen ganz einfachen Namen. Da hat er Analogien nach allen Entwicklungsmöglichkeiten hin."

„Wie lieblos du bist," sagte Therese. „Ich sehe nicht ein, warum wir uns nicht ein bißchen den Kopf zerbrechen sollen. Das Kind soll sein ganzes Leben lang mit dem Namen herumlaufen."

„Wir wollen ihn Herwig nennen," entschied Titus. „Dein Vater hieß so, und es ist ein schöner Name."

Zu Theresens großer Überraschung schloß sich Mathilde eng an sie an, kam oft, um sie zu besuchen, brachte Geschenke für das Bübchen und behütete

es. Sie war in das Haus Onkel Julians gezogen und richtete sich ihr Leben recht angenehm ein. Einige Musikstunden gab sie an begabte Schüler, und nahm selbst noch weiter Unterricht in ihrer Kunst. Doch blieb ihr Zeit genug, und da sie viele Interessen und einen feinen Geschmack hatte, so sammelte sich allmählich ein größerer Kreis von jungen Leuten um sie, bis fast alle gescheiten Leute der Stadt bei ihr aus- und eingingen.

Anfangs nahte ihr wohl der eine oder der andre in der deutlichen Absicht, um sie zu werben. Doch auch stattlichen und ernsthaften Männern gegenüber verhielt sie sich so zurückhaltend, daß ihnen jede Hoffnung auf eine Erhörung vergehen mußte. Bald sprach sie von Liebes- und Heiratsangelegenheiten wie von ganz fernliegenden Verhältnissen, die wohl fast alle andern Menschen angingen, aber niemals das geringste mit ihr zu tun gehabt hätten, noch je zu tun haben würden. Sie erreichte es, daß kaum jemand noch sie ins Bereich der Möglichkeiten zog, wenn Heiratspläne geschmiedet wurden, und behauptete, sie wäre auf dem besten Wege, eine vielbeneidete alte Jungfer zu werden, die unbehindert ihres Lebens und ihrer Freiheit genoß.

Agnes hatte zwar noch weniger als Mathilde zu tun und noch reichere Mittel, aber sie kam nicht zum gleichen ruhigen Lebensgenuß. Wohl stand auch sie an der Spitze gewisser Gesellschaftskreise, doch mehr solcher, in denen weniger klug geredet und mehr äußerer Pomp entfaltet wurde als zwischen den Freunden Mathildens. Immerhin war sie so in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit fand, weder häufige Besuche bei den Verwandten zu machen noch sich recht um ihren Sohn zu bekümmern. Mathilde behauptete allerdings, daß sie ihrem Sohne auch überlegterweise keine größere Wohltat erweisen könnte, als daß sie ihn, wie jetzt aus Gedankenlosigkeit, der Hut seiner Wärterin überließ. Denn das Talent zur Kindererziehung gehörte auch zu jenen wenigen, die ihr versagt geblieben wären.

Theresen taten solche Reden weh, und sie sagte einst zu Mathilde, daß ihr diese Schärfe das freundliche Bild trübte, das sie im nahen Verkehr von ihr gewönne. Da fing Mathilde an, bitterlich zu weinen. „Therese, ach, ich Unglückselige!“

Therese legte die Hand auf Mathildens Arm: „Mußte denn alles so kommen?“ fragte sie sanft.

„Ich habe zu spät gemerkt, daß ich ihn liebte. Wir spielten zusammen Klavier, oft, — — ich war darüber so glücklich. Aber ich wußte es nicht. Und dann riß sie ihn an sich, — sie, — sie, — sie mit ihren frechen Händen! — — —“

„Warum hast du Agnes nicht gesagt, wie alles stand, solange es noch Zeit war? Ihre Liebe konnte im Anfang nicht tief sein, sie wäre sicher zurückgetreten.“

Mathilde senkte den Kopf. Dann hob sie den Blick wieder, sah Therese starr an und sagte: „Ich habe sie auf meinen Knien darum gebeten.“

Therese verstummte.

„Weißt du, was sie mir sagte?“ fuhr die andre fort. „Mein großartiger Verzicht auf Onkel Julians Geld schien mir leid geworden zu sein, aber ich

wäre zu spät zur Vernunft erwacht! — O Gott! Ja, wenn ich ihr sofort einen andern Mann hätte herbeischaffen können! Ja, dann wäre sie vielleicht zurückgetreten! Aber so! — O, wie ich sie hasse, sie, dieses Weib, — hasse. Aber sie hat keinen Segen von ihrem verfluchten Geld, die Genugtuung habe ich wenigstens! — Und was hat sie aus ihm gemacht: aus ihm, aus Sebald! Er war mein Abgott — ich habe es nur nicht gewußt."

Therese schwieg; was konnte sie zu solchem Jammer sagen?

Mathilde sprach weiter: „Wenn er mit ihr glücklich geworden wäre, wollte ich mich zufrieden geben. Aber er ist gewöhnlicher geworden, — ja, — und er ist ihr auch nicht treu. Er hat eine Geliebte und ist oft bei ihr, und sie wird auch ein Kind von ihm haben, — sie ist ein ganz obskures Geschöpf, nur niedlich, weißt du, weiß und weich und blond, — eine frühere Ladenmamsell. Dumm ist sie und ganz ungebildet. Und an eine solche hat er sich weggeworfen: Aber warum war ich wie vom bösen Geist angetan! — Ich habe manchmal gedacht, im Anfang, daß ich ihn an mich locken sollte. Es hätte mir wohl glücken können, ich kenne ihn so gut und weiß ihn zu nehmen, und er ist so eindrucksfähig. Aber ich hab's nicht gekonnt. Gerade, weil ich ihn liebte, konnte ich keine Künste gegen ihn gebrauchen. Ich mußte mich in seiner Gegenwart nur beherrschen, daß nicht all mein Jammer losbrach. Nein, ich sehe ihn lieber so wenig wie möglich."

„Siehst du," fuhr sie finster fort, „wenn Tote verflucht werden können, — Onkel Julian, den habe ich verflucht! Ich habe sein Geld angenommen, nun ja, es wäre ja ein noch größerer Wahnsinn gewesen, es zurückzuweisen. So könnt ihr oder eure Kinder es noch einmal bekommen. Aber ich hasse das Andenken dieses alten, gemeinen, boshaften Lumpen, — wie ich es hasse, schlimmer als die schlimmste Sünde. Wenn damals dieses absurde Testament nicht gekommen wäre, dann hätte ich Sebald bekommen, ich weiß es. Langsam wäre zwischen uns die Erkenntnis aufgewachsen, was wir einander bedeuten. Aber dieser Gemeinheit war nur eine Seele wie Agnes gewachsen."

„Mathilde!"

„Ich weiß," sagte sie, „ich erniedrige mich selbst durch solche Reden. Aber ich will es sagen. Ich möchte rasen, wüten, gegen sie, gegen mich. Ich will sie gemein finden, ich will sie hassen, herabsetzen, — ich, — — ich — —"

Die Stimme versagte ihr. Sie schüttelte den Kopf wie im Krampf und wandte sich ab.

Mitten in ihrer Teilnahme, die ihr das Herz angstvoll schlagen ließ, überkam Therese doch der Gedanke: „Herr Gott, Mathilde, es ist nur ein Glück, daß du nicht Titus liebst."

Da mußte Mathilde trotz ihrer Verzweiflung lachen. „Nein," sagte sie, „auf den Gedanken wäre ich nie verfallen. Ihr zeigt der Welt denn doch zu deutlich, daß ihr alle andern Menschen außer euch nur wie Nebelflecke ansieht. Aber das ist desto besser für euch und wird auch dauern."

„Du wirst dich auch verheiraten, Mathilde."

Sie schüttelte den Kopf: „Oha, sie sind mir gräßlich, die Männer; sie sind alle gemein."

Thereſe lächelte.

„Dein Titus natürlich ausgenommen," ſetzte Mathilde hinzu und lächelte auch.

Thereſe erwartete um dieſe Zeit ihr zweites Kind. Es ging ihr nicht ſo gut wie vor der Geburt des erſten; ſie mußte viel liegen und hatte mitunter arge Beſchwerden.

An den langen Vormittagen, wenn Titus in der Fabrik war und über der kleinen Wohnung Stille brütete, — höchſtens, daß das Bübchen mit ſeinen Bauklötzen klapperte oder mit den Tieren ſeiner Arche Noah plauderte, ſie abwechſelnd ſchalt und liebkoſte —, da lag Thereſe auf ihrem Bett, und ihre Gedanken gingen lahmen Gang. Sie zerbrach ſich den Kopf, wie ſie Geld verdienen könnte. Es war ihr ſchwer, das Meiſte, was ſie zum Leben brauchten, von Titus zu fordern und anzunehmen. Sie hatten bisher ſtets genug gehabt. Die Zahl der Schülerinnen, denen ſie Stunden gab, hatte ſich vermehrt; ſie durfte auf dieſen Erwerb mit Sicherheit rechnen; Titus' Gehalt ſtieg von Jahr zu Jahr. Aber nur eine tägliche ſtrenge Selbſtbeherrſchung machte ein Auskommen mit ihren Einnahmen möglich. Sie mußten ſo ſparſam ſein, daß ſie keinen noch ſo berechtigten Wunſch, deſſen Erfüllung Geld koſtete, in ſich hochwachſen ließen und die Ausgaben für den Bedarf auf das knappe Maß des Notwendigſten beſchnitten. Noch ertrug Titus ſein eingeengtes Leben mit Freudigkeit, als ob er an keines Königs Los mit ſeinen Wünſchen taſtete. Aber wenn ſein Feuer einmal nicht mehr aus ſeiner liebreichen Natur heraus Nahrung ſog? Wenn er aus ſeinem goldnen Traum aufwachte, ſich umſah und die Ärmlichkeit und Kahlheit ſeines äußern Lebens erkannte? Sie konnte leidend bleiben, was wurde dann?

Sie ſeufzte ſchwer.

Das Bübchen hatte zu ſpielen aufgehört, kam mit leiſen Schritten über die Diele gelaufen, reckte ſich an dem Bett in die Höhe, tippte ſeiner Mutter auf die geſchloſſenen Augenlider und ſagte freudig: „Nicht ſchlafen, Mutterle."

Thereſe ſah ihn an; er wollte zu ihr hinaufklettern, verſuchte es ein-, zweimal, bis er abließ und die Arme ausſtreckte: „Mutterle, hoch." — Thereſe nahm ihn zu ſich herauf; er drückte ſein kleines Geſicht an ihre Wange, verkroch ſich feſt und warm in ihren Arm und ſchlief tiefatmend ein. Nach einem Weilchen wachte er auf, erklärte lächelnd: „Nun nicht mehr ſchlafen," und ruhte nicht eher, bis ſeine Mutter aufſtand. Sie ſetzte ſich an ihre Näharbeit, gab dem Bübchen auch einen Fetzen dünnen Stoffs mit einer ſtumpfen Nadel und einen Faden, und er ſaß und zog eifrig die Nadel durch das Zeug und wies ſeinem Vater nachher glückſtrahlend ſein Wunderwerk: „Haube für Mutterle!"

Ihrem Manne gegenüber glückte es Thereſe zumeiſt, ihr Gleichmaß zu behaupten. Eines Abends aber kam Titus aus der Fabrik nach Hauſe und wunderte ſich, die Fenſter des Wohnzimmers dunkel zu ſehen. Er hatte es noch niemals erlebt, daß Thereſe bei ſeiner Rückkehr nicht daheim war und die Zimmer nicht erleuchtet hielt. Er ward betroffen und ängſtlich und lief ſchnell die Treppe hinauf und trat ins finſtre Wohnzimmer. „Thereſe?" fragte er halblaut.

„Ja," sagte sie mit bedrückter Stimme vom Sofa her.

Seine Angst löste sich, aber eine Gereiztheit blieb zurück, und er sagte ärgerlich: „Warum sitzest du denn im Stockfinstern? Ich dachte, es wäre wer weiß was geschehen." Sie antwortete nicht. „Ist dir etwas?" fragte er ungeduldig. „Nein," sagte sie. Er suchte nach Streichhölzern, um Licht zu machen, und konnte sie nicht finden und stieß sich im Dunkeln und ward immer ärgerlicher und fluchte leise vor sich hin.

Endlich konnte er die Lampe anstecken, da sah er Therese auf dem Sofa sitzen. Sie stand auf und ging zur Tür und sagte: „Entschuldige, daß ich dich ins Dunkle tappen ließ." — Sie hatte in der Küche zu tun, während Titus zu dem Kleinen ging, ein Weilchen mit ihm spielte und ihn dann zu Bett brachte, wie er fast alle Abende tat. Er blieb noch bei ihm sitzen, um ihm eine Geschichte zu erzählen, und vergaß seine Verstimmung beinahe, bis sie ihm beim Essen wieder auf das Herz fiel. Denn es war das erstemal in seiner Ehe, daß ein Schatten zwischen ihn und seine Frau trat. Therese war aber so ruhig und gelassen, daß er nicht recht wußte, wie er über seine Unfreundlichkeit zu ihr reden sollte.

Therese ging bald, um sich zur Ruhe zu legen; Titus folgte ihr nach kurzer Zeit und fand sie schon im Nachtkleid auf dem Rande des Bettes sitzen und vor sich hinweinen. Er erschrak, denn er kannte keine Tränen bei seiner so still beherrschten Frau. Er kam zu ihr und nahm sie in seine Arme und küßte sie und flüsterte: „Habe ich dich gekränkt? Sei mir nicht böse, aber ich hatte mich so geängstigt, als ich alles dunkel sah."

Sie schüttelte den Kopf und weinte fort. „Es ist nicht das," sagte sie endlich.

„Was denn? Therese, du, sag es mir doch, was hast du?" Sie antwortete nicht. „Fürchtest du dich?" fragte er fast unhörbar. Wieder schüttelte sie den Kopf. „Ich beinahe," sagte er, „wenn ich denke, es sollte werden wie das erstemal, — Herr Gott, — — mir ist, als hätte ich damals ein Erdbeben durchgemacht."

„Es wird schon nicht wieder so werden," sagte sie kläglich, „es geht mir ja jetzt so schlecht." Sie faßte ihn fester um. „Ach Titus," sagte sie und schluchzte tief auf, „siehst du, du mußt dich sorgen und plagen und einschränken und bist doch für die Weite und Freiheit geboren. Und wenn es damals schneller gegangen wäre, dann hättest du das Geld bekommen. Und wenn mich dein Vater nicht geschont hätte, dann hätte es schneller gehen können, — und — und — ja, und so bin ich doch schuld daran, daß du dich so quälen mußt."

„Weißt du, Therese," sagte er erstaunt, „solche Überspanntheiten hätte ich dir nie zugetraut. Und ich dachte, ich kennte dich. Aber nun komm, lege dich hin, und liege ganz ruhig. So. Bist du nun wieder vernünftig?"

Sie mußte lachen, als er in einem Ton wie zu einem kleinen Kinde zu ihr sprach, und legte sich zufrieden in die Kissen zurück. Er beugte sich über sie. „Ich werde mich von dir scheiden lassen und eine Millionärin heiraten," sagte er, „das wird dich hoffentlich beruhigen."

„Ach, du bekommst keine," sagte sie unter Tränen lächelnd.

„O, nachdem ich durch deine Erziehung gelaufen bin, doch," versicherte er.

Er nahm ihr Gesicht behutsam zwischen seine Hände. „Meine kleine Therese, es muß dir sehr schlecht gehen, wenn du auf solche Dummheiten verfällst. Was soll man da nur machen?"

Und er küßte und streichelte und tröstete sie. Und sie gab sich dem ungewohnten süßen Sichgehenlassen mit Erleichterung hin und lag still mit geschlossenen Augen, mit einem Lächeln auf dem Gesicht, als wäre jeder Wille und jeder Gedanke in ihr erloschen und nur die beseligende Gewißheit übrig geblieben, daß sie dem vereint war, der sie liebte wie sie ihn.

Die Geburt ging diesmal leichter und schneller vonstatten. Therese brachte ein Mädchen zur Welt, ein lebhaftes kleines Ding, dem nichts von dem schweren Sinn anzumerken war, der vor seiner Geburt bisweilen auf seiner Mutter gelastet hatte. Es wurde Alvid genannt.

„Sie ist genau so zapplig wie du," sagte Therese lächelnd zu ihrem Mann, wenn das Kind beim Wickeln mit seinen kleinen Armen und Beinen so kräftig nach allen Seiten zugleich fortstrebte, daß Therese fürchtete, es würde ihr vom Tische fallen, und sich vier Hände wünschte, um es besorgen und festhalten zu können.

Die Kleine blieb auch sonst nicht so ruhig wie das Brüderchen, geriet leicht in Zorn, wenn ihr Wille nicht sofort befolgt wurde, und schrie sich blaurot. Aber sie war auch schnell wieder besänftigt, lachte, während noch dicke Tränen auf ihren Wangen standen, und griff nach allem, was ihr gefiel, sei es nun der Mond oder ihrer Mutter Finger.

Therese betrachtete sie lächelnd und sagte: „Sie ist eine echte Seltsam."

„Hast du etwas dagegen?" fragte Titus ein bißchen spitz.

„Nein, durchaus nicht. Ihr seid ja begabte Leute."

„Aber — —?" fragte Titus. „Sag's nur ruhig, du hast doch deinen großen Vorbehalt."

Therese zögerte, dann sagte sie halb lachend: „Ihr Seltsams tut immer nur, was euch gefällt."

„Aber Therese!" sagte Titus ganz erschüttert, „das denkst du wirklich? Auch von mir?"

Sie stand vor ihm und faßte zärtlich seinen Kopf. „Ja, auch von dir. Aber du bist so gut, daß dir nur das Gute gefällt."

Titus war sehr entzückt von seiner Tochter, behauptete, sie wäre ein Wunder von Auffassungsfähigkeit, und schleppte sich viel mit ihr. Therese meinte endlich, daß er seinen Sohn vernachlässigte, und daß das Bübchen es merkte und sich darüber grämte. Da holte ihn sein Vater heran, ließ ihn auch das Schwesterchen, seine kleinen Finger und Zehen, sein rundes kahles Köpfchen bewundern, und suchte ihm klarzumachen, daß er es in allen Fährnissen beschützen müßte! Und der Kleine sah ihn zuversichtlich an und versicherte: „Wenn Schwesterchen artig ist, werde ich sie nie hauen, und wenn Leute sie hauen, werde ich die hauen."

„Das tue, mein Sohn," sagte Titus, „dann bist du brav."

Titus und Therese gingen nicht oft aus, hatten aber häufig Gäste. Titus der Alte kam, Mathilde, die bei der Kleinen Pate gestanden hatte und sie bis

zur Vergötterung liebte, besuchte sie fast alle Tage, und manche Freunde von Titus und Therese aus alter und neuer Zeit fanden sich herzu. Therese ließ sich durch unerwartete Tischgenossen nicht aus der Fassung bringen, sondern bot freundlich an, was sie geben konnte, und machte sich das Herz nicht schwer mit Gedanken darüber, daß es nicht viel war. Sie war der Ansicht, daß alle äußeren Dinge mit geringer Wertschätzung zu behandeln wären, sie mußten in Ordnung besorgt werden, sonst störten sie, aber wichtig waren sie nicht. Nachdem Therese ihr körperliches Wohlbefinden wiedererlangt hatte, wurde ihr auch wieder Spannkraft genug, um äußere Sorgen von sich zu weisen und sich mit der Zuversicht zu trösten, daß ihr Einkommen bisher ausgereicht hätte, und daß die Zeiten sich anließen, als wollten sie eher besser anstatt schlechter werden.

Agnes sah allerdings auf die Bescheidenheit der beiden mit einigem Lächeln herab. Als sie eines Sommernachmittags bei Therese im Garten saß, da meinte sie, daß sie nicht begreifen könnte, wie Therese ein so stilles Dasein aushielte, ohne sich unerträglich zu langweilen.

Therese lächelte. „Ich habe noch nie gefunden, daß große Gesellschaft ein leeres Leben ausfüllen konnte."

„Aber was fangt ihr an den langen einsamen Abenden an, du und Titus?"

„O, immer sind wir nicht allein. Titus kennt viele Menschen und hat sie manchmal gern im Hause. Und wenn wir allein sind, ist's desto schöner. Wir gehen spazieren, oder ich lese Titus vor."

„Du verwöhnst deinen Mann namenlos," behauptete Agnes.

„Wir gehören doch zueinander," sagte Therese.

„Wenn ich denke, Sebald und ich sollten beieinander sitzen und uns vorlesen? Nein, für solche Idyllen sind wir nicht geschaffen!"

Ihr Ton verdroß Therese, und sie sagte kühl: „Ich denke manchmal, die meisten Menschen füllen ihr Leben mit Hast und Aufregung aus, weil es ihnen nur eine Zeit der Spannung ist, die möglichst schnell hingebracht werden muß, während sie auf ein unbestimmtes, kommendes Glück als auf die Erfüllung ihres Lebens warten. Ich kann mir nichts Schöneres wünschen, als was ich habe; darum darf ich die gegenwärtige Stunde ruhig genießen."

„Ja," erwiderte Agnes, „du hast eine beneidenswerte Gemütsruhe, und Titus war immer zufriedenen Herzens!"

Thereses Kinder spielten in einiger Entfernung, zuerst in voller Eintracht. Agnes hatte für die Kleine eine Puppe und für Herwig aber einen Hampelmann mitgebracht. Nach einem Weilchen kam Herwigs Geschenk der Schwester interessanter vor als das eigene; sie warf es fort, streckte die Hände aus und sagte mit süßem Lächeln: „Haben, Wiele." Wiele war ihr Name für das Brüderchen. Er überließ ihr großmütig sein Eigentum, und als sie die Fäden verwirrte und der Hampelmann nicht springen wollte, griff er zu, um zu helfen und zu weisen, wie man's macht. Sie verstand seine Bewegung falsch, dachte, er wollte ihr das lustige Spielzeug wegnehmen, fuhr damit hinter ihren Rücken und riß ihm dabei den Kopf ab. Das war auch der Ritterlichkeit des Brüderchens zuviel. Er faßte den Hampelmann und schlug ihn ihr schwipp schwapp um die Ohren. Sie bäumte sich auf, als ob sie sich

auf ihn stürzen wollte. Er mochte ihr aber zu gewaltig vorkommen, so daß sie es vorzog, in ein lautes Geschrei auszubrechen und zu ihrer Mutter zu flüchten: „Wiele hat mich gehauen.“ Das Brüderchen stand vor der Mutter, sah sie mit verzweifelten Augen an, in denen die Tränen glitzerten, und sagte rauh: „Sie hat meinen Mann kaput gemacht.“

Therese setzte ihre Tochter auf die Erde und sagte zu ihr: „Das war sehr unartig; er gehört Wiele.“ Dann nahm sie den Rumpf und den Kopf des Gemißhandelten auf und meinte zu ihrem Sohn: „Du darfst Schwesterchen nicht prügeln, sieh mal, sie ist noch klein und dumm. Vater wird deinen Mann wieder ganz machen.“ Sie strich dem Bübchen über den Kopf. Es stand noch eine Weile und trollte sich dann seinem Spielplatz zu, während das kleine Mädchen auf den Schoß der Mutter kletterte, ihr schmelzend unter langbewimperten Lidern zublinzelte und an den Knöpfen ihres Kleides zu spielen begann.

„Ich bewundere deine Geduld mit den Kindern,“ sagte Agnes. „Wenn Julian bei mir zu schreien anfängt, werde ich so nervös, daß ich ihn am liebsten prügelte.“

„Dann schreit er doch erst recht.“

„Ach, dann werfe ich ihn hinaus.“

„Dazu ist unser Haus zu klein,“ lächelte Therese. „Titus hat eine viel leichtere Art als ich mit den Kindern umzugehen,“ setzte sie hinzu. „Wenn er jetzt nach Hause kommt, bringt er erst den geköpften Hampelmann in Ordnung und nimmt dann das eine Kind auf sein rechtes und das andre auf sein linkes Knie und küßt sie und lacht mit ihnen, und nach fünf Minuten hat er sie so weit, daß Alvid großmütig den Hampelmann an Herwig zurückgibt, und er ihr verspricht, sie nicht wieder zu ‚hauen‘!“

Agnes stand auf. „Ich kann leider auf Titus nicht warten,“ sagte sie, „ich habe heute noch viel zu erledigen.“

Sie stieg in ihren Wagen, der vor der Tür hielt, lehnte sich zurück und dachte: „Die arme Therese! Wie eng ihr Gesichtskreis geworden ist. Ihr drittes Wort ist Titus! Ich glaube, sie ist noch heute in ihn verliebt. Aber natürlich, wenn man nur vier kleine Stuben hat!“

Therese ging gedankenvoll in ihr Haus zurück. Die Besuche der Cousine ließen immer einen feinen Stachel in ihrer Seele aufstehen, als ob das Gedenken an das Unrecht, das ihrer Meinung nach ihrem Manne widerfahren war, sich leise zu regen beginne.

Als die Kinder ins lernpflichtige Alter kamen, unterrichtete Therese sie selbst, und ließ sie erst nach einigen Jahren zur Schule gehen. Danach kam eine Leere in ihr tägliches Leben, und sie klagte ihrem Manne zuweilen, daß sie nicht genug zu tun hätte. „Ich wünschte, ich könnte dir helfen,“ sagte sie.

„Ja, und ich könnte deine Hilfe gebrauchen.“

Titus war in der Fabrik, in der er angestellt war, dem Direktor untergeordnet worden. Doch der Direktor ward alt, und die Leitung aller Dinge lag in Wahrheit schon längst in Titus' Händen, ohne daß er die entsprechende Stellung und Besoldung hatte. Das verdroß ihn, besonders, da der alte

Mann seine Anordnungen nicht selten durchkreuzte und verwirrte. Titus schonte seinen Eigensinn, soweit er konnte. „Er war einmal ein bedeutender Mensch," sagte er zu Therese, „aber jetzt ist er alt, grämlich und eng. Es ist jammervoll zu sehen, wie er herunterkommt. Mir wäre nichts schrecklicher, als ein Alter zu erleben, das die Erinnerung aller früheren Kraft auslöscht."

Zuletzt war beim besten Willen nicht mehr mit dem wunderlichen Alten auszukommen. Titus wußte sich nicht anders zu helfen, als bei den Besitzern der Fabrik um seine Entlassung nachzusuchen. Eine andre Stellung hätte er leicht gefunden. Aber die Eigentümer der Fabrik wußten gut genug, was sie an ihm hatten, und begannen Unterhandlungen mit ihm. Er erklärte sich damit zufriedengestellt, als beigeordneter Direktor neben dem ersten zu wirken. Der Alte ward aber über die Zumutung, einen andern neben sich zu dulden, so aufgebracht, daß er um seine Pensionierung nachsuchte und sich verbittert ins Privatleben zurückzog, indem er behauptete, er wäre durch die Intrigen dieses jungen Strebers zur Abdankung gezwungen worden.

Die ganze Angelegenheit verstimmte Titus sehr. Ihn tröstete nur die Notwendigkeit im Verlaufe der Dinge.

Bald aber siegte die Freude über das breitere Leben, das sich ihm öffnete. Er konnte ungehindert in der Fabrik schalten, konnte die Pläne ausführen, die ihm am Herzen lagen. „Ich habe gar nicht gewußt, daß Regieren so gut schmeckt und so klug macht," sagte er zu Therese.

Die Wohnung, besonders der Garten im Puppenhäuschen waren längst zu eng geworden. Titus mietete nun ein andres Haus mit einem weiten Garten, in dem er sogar sein Ideal, Luftbäder zu nehmen, verwirklichen konnte. Er richtete auch ein Laboratorium für sich ein, um jederzeit eigne Versuche anzustellen, und fragte Therese, ob sie ihm helfen wollte. Sie errötete vor Freude, hielt es aber für ihre Pflicht, einzuwenden, daß ihm ein gelernter Chemiker ganz andre Dienste als sie leisten würde. „Ja, aber wir kennen uns, und du weißt, was ich meine, ohne daß ich's zu sagen brauche," entgegnete Titus.

Therese ward nun wirklich seine Gehilfin. Sie setzte sich in stillen Stunden auch allein hin, um sich allerlei Kenntnisse anzueignen, und ihrer Mühe gelang es binnen kurzem, ihrem Mann so schnell und sicher in die Hände zu arbeiten, wie sie es von sich erwartete. Sie ward dieser Stunden besonders deshalb froh, weil sich in ihnen eine unbedingte Überlegenheit ihres Mannes offenbarte. Denn in einem letzten Winkel ihres Herzens schämte sie sich fast der täglich erneuten Wonne, die sie in ihrer Ehe empfand, und nahm jede Bestätigung ihres Anbetungsrechts mit Dankbarkeit auf.

Die veränderte Lebenslage brachte eine Erweiterung des Verkehrskreises mit sich; Titus und Therese nahmen auch jetzt nicht an großer Geselligkeit teil, aber sie mußten mancherlei Leute einladen, mit denen Titus geschäftliche Beziehungen unterhielt. Therese stand dem größeren Hauswesen mit vieler Anmut vor. Titus behauptete, sie hätte ein solches Talent zur feinsten Repräsentation, daß es sich nur in der Stellung einer Königin oder mindestens der Frau eines Ministers oder eines kommandierenden Generals erfüllen

könnte, und Mathilde sagte, Therese bewiese, wie reiche Mittel entfaltet werden könnten, ohne das Leben protzenhaft oder oberflächlich werden zu lassen.

Therese lachte zu solchen Lobeserhebungen. Je mehr ihr das Leben und die Menschen, die sie liebten, von der Erfüllung ihrer Herzenswünsche spendeten, desto demütiger schien sie werden zu wollen. Stimmungen, die sie früher nie gekannt hatte, wandelten sie jetzt manchmal an, wie die zitternde Angst, daß ihr Glück zu groß wäre und nicht dauern könnte.

Die Kinder genossen die größere Bewegungsfreiheit der neuen Verhältnisse jubelnd. Herwig war ein schöner Junge, groß, fein und stolz, während Alvid wie ein lustiger kleiner, immer unruhiger Geist durch das Haus und den Garten sprang und es für selbstverständlich hielt, daß es ihr unter allen Umständen am besten erging.

Die Kinder hatten viele Freunde, die fast täglich zu ihnen kamen, besonders im Sommer, wenn sie im Garten spielen konnten. Unter den Gefährten war auch Julian, Sebalds und Agnes Sohn. Herwig und er besuchten von ihrem zehnten Jahre an dieselbe Schule, ja dieselbe Klasse, hatten auch oft die Plätze nebeneinander, da sie beide leicht lernten. Julian sah gut aus, wenn er auch nicht die strahlende Schönheit seines Vetters besaß. Er hatte einen dunklen Kopf mit klugen Augen und einen beharrlichen Mund. Sein scharfer Verstand bereitete ihm frühzeitige Schmerzen, da seine Kritik vor nichts zurückschreckte. Er konnte es auch nicht lassen, mit wenigen spitzen Worten in die Ideale andrer hinzustechen. So nannte er Herwig gern einen Mustersohn und einen Unschuldsengel. Dabei hegte er im Grunde seines Herzens eine heimliche Zärtlichkeit für den schlanken Jungen, den die Lehrer ebenso wie die Mitschüler liebten, und war stolz darauf, daß die feurige Alvid, der die meisten Kameraden huldigten, seine Cousine war.

Titus und Therese sahen dem nahen Verkehr der drei Kinder nicht ohne Bedenken zu; denn Julian hatte mit seinen dreizehn Jahren über die merkwürdigsten Dinge der Welt überraschende Ansichten und machte sich ein Vergnügen daraus, sie Herwig darzutun und ihn in Verwirrung zu setzen. Titus und Therese waren von Anfang an übereingekommen, den Kindern auf ihre Fragen nach allerlei natürlichen und wichtigen Dingen keine Märchen, sondern die schlichte Wahrheit zu sagen, damit die Kinder wie beiläufig und von ihren Eltern die notwendige Aufklärung erhielten und sicher sein dürften, daß sie ihre Eltern nach allem fragen könnten in der Zuversicht auf eine freundliche und wahrheitsgetreue Auskunft.

Sie hatten auch erreicht, daß sich die Kinder mit vollkommener Zutraulichkeit an sie wandten. Nun erzählte Herwig einmal seiner Mutter, daß Julian sehr lieblos von seinen Eltern spräche. Er nenne sie nur seine „Alten" und sagte, seine Mutter interessierte sich für ein neues Kleid mehr als für alle seine Erlebnisse, und sein Vater dächte auch, wenn er ihm Geld gäbe, täte er mehr als zuviel für ihn.

„Ja, Mutter, und dann hat Julian gesagt, als ich einmal sagte, wir wären beinahe Zwillinge, — weißt du, ich meinte, weil wir an einem Tage geboren sind, er nur morgens und ich abends, — ja, da hat er gesagt, deshalb

wären wir arm und seine Eltern reich, und wenn ich früher auf die Welt gekommen wäre, würde es umgekehrt sein."

Therese erschrak, aber sie faßte sich und sagte: „Möchtest du mit Julian tauschen?"

Ihr Sohn lachte. „Nun schon gar nicht!"

Da erzählte sie ihm die Geschichte von Onkel Julians Vermächtnis und setzte hinzu: „Wir sind damals sehr glücklich gewesen, als du uns geboren wurdest, und haben an das leidige Geld kaum gedacht. Und wir sind weiter glücklich geblieben, und du und deine Schwester, ihr seid unsre höchste Freude. Ich meine, wir brauchen niemanden um seinen Reichtum zu beneiden, nicht wahr, mein Sohn?"

„Ja, Mutter," sagte er, faßte sie um den Hals, küßte sie und sprang getröstet davon.

Eines Sonntagsmorgens war er mit seinem Vater ins Grüne geradelt. Sie kamen an einen kleinen See, der am Waldesrand in der goldenen Sonne lag. Der Tag war warm, ringsum war keine Seele zu erblicken. So kam ihnen die Lust zu baden. Nachher lagen sie am Abhang auf der weichen Wiese und ließen sich von der Sonne bescheinen. Herwig plauderte zuerst unablässig wie ein munteres Vögelchen. Allmählich ward er immer stiller und schwieg zuletzt ganz, so daß sein Vater leise fragte: „Schläfst du?"

„Nein," sagte Herwig, „Vater, ich muß immer an etwas denken."

„Woran denn?"

Er richtete sich auf und sah seinem Vater ins Gesicht. „Vater, denke dir, neulich hat Julian gesagt, er wüßte, sein Vater wäre seiner Mutter nicht treu. Er hätte schon lange eine andre Frau lieb, und die wäre eigentlich seine Frau, und Julian hätte ein paar kleine Geschwister, von denen die Leute nichts wüßten. Ihm hätte es mal ein Diener von ihnen erzählt, und es wäre sicher wahr. Und das sagte er so ganz ruhig und gleichmütig, und als ich ihn fragte, ob ihm das nicht schrecklich wäre, da lachte er bloß und sagte: „Ich werde doch nicht so dumm sein, mich über solche Sache aufzuregen. Das ist überall so, und dabei ist gar nichts Besonderes. Kein Mann ist seiner Frau treu."

Titus errötete. Aber er war so verdutzt über diese Eröffnungen, daß er nicht sofort etwas zu erwidern wußte. So fragte er nur: „Was hast du ihm denn darauf geantwortet?"

„Ich habe gesagt, es wäre nicht wahr, und es wäre eine Gemeinheit, daß er so etwas sagte." Er seufzte tief und sah seinen Vater an und fragte eindringlich: „Nicht wahr, Vater, du warst Mutter immer treu?"

Titus richtete sich auf, zog seinen Sohn zu sich heran und küßte ihn: „Ja, mein Junge, darauf kannst du dich verlassen, ich war ihr immer treu." Er schwieg eine Weile und sagte dann lächelnd: „Könntest du dir denken, daß mir neben deiner Mutter eine andre Frau gefiele?"

Herwig lachte auch: „Nein, Mutter ist die schönste Frau."

„Ja," sagte Titus, „und sie ist auch eben so klug und gut wie sie schön ist."

Sie lagen wieder still nebeneinander. Titus gingen allerlei Gedanken durch den Kopf. Er erwog, ob er mit Julian sprechen und ihm solche Aufklärungen verbieten sollte. Aber er zögerte, an etwas zu rühren, was ihm Herwig im tiefsten Vertrauen mitgeteilt hatte. Er zweifelte auch, ob seine Vorhaltung etwas nützen würde. Am Ende verhöhnte Julian Herwig noch als einen Angeber.

Er konnte dem Jungen kurzerhand sein Haus verschließen. Aber dann waren Auseinandersetzungen mit Sebald unausbleiblich, und sie wollte er vermeiden. Auch hielt er Julian trotz aller Verwilderung für keinen bösartigen Jungen, der seinen Kindern wirkliche Gefahr bringen würde. Und er konnte seinen Jungen nicht in Watte wickeln. Was ihm Julian heute nicht sagte, erfuhr er morgen von einer andern Seite. Es kam nur darauf an, daß sein Herz so sicher war, um durch solche Erfahrungen nicht in Verwirrung zu geraten.

„Siehst du, mein Junge," fing er an, „Julian muß dir sehr leid tun. Zu Hause kümmert sich niemand so recht um ihn; er hat nicht das Gefühl, daß ihn jemand sehr lieb hat und immer an ihn denkt. Und da geht er zuviel mit Leuten um, die wenig Gutes von der Welt glauben, weil sie selber nicht ganz gut sind. Von denen hört er solche dumme und falsche Dinge, wie er sie dir erzählt hat. Es kommt wohl vor, daß ein Mann seiner Frau nicht treu ist. Aber das kommt daher, weil sehr viele Männer und Frauen einander heiraten, die nicht zusammen passen und die auf die Dauer nicht gern miteinander leben. Sie werden dann unglücklich und sind sehr zu bedauern. Doch viele, viele, die haben sich lieb und sind zufrieden, daß sie einander haben. Und wenn du erwachsen bist und heiratest, dann mußt du eine Frau suchen, die du so lieb hast wie ich deine Mutter und die dich auch sehr liebt und versteht. Dann wirst du ihr sicherlich treu bleiben."

Herwig nickte und lächelte und war beruhigt.

Als Titus Therese von dem Gespräch erzählte, ward sie aufgebracht und wollte Julian nicht mehr sehen. Doch Titus' Gründe leuchteten ihr ein; nur meinte sie, so ganz ohne Erwähnung dürften sie solche Reden nicht hingehen lassen. Das gab Titus zu. Er hätte auch gerne gesehen, was aus dem Jungen heraus käme, wenn jemand bei ihm in die Tiefe grübe. So sprach er zu gelegner Zeit gütig und ernsthaft mit Julian, sagte ihm, was er gehört hatte, und stellte ihm vor, daß er viel zu stolz und verständig sein müßte, um seines Vetters arglose Seele zu verletzen. Er wäre klug genug, um zu wissen, wie einseitig und übertrieben seine Reden wären.

Dem Jungen stürzten die Tränen aus den Augen. „Aber es ist alles wahr, was ich Herwig erzählt habe," sagte er, „und mein Vater ist doch auch nicht bloß so ein gewöhnlicher Mann."

Titus empfand die Schwierigkeit, dem vernachlässigten Kinde von seinen Eltern zu sprechen. Endlich sagte er: „Ich bin mit deinen Eltern aufgewachsen und kenne sie genau und weiß, wie gute und kluge Menschen sie sind, und dein Vater war immer ein sehr guter Freund von mir. Du bist ein großer Junge und weißt schon vieles, — siehst du, ich glaube, deine Eltern

haben zuerst nicht gemerkt, daß sich allerlei Äußerlichkeiten zwischen sie drängten, und haben nicht recht aufgepaßt, und da sind ihnen diese Nebendinge zu groß geworden und haben einen Spalt zwischen ihnen aufgetan, über den sie nicht mehr hinüber konnten. Suche deinen Vater recht lieb zu haben, das wird ihm und dir gut tun."

Julian sah finster vor sich hin, erwiderte aber nichts. Zum Schlusse versprach er Titus mit Handschlag, Herwig nicht mehr vorsätzlich zu beunruhigen. Er hielt sein Versprechen, und Herwig sagte seinem Vater lächelnd: „Vater, Julian ist nun auch ganz begeistert von dir. Er hat gesagt, du wärest großartig."

Titus reiste mit seiner Familie jedes Jahr fort, ans Meer oder ins Gebirge. Einstmals — Titus und Therese waren fast fünfzehn Jahre lang verheiratet — kam Titus der heftige Wunsch, mit seiner Frau allein zu reisen. Therese wollte zuerst die Kinder nicht zurücklassen, aber Mathilde nahm sie zu sich.

Sie reisten ins Hochgebirge. In der hellen Luft, zwischen den weißen Bergen waren sie sehr glücklich. Lächelnd meinte Therese, wie es denn im Himmel werden sollte, da sie vollkommenes Glück schon hier genössen. Titus' Liebe flammte zu jünglingshafter Zärtlichkeit auf, so daß Therese sagte: „Ich glaube, es schickt sich nicht, nach fünfzehnjähriger Ehe noch so verliebt zu sein."

„Ach," sagte Titus, „dafür kann ich nichts. Das ist deine Schuld. Warum bist du so schön. Siehst du, ich bin etwas dick geworden in diesen fünfzehn Jahren. Aber du hast dich gar nicht verändert, oder doch, schöner bist du geworden, viel, viel schöner und liebreizender. Ach, du, du mein Glück, meine Wonne. Ich danke dir für alles, was du mir gabst. Ich muß es dir sagen, laß mich. Durch dich ward ich ein glückseliger Mensch."

Therese lehnte lächelnd, selig in seinem Arm, aber sie flüsterte doch: „Du sollst nicht so sprechen. Ich habe Angst, als weckteſt du damit etwas, das nur schläft."

Sie genoß jede Stunde mit einer Herzensglut, als wäre es die letzte, deren Wonne sie für immer in ihre Seele trinken wollte, und ihr deuchte, als liebte sie ihren Mann mit einer Liebe, die so groß war, daß sie sich vor ihr fürchten müßte.

Diese Reise war für Therese wie der Himmelsglanz, in dem nach einem wundervollen Tage die Sonne versinkt. Danach kam die Dämmerung und dann die Nacht über ihr Leben.

Sie waren kaum zurückgekehrt und hatten sich des Wiedersehens mit den Kindern gefreut, als Titus krank wurde. Die Krankheit kam zuerst mit harmlosem Ansehen, nur ward Titus sofort sehr schwach. Therese pflegte ihn mit zarten Händen, und er ließ sich ihre Hut gefallen, als wäre es ein kleines Kind, das nichts zu tun noch zu denken hätte, sondern hilflos, aber unsagbar zufrieden in seiner Mutter Händen lag. Dann befiel ihn anhaltendes hohes Fieber, um ihn nicht mehr loszulassen.

Therese erkannte zuerst die Todesgefahr über ihm. Sie sprach zu niemandem ein Wort über ihre Furcht, aber ihre Stirn ward finster und ihr Blick ge-

spannt wie von schlafloser Angst. Sie wich kaum von seinem Bett; ihre Sorge führte um sie und ihn gleichsam eine Wand auf, die sie beide von aller Welt absonderte. Ihm kam es niemals zum Bewußtsein, daß er sterben müßte. In seinen Fieberphantasien erstanden ihm freundliche Träume. Bilder aus seiner Kinderzeit stiegen herauf, er sprach von seinem Vater, von seiner längst verstorbenen Mutter, von dem Vetter und den Cousinen. Aber immer versank alles andre vor Theresens Gestalt. Er nannte ihren Namen in lauter und leiser Zärtlichkeit, sprach von ihr in Verbindung mit kleinen Begebenheiten, von denen sie mitunter nichts mehr wußte, weil sie ihnen keine Bedeutung beigemessen hatte. Auch die Bilder seiner Kinder kamen zu seinem Geiste, aber nicht klar; sie verschmolzen mit den Gestalten derer, die mit ihm klein gewesen waren.

Zuletzt geriet er in so schwere Erstickungsnot, daß Therese, die ihn in ihren Armen aufrecht hielt, mehrmals tief und schwer aufstöhnte und ihn, als er stiller wurde, fast mit einem Seufzer der Erleichterung in die Kissen sinken ließ, trotzdem sie wußte, daß nun das Ende kam.

Dann war er tot und lag kalt und gerade auf seinem Bett, und die Erhabenheit der vollkommenen Ruhe war um ihn, die jedes irdische Verlangen von ihm abzuwehren schien.

Da war es, als ob auch Therese erstarrte. Sie saß neben ihm, hielt seine Hand und sah ihn an, unausgesetzt, immer noch mit der gleichen Spannung im Ausdruck, als wartete sie auf ein Zeichen von ihm.

Mathilde und Titus der Alte suchten sie zu bewegen, daß sie sich zur Ruhe legte. Sie erhob sich auch mechanisch und warf sich auf ihr Bett. Aber schon nach einer Stunde saß sie wieder an ihrem Platz wie vorher. Sie ließen sie gewähren, und ihr Schwiegervater meinte, daß sich endlich die körperliche Erschöpfung geltend machen und sie zur Ruhe zwingen würde. Aber sie blieb aufrecht. Er trat zu ihr und sagte ihr sanft, sie müßten Titus in den Sarg legen. Da schüttelte sie den Kopf: „Er geht euch nichts an; er war nur mein."

Dem Schwiegervater brach fast das Herz, als er sie so neben dem Toten sah, und zum ersten Male erwuchs ihm ein Verständnis für die ausschließliche Leidenschaft, mit der sein warmblütiger Sohn an dieser anscheinend so kühlen Frau gehangen hatte. Ihre Trauer war so riesengroß, daß den andern der eigene Schmerz fast unberechtigt vorkam, als hätte der Abgeschiedene wirklich nur ihr allein gehört.

„Kind," fragte der Vater, „worauf wartest du?"

„Er muß mir doch ein Zeichen geben, daß ich ihm nachkommen darf," flüsterte sie.

Der Alte erschrak. Nichts war natürlicher, als daß sie in ihrem Nervenzustand solches Zeichen in Wirklichkeit sah, und was sollte dann werden? „Therese, du mußt an die Kinder denken. Es sind seine Kinder, willst du sie verlassen?"

„Du kannst für sie sorgen. Bei dir sind sie besser aufgehoben als bei mir."

„Ich bin alt," sagte er traurig, „nein, Therese, du mußt leben."

„Habe ich ihn auch genug geliebt?“ fragte sie. „Ich habe ihn immer geliebt, immer, in jeder Sekunde, mit allen Kräften, und er hat's auch gewußt, — aber ich glaube, ich habe ihn doch nicht genug geliebt und bin nicht dankbar genug gewesen, daß ich ihn hatte. Oder nein, ich habe ihn zuviel geliebt. Weil ich ihn so grenzenlos liebte, darum mußte er sterben.“

„Therese,“ sagte der Alte, „er war so glücklich wie ein Mensch nur sein konnte.“

„Ja,“ sagte sie, „das war er, weil er so gut war.“

Als der Sarg gebracht ward, half sie den Toten hineinlegen und blieb noch immer bei ihm. Der Sarg mußte geschlossen werden. Ihr Schwiegervater wollte sie fortführen; sie fuhr auf und sah ihn verstört wie eine Irrsinnige an. Endlich wußte er sich keinen andern Rat, als ihr in einen Erquickungstrank, den ihr Sohn ihr brachte und aufzwang, ein schlafbringendes Mittel zu mischen. Da sank sie um. Sie legten sie in ihr Bett und konnten den Toten forttragen und in die Erde senken.

Therese schlief lange und war nach dem Erwachen zuerst wie entrückt. Allmählich fand sich ihr Geist wieder zurecht, und ihre Augen sagten, daß sie begriff, was ihr geschehen war, aber ihr Mund schwieg. Nur als ihr Schwiegervater kam, um sie zu fragen, ob sie nicht die Wohnung aufgeben wollte, in der sie alles an Titus erinnerte, da schüttelte sie den Kopf. „Laßt mich noch hier,“ sagte sie und setzte hinzu: „Gönnt mir noch eine kleine Weile, ich werde dann alles tun, wie es sein muß.“

Aber sie schien sich zuviel zugetraut zu haben. Sie raffte sich auf und ging an die Ordnung ihrer Verhältnisse. Titus hatte sie und die Kinder in die Lebensversicherung eingekauft; eine Witwenpension fiel ihr von der Fabrik zu, so daß sie vor armseligen Sorgen geschützt war. Auch kamen alle, ihre Hilfe anzubieten. Mathilde bat sie inständig, zu ihr in das große Haus zu ziehen; sie wäre allein und sehnte sich nach Menschen, mit denen sie leben könnte, um zu empfangen und zu geben. Therese sollte ihren Haushalt ganz für sich haben, nur bei Mathilde wohnen. „Du weißt, wie lieb ich die Kinder habe. Du und Titus, ihr tatet soviel für mich. Durch euch, daß ich bei euch warm werden durfte, ward ich wieder ein vernünftiger Mensch. Tue dieses Größte auch noch für mich.“

Therese drückte die Hände gegen ihre Stirn und antwortete nicht. Endlich fuhr sie wie aus einem Traum auf und sagte: „Du bist sehr gut, — ja, — aber ich kann so schnell nichts sagen, — ich —“

„Du sollst dich auch nicht schnell entscheiden,“ entgegnete Mathilde, „ich wollte mit dir nur darüber sprechen.“

Mathilde sorgte auf das freundlichste für Therese, die alles gehen ließ, und nahm die Kinder viel zu sich, die ganz verstört waren und nicht wußten, an wen sie sich in ihrem Schmerz halten durften. Ihre Gegenwart brachte ihrer Mutter keinen Trost, sondern schien ihre Verzweiflung nur zu steigern. „Mit mir ist es aus,“ sagte sie. Ihre Trauer umdüsterte ihren Sinn so vollkommen, daß sie vor jeder Berührung, wenn Herwig oder Alvid sie umfassen wollten, zurückschauderte, als hätte nur der Tote das Recht gehabt, ihr zu

nahen, und als stachelte die Zärtlichkeit jedes andern den unstillbaren Schmerz um die verlorne wacher.

Sie sprach auch kaum noch. Wenn sie das Gleichgültigste sagte, hörte sie mitten im Satz auf und starrte vor sich hin. Sie ließ die andern zu ihr reden und antwortete nicht. Nur einmal stürzte die Klage aus ihrem Herzen hervor: „Ich soll euch erklären, was ich meine. Titus verstand mich.“ Und sie weinte: „Sonst, wenn ich unter den fremden Leuten war und sie nicht ertragen konnte und sie mir alle nur wie Gespenster waren, dann wußte ich, in Titus hatte ich das Leben.“

Auch Agnes war gekommen, so tief erschüttert, wie sie noch niemand gesehen hatte. Mit Tränen in den Augen sagte sie zu Therese: „Wir trauern alle mit dir. Titus war der gütigste, reinste Mensch, den ich je gekannt habe.“

„Ja,“ sagte Therese, „und mir hat er gehört. Aber nun ist er tot.“

Sebald bot ihr mit ernsthaften und eindringlichen Worten seine Hilfe an. „Du darfst dich nicht einschränken,“ sagte er. „Du nimmst uns nichts, weiß Gott. Ich bin dir vielen Dank schuldig. Ihr waret gut zu meinem Jungen.“

Therese schüttelte den Kopf. „Ich nicht,“ sagte sie.

„Du mußt mir erlauben, dir und deinen Kindern zu helfen.“

„Ich weiß nicht, ob Titus es wollen würde.“

„Doch, Therese. Bedenke, wenn die Verhältnisse umgekehrt lägen, würde Titus es nicht für die selbstverständlichste Pflicht halten zu helfen? Und würde es ihn nicht schmerzen, wenn er es nicht dürfte? So selbstverständlich mußt du auch annehmen.“

Da willigte Therese ein. Aber sie wollte nicht mehr nehmen als nötig wäre, damit den Kindern das Leben nicht zu eng würde. Sie sagte auch zu Mathilde, daß sie nicht in ihr Haus ziehen könnte. Doch gedächte sie, eine Wohnung in Mathildes Nähe zu suchen. „Wenn ich bei dir wohnte, hätte ich nichts zu tun, und das machte mich noch verzweifelter. Aber in deiner Nähe will ich wohnen, damit die Kinder nicht nur Gram sehen.“

Mathilde sah ein, daß sie recht hatte. Sie suchte und fand für Therese eine Wohnung, die in ihren Garten sah, und ließ eine Tür in die Mauer ihres Gartens an dieser Seite machen, so daß ein ununterbrochner Verkehr zwischen den beiden Häusern möglich war.

Die Kinder waren viel bei Mathilde. Therese besorgte ihren kleinen Haushalt und saß dann verstummt in ihrem Sessel, weinte unaufhörlich und brütete betäubt über dem vergangnen Glück, mit dem sie jede Stunde der Gegenwart verglich.

„Mutter weint auch alle Nächte,“ sagte Alvid beklommen zu ihrem Bruder.

Ihm schossen die Tränen in die Augen. „Sie sehnt sich nach Vater,“ sagte er und stützte die Arme auf den Tisch und legte den Kopf darauf, „ich kann es auch nicht begreifen, daß er nicht mehr da ist.“

Mathilde kam und suchte Theresen liebreich zuzusprechen. „Es geht doch nicht so weiter; dein Gram reibt dich auf.“

Thereſe ſchluchzte laut. „Ach, wenn es doch wahr wäre! Wenn wir zuſammen alt geworden wären, und er wäre eine kleine Weile vor mir gegangen! Aber er war zweiundvierzig Jahre.“

Mathilde ſchwieg.

„Ich lebte nur in ihm. Um ihn leuchtete Kraft. Nun iſt er mir genommen, nun bin ich nichts. Ich hatte gut meinen, daß ich ſtark wäre. Ich hatte ja alles, was mein Herz begehrte. Wenn ich doch ſterben könnte! Ich will ſterben. Ich kann nicht leben. Nein, ſag nichts. Ich kann nicht leben.“

Mathilde murmelte nur: „Ich will dich nicht tröſten. Ich kann dich begreifen, und ich finde, du haſt recht.“

Zuletzt wurde Thereſens Zuſtand ſo beängſtigend, daß alle fürchteten, ſie würde gemütskrank werden. Sie ſaß da und flüſterte fortwährend vor ſich hin, den Namen ihres Mannes, und Herwig verſtand einmal, daß ſie fragte: „Darf ich dir nachkommen? Ja? Darf ich? Sehnſt du dich nach mir? In deinem Lande ſcheint doch die Sonne?“

Dann ſprang ſie auf und hob die Hände empor: „Herr Gott, wenn er nicht tot wäre! Wenn er jetzt käme, da, zur Tür herein, und ich hörte ſeine Stimme noch einmal und dürfte ihn faſſen!“ Sie ſtand und ſah nach der Tür, als müßte er kommen, und fiel wieder auf ihren Stuhl: „Er iſt tot.“ Sie wiederholte das Wort immerfort und ſagte dann: „Ich muß auch ſterben.“

„Mutter!“ ſagte Herwig.

Sie ſah ihn und Alvid an. „Für euch iſt's viel beſſer, wenn ich tot bin. Ich zerſtöre euch nur das Leben. Aber es iſt gleich. Ihr habt euren Vater verloren, da iſt es gleich, ob ihr noch elender werdet.“

Eines Nachmittags ging ſie aus. Die Kinder waren bei Mathilde. Herwig kam zur Zeit der frühen Winterdämmerung, um nach der Mutter zu ſehen. Er fand ſie nicht zu Hauſe, und als er wartete und ſie immer noch nicht kam, fing er an, ſich zu ängſtigen. Er ging zum Kirchhof und fand ihn ſchon geſchloſſen, und erfuhr von dem Wärter, daß ſicherlich niemand drinnen geblieben wäre. Trotzdem kletterte er an einer fernen Ecke über die Mauer und ging an ſeines Vaters Grab. Es lag dunkel und einſam. Wie er auf dem öden Kirchhof davor ſtand, überwältigte ihn ein wilder Schmerz; er warf ſich über das Grab hin und ſchluchzte und ſtreichelte es und ſagte fortwährend: „Vater, du lieber Vater.“ Mitten in ſeinem Schmerz gedachte er ſeiner Mutter; er konnte ihren faſſungsloſen Gram nur zu gut begreifen, und unter heißen ſtrömenden Tränen ſchluchzte er: „Ich will immer gut zu Mutter ſein, ſo gut wie ich nur kann.“

Als die Tränen ſein Herz geſättigt hatten, wurde ihm leichter; er ſtand auf, und es ſchien ihm, als wäre er viel älter und ruhiger geworden. Er lief nach Hauſe und fand alle Zimmer leer. Seine Angſt ſtieg. Wenn ſich ſeine Mutter ein Leid angetan hatte? Sollte er zu Alvid und Tante Mathilde gehen und ſie fragen, was er tun ſollte? Unruhig lief er im Vorgarten des Hauſes auf und ab.

Da ſah er die große Geſtalt ſeiner Mutter kommen. Er lief ihr entgegen. Irgend etwas in ihrer Haltung kam ihm verändert vor. Er wollte

ihr die Furcht nicht zeigen, die er ausgestanden hatte, und sagte nur: „Guten Abend, Mutter.“ Sie streckte die Hand aus und sagte sanft: „Du hast doch nicht hier auf mich gewartet?“

„Ein bißchen, Mutter,“ sagte er lächelnd.

Sie zog ihn an sich, und sie gingen zusammen ins Haus.

„Wo ist Alvid?“ fragte Therese.

„Noch bei Tante Mathilde. Soll ich sie holen?“

„Laß sie nur dort.“

Sie setzten sich ans Fenster des Wohnzimmers und sahen in die glitzernden Sterne, die am Winterhimmel klein und deutlich funkelten. Keines von ihnen sprach ein Wort. Herwig aber fühlte, wie seine Mutter zum ersten Male nach ihrem Verlust ihr Herz wieder ganz für ihn auftat. Er hielt sie umschlungen und legte seinen Kopf an ihre Brust und weinte unaufhaltsam. Er fühlte langsame heiße Tropfen auf sein Haupt fallen, aber sie hielt ihn fest an sich gedrückt und flüsterte: „Du geliebtes Kind.“

Von diesem Tage an erschien Therese ruhig. Sie nahm an allem Anteil, konnte wieder zu andern sprechen und besorgte ihre Angelegenheiten mit der Umsicht, die sie früher stets an den Tag gelegt hatte. Nur war sie auf einmal eine alte Frau geworden. Wohl blieb sie fein und schlank von Gestalt, in ihr dunkles Haar mischte sich kein bleiches, ihr Gesicht blieb glatt und schön, aber der Glanz, mit dem ihre Liebe sie umstrahlt hatte, war erloschen. Sie war gelassen und freundlich, doch ihre Stimmung überschritt niemals weder nach oben noch nach unten hin das Maß dessen, was sie und andre von ihr fordern durften.

Sie hatte aufgehört, voller Verzweiflung an die zugefallenen Tore ihres Glückes zu schlagen. Aber sie hoffte auch nichts mehr für ihr eignes Leben, ebensowenig wie sie noch etwas fürchtete. Ihre Teilnahme floß von ihr selbst fort auf ihre Kinder.

Einstmals, an einem sanft verglühenden Sommerabend fragte ihr Sohn sie, während er mit ihr durch die Schatten des Gartens ging, was ihr an jenem Tage die Ruhe gebracht hätte. Sie zögerte, sagte aber dann: „Ich bin an jenem Tage überall hingegangen, wo ich mit eurem Vater gelebt habe, in das kleine Haus, in das wir zuerst zogen und in dem ihr uns geboren wurdet, und dann in unser altes Haus, und habe lange im Garten gesessen, auf der Bank, auf der ich immer mit eurem Vater saß. Da war mir anfangs nur weh. Ich dachte, daß ich nicht weiter leben könnte, und daß ich es nicht vermöchte, zu euch zu sein, wie ich sollte. Aber dann wurde mir so sonderbar. Ich begriff mit einem Male, daß ich mehr Glück in tausend, tausend ununterbrochenen Tagen genossen hatte als viele Millionen Menschen sonst zusammen, und daß ich nicht verzweifeln dürfte, sondern dankbar sein müßte. Und siehst du,“ sie senkte ihre Stimme, „mir ward da, als hätte ich euren Vater doch nicht verloren. Unsre Liebe ist immer die gleiche große, tiefe gewesen, bis zuletzt. Er kann sich nicht von mir gewandt haben. Und seitdem ist mir immer, als wäre er um mich, in jedem Augenblick. Und wie ich früher immer seiner Liebe froh war, ob er nun bei mir war

oder nicht, so bin ich es auch jetzt, —" ihre Stimme sank noch mehr, „bis ich zu ihm gehen kann."

In seinem achtzehnten Jahre bestand Herwig sein Abiturientenexamen. Danach sollte er in die Hauptstadt gehen, um zu studieren. Er wollte Arzt werden.

Julian ging mit ihm. Er war, wie die Seltsams bis auf wenige Ausnahmen alle, sehr musikalisch, in noch höherem Grade als sein Vater. Von klein auf hatte er die besten Musikstunden gehabt und seine Kunst mit vielem Eifer betrieben, so sehr er sich auch stellte, als ob er sie mit der gleichen nivellierenden Gleichgültigkeit wie alle übrigen Dinge dieser schnöden Welt behandelte. Nun wollte er sich ihr vollkommen widmen, daneben aber auch auf der Universität über Philosophie, Kunstgeschichte und Literatur hören.

Es ward beschlossen, daß Alvid den Jünglingen bald folgen sollte, ebenfalls, um ihr starkes musikalisches Talent auszubilden. Sie spielte Geige. Schon als kleines Mädchen mit offenem Haar, im kurzen Kleide hatte sie mit Wonne geübt und eine zähe Energie an ihre Kunst gesetzt.

Therese ließ die Kinder allein ziehen, um ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, völlig neue Verhältnisse kennen zu lernen und fremde Einflüsse auf sich wirken zu lassen. Wenn ihnen die Fremde so gut gefiel, daß sie nicht mehr zurückkehren mochten, so konnte Therese immer noch den Plan erwägen, in die Hauptstadt überzusiedeln.

Doch zu ihrer Erleichterung erklärten ihr beide Kinder schon bald, daß sie in der großen Stadt nicht immer wohnen möchten, sondern wieder zurückkommen wollten. Herwig meinte, er würde es nicht schwer haben, hier, wo seine Familie einen guten Namen hatte, dereinst eine Praxis zu begründen, und Alvid hoffte, von ihrer Vaterstadt aus Konzerte geben zu können und gute Stunden zu finden.

Mit dem Vetter waren sie nicht viel zusammen gewesen. Er hatte sein Musikstudium ziemlich nebenbei betrieben und war in einen Kreis junger Literaten der neuesten Richtung hineingeraten. Herwig war einige Male mit ihm zu solchen Zusammenkünften gegangen, hatte sich aber wenig am Platze gefühlt. Manche der Leute wären wohl geistreich genug, meinte er zu Julian, aber der ganze Aufputz der Gesellschaft hätte doch einen komischen Anstrich, wie sie sich pomphaft als „die Kommenden" ankündigten und ihren zukünftigen Ruhm in gegenseitiger Erhebung vorweg genössen. Sie sollten lieber warten, bis sie gekommen wären und Ruhm und Anerkennung sich von selbst ihnen zuwendeten: „Siehst du," sagte er, „Literaten an sich sind immer minderwertig, wenn sie sich nicht zu ihrer Entschuldigung als natürliche und warmblütige Menschen ausweisen können."

Julian sah ihn an und sagte in seiner kalten Art: „Denkst du, sie imponieren mir? Sie sind mir eine interessante Menagerie."

„Na ja," sagte Herwig, „aber mit Deformitäten, die ich nicht heilen kann, gebe ich mich nicht gern ab."

Julian kam mit einundzwanzig Jahren, um sein Geld in Empfang zu nehmen, kühl und gemessen wie ein Alter. Er kam oft zu seinen Verwandten.

Darüber, daß ein großes Vermögen in seinen jungen Jahren in seine Hände zur unbeschränkten Verfügung gelegt ward, verlor er kein Wort.

Bald darauf starb sein Vater. Er hinterließ große Reichtümer; man munkelte, daß er das ererbte Gut verzehnfacht hätte. Seine Fabrik wurde nach seinem Tode in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Nach Herwigs Staatsexamen kamen die Kinder wieder in die Heimatsstadt zurück. Herwig trat als Assistenzarzt in ein Krankenhaus ein, und Alvid begann gutes Mutes ihre Laufbahn.

Sie war reizend herangewachsen, hatte krauses, dunkelblondes Haar, freudige blaue Augen und ein Figürchen rund und weich und doch fest. Wer sie in ihrer Lebenskraft ansah, dem ward das Herz hell. Schwierigkeiten nahm sie sich nicht zu Herzen; sie lachte und ging in der Überzeugung an sie heran, daß sie ihrem Glück weichen müßten. Auf ihre Kunst war sie stolz und durfte es sein.

Wenn sie geigte, ward sie fröhlich und stolz und stand mit der Geige am Kinn und strich kühn und sicher die Saiten. Und das ganze Haus war erfüllt von der Gewalt des süßen Tönens.

Das Glück liebte sie. Ihre Konzerte wurden mit vieler Gunst aufgenommen und trugen ihr viel Angebote ein, in andern Städten ihre Kunst zu zeigen.

Therese entschloß sich, ihrer Tochter zuliebe, manchmal in Gesellschaft zu gehen. Aber sie fühlte sich in ihrem schwarzen Kleide unter geputzten Menschen nicht wohl und war froh, daß Mathilde kaum eine größere Freude kannte, als Alvid auf ihren Konzertreisen und zu Festlichkeiten zu begleiten. Alvid war Mathildens verzogenes Hätschelkind. Mathilde hätte dem Mädchen die Hände unter die Füße gebreitet. Sie liebte es von Kindheit an, als hätte sie es geboren und dürfte mit natürlichem Recht ihren Anteil an seinem Können und seinen Erfolgen in Anspruch nehmen.

Alvid genoß die Liebe, die sie umgab, unbekümmerten Sinnes und sehnte sich nicht nach unerreichbaren Gütern. Sie gehörte zu den gefeiertsten jungen Damen der Stadt und nahm alle Huldigung als so selbstverständlich hin, daß sie sehr verwundert war, wenn einmal ein Jüngling in ihre Nähe kam und sich nicht in sie verliebte. Ihr machte die Liebe keine Schmerzen; sie hielt ihr Herz fest und kühl und betrachtete die Verliebtheit, die ihr offenbart wurde, wie eine milde Art von Irrsinn, die das männliche Geschlecht leicht zu befallen pflegte. Nur wenn ihr eine Anbetung unbequem wurde oder zu deutliche Ansprüche an ihr Gefühl gestellt wurden, so empörte sie sich laut, daß ein verdienstloser Jüngling es wagte, an eine Erhörung ihrerseits zu denken.

Therese schüttelte manchmal den Kopf über solchen tanzenden Übermut. Ihrem Wesen war solches Gebaren stets fern gewesen; sie wiederholte lächelnd zu Mathilde, was sie schon von dem kleinen Kinde gesagt hatte: „Sie ist eine echte Seltsam.“

Wenn sie bedachte, daß ihr die Tochter so viel fremder blieb als der Sohn, dann hob ihr Schmerz, der nur ganz leise schlief, sein Haupt empor. Titus' Liebesreichtum hätte das Herz der Tochter mit Wärme erfüllt, wo ihre eigne ärmere Natur versagte.

Julian hatte in der Hauptstadt den Doktorgrad der Philosophie erworben, um nicht als der ewige Student herumzulaufen, wie er erklärte. Damit schien er die Ansprüche, die er an seinen Fleiß stellte, befriedigt zu haben und tat nichts mehr, außer daß er täglich eine oder mehrere Stunden lang Klavier spielte.

Er kam oft, um mit Alvid zusammen zu musizieren. „Es ist ein Jammer um dein Talent," erklärte sie ihm, „du könntest ganz Großes leisten."

Julian sah auf seine weißen Hände und sagte in unbewegtem Ton: „Arbeiten ist plebejisch."

„So," erwiderte Alvid, „bildest du dir ein, dein Geschlecht in aufsteigender Linie darzustellen? Es ist eine Schande! Meinetwegen magst du faul sein, aber dann dürftest du nicht ein so unerhörtes Talent haben."

„Es tut mir leid, kleine Alvid, daß ich das Amt der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht in deine Hände legen kann," entgegnete Julian.

Bald darauf brachte er ihr eine Geige und bat sie, die zu versuchen. Alvid spielte, und ihre Wangen glühten immer höher. Endlich warf sie den Bogen hin und sagte: „Warum hast du mir die gebracht! Dagegen sind alle andern trockne Hölzer!"

„Wenn du nicht magst, brauchst du auf den andern nicht mehr zu spielen. Die Geige ist dein, wenn sie dir gefällt."

„Julian!" stammelte sie.

Er lächelte. „Kleine Alvid, freust du dich?"

„Ob ich mich freue? Julian!"

Und plötzlich sprang sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

Julian hatte eine eigne Villa für sich gemietet und ging nur selten zu seiner Mutter. Sie vermißte ihn kaum; sie lebte in vollem Trubel, trotzdem sie leidend geworden war, hatte eine Gesellschafterin angenommen, reiste von einem Kurort in den andern und zog sich kostbar an.

Julian schleppte die feinsten Kunstwerke in seine Wohnung; er kaufte, was ihm gefiel. Alvid redete über dieses sinnlose Zusammenraffen; aber Herwig meinte: „Ich glaube, das tut er, weil er denkt, sein Reichtum verpflichtet ihn dazu. Ich weiß, er unterstützt eine Menge Dichter, Musiker und solche Leute."

Julian ging in seiner Wohnung umher, nahm dieses oder jenes Stück in die Hände, sah es an und stellte es wieder fort, denn die Mängel taten seinen Augen weh. Er ging durch die Straßen und schaute mit kalten Blicken auf die Menschen und kam wieder nach Haus, lud sich viele Gäste ein und saß schweigend unter ihnen, während sie seine Speisen aßen, seinen Wein tranken und seine Zigarren rauchten. Wenn sie ihn spät verlassen hatten, ging er wohl wieder auf die Straße, ließ wirken, was auf ihn wirken wollte, und kam in seine Wohnung zurück, um zu schlafen und am andern Tage ein gleiches Leben zu beginnen. Manchmal ließ er seine Koffer packen und reiste fort und kehrte müde wieder.

Einmal kam er gegen Abend zu seinen Verwandten und traf Alvid allein. Sie bat ihn, ihr etwas vorzuspielen.

„Ich bin nicht in der Stimmung," sagte er, „aber ich will dich begleiten."

Sie spielten zusammen.

„Ich kann mit niemandem so gut spielen wie mit dir," sagte Alvid begeistert. „Mir ist, als könnte ich fliegen, wenn du mich begleitest. Du hebst mich über mich hinaus, denn du bist noch begabter als ich."

Julian erwiderte nichts, aber als Alvid gehen wollte, um zu sehen, ob ihre Mutter nach Hause gekommen wäre, sagte er: „Bleib hier."

Er ging durch das Zimmer, blieb vor dem Flügel stehen und sagte, indem er ein Notenblatt aufnahm und es betrachtete: „Ich reise nächstens nach Spanien."

„Ach," sagte Alvid, „wie bist du zu beneiden! Nach Italien oder nach Paris reisen alle Leute, aber nach Spanien! Spanien denke ich mir wundervoll!"

„Komm mit," sagte er.

Ihr Herz fing an zu schlagen. Hatte sie ihn recht verstanden? Was meinte er mit seinen Worten? Versuchte er eine Dreistigkeit?

„Wir haben noch nicht das nötige Schwabenalter für solche Unternehmungen," sagte sie endlich, „auch kommst du mir nicht wie ein unbedingt zuverlässiger Reiseführer vor."

„Das ist schade," versetzte Julian langsam und blickte weiter in das Notenblatt. Eine Pause entstand, dann sagte er, ohne die Stimme zu erheben oder zu beschleunigen: „Du schätzest mich vielleicht doch etwas zu gering ein, ich war stets zuverlässig in der Freundschaft. Und wenn du dich mir anvertrauen wolltest, ich meine für immer, als — als meine Frau — dann — ich hoffe — vergib mein Unvermögen, schöne Dinge zu sagen, — aber —"

Er brach ab. Alvid stand da, sehr blaß. Diese Werbung bewegte sie doch. Sie spürte, wie ihr kalt ward. Sie legte die Hand an die Stirn. Dann sah sie ihren Vetter an: „Julian," sagte sie, „habe ich Schuld daran daß du dachtest, ich —"

Er lächelte und wandte sich nach dem Flügel und klappte den offenen Deckel zu. „Du wirst mir meine Vermessenheit nicht nachtragen," sagte er. „Grüße deine Mutter und Herwig. Leb wohl."

Damit ging er. Am andern Tage reiste er ab.

Die Sache ging Alvid noch eine oder zwei Wochen lang durch den Kopf, dann sagte sie sich: „Ach was, wir würden entsetzlich unglücklich miteinander werden," und dachte an Dinge, die ihr lieber waren.

Julian schickte von Spanien aus die Mitteilung, daß er eine Reise um die Welt unternehmen wollte. Doch er gelangte nicht gleich zur Ausführung seines Vorhabens, da seine Mutter starb. Er kam und begrub sie mit unbewegten Mienen.

Dann kam er zu Herwig und bat ihn, ein Drittel von jenem Erbe des Onkels Julian für sich und seine Schwester anzunehmen. Herwig sah ihn erstaunt an, als er ihm diesen Antrag mit einem Gleichmut machte, als ob es sich nicht um eine halbe Million, sondern um einige hundert Mark handelte.

„Ob ich das Geld habe oder nicht, merke ich gar nicht," sagte Julian trübe, „es hat gut gewuchert. Tante Mathilde habe ich den andern Teil überschrieben, und sie ist einverstanden."

Herwig errötete und sagte zögernd: „Haben nicht andre näheren Anspruch?“

„Wer? Du meinst die Geliebte meines Vaters? Der hat mein Vater eine Rente ausgesetzt, und das Weib hat längst wieder geheiratet. Die Kinder, die mein Vater von ihr hatte, es waren drei, die sind alle nicht groß geworden. — Nimm bitte das Geld. Für mich ist es übles Geld.“

„Ach, Julian,“ sagte Herwig, „wenn du so denkst, — — siehst du, ich möchte so gern ein Kinderkrankenhaus einrichten. Das könnte ich von diesem Geld.“

„Das tue. Aber du wirst mehr brauchen. Nimm, bitte. Ich werde dir eine Vollmacht ausstellen.“

So geschah es. Herwig konnte sein Glück erst allmählich fassen. Alvid überließ ihm das ganze Vermögen zur Anlage seines Krankenhauses. Tante Mathilde hätte ihr gesagt, daß sie ihnen beiden ihr Geld vermachen würde. Da wäre es gleich, ob er die Summe, die auf seinen Anteil käme, erst später oder sofort anlegte. Zinsen könnte er ihr zahlen, wenn er wollte, aber drücken würde sie ihn nicht. Sie verdiente mehr Geld als sie nötig hätte.

Herwig merkte bald, daß eine halbe Million für die Anlage eines Krankenhauses nicht viel wäre, sondern daß ein solches Unternehmen mit ganz andern Summen spielend fertig werden könnte. Alle Veranschlagungen waren zu hoch, und da er nicht mehr Geld vom Vermögen seines Vetters nehmen wollte, als ihm Julian überschrieben hatte, so mußte er seinen stolzen Plan an allen Ecken beschneiden und sich schließlich mit einem einzigen Häuschen in einem mäßigen Garten begnügen. Doch er war glücklich und hoffte auf ein gutes Gedeihen seines Werkes.

Seine Mutter, die mit den Verhältnissen der Menschen, für die sein Werk bestimmt war, gut Bescheid wußte, half ihm bei der Einrichtung. Er freute sich wie ein junger König, der eben sein Erbe antritt, als endlich das Haus fertig war und die Betten, das weiße Leinenzeug, die Schränke mit den Instrumenten ankamen und eingeräumt wurden.

Der Bau und die Einrichtung zogen sich lange hin. Herwig hatte die Herrschaft in seinem Reich noch kaum begonnen, als Julian von seiner Weltreise zurückkehrte, hager, mit schwärzlich gebranntem Gesicht und schweigsamer als je. Er hörte wortlos die begeisterten Berichte Herwigs von seinem Krankenhaus und sagte nur: „Du nimmst nicht genug Geld.“ Und ehe er von ihm ging, meinte er: „Du tust mir einen Gefallen, wenn du nicht sparst. Ich bin dir nur Dank dafür schuldig; so wird der öde Mammon nützlich. Ich kann den Menschen nichts Gutes tun; sie sind mir ekelhaft. Du und dein Vater, ihr waret die einzigen guten Menschen, die ich rund um die Welt traf.“

Herwig lächelte: „Du kennst die andern nur nicht genau. Sie sind im Grunde fast alle gut. Sie haben es nur so schwer.“

Eines Abends kam Julian zu seinen Verwandten. Als ihn Therese nach seinen Reiseeindrücken fragte, sagte er: „Die Sonne geht überall auf und unter, und überall tun die Menschen viel um Geld.“

Nachher bat ihn Alvid, ihnen etwas vorzuspielen. Diesmal willfahrte er ihrer Bitte und spielte lange, stundenlang.

Alle saßen lautlos.

Therese lehnte in ihrem Sofa und sah ihre schönen Kinder an, die fest und freudig im Leben standen. Ihre Gedanken gingen zurück zu den Zeiten, da sie jeden Tag mit Wonne lebte. Der Abend stand vor ihrer Seele, an dem sie als junge Frau neben ihrem Manne auf das Spiel von Julians Vater lauschte. Nur Mathilde und sie lebten noch von denen, die damals in Lebenskraft glühten. Und sie seufzte tief und erleichtert in der Erwägung, daß ihre Zeit nun auch bald überstanden sein würde.

Herwig saß neben seiner Mutter und hielt ihre Hand gefaßt, da er wußte, daß Musik sie immer erregte. Er schaute auf den finstern Kopf des Vetters, den die Lichter des Flügels umleuchteten, und tiefes Erbarmen kam ihm: „An dem hat der Onkel Julian sein Werk gründlich getan," dachte er.

Alvid hielt sich regungslos, nur das Herz schlug ihr wild. So wie den Mann da hatte sie nie einen Menschen spielen hören, und sie wußte, sie würde es niemals wieder hören; so spielte nur einer, dessen rasendem Herzen die Wut der hoffnungslosen Verzweiflung ihre letzten Lieder sang.

Endlich hörte Julian auf und ließ die Hände von den Tasten gleiten. Er blieb vor dem Flügel mit gesenktem Kopf sitzen. Alvid schwoll das Herz; sie kam zu ihm, kniete vor ihm nieder und faßte seine Hände und sah zu ihm auf, während die Tränen über ihr Gesicht flossen: „Du hast doch deine ganz große Kunst, Julian," sagte sie.

Er ließ ihr seine Hände und sah auf sie herab, ruhig, mit unbewegten Augen, und sagte endlich: „Du warst sehr klug, kleine Alvid, daß du nicht auf diesen Renner wetten wolltest."

„Ach, Julian," stammelte sie, „ich hätte dich doch nicht —"

„Retten können?" fragte er, als sie stockte. „Es kann wohl sein."

Er schwieg, während er noch ihre Hände hielt, bis er sagte: „Kleine Alvid, als ich dir deine Geige brachte, hast du mich einmal geküßt. Heute habe ich nichts; aber willst du mich doch noch einmal küssen?"

Sie nickte und richtete sich ein wenig auf. Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund.

Dann ging er.

Nach einigen Tagen erhielt Herwig einen Brief, in dem Julian ihn bat, am andern Morgen zu ihm zu kommen. Er kam und fand ihn erschossen auf dem Sofa liegen.

In seinem Testament hatte er sein ganzes Vermögen an Herwig und Alvid vermacht. Es waren über zehn Millionen.

Die beiden erschraken fast über solchen Reichtum. Dann aber beschlossen sie, das Krankenhaus groß und fest für alle Zeiten zu begründen.

Sie nannten es nur „Kinderkrankenhaus".

Den Leuten aber war dieser Name zu schlicht; sie sprachen von dem Hause in Verbindung mit seinen Stiftern und nannten es „Seltsams Haus". Dann kamen andre, die von der Abstammung des Namens nichts mehr wußten, und machten daraus: „Das seltsame Haus".

Und unter diesem Namen ward es groß und wirkte Gutes.

Die
wahren Ursachen der Katastrophe von 1806.

Von
C. Freiherrn v. d. Goltz.

Als die preußische Armee sich im September 1806 an der Saale sammelte, um den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, sahen wohl einige scharf blickende Männer den kommenden Ereignissen mit Sorge entgegen. Im allgemeinen aber war die Stimmung des Volkes eine sehr zuversichtliche. Die Truppen hatten beim Ausmarsche einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Die Armee galt noch immer für die beste in Europa. Wenn auch die Übermacht Frankreichs deutlich sichtbar war, das unheimliche Kriegsgenie seines Kaisers Befürchtungen rege machte, so getröstete man sich doch dessen, daß die Operationen auf alle Fälle bis zum Winter in Thüringen würden hingehalten werden können. Dann mußten nach alter guter Gewohnheit, wie man es noch vor zwölf Jahren am Rheine gesehen, die Winterquartiere bezogen werden. Im Frühjahr aber stand nach aller Berechnung die russische Armee schon zur Seite der preußischen, und Napoleon konnte auch materiell ein gleiches Gewicht entgegengesetzt werden.

Wie ein Donnerschlag wirkte bei dieser optimistischen Auffassung die Nachricht von der völligen Niederlage der Armee bei Jena und Auerstädt und von ihrer danach folgenden Auflösung. Sie hatte also nicht gehalten, was man von ihr erwartete, und die Schale des Zornes und Spottes ergoß sich über sie zum Teil in einer wahrhaft widerwärtigen Art. So entstand die Legende von Jena, von der veralteten, verrotteten, verweichlichten Armee, von ihrem unwissenden, übermütigen, jedem Fortschritt abholden Offizierkorps, ihren unfähigen Generalen, ihrer elenden obersten Führung. Diese Legende fristet noch heute ihr Dasein, und sie wird vielleicht unausrottbar sein; denn geschichtliche Legenden haben ein zähes Leben, so daß man Napoleons wegwerfendes Wort wohl verstehen kann: „L'histoire c'est une fable convenue!“ Dennoch ist es patriotische Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Eines steht zunächst mit der Legende von Jena in vollem Widerspruch, daß nämlich dasselbe Geschlecht und, soweit es die Führung anbetrifft, auch dieselben Männer, sechs Jahre danach siegreich die Freiheitskriege durchgefochten haben. In der Armee von 1813 standen 4000 Offiziere aus dem Heere der Zeit vor Jena. Nicht eingerechnet sind dabei die schon aus dem Dienste geschiedenen, welche jetzt wieder in die Landwehr eintraten. „So herrlich und einmütig die Erhebung des preußischen Volkes war, wie opferfreudig und begeistert auch seine Jugend zu den Fahnen strömte, alles wäre vergeblich geblieben, hätte jenes alte Offizierkorps dem Zerrbilde entsprochen, was Böswilligkeit oder Unverstand von ihm entworfen haben und auch heute noch zu entwerfen nicht müde werden, ohne zu ahnen, daß sie damit zugleich den Kern des Offizierkorps verunglimpfen, das unser junges nationales Heer hindurchgeführt hat durch die Tage von Groß-Görschen und Belle-Alliance“ [1]).

Im Widerspruch mit der Legende stehen auch die blutigen Opfer, die das unglückliche Heer von 1806 dem Vaterlande darbrachte, ehe es den Widerstand aufgab, und ebenso die große Popularität und das Ansehen, dessen es sich bis zur Niederlage erfreut hat.

Die milderen Urteile, die zugleich sachlicher sind, sagten über die Armee von Jena, sie sei eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen und sie sei nicht mehr des großen Königs Heer gewesen. Am richtigsten urteilte wohl die unvergeßliche Königin Luise in dem Ausspruche, daß es dem Ruhme Friedrichs erlaubt gewesen wäre, sich über die eigenen Kräfte zu täuschen.

Wer da sagt: die Armee von Jena war nicht mehr die des großen Königs, sollte sich zunächst vergegenwärtigen, von welcher Art denn Friedrichs Heer eigentlich war; das aber geschieht selten. Man läßt es sich genügen, davon ein ungewisses Bild soldatischer Vollkommenheit zu entwerfen.

Die alte preußische Armee, wie sie Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn schufen, entstand aus der Not und unter dem Drucke einer schweren Zeit. Dem Namen nach beruhte sie bereits auf der allgemeinen Wehrpflicht der Landeskinder; denn das Kanton-Reglement König Friedrich Wilhelms I. erklärt die Verteidigung des Königreiches für eine Pflicht seiner getreuen Untertanen. Allein es blieb bei dem Prinzip. Dieses kam nicht zur praktischen Durchführung. Das Land war arm und dünn bevölkert; es brauchte alle seine Arme für sein Emporkommen. Wenn man ihm nun die Männer für den Waffendienst derart entzog, wie ein nationales Heerwesen es erfordert haben würde, so wäre Preußen im ersten großen Kriege an Entkräftung zugrunde gegangen. Die erwerbenden Klassen, zumal die intelligenten, mußten dem Lande erhalten bleiben, damit der Staat allmählich in die Rolle hineinwachsen konnte, die seine Könige ihm zuweisen wollten. So mußte also die Werbung außerhalb des Staatsgebietes in großem Umfange zu Hilfe genommen

[1]) Kunhardt v. Schmidt, Generalmajor z. D., Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands. Zehntes Beiheft zum Militär-Wochenblatt von 1901.

werden. Im Inlande wurden dagegen ganze Bezirke, Städte, Gemeinschaften, Zünfte usw. von der Dienstpflicht befreit. Diese lastete tatsächlich auf dem ärmsten Teil der Bevölkerung. Es genügt anzuführen, daß schon ein Schäfer, dessen Herde über 1000 Schafe zählte, vom Dienste ausgenommen war.

Die Geworbenen — die Ausländer, wie man sie schlechtweg nannte — wurden anfangs auf Lebenszeit verpflichtet. Später durfte die Kapitulation mit ihnen nur noch auf zwölf Jahre abgeschlossen werden; allein man erneuerte sie gewohnheitsmäßig sogar mehrfach. Daran knüpfte sich die stille Hoffnung, sie am Ende zur Niederlassung in Preußen zu bewegen und so dem Lande Ansiedler in großer Zahl zuzuführen. Preußen glich ja damals zum Teile noch einer menschenarmen nordischen Kolonie des Deutschtums.

Die Zahl der Ausländer betrug in Friedenszeiten gewöhnlich nahezu die Hälfte des Heeres. Sie bildeten die eigentliche stehende, immer bei der Fahne befindliche Armee. Da von dieser alle Abgaben, Kommandos usw. entnommen werden mußten, so blieb indes in der Front nur ein verhältnismäßig schwacher Kern zurück. Die Politik aber erforderte ein zahlreiches Heer, und das konnte nur geschaffen werden durch die Einreihung der in den Kantons [1]) ausgehobenen Rekruten. Auch diese dienten rechtlich ihr Leben lang; indessen wurden sie der Regel nach bei zwanzigjähriger Dienstzeit entlassen. Der Teil, den sie davon unter der Waffe zubrachten, war aber ein sehr geringer, etwa so, wie heute bei den Einjährig-Freiwilligen. Sie durften dem bürgerlichen Beruf nicht zu lange durch den Waffendienst entzogen werden. Anfangs sollten sie ein volles Rekrutenjahr in der Truppe zubringen, aber Sparsamkeitsrücksichten ließen dies Jahr sehr bald auf drei Monate zusammenschrumpfen. Sodann waren sie gehalten, alljährlich zur Exerzierzeit auf sechs Wochen im Frühjahr wiederzukommen. Aber gleichfalls aus Sparsamkeitsrücksichten zog man sie schließlich nur alle zwei bis drei Jahre, oder noch seltener ein.

So stellt sich Friedrichs Heer dar als ein Kern von lang dienenden Berufssoldaten, der zum Kriege durch eine zahlreiche, mäßig vorgebildete Landmiliz aufgefüllt wurde.

Wenn man sich unter den Ausländern auch nicht Neger und Chinesen, selten sogar Franzosen, Holländer oder Italiener vorzustellen hat, da jeder außerhalb des Regimentsbezirkes Geworbene als Ausländer galt, so waren doch sehr viele keine Preußen. Das beste Werbegebiet gab das Reich ab. Natürlich kam ein buntes Gemisch im Heere zusammen. Neben dem weißhaarigen Grenadier stand ein blutjunger Bursche, neben dem unverdorbenen Bauernsohn der Abenteurer oder Landstreicher, auch wohl das verlorene Kind einer guten Familie, selbst der gewerbsmäßige Reißläufer, der sich um des Handgeldes willen bald hier bald dort anwerben ließ.

Ein vortreffliches Unteroffizierkorps, welches lebenslänglich dürftig aber stolz auf seinen Beruf diente und ein tüchtiges energisches, aus dem Landadel rekrutiertes Offizierkorps bildeten die Lehrmeister dieser vielgestaltigen Masse.

---

[1]) D. h. in den den Regimentern zur Aushebung zugewiesenen Landkreisen.

Man hat viel von der Bevorzugung des Adels durch dieses System gesprochen, aber vergessen, daß die Stellung der Offiziere keineswegs eine derartige war, daß sie ihnen große materielle Vorteile gewährte. Vergessen sind dabei auch die Hekatomben, die der Adel dem Vaterlande auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges darbrachte und die Opfer, die er sich dem Militärdienst zuliebe durch die Vernachlässigung seines Grundbesitzes auferlegte. Von einer Begünstigung kann erst die Rede sein, nachdem er durch diesen Prozeß verarmt war, und nun seine Söhne im Offizierkorps eine rettende Unterkunft fanden.

Selbstverständlich mußte über der eigentümlichen Armee ein strenges Gesetz herrschen und in der Fechtweise die geschlossene Ordnung, die das Entweichen erschwerte, die zudem aber auch taktisch in jener Zeit noch unbestritten obenan stand. Ein schwerfälliges Verpflegungssystem knüpfte sich im Kriege gleichfalls an diese Heeresverfassung; denn da die Zugehörigkeit aller Ausländer zum Könige auf einem Vertragsverhältnis beruhte, so mußte auch der König das Versprochene an Geld und Brot pünktlich gewähren und unter allen Umständen sicherstellen.

Daß namentlich in den ältesten Zeiten sich aus der Werbung das Übel der Desertion ergab, weil bei jener nicht selten Gewalt angewendet wurde, ist leicht erklärlich. Um ihm entgegenzuwirken, wurde eine Reihe unwürdiger Maßregeln getroffen, so daß ein Teil der Armee gleichsam den andern und Bürger und Bauern das Ganze überwachten. Im Dienste war die Strenge eine unerbittliche. Der Grundsatz galt, daß der Soldat seinen Offizier mehr fürchten solle als den Feind. Dennoch darf man sich kein in der Armee allgemein herrschendes Prügelregiment vorstellen, wie es so oft geschieht. Freilich war das Strafgesetz auf Körperstrafen gegründet, weil man die kostspielig angeworbenen und nach damaligen Begriffen auch kostspielig unterhaltenen Mannschaften im Dienste brauchte und sie diesem nicht durch Freiheitsstrafen entziehen wollte. Fuchtel und Spießruten traten an deren Stelle. Aber die Anwendung ist in den milderen Zeiten vor Jena immer seltener geworden; der Gebrauch der Fuchtel wurde den jungen Offizieren untersagt. Gelassenheit den Leuten gegenüber empfahlen fast alle Generale bei passender Gelegenheit, und der „Glimpf der Behandlung" spielt eine große Rolle bei den Ermahnungen der obersten Befehlshaber, welche uns aus jener Zeit in Aufzeichnungen noch erhalten geblieben sind.

Durch eine eiserne Disziplin, durch den Ruhm der Armee und die gewaltige Einwirkung zweier großer Soldatenkönige wurden die alten preußischen Truppen fest zusammengehalten. Wenn je ein Heer den Römern nahe gekommen ist, so waren es die Preußen der damaligen Zeit. Das ist die Armee, mit der Friedrich die Schlachten des siebenjährigen Krieges schlug, und mit keiner andern hätte er sie schlagen können. Nur durch sie vermochte das arme Land seine Stellung unter den Staaten Europas ruhmvoll und siegreich zu behaupten.

Friedrichs Ideal war es, daß, wenn die Armee an den Grenzen im Felde stand, der Bürger und Bauer nichts davon spüren, sondern ruhig seinem

Gewerbe nachgehen sollte. Er wollte das Land am Kriege unbeteiligt wissen und sah diesen als seine, d. h. als des Königs Angelegenheit an.

Die taktische Schule lief auf ein schnelles und korrektes Bewegen der großen Massen zum überraschenden Stoße auf den schwachen Punkt der feindlichen Stellung, den Flügel oder die Flanke, hinaus und auf ein überwältigendes Massenfeuer. Aufmärsche und „Deploiements" aus den Marschkolonnen wurden in den kunstvollsten Formen und im großen Stile geübt. Wie schnell entfaltete Theaterdekorationen entstanden vor dem Auge des erstaunten Zuschauers aus dem dicken Knäuel der aufgeschlossenen Truppen die langen glänzenden Linien der Infanterie, aus denen alsbald ein rollendes Gewehrfeuer hervorbrach, vom Donner der Geschütze untermischt. Ähnlich ging es mit der auf den Flügeln in großen Massen aufmarschierenden Kavallerie. Das ganze verlief mit der Pünktlichkeit eines gut gehenden Uhrwerks. Jedes Rad bis zum kleinsten hinunter griff mit äußerster Präzision in die Maschine hinein. Von ganz Europa wurden diese Truppenbewegungen bewundert und nachgeahmt. In Preußen durfte man sich durch die so erwachsende Konkurrenz nicht überflügeln lassen. Fortwährend ward an Verfeinerung und Vervollkommnung der Exerzierkunst gearbeitet.

Aus der Kunst wurde nach dem siebenjährigen Kriege die Künstelei. Die krausesten Erfindungen tauchten auf und hatten Beifall. Den Unteroffizieren ließen einige Inspekteure eine Art von Astrolabium an das Kurzgewehr anbringen, damit sie imstande seien, geometrisch genau von einer Grundlinie aus im rechten Winkel vorzugehen. Die Soldaten machten die 108 Gewehrgriffe, welche sie erlernt hatten, nur nach dem Schlage der Trommel fließend durch. Stundenlang konnte man unter Offizieren über die Betonung der Silben in einem Kommandoworte oder über ähnliche Kleinigkeiten streiten. Jedes Exerzieren wurde im voraus durch lange Befehle geregelt.

General von Saldern, der Inspekteur der Magdeburgischen Infanterie-Inspektion, war der Genius dieser Epoche, die er selbst durch seine Aufzeichnung am besten charakterisiert: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser wären." Das war nicht etwa im Scherz, sondern ernst gemeint und von einem Manne, der in der ganzen Armee die höchste Verehrung genoß, dem wir auch heute noch unbewußt manchen praktischen Wink für die elementare Exerzierausbildung danken. Nur der Übereifer hatte ihn, wie sein ganzes Zeitalter sich in wertlosen Tand verlieren lassen. In Österreich fand er einen gefährlichen Nebenbuhler in dem Feldmarschall Lacy.

Es herrschte am Ende die Taktik, welche Heinrich Dietrich von Bülow, der unglückliche Militärschriftsteller und geistvolle Spötter mit der Taktik „Köpfe rechts, Augen links" bezeichnet. Er sagt, daß, wenn nicht die französische Revolution der Saldern-Lacyschen Taktik ein Ende gemacht hätte, es schließlich noch dahin gekommen sein würde, daß es selbst bei den nächtlichen Überfällen hieß: „Wollen die Hunde wohl Tritt halten!"

Daß bei dieser Ausbildungsmethode, wo so viel Technisches in der sehr kurzen wirklichen Dienstzeit der Einländer erlernt werden mußte, kein Raum für die Entwicklung der Individualität übrig blieb, daß die Zeit fehlte, auf die moralischen Eigenschaften des gemeinen Mannes einzuwirken, ist leicht verständlich. Der große König wollte auch nicht viel davon wissen. Wie allen Kriegshelden ersten Ranges war auch ihm eine gewisse Geringschätzung der Materie eigen, die er mit Meisterschaft handhabte. Er verlangte nur ein zuverlässiges Werkzeug in dem großen Schlachtenkörper. Auf die Tätigkeit des Einzelnen in demselben kam ihm nicht viel an, wenn er auch recht wohl Tatkraft, Tapferkeit und Selbständigkeit, da, wo er sie antraf, zu schätzen wußte.

Die Manövrierkunst kam gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu immer höherer Blüte. Die Manöver auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin und dem Bornstädter bei Potsdam hatten in der ganzen Welt nicht ihresgleichen. Um die Kommandos und Befehle zu ersparen, bewegten sich die langen starren Linien schließlich nach Kanonenschüssen vor- und rückwärts, feuerten oder stellten das Feuer ein. Endlose Dispositionen wurden dafür ausgegeben; alles mußte natürlich auf das genaueste vorher bestimmt sein, wie in einem gut inszenierten Theaterstück. Es ist vorgekommen, daß von 25 und mehr Bataillonen Gefechtsübungen bis zu 30 Momenten nur nach Kanonenschüssen durchgeführt wurden. Geradezu staunenswert erscheint es, welche Vollkommenheit trotz der Verschiedenheit der Mannschaft in Intelligenz, körperlicher Anlage, Diensterfahrung und Lebensalter bei diesen Revuemanövern erreicht worden ist. Sie stellt dem Ausbildungspersonal ein glänzendes Zeugnis aus, das freilich einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Erreicht aber konnte sie nur werden durch ewige Wiederholungen, welche den Geist töten mußten. Das irregeleitete Streben nach immer höhern Leistungen führte endlich zur Spielerei, die, wie Clausewitz mit Bedauern ausspricht, von den besten Männern des Heeres mit einem an Schwäche grenzenden Ernste betrieben wurde. Man darf indessen nicht vergessen, daß selbst ein Gneisenau, der die Revuemanöver späterhin bitter tadelte, sich durch deren Anblick einst zu einem langen begeisterten Hymnus hatte hinreißen lassen, indem er sich an die anwesenden Fremden mit den Worten wendet:

Ihr aber, die ihr fernher zu uns kamet,
Zu sehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?

Daneben erhielt der Offizier sowohl wie der Soldat die strengste Erziehung zur äußersten Pünktlichkeit, zur Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in allem Kleinen und damit auch zum Buchstabengehorsam. Der Regimentskommandeur, der im Beginn des Gefechts seinen Adjutanten zwingt, die Koffer auszupacken, um den fälligen, sorgfältig zu liniierenden Monatsrapport anzufertigen, oder auf dem Rückzuge im nächtlichen Quartier beim Geldverteilen aus der Regimentskasse selbst die Taler zählt und die Düten macht, statt an den Feind zu denken, und der Kommandant einer bedrohten Festung, der persönlich für die Handwerker das Militärtuch zuschneidet, damit nur ja kein Fetzchen verloren gehe,

sind Kinder desselben Geistes und keine Ausnahmen, sondern Typen ihrer Zeit, die gar nicht selten waren.

Daß in einer so kunstvollen Heeresverfassung und einer derartigen Erziehungsmethode natürliche Schwächen lagen, wird niemand verkennen können. Ihre Keime aber sind in der Natur von Friedrichs Heer zu suchen, wenn des Königs gewaltige Persönlichkeit auch die schädlichen Wirkungen noch zu verhüten wußte. Sie sind nicht erst durch Vernachlässigung und Pflichtvergessenheit in die Armee von Jena hineingetragen worden.

Die übertriebene Sparsamkeit, die freilich anfänglich ein Gebot der Not gewesen war, führte zu dem weitreichenden Urlaubersystem. Nicht bloß die Inländer verschwanden nach der Exerzierzeit aus Reih und Glied, sondern auch die sogenannten Freiwächter, deren erübrigter Unterhalt den Kompagniechefs zugute kam. Erlaubt waren 34 Mann in der Kompagnie; doch ist diese stattliche Zahl noch vielfach überschritten worden. Mancher der Ausländer, der vom Wachtdienst, also dem alltäglichen Dienst der Truppe befreit worden war, betrieb ein einträgliches Handwerk oder Geschäft. Friedrich Wilhelm I. und der große König wollten, daß ihre Offiziere im reifen Mannesalter sich für die bisherige Kargheit ihrer Laufbahn durch eine reichliche Einnahme entschädigen sollten. Man sagte damals, eine Kompagnie oder eine Eskadron sei so viel wert, als ein Rittergut. Großer materieller Gewinn scheint freilich in der spätern Zeit, wo alle Preise stiegen, für die meisten Kapitäns nicht mehr herausgekommen zu sein, wohl aber noch immer eine sorgenfreie Existenz, mit der sehr viele auch ihre Karriere abschlossen. Der Staat genoß dabei den Vorteil, daß er die Leute bei ungenügender Besoldung im Dienste zurückhalten konnte.

Der Kompagnie- und Eskadronchef war gleichzeitig Generalunternehmer für seine Truppe, und wenn er es verstand, gut zu wirtschaften, hatte er ein ansehnliches Erträgnis davon. Aber das führte an vielen Stellen zur elenden Knauserei. „Der Soldat war niemals im Rückstande mit Sold oder Kleidung, aber der Sold reichte nicht hin, den Hunger zu stillen; die Kleidung deckte nicht seine Blöße“ [1]).

Ganz ebenso ging es im Großen mit der Ausrüstung des Heeres zu. Überall wurde aufs äußerste gespart und eingeschränkt. Clausewitz sagt: „Im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt aufbewahrt, daß jeder Strick und jeder Nagel vorrätig waren, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar. Die Waffe des Soldaten wurde immer blank erhalten, die Gewehrläufe mit dem Ladestock fleißig poliert, die Schäfte alljährlich gefirnißt, aber die Gewehre waren die schlechtesten in Europa“ [2]).

---

[1]) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1888.

[2]) Dies harte Urteil ist allerdings übertrieben. Der französischen Bewaffnung freilich stand die preußische nicht unerheblich nach.

Zu diesem System übertriebener Knappheit kam eine jämmerliche soziale Stellung der Armee im Staate. Es war das Recht jeden Bürgers und Bauern, den Soldaten, den er außerhalb der Garnison auf der Straße traf, nach seinem Passe zu befragen und ihn bei dem Verdacht der Desertion festzunehmen. Ein Fanggeld war auf die Einbringung jedes Deserteurs gesetzt, die Umgegend der Garnisonen zu einer Art von Menschenjagd verpflichtet, wenn ein Soldat entwichen war. Die Mannschaften mußten sich Zeugnisse der Wirte, bei denen sie verkehrten, über ihre gute Aufführung und die Kompagnien in den Marschquartieren über ihr Wohlverhalten verschaffen. Ausschreitungen wurden namentlich in den spätern Zeiten vor Jena streng geahndet. König Friedrich Wilhelm III. drohte seinen Offizieren mit harten Strafen, wenn sie es sich beikommen lassen sollten, den geringsten seiner Bürger zu „brüskieren"; denn „nicht ich bin es, sondern der Bürger, der die Armee ernährt". Selbst ein so milder Mann, wie Scharnhorst, der wahrlich von junkerlichem Übermute weit entfernt war, klagt über die unzweckmäßige Handhabung der Bestrafungen:

Wenn ein Soldat mit seinen Kameraden oder einem Bauern oder Schreiber im Staate in Streit kömmt, so bestraft man ihn nach der Strenge; daß er aber seine Waffen in einem unglücklichen Gefecht von sich geworfen, daß er ehender als seine Kameraden davon gegangen usw., das übersieht man . . .

Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekömmt und nicht gleich nachgibt, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal von der angeborenen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperamentes sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft[1]).

Montbé, der Geschichtschreiber des sächsischen Korps von 1806, führt aus des ersten Adjutanten Funk Tagebuch an: „Sachsen hatte fast dreißig Jahre Frieden und eine Verwaltung gehabt, bei welcher das Militär überall zurückgesetzt war; Amtmänner und Bürgermeister blickten stolz auf Stabsoffiziere herab, im Bewußtsein, daß diese in jedem Kollisionsfalle von allen Instanzen verdammt werden würden."

Die allgemeine Auffassung ging dahin, daß die Armee ein vom Volke bezahltes, ihm gehöriges Werkzeug und dazu da sei, dem Lande den Feind und jegliche Störung des Erwerbes vom Leibe zu halten; den Bürger ginge der Krieg überhaupt nichts an. Dem Systeme Friedrichs, das Land zu schonen, entsprach die Scheu, es auch in der Not zu Kriegsleistungen heranzuziehen; selbst die Beitreibung von Lebensmitteln galt als Raub; noch nach der Katastrophe des 14. Oktober ist zunächst an dieser Auffassung festgehalten worden. So kam es denn, daß zu Beginn des Krieges in Hof große Hafervorräte unberührt dem Feinde in die Hand fielen, weil der dort befehligende Generalleutnant Graf Tauentzien es weder wagte, sie zu verbrauchen, noch sie zu zerstören. Nach dem Gefecht von Schleiz marschierte er mit seiner seit zwei Tagen ohne regelrechte Nahrung gebliebenen Division durch reiche Ortschaften. Er nötigte diese aber nicht, den Hunger seiner Soldaten zu stillen.

[1]) Kriegsarchiv D. Bd. I, S. 117. Scharnhorst, Über die französische Nation.

Bei Jena, wo die ermatteten Pferde kaum noch die Geschütze zur Schnecke gen Weimar emporzuschleppen vermochten, lagen reiche Futtervorräte, aber man korrespondierte über ihren Ankauf solange mit einer hohen Weimarischen Kammer, bis die Franzosen die Lösung des Geschäftes auf die einfachste Art ihrerseits besorgten[1]). In der bitterkalten Nacht vom 12. zum 13. Oktober lagerten die Truppen — damals noch ohne Mäntel — neben aufgestapelten Holzvorräten und froren. Die Armee von 1806 lief in den Oktobertagen nach der Niederlage mehr vor Hunger und Not als aus Furcht vor dem Feinde auseinander.

Quartierverweigerungen, Versagung der notwendigsten Geräte bei Ankunft der Truppen waren schon 1805 vielfach vorgekommen, und die Truppe raffte sich nicht dazu auf, das Notwendige einfach in Gebrauch zu nehmen. Sie war nach Bülows zornerfülltem Worte „in einen furchtsamen Spießbürgerhaufen ausgeartet", wobei das furchtsam nicht in Furcht vor dem Feinde, wohl aber in Furcht vor Konflikten, öffentlichem Anstoß, Strafe und Verfolgung zu übersetzen ist.

Wie es mit dem angeblichen Übermut und der Üppigkeit im Leben der Offiziere gestanden hat, ist aus den Quellen vor der Niederlage nicht genau festzustellen, und die Schmähschriften nach der Niederlage können nicht als einwandfreies Zeugnis gelten. Daß die Reichen unter den Offizieren dem Genuß mehr als gut fröhnten, lag im Zuge der Zeit und kann nicht bezweifelt werden. Aber die Dürftigkeit der Besoldung schloß bei der großen Masse der Offiziere jeglichen Luxus aus. Die Leutnants und Fähnrichs genossen Freitisch bei den Kompagnie- und Eskadronchefs: dabei wird es nicht allzu schwelgerisch hergegangen sein. Im ganzen wird man das Leben des Offizierkorps eher als ein karges und knappes bezeichnen können. Diesen Eindruck gewinnt man beispielsweise, wenn man liest, wie ein Generalstabsoffizier an den andern über einen dritten schreibt: „Schicke doch Haak her; hier hat er doch freien Tisch — der arme Teufel."

Für die bekannte Erzählung von den säbelwetzenden Gendarmenoffizieren vor dem französischen Gesandtschaftshôtel gibt es keinen authentischen Beleg. Sie scheint aus einem bildlichen Vergleiche Napoleons entstanden zu sein. Die viel besprochene Sommerschlittenfahrt, bei der ein schlechtes Stück von Zacharias Werner „Die Weihe der Kraft" verspottet wurde, worin Dr. Luther und Katharina von Bora auftreten, stellt sich nicht, wie sie ausgelegt wurde, als eine Verhöhnung der Religion, sondern als ein ausgelassener Streich dar. Er entstand bei einem Gespräch im Kameradenkreise, das von alten Zeiten und ihren Tollheiten handelte, und da meinte ein anschlägiger Kopf: „Man müßte mal wieder so einen Spaß machen!" Schon damals hat ein vernünftiger Mann, aber mäßiger Poet, den Vorgang auf die richtige Bedeutung zurückgeführt mit dem Reim:

Kann Herr Luther Balken treten,
Mag er auch das Pflaster kneten.

[1]) Der Weimarische Verpflegungskommissar bei der Armee des Fürsten Hohenlohe war niemand anders als der Staatsminister v. Goethe.

Auch hier war es der Einfluß des Kabinettsrats Beyme, der mehrere Tage hinterdrein die strenge Bestrafung veranlaßte.

Bei der Verfassung und Ausbildungsmethode der Armee war es für die Offiziere außerordentlich erschwert, sich zu ihrem Beruf im Kriege gehörig vorzubereiten. Ihr Eifer war fast ganz auf das Bücherlesen und theoretische Arbeiten verwiesen. Nur während der Exerzierzeit im Frühjahr war die Truppe vollzählig und hätte den Felddienst in ausreichender Weise üben können. Aber diese Zeit wurde völlig für die Revue, deren Vorbereitung und im Beginn auch die Wiederholung der elementaren Exerzitien gebraucht. Nach der Revue gingen die sämtlichen Urlauber von dannen, und es blieben gerade noch Leute genug bei der Fahne, um den Wachtdienst zu versehen. An Märsche, Gefechtsübungen, Vorpostendienst usw. war dann nicht mehr zu denken. Bei der Kavallerie kam hinzu, daß die Pferde auf Grasung geschickt wurden. Im Herbste folgten noch einmal kleine Zusammenziehungen der Truppen in der Nähe ihrer Garnisonen, doch ohne daß man die Urlauber einberief. Alle Abteilungen blieben daher numerisch sehr schwach, und auch in dieser Periode konnte für den Felddienst praktisch nicht viel geschehen. Die Kavallerie mußte die eben erst von der Grasung gekommenen Pferde schonen, und da jeder einzelne Mann außer dem eignen noch eine Anzahl Beipferde mit zu verpflegen hatte, so waren auch die Futterzeiten innezuhalten und zu denselben Quartier oder Kaserne pünktlich wieder aufzusuchen.

So bewegte sich der Dienst der jüngeren Offiziere in einem ewigen Einerlei. Im Frühjahr begann ein angespanntes Exerzieren, bei dem der einzelne nichts war, als der kleine Teil einer Maschine, die von oben her in Betrieb gesetzt wurde, und in der er immer nur an derselben Stelle und immer nur in gleicher Art mitzuwirken hatte. Danach kam verhältnismäßige Ruhe, aber doch ein fortwährendes Rondegehen, Wacherevidieren, Stall- oder Reitplatzdienst und das Einexerzieren der wenigen Rekruten. Nicht zu bezweifeln ist, daß trotz allem der Dienst bei weitem nicht so intensiv betrieben wurde, als heute, aber das war mehr oder minder auch in allen übrigen Berufsarten der Fall. Es hätte wohl der einzelne sich von der Eintönigkeit des Betriebes losmachen können, und gar mancher hat sich auch wohl davon losgemacht und auf eigne Faust gebildet; von der Menge aber darf man doch nur verlangen, daß sie den Kreis ausfüllt, der ihr zugewiesen ist.

Die höheren Offiziere litten unter dem Übelstande, daß im Frieden keine größeren Truppenverbände über das Regiment hinaus bestanden, daß sie also keine Gelegenheit hatten, sich in der Führung gemischter Truppenkörper zu üben. Die große Mehrzahl sah überhaupt nur die eigne Waffe und erschöpfte sich infolgedessen in der immer größeren Vervollkommnung der Äußerlichkeiten des Dienstes. Daher erklärt sich denn auch die wahrhaft erschreckende Unselbständigkeit, welche im Jahre 1806 bei sehr vielen höheren Offizieren hervortrat. Sie waren gewohnt, am nämlichen Platze, im fest gegliederten Treffenverhältnis einem höheren das Kommandowort mit uhrengleicher Pünktlichkeit abzunehmen und an den niederen Befehlshaber weiterzugeben — nicht mehr.

Die Macht der Gewohnheit, die starre Erziehung zur strengsten Pünktlichkeit und zur Treue im kleinen erzeugte bei ihnen, so sehr sie in allen geläufigen Dingen sich auszeichneten, doch eine völlige Hilflosigkeit gegenüber ungewöhnlichen Ereignissen.

Die Anführung der zahlreichen Vorgänge auf diesem Gebiet würde zu viel Raum wegnehmen. Sie sind neuerdings durch urkundliche Studien ans Licht gefördert worden[1]). Es sei nur des Beispiels halber der General von Treskow angeführt, der mit seinem Regiment vom linken Ufer der Saale her zum Gefecht von Halle heranmarschierte und deutlich dessen ungünstige Wendung beobachten konnte, der aber trotzdem, ohne irgendeine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, in der Vorwärtsbewegung blieb. Endlich, als es schon sichtbar war, daß der Herzog von Württemberg mit dem Korps, zu dem das Regiment gehörte, auf der andern Saaleseite im Rückzug sei, entschloß er sich, um doch etwas zu tun, den an der Spitze fahrenden Geldwagen und die Kommandeurschaise zur Bagage zurückzuschicken, zu deren Bedeckung er im Angesicht des Feindes eine ganze Kompagnie entsendete. Bald danach ließ er halten und aufmarschieren. Dann stand er eine Stunde lang still und gewährte dem Feinde die Zeit, das Regiment in den Flanken zu umgehen. „Hierdurch ward der General genötigt, aktiv zu verfahren, wenn er nicht mit dem Regiment auf der Stelle eingeschlossen werden sollte," sagt der Bericht. „In diesem Augenblick fragte er den Oberst von Engelbrecht (Kommandeur des Regiments), was zu tun sei, worauf selbiger dem General antwortete: ‚Was der Herr General befehlen werden, werde ich tun'."

Das ist bezeichnend für die herrschenden Zustände. Der persönlich tapfere und brave General glich dem Durchschnitt der höheren Offiziere, und man darf ihm nur wenig Schuld zumessen, denn diese lag mehr in den Verhältnissen als in seiner Person.

Die Übelstände der Kargheit und Unzulänglichkeit in der Besoldung und Versorgung der Armee wurden gegen Ende des Jahrhunderts, als der Wohlstand im Lande wuchs, das Leben üppiger ward und der Geldwert sank, immer größer. Die Lage der Armee gestaltete sich von Tag zu Tag elender. An den Straßenecken standen die Soldaten in den Freistunden, ihre Montierung auf dem Rücken, und warteten, wer sie zu irgendeiner niedrigen Arbeit dingen würde. Bettelei soll nicht gerade vorgekommen sein, oder doch nur in Ausnahmefällen; aber dankbar nahmen sie das geringste Geschenk für irgendeine kleine Dienstleistung an; denn ohne dies war es ihnen nicht möglich, zu leben. Die meisten waren auch verheiratet.

Und dennoch tat diese Armee ihre Schuldigkeit; sie hätte sie auch in der großen Katastrophe getan, wenn nicht ein andrer Übelstand noch hinzugekommen wäre, nämlich eine völlig verschrobene Auffassung von der Kriegführung, welche sich gerade bei dem gebildetsten Teile der höheren Führer allmählich

[1]) Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. „Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres". Heft IV und V. (Hauptmann Jany.)

aus theoretischer Spekulation und der Einwirkung des Zeitgeistes entwickelt hatte.

Noch während der Rheinfeldzüge wurde dem Verhalten der Truppen im Gefecht von allen Augenzeugen einstimmiges Lob zuteil. Ihr sich unter allen schwierigen Umständen erhaltender guter Wille, ihre ruhige, besonnene Tapferkeit finden ganz allgemeine Anerkennung. Es ist kaum eine Ausnahme dabei zu nennen. Auch das Übel der Desertion, von dem bei den Gegnern der alten Armee so viel die Rede ist, machte sich nicht merklich fühlbar, während in den nationalen französischen Heeren sich ganze Truppenteile von Freiwilligen im Kampfe auflösten und Tausende nach den ersten Niederlagen davonliefen. Von den vielen günstigen Urteilen führen wir das des Generals von Valentini als besonders unverdächtig an; denn er fällte es lange nach den Freiheitskriegen, auf der Höhe des Lebens, in ausgezeichneter Stellung und nach reichen, in verschiedenen Heeren gemachten Erfahrungen:

Betrachten wir die Armee, wie sie in unsrer lebhaften Erinnerung steht, so durfte sie ihren Vorfahren, mit denen Friedrich II. seine ersten Kriege in Schlesien anfing, vollkommen gleichgestellt werden. In Tapferkeit, gutem Willen, regem Ehrgefühl und taktischer Vollkommenheit kamen ihr zu der Zeit (zur Zeit der Rheinfeldzüge) keine Truppen der Welt gleich.

Der Ausgangspunkt der entarteten Strategie war ein dem menschlichen Gefühl naheliegender und keineswegs verwerflicher. Es war nämlich der Schrecken über die großen Menschenverluste in den Schlachten Friedrichs. In dessen kühnem Draufgehen, seinem Streben nach der entscheidenden Schlacht sahen weite Kreise der gebildeten militärischen Welt nicht die Erkenntnis für die wahre Natur des Krieges, sondern eine rohe Empirik. Diese Meinung hatten auch Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig vertreten, die dem Könige zum Vorwurf machten, daß er immer nur schlagen wolle und nichts andres kenne. Sie dagegen und alle ihre Jünger dachten durch Kunst zum Siege zu gelangen. Es entstand ein System von Entsendungen, Bedrohungen, von Druck auf die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, das auch der König selbst in seinen Schriften gelegentlich empfahl, doch nur als Beiwerk, nicht als das Entscheidende. Man verlor sich in Grübeln über sinnreiche Kombinationen und suchte in der Mathematik und in der Geländekunde die Hilfsmittel für die Erfindung kriegerischer Schachzüge, die dem Feinde imponieren und ihm den Mut zur Fortführung des Kampfes rauben sollten. Die vorzugsweise theoretisch gebildeten Generalstäbler erwarben sich durch diese Methode in der Armee den Spottnamen die „Abschneider", weil sie stets darauf ausgingen, den Feind nicht anzugreifen und zu vernichten, sondern ihn von seiner Rückzugslinie und seinen Verbindungen abzuschneiden, um ihn zum Rückzuge zu zwingen. Der unklare Begriff von der „Macht des Manövers" kam auf. Massenbach, der Hohepriester der ganzen entarteten Lehre von der Kriegsführung, brauchte ihn vorzugsweise, und er besaß großen Anhang in der Armee. In einer Lobrede auf den Prinzen Heinrich sagt er: „Glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg." In

einem Vergleiche des Herzogs Ferdinand mit Friedrich dem Großen heißt es: „Der König, unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner entscheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst. Der Herzog, kalt, ruhig, überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vorteil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, sowie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen imstande ist. Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs."

Als 1792 der Einmarsch in Frankreich begann, erklärte Massenbach, das Vorteilhafteste würde sein, wenn man die französischen Heere zum Verlassen ihrer Stellung an der Grenze bewegen könne und sie danach trachten sollten, sich zu vereinigen. Dann fände das Genie des Feldherrn die Gelegenheit zu einem entscheidenden Manöver, durch welches mehr zu gewinnen sei, als durch eine Schlacht. Das Zugreifen und Schlagen galt ihm und seiner Schule, ja man kann sagen, der Schule der Zeit, für das Eingeständnis geistigen Bankrotts. Selbst Scharnhorst ist nicht ganz frei von den Einwirkungen dieser Irrlehre gewesen, und der einzige, der seinen Geist durch ihre Schatten nicht verdüstern ließ, war Clausewitz.

So wurde der Krieg nicht zur zerstörenden Blutarbeit, sondern zu einem kunstvollen Spiel. Der Feind sollte sich vor der geistigen Überlegenheit beugen und beschämt von dannen gehen, wenn er diese bei dem Gegner erkannt hatte. Gar eine aussichtslose Aufopferung, die dem kriegerischen Stolz und einem mutigen Temperament entspringt, galt den Männern des Tages für eine Torheit, und sie übersahen, daß oft die Leidenschaft in verzweifelter Lage noch einen Ausweg findet, wo der Verstand ihn nicht mehr sieht. Es sei gleich hier erwähnt, daß die schmählichen Festungskapitulationen nach der Niederlage von Jena und Auerstädt diesem Ideenkreise entsprungen sind, und daß dabei weder an Feigheit noch an Verrat zu denken ist. Das verhängnisvolle Wort „umsonst" übte in jenen Tagen auf die Gemüter den unglücklichsten Einfluß aus. Man lese nur, was Clausewitz über den General von Kleist, der Magdeburg ohne nennenswerten Widerstand dem Feinde übergab, aus persönlicher Kenntnis niedergeschrieben hat: „Er hatte einen gewandten, nicht ungebildeten Verstand, war ein derber, tüchtiger Soldat, im Gefecht von einer glänzenden Ruhe." Auch Kleist aber litt an der Krankheit der Zeit; er war zugleich ein geschmeidiger Weltmann und eine sehr politische Natur geworden. Einige Worte von Schonung und Rücksicht, die der König auf seiner Durchreise durch Magdeburg an ihn gerichtet hatte, waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen.

Nicht die Strategie des siebenjährigen Krieges, sondern die des bayrischen Erbfolgekrieges, in dem sogar der große König scheinbar den neueren Ansichten gehuldigt hatte, beherrschte die Kriegführung der Zeit, und solche Theorien besitzen unendlich mehr Macht, als man es im Frieden zu glauben

vermag. Die Kunst verlangte das pünktliche Zusammenwirken vieler Kolonnen nach grillenhaft ersonnenen Dispositionen[1]) Auch Scharnhorst hat einmal gesagt, daß, je mehr eine Armee zu den Künsten des Krieges gegriffen hätte, desto mehr wäre sie in Detachements geteilt gewesen. Das ergab die grundsätzliche Zersplitterung der Kräfte, welche auch 1806 noch die unheilvollste Wirkung übte.

Viel Politik mischte sich namentlich 1793 und 94 in die Heerführung. Die ganze Art, vom Kriege zu denken, wurde weltmännisch und diplomatisch. Dem Könige Friedrich Wilhelm II. stellte man jeden fallenden Soldaten als ein bedauernswertes und unnützes Opfer dar. Man wollte auf eine anständige Art untätig bleiben, weil man dieses für weise hielt. Auf die glückliche Ausführung des Gedankens, zu Beginn des Feldzuges von 1793 den Rhein bei Mannheim zu überschreiten, um so die vor Mainz stehenden Franzosen gleich im Rücken zu fassen, verzichtete das Hauptquartier, weil der Kurfürst von der Pfalz Einspruch erhob, in dessen Land doch der Feind stand.

Die Truppen wurden nicht ernsthaft und entscheidend gebraucht. Ihr Mut und ihre Tüchtigkeit blieben ungenutzt und waren darum unfruchtbar. Niemand hat diese kleinliche verwässerte Auffassung von der Kriegsführung besser gegeißelt als ein Poet der „Minerva" in der Knüttelversposse, in welcher der Feldmarschall vor seinen König tritt und ihm vom Ausgange des Krieges berichtet:

Sonst freilich war's, fürs Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
Des Helden höchster Ruhm; doch seit Humanität,
Philosophie die Welt, die Menschen kultivieren,
Heißt fechten auf den Tod: „den Mord organisieren".
So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
Was kann humaner sein? und größer, traun! — der Mut,
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.
Des größeren Mutes voll ergab sich die Armee.

Trotz Ulm und Austerlitz ist der blutige Ernst des Krieges auch nach 1805 nicht gleich erkannt worden, und dies übertrug sich leider auch auf 1806. Nicht nur, daß man ohne jede außergewöhnliche Anstrengung zur Vermehrung der Streitkräfte gegen Frankreichs Übermacht in den Krieg zog — man setzte nicht einmal die ganze vorhandene Kraft ein. Gegen ein Viertel der Armee blieb bei Ausbruch immobil. Die Festungen wurden bis auf wenige Ausnahmen nicht in Verteidigungszustand gesetzt! Und wie verwirrend wirkte die schwächliche verkehrte Politik. Sie hatte es nicht nur dahin gebracht, daß Preußen im Augenblick völlig isoliert und im eigenen Vertrauen erschüttert, den Kampf aufnehmen mußte, sie brachte es auch noch fertig, daß die kleinen Staaten Norddeutschlands, die doch hinter der Demarkationslinie Preußens

[1]) Der Befehl, den der österreichische General Graf Wurmser im Jahre 1793 zum Angriff auf die Weißenburger Linien ausgab, füllt in der „Geschichte der Rheinfeldzüge" nicht weniger als sechzehn Druckseiten. Das alles sollte der Offizier im Gefecht auswendig wissen und befolgen.

Schutz genossen hatten, unbeteiligt beiseite blieben. Man wagte es nicht, sie nötigenfalls mit Gewalt zum Kriege fortzureißen. Nur Sachsen schloß sich, durch die Verhältnisse gezwungen, Preußen rückhaltlos an, ebenso Weimar. Das Non plus ultra war aber wohl, daß der Herzog von Braunschweig, der nominelle Oberbefehlshaber der preußischen Armee, als Landesfürst sich neutral verhielt. Auf die Schlachtfelder von Jena und Auerstädt, auf denen über das Schicksal des Staates entschieden wurde, ist aber nur die Hälfte der vorhandenen Streitkräfte geführt worden.

Die politischen und persönlichen Rücksichten, die diplomatische Art, auch die ernstesten Fragen zu entscheiden, hatten außerdem eine höchst komplizierte Form der Heerführung zuwege gebracht. Statt einer Armee bildete man drei, dazu noch ein Reservekorps und seitliche Abteilungen. Statt eines Hauptquartieres waren drei vorhanden, von denen zwei sich für gleichberechtigt hielten. Hohenlohe und sein Stabschef glaubten sich noch dazu berufen, den Staat vom Abgrunde des Verderbens zu retten und suchten alles Heil nur in den eigenen Plänen. Der Herzog von Braunschweig erkannte das richtigere, das in der Zusammenfassung und im einheitlichen Handeln der Streitkräfte bestand; allein die hofmännische Rücksichtnahme hielt ihn davon ab, seinem Willen einen bestimmten Ausdruck zu geben. Man korrespondierte mit Höflichkeiten hin und her. Nun war auch noch der König bei der Armee anwesend. Er hatte damit die Energie der Kriegführung steigern wollen, lähmte sie aber, sicherlich ohne sich darüber klar geworden zu sein. Sein Wille war der beste, aber man verstand ihn falsch. Der Herzog, der den Heeresstab in fester Hand hätte führen müssen, sah den König als den eigentlichen Oberbefehlshaber an und holte zu allen Dingen dessen Zustimmung ein, die mehrfach versagt, aber nicht durch einen andern Befehl ersetzt wurde. Die Devotion übertrug sich auch auf des Königs Umgebung, und diese redete eifrig mit. Um sich ihr gegenüber zu stützen, zog der Herzog stets die seine zu Rate. „So war der Kongreß beschaffen, welcher die Armee leiten sollte“ [1]).

Daß die Führung von obenher eine unsichere sei, daß schließlich, um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, niemand mehr recht wußte, wer Koch und wer Kellermeister wäre, fühlte die Armee nach wenigen Tagen im Beginn des Krieges heraus. Die große Masse der Soldaten pflegt in diesem Punkte ein sehr feines Empfinden zu besitzen. Das dunkle Vorgefühl von einem üblen Ausgange der Dinge entnervte die Truppe; Hunger und Mangel aller Art trugen zu ihrer Entkräftung bei.

Eine geringere Rolle, als man gemeinhin annimmt, hat die veraltete Kampfweise der preußischen Armee gespielt. Vielfach ist die Lösung des Rätsels der großen Niederlage in dem zerstreuten Gefecht gesucht worden; doch mit Unrecht. Der Kampf der Tirailleurs hatte damals überhaupt noch keine entscheidende Bedeutung, das lag in der Unvollkommenheit der Schußwaffe.

[1]) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. S. 483.

Und wenn die französische Armee darin auch der preußischen um einiges überlegen war, so hat diese das Tiraillement doch keineswegs ganz vernachlässigt. Im Gegenteil galten die Füsilierbataillone für die besten leichten Truppen in Europa. Sie und die Jäger waren den Franzosen auch 1806 im Kampf aufgelöster Schützen zum mindesten gewachsen.

Der Unterschied zwischen den beiden Heeren ist an andrer Stelle bedeutungsvoller hervorgetreten. Noch legte die preußische Armee in der Schlacht allen Wert auf den Stoß langer geschlossener Infanterielinien ohne Selbständigkeit der einzelnen Teile. Sie marschierte noch immer, ehe sie an den Feind herankam, in der vorher ausgewählten Front kunstvoll auf und war dann nicht anders zu bewegen, als vorwärts an den Feind heranzuschieben. Den Unterführern blieb dabei wenig mehr übrig, als mit dem Beispiel der persönlichen Tapferkeit den Soldaten voranzugehen. Selbständigkeit und eigener Entschluß spielten keine Rolle.

Charakteristisch ist in den Berichten und Schilderungen über die unglücklichen Schlachten die allgemeine Klage über Mangel an höheren Befehlen, während sich heute ein jeder an seiner Stelle freut, wenn ihm so wenig als möglich befohlen wird, damit er nach den Umständen tun kann, was die eigne Einsicht ihm gebietet.

Der Stoß war überdies in den letzten Jahrzehnten vor Jena und Auerstädt durch eine Art von Feuerstation abgeschwächt worden. Man ging staffelweise, d. h. gegliedert, wie die Stufen einer Treppe, an den Feind heran, sodaß der eine Flügel versagt, der andre vorgeschoben war. Dann aber rückten, beim Feinde angekommen, die hinteren Staffeln zur Linie der vordersten vor, und es begann nun das bei den Revuemanövern so oft bewunderte präzise Salvenfeuer der Bataillone. Es sollte den Feind erst erschüttern, damit der letzte Sturm weniger blutig verlaufe, als zu Friedrichs Zeiten. Aber das Halten im Feuer wurde oft und so namentlich auch bei Jena und Auerstädt verderblich, wenn der Feind nicht wich, sondern sich am Boden, hinter Hecken und Mauern barg, kein Ziel bot und seinerseits in die vor ihm wie Scheiben stehenden Bataillone hineinfeuerte.

Die Franzosen hatten die Kolonnen[1]) anfangs aus Not gebraucht, weil sich die ungeübten Mannschaften in dieser Form leichter als in starren langen Linien handhaben ließen. Später machten sie aus dieser Not eine Tugend, als sie die größere Beweglichkeit und Selbständigkeit der Kolonnen im schwierigen Gelände empfanden, und sie behielten sie während des Herangehens an den Feind dauernd bei. Im Feuer freilich haben sich die vordersten Bataillone sehr häufig noch immer zur Linie entwickelt. Auf einen vorherigen Aufmarsch der ganzen Masse aber wurde verzichtet, denn die Sorge um das Auffinden der richtigen Front, das bei der Lineartaktik so wichtig war, schwand allmählich. Man überließ es jedem einzelnen Führer, sie selbst zu suchen. Gleichzeitig wurde die Manövrierfähigkeit der Artillerie gehoben und die Kavallerie in selbständigen Körpern verwendet. So weckte die nach und

[1]) Die Anwendung der Kolonne findet sich bei ihnen schon im Siebenjährigen Kriege.

nach sich ausbildende neue Fechtweise die Umsicht, das richtige Urteil, die Selbständigkeit und Initiative aller Führer bis zu den untersten Graden hinab. Sie rief die Kräfte des Geistes und die Initiative auf den Plan. Darin bestand die Überlegenheit der französischen Armee von 1806 weit mehr, als im Tiraillement und der Kolonnentaktik. Schon unter dem Königreiche hatte sich diese Kampfweise theoretisch vorbereitet; sie war in den Revolutionskriegen praktisch verwirklicht und dann durch das gewaltige Genie Napoleons zur Vollendung ausgebildet worden. Zu spät hatte man sich in Preußen entschlossen, nach Scharnhorsts dringenden Vorschlägen den großen starren Schlachtkörper des Heeres in selbständige Divisionen aus allen drei Waffen zu teilen. Es war 1805 zum ersten Mal geschehen und 1806 noch nicht in das Verständnis des Heeres und seiner Führer hinreichend übergegangen. So wirkte die Divisionseinteilung, an sich richtig, doch nur unheilvoll; denn sie förderte die Zersplitterung.

Überraschend zeigte sich nach der Niederlage die geringe innere Festigkeit der preußischen Armee. Der Mangel an staatsrechtlicher und internationaler Zusammengehörigkeit in der Truppe, die Unzufriedenheit des einzelnen Soldaten mit seinem allzu kargen Lose machten sich fühlbar. Schlimmer aber war noch die völlige Teilnamlosigkeit des Volkes, das nur an wenig Stellen, wie in Kolberg, mithalf, den Widerstand zu organisieren. Die versprengten Offiziere, die im Lande umherirrten, um die Armee wieder zu erreichen, fanden weder bei Behörden noch bei Privaten hinreichenden Beistand, geschweige denn Ermutigung zur Wiederaufnahme des Kampfes. Sie wurden dafür reichlich mit beißendem Spotte verfolgt. Für die fliehenden, halb verhungerten Truppen wurde vom Lande erst in der Mark Brandenburg Nennenswertes getan. Im allgemeinen hat man auch ihnen die Hilfe verweigert, und die Führer wagten meist nicht, diese zu erzwingen.

In der Tat ist es ein tieftrauriges Bild, das sich von Heer und Volk nach der unglücklichen Doppelschlacht zunächst vor uns entrollt. —

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob denn die Mängel und Schwächen der Armee nicht vorher erkannt worden sind. Man schließt aus den Ereignissen auf eine allgemeine Reformfeindlichkeit, die vorgeherrscht haben müsse. Wer sich aber mit den Jahrzehnten vor Jena beschäftigt, der ist geradezu erstaunt, daß eine Armee untergehen konnte, in der so viel gedacht, geschrieben und gestrebt worden ist. Wir sehen den Weg zur Katastrophe mit Reformprojekten und Verbesserungsvorschlägen gepflastert.

Die schwachen Punkte der Heeresverfassung, die Ausländerwerbung, der Mangel an Homogenität des Menschenmaterials, die übertriebene Strenge im Dienst und in der Verwaltung, die Massendressur bestanden auch in der Armee des großen Königs. Schon zu Friedrichs Lebzeiten regte sich daher in dieser Hinsicht die Kritik; aber sie blieb seinem großen Ansehen gegenüber ohne Nachhall. Im Lande glaubte niemand an ihre Berechtigung, denn die tatsächlichen Erfolge sprachen entschieden dagegen. Ausländer haben freier ge-

urteilt, und so finden wir denn schon in Guiberts berühmtem „Essai général de tactique“ über den König und sein Heer folgendes merkwürdiges Urteil:

Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Genie allein das unvollkommene Gebäude seiner Heeresverfassung aufrechterhält, ein schwacher König ohne Talente kommen sollte, so wird man diese ephemäre Macht in die Sphäre zurücksinken sehen, die ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird sie dann einige Jahre des Ruhms teuer bezahlen [1]).

Unter Friedrich Wilhelm II. begann die Flut der Denkschriften. Mirabeau, der Preußen persönlich kennen gelernt hatte, richtete ein offnes Sendschreiben an den König; Kleist, Kalckreuth und andre reichten Vorschläge ein. Friedrich Wilhelm, der wohl fühlte, daß er die Armeeangelegenheiten nicht mehr allein, wie sein großer Oheim, zu leiten vermochte, schuf zu diesem Behufe das Oberkriegskollegium, das anfangs auch mit hinreichenden Vollmachten ausgestattet, später aber in diesen nach und nach wieder beschränkt wurde. Er erleichterte das Los der Offiziere, besserte die Lage des gemeinen Mannes in manchen Punkten und erkannte die Versorgung der invalide gewordenen Krieger als eine Pflicht des Staates an, während sie bis dahin nur ein Gnadenakt des Monarchen gewesen war. Er gründete die Invalidenkasse und gab jährlich 100000 Taler dazu. Die Armee, namentlich die leichten Truppen, wurden vermehrt, die später so berühmt gewordenen Füsilierbrigaden geschaffen. Ein neues Kantonreglement sprach den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht abermals aus, doch kam er noch immer nicht zur praktischen Durchführung.

Die polnischen Erwerbungen, die gerade in dieser Hinsicht ein großes Hindernis bildeten, gaben doch anderseits den Anstoß zu weiteren Vermehrungen und Vervollkommnungen der Armee. Der Minister v. Schrötter, der an der Spitze der Verwaltung der Provinzen östlich der Weichsel stand, arbeitete Entwürfe mit ganz modernen Anklängen aus. Er schlug schon eine dauernde Einteilung der Truppen in Korps vor, die aus allen drei Waffen zusammengesetzt sein sollten. Ebenso plante er eine sinnreich erdachte, beschleunigte Mobilmachung für den Fall einer russischen Gefahr, einen wohlgeordneten Grenzschutz und endlich einen zahlreichen, aus den Inländern aufgestellten Landsturm.

König Friedrich Wilhelm III. bestieg 1797 den Thron in ernster Reformstimmung. Er fühlte recht wohl, daß manches in der Staatsverwaltung und der Armee dringend der Verbesserung bedürfe. Sein Vorgänger, der zuletzt an eine allgemeine Reorganisation gedacht, hatte zu diesem Behuf die Immediat-Reorganisationskommission ins Leben gerufen, in der auch der damalige Kronprinz tätig mitgearbeitet hatte. Nunmehr entwarf dieser als König eine umfassende Denkschrift, die den Arbeiten der Kommission zur

[1]) Jakob Anton Hippolyt, Graf Guibert war Maréchal de Camp der französischen Armee und Militärschriftsteller. Er hatte als junger Offizier den Siebenjährigen Krieg in Deutschland mitgemacht, besuchte später auch — noch zu Lebzeiten des großen Königs — Preußen, urteilte daher aus eignem Augenschein. Er war später Gehilfe des Kriegsministers St. Germain bei Ausarbeitung von dessen Reformprojekten und die Seele der Veränderungen im Heerwesen, die das Ministerium Brienne kurz vor der Revolution anbahnte.

Grundlage dienen sollte. Alle Zweige der Heeresverwaltung wurden darin berührt; ebenso wendete er sich den allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu. Der später durch die schmähliche Kapitulation von Hameln unrühmlich bekannt gewordene General Lecoq, der einen besseren Ausgang verdient hätte, schon weil er es war, der Scharnhorst in den preußischen Dienst zog, bearbeitete einen Entwurf, demzufolge die eine Hälfte der Ausländer entlassen und die andre mit den dadurch gemachten Ersparnissen besser gestellt werden sollte, um sie zu wirklichen Bürgern des Staates zu machen. Er schlug bereits die Krümperausbildung zahlreicher Inländer vor, die zwischen 1807 und 1813 wesentlich zur Wiedererhebung des Staates beitrug[1]). Auch der damalige Major im Generalstabe und spätere Feldmarschall Knesebeck arbeitete im Auftrage der Kommission und verlangte, daß man den Soldaten mit seiner Lage zufrieden machen müsse. Auch wollte er die rückhaltlose Eröffnung der Offizierstellen für den gebildeten Bürgerstand. In einer zweiten, sehr umfassenden Denkschrift, die er nach den von Rüchel ihm gegebenen leitenden Gesichtspunkten niederschrieb, befürwortete er später die Aufstellung der sogenannten Vaterlandsreserve, durch die das Heer nationalisiert und auf die gesamte Volkskraft gestützt werden sollte. Damit Hand in Hand ging die Idee der allgemeinen Einführung des zerstreuten Gefechts. Scharnhorsts Vorschläge zur Verbesserung der Armee sind bekannt[2]). Zu erwähnen ist insbesondere nur, daß er noch vor der Niederlage, was früher vielfach bestritten worden ist, den ersten Entwurf einer allgemeinen Landesbewaffnung an den Herzog von Braunschweig und den Generaladjutanten des Königs, v. Kleist, eingereicht hat. Auch Courbière und viele andre hervorragende Militärs betätigten sich mit Reformprojekten. Bessere Fürsorge für die Armee spielte in all diesen Schriften eine wichtige Rolle.

Es wurde viel geschrieben, geprüft, begutachtet, umgearbeitet und abermals revidiert — aber es kam zu keinem großen Entschluß „in diesem Jahrzehnt der halben Anläufe und wohlgemeinten Versuche“[3]). Es fehlte der große, selbstbewußte souveräne Wille, der die Schwierigkeiten zu überwinden und den berechtigten Einwänden gegenüber die, dem Reformer so notwendige, Einseitigkeit zu behaupten verstanden hätte, um aus dem Chaos der Gedanken und Pläne die Tat werden zu lassen. Es ist aber nicht richtig, daß grundsätzliche Reformfeindlichkeit und aristokratischer Hochmut in den höheren Armeekreisen die Besserung des bestehenden Zustandes zurückgewiesen haben soll, wie die Legende besagt.

Das Hindernis bildeten einmal die verbrieften Rechte der Stände, Städte, Gewerkschaften und aller möglichen andern Kategorien, und das andre Mal die Sorge vor den Kosten. Die Furcht vor dem Einspruch der Zivilbehörden spielte namentlich bei dem Herzog von Braunschweig eine Rolle, und ganz unberechtigt war diese Besorgnis nicht. Die Mehrbelastung des Staates durch

[1]) Er gedachte auch die Offiziere und namentlich die Junker besser zu stellen, die damals noch für den Hungerlohn von 3 Talern 1 Silbergr. 6 Pfg. monatlich dienten.

[2]) Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst. Erster Band.

[3]) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Teil, S. 158.

die Reform wurde auf 8—900 000 Taler, höchstens bis auf 1½ Millionen, veranschlagt. Dies schien den leitenden Persönlichkeiten unerschwinglich, trotzdem eine solche Summe wie ein Tropfen im Meer verschwindet gegen die Opfer und Verluste, die der Krieg verursacht hat, und die Beträge, die Napoleon aus einer einzigen Provinz herauszuziehen wußte. Selbst der König, dem es sehr am Herzen lag, den Sold des Soldaten so hoch zu bringen, daß er nur noch 25 Prozent durch eigene Arbeit hinzuzuverdienen brauchte, um leben zu können, schreckte vor der Mehrausgabe von 550 000 Talern zurück, die man ihm als finanziellen Effekt der Maßregel berechnete. Allgemein war die Scheu vor dem Mißvergnügen im Lande, das durch solch eine Last erregt werden würde. Hob der König doch der „Opinion" halber sogar das Tabaksmonopol auf, das eine bequeme Quelle für die Erhöhung der Staatseinkünfte hätte werden können. Sechzehn bis siebzehn Millionen kostete die Armee schon. Das galt für das Äußerste, was man aufwenden könne.

Bei der Beseitigung der zahlreichen, im Laufe der Zeit völlig unberechtigt gewordenen Ausnahmen von der Gestellungspflicht zum Heeresdienst fürchtete der König, sich gleichsam eines Vertragsbruches schuldig zu machen. Rüchel, der gerade dieser Maßregel eine verdienstvolle Wärme entgegenbrachte und sie in der ersten Zeit seines bedeutenden Einflusses auf den König lebhaft befürwortet hat, fand einen energischen Widersacher an dem Kabinettsrat Menken, der diesen so notwendigen Fortschritt hintertrieb und dafür öffentlich als Mann von Ehre und als Patriot gepriesen wurde.

So kam es nicht einmal zu den beiden wichtigsten Reformen: der Verminderung der geworbenen Ausländer bis auf ein für den Exerzierdienst notwendiges Ausbildungspersonal und die gleichmäßige Heranziehung aller Landesteile zum Heeresdienste. Wäre auch nur damit begonnen worden, so hätte sich die Abstellung der übrigen Mängel allmählich von selbst eingefunden.

Alles, was geschah, war die Herausgabe einer Kabinettsorder vom 17. August 1805 über die Aufstellung von 78 Landreservebataillonen zu 600 Mann — immerhin ein Anfang. Aber auch sie waren noch nicht fertig, als ein Jahr darauf der Krieg ausbrach.

Dennoch ist diese Zeit des vergeblichen Strebens nicht gänzlich unfruchtbar gewesen. Nahezu alle Gedanken, die der im Jahre 1807 begonnenen Stein-Scharnhorstschen Reform zugrunde lagen, sind vorher schon berührt und zum Teil durchgearbeitet worden. Das erleichterte die Anknüpfung an das Alte und verhütete einen radikalen Umsturz der Einrichtungen des Heeres, wie den Übergang zur Miliz und zur Offizierswahl nach französischem Muster der Revolutionszeit.

So sind die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806 nicht der Verfall des Friderizianischen Heeres, nicht Vernachlässigung und Trägheit, nicht hochmütige Abweisung jeglichen Reformgedankens, auch nicht die Üppigkeit und der aristokratische Übermut des Offizierkorps gewesen. Wäre dem so, dann würde sich das Unglück leicht erklären und seine Ursachen wären wenig lehrreich. Sie liegen tatsächlich tiefer.

Die unselige Neutralitätspolitik entwöhnte Volk und Heer des Gedankens an die Notwendigkeit einer großen Anstrengung bei großen Ereignissen, wie es die französische Revolution war. Sie verweichlichte den Sinn der Nation und schwächte allmählich auch den kriegerischen Geist des Heeres, das angefangen hatte, den Frieden zu lieben[1]). Die Folge davon war ein Eintreten in den Krieg von 1806 mit schwächlichen Impulsen, ohne jede Anspannung auch nur der vorhandenen Kräfte, gleichsam als handle es sich wie ehedem um einen Landstrich oder eine Festung an der Grenze, nicht um die Existenz Preußens und die Freiheit Deutschlands von der Fremdherrschaft. Hatte die ungeheure Gefahr doch nicht einmal den spießbürgerlichen Gedanken ersticken können, daß der Krieg möglichst billig abgemacht werden müsse.

Die unglückliche Heerführung durch den „Kongreß" und die verschrobenen Ansichten von der Natur des Krieges, die einem so genialen und tatkräftigen Naturalisten wie Napoleon gegenüber doppelt gefährlich waren, taten weiter das ihrige.

Dann erst ist die veraltete Organisation der Armee zu nennen, welche der staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit und der nationalen Einheit entbehrte, und ein Friedensleben, das die Liebe zum Stande, die Lust am Kriege untergrub und den Soldaten einem elenden Lose verfallen ließ. Die Gleichgültigkeit des Volkes in bezug auf die Vaterlandsverteidigung hatte sich auf den gemeinen Mann im Heere übertragen, und diese allgemeine Teilnahmslosigkeit bezeichnete Scharnhorst als eine der vornehmsten Ursachen der Niederlage.

Daß die Reform unterblieben war, ist vor allem der eigentümlichen Natur des Königs zuzuschreiben. Doch niemand wird mit Friedrich Wilhelm III. darüber rechten, weil diejenigen seiner Eigenschaften, welche sie verhinderten, dieselben gewesen sind, die später im Jahre 1809 und 1812 den Staat gerettet haben. Viel Schuld trifft seine nächsten Berater, wie den Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Zastrow, Köckeritz, Kleist usw., welche es nicht streng genug damit nahmen, dem zögernden und zweifelnden Willen des Königs die notwendige Kraft und ihm selbst das Vertrauen zur eignen Einsicht einzuflößen. Diplomatischer Sinn und höfische Geschmeidigkeit hatten bei ihnen den Sieg über die bessere Erkenntnis des Notwendigen davongetragen.

Die Armee ist freilich von Schuld nicht freizusprechen. Sie hatte sich vom seichten Kosmopolitismus des Aufklärungszeitalters ankränkeln lassen. Sie war ohne Leidenschaft für Sieg und Ruhm, ohne die tiefe Liebe zum Vaterlande und Stolz auf den Beruf, ohne Vertrauen auf den Erfolg und auf sich selbst ins Feld gezogen. Eine solche Armee aber ist immer schon halb geschlagen. Sie hatte vergessen, was sie dem preußischen Namen schuldig war, auch übersehen, daß in Frankreich ein grundsätzlich neues Wesen der Kriegführung emporstieg, welches die Geister von den Fesseln löste, während

[1]) Überdies büßte bei dem herrschenden Verwaltungssystem eine große Zahl von Offizieren und Soldaten den besten Teil ihrer Einkünfte ein, sobald der Krieg ausbrach, und sie sahen ihm mit Sorgen entgegen.

sie im eignen Lande strenger und strenger gebunden wurden. Indes die Schuld trifft doch nur die höheren Regionen; die niederen hatten nicht die Macht, an dem Bestehenden etwas zu ändern, und es fehlte ihnen auch die Möglichkeit, sich selbst kriegstüchtig vorzubereiten.

Die übertriebene Sparsamkeit und Knappheit der Verwaltung, welche Invaliden an Körper und Geist im Dienste ließ[1]) und vom Volke kein Opfer zu heischen wagte, darf nicht vergessen werden. Entschuldigend, aber hemmend, machte sich endlich die übertriebene Pietät vor den Institutionen des großen Königs fühlbar, die sich in den Rheinfeldzügen, nur zwölf Jahre vor der Niederlage, noch einmal glänzend bewährt zu haben schienen.

Geblieben aber waren die alte preußische Tapferkeit, der gute Wille und die Hingebung. Neunzehn Generale und 540 Offiziere fielen in der Doppelschlacht oder wurden verwundet. Die Zahl der gefallenen Generale beträgt an dem einen Tage fünf, mit Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld sind es sechs — so viel, als in den dreijährigen Befreiungskriegen zusammengenommen geblieben sind, selbst wenn man die Obersten mitrechnet, die sich in einer Generalstellung befanden.

Ewig unvergeßlich sollen uns die Tage von Jena und Auerstädt sein — unvergeßlich wie selbsterfahrenes Leid. Aber wir haben keine Ursache, uns der alten untergegangenen Armee zu schämen; sie verdient viel mehr Mitgefühl als Vorwürfe. Sie erlag einem Verhängnis, das abzuwenden nicht in ihren Kräften stand. Die vorangegangene Friedenszeit hatte es ihr nicht ermöglicht, mehr zu leisten, als sie es auf den Schlachtfeldern an der Saale tat, und die Schuld an der Niederlage trifft nicht sie allein, sondern ebenso die Regierung und das ganze Volk.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben[2]).

---

[1]) Pension erhielten überhaupt nur diejenigen Offiziere, die kein Vermögen besaßen, diese aber auch nur dann, wenn Geld in der Invalidenkasse war. Die Mannschaften mußten, selbst nach der Anerkennung ihrer Invalidität, noch solange in Reihe und Glied verbleiben, bis ein Invalidengehalt oder eine Versorgungsstelle frei wurde.

[2]) Clausewitz, Vom Kriege. Drittes Buch. Schluß des sechsten Kapitels.

Warschau und Moskau.

Eindrücke und Erlebnisse.

Von

Sidney Whitman.

II. Moskau.

I.

Schon die Ankunft in Moskau hatte etwas Ungewöhnliches. Das Hotel, in dem ich abstieg, war von Polizei und Militär besetzt. In einem inneren Hof biwakierten einige fünfzig Dragoner. Man sagte mir allerdings, es seien ihrer dreihundert im Hotel und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft einquartiert; aber ich habe so viel Mann von einer Waffengattung zusammen während meines ganzen Moskauer Aufenthaltes überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Es war eben gleich die erste von den ungeheuren Übertreibungen, die ich im Laufe meines Dortseins erfahren sollte.

Ein Kellnerstreik war zwei Tage vorher ausgebrochen, und das Streikkomitee hatte den Direktor des Hotels soeben benachrichtigt, daß, wenn er nicht sofort die noch bei ihm befindlichen Kellner (es waren nur einige) entließe, er seines Lebens nicht sicher sein würde. Mehrere der großen Spiegelglasscheiben des Hotel-Cafés waren bereits zertrümmert, und es kursierte das Gerücht, daß man sich auch auf Bomben gefaßt machen könne. Die Polizei war machtlos, und die Streikenden hatten sogar den kecken Versuch gemacht, die Polizisten ebenfalls zum Streiken zu bewegen.

Durch den Besitzer einer großen amerikanischen Zeitung war ich aufgefordert morden, in spezieller Mission, wenn ich so sagen darf, von London nach Moskau zu reisen, um an Ort und Stelle durch eigene Beobachtung wie durch unmittelbares Benehmen mit den maßgebenden Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien und Gesellschaftsklassen den wahren Stand der Dinge in Erfahrung zu bringen und darüber zu berichten. Einen Tag vor meiner Ankunft, Sonnabend, den 25. November, hatte der Zemstwokongreß seine Sitzungen beendet; vermutlich waren also die Hauptpersonen des Kongresses

noch in Moskau zu finden, und in der Tat saß ich bereits Sonntag, den 26. November, gegen Abend im Arbeitszimmer des Fürsten Sherbatoff in der Großen Nikitkystraße dem Fürsten Eugen Trubetzkoi gegenüber, der für die Dauer der Kongreßverhandlungen hier Wohnung genommen hatte.

Unter den wenigen russischen Namen, von denen die Freunde Rußlands, vor allem die Elite Rußlands selbst, in dieser kritischen Periode seiner Geschichte große Dinge erhofften, steht der Trubetzkois mit an erster Stelle. Der kürzlich verstorbene Fürst Sergius Trubetzkoi war der erste der „Granden" des russischen Reiches, der dem Zaren offen zu sagen wagte, daß die Dinge unmöglich so weiter gehen könnten wie bisher, und daß wirksame Reformen gebieterisch nottäten. Indem er so seine Stimme für die Wohlfahrt des Landes erhob, gewann er sich eine Stellung, die heutigen Tages selbst der allerhöchste Rang niemandem mehr zu sichern vermag, nämlich einen Platz im Herzen des Volkes. So ist der Name Sergius Trubetzkoi unauslöschlich verbunden mit der neuen Wendung der Dinge inmitten der ersten Geburtswehen, von denen das ganze russische Reich in dem gegenwärtigen Augenblick krampfhaft durchzuckt wird. Seine Photographie war in Moskau in dem Schaufenster jeder Kunsthandlung zu sehen.

Sergius Trubetzkoi ist nicht mehr; aber sein Geist lebt weiter in seinem ausgezeichneten Bruder, dem Fürsten Eugen Trubetzkoi, Professor der Philosophie und Rechtswissenschaft an der Universität Kiew, der von dem Ausschuß der Zemstwos gebeten worden war, dem Kongreß in Moskau beizuwohnen, und in diesem eine führende Rolle spielte.

Fürst Eugen Trubetzkoi hatte auf eine Anfrage meinerseits eingewilligt, mich zu empfangen. Ich wurde in ein im Erdgeschoß gelegenes Studierzimmer geführt. Gemälde von Lenbach, Franz Stuck, Skizzen von de Neufville, dem französischen Schlachtenmaler, schmückten die Wände. Alsbald öffnet sich die Tür, und ein großer, imposant aussehender Mann mit dunklen Augen und dunklem Haar, in der Blüte und Kraft des Lebens, tritt in das Zimmer, schüttelt mir die Hand und bietet mir einen Sessel und Zigaretten an. Er hatte das Typische von Rußlands aristokratischer Elite an sich, dem ich dann und wann schon in andern Hauptstädten Europas begegnet war. Trubetzkoi rangiert mit Sheremetieff, Dolgorukow, Galitzin, Gagarin, Bariatinski u. a. unter dem höchsten russischen Adel. Ich glaubte es ihm anzusehen, daß seine Geburt ihm nur ein Ansporn zur Erwerbung geistiger Distinktion gewesen war: ein wirklicher und würdiger russischer Aristokrat stand vor mir.

„Sie werden in den ‚Comptes rendus' unsrer Beratungen alles das gelesen haben, was für Sie von Interesse sein kann."

„Nicht ganz, Durchlaucht," war meine prompte Antwort, „ich gehöre zu den Unersättlichen, wie Ihre Großfürsten es sind, und möchte gern aus Ihrem eigenen Munde etwas von Ihren persönlichen Ansichten über die Lage vernehmen."

„Gut denn," begann Fürst Trubetzkoi. „Ich kann Ihnen sagen, daß alles von der erfolgreichen Verbreitung gemäßigt liberaler Ideen abhängt, damit der Kern einer neuen verfassungsmäßigen demokratischen Partei gebildet

werde, um welche die großen Massen der Nation sich sammeln können. Die schwache Seite der gemäßigten Parteien besteht darin, daß sie nicht so gut organisiert sind wie die Parteien extremer Richtung; auch sind sie nicht so energisch. Die Extremen haben ferner mehr Erfahrung im Betreiben der Agitation gehabt. Daher kommt es, daß die arbeitenden Klassen mit ihnen vertraut geworden, während sie mit uns und unsern Grundsätzen nicht genügend bekannt sind. Dies bildet eine schwere Gefahr bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, und es ist der Augenblick gekommen, in den zwischen Extremen und Gemäßigten eine Scheidelinie gezogen werden muß.

„Es handelt sich hier nicht bloß um den Konstitutionalismus, sondern auch um die Monarchie. Und das gerade ist es, was zusammen mit andern Momenten das Bindeglied zwischen uns und den großen Massen der Bauern bilden muß, die eben nicht fähig sind, auch nur den Sinn des Wortes ‚Republik' zu begreifen. Von dem Augenblick an, wo diese monarchische Idee ihnen beigebracht worden, wird es leicht sein, eine friedliche Lösung der agrarischen Frage zu finden, einer der wichtigsten, die wir zu behandeln haben. Für den Augenblick haben wir in den ländlichen Bezirken einen starken Konkurrenten in den revolutionären sozialistischen Elementen, deren Programm ebenfalls agrarischer Natur ist; es lautet: Verstaatlichung des Landes ohne irgendwelche Entschädigung der gegenwärtigen Besitzer, d. h. gewaltsame Besitznahme des Landes bei gleichzeitiger Beseitigung des Gutsherren.

„Sonderbar, eine Überlieferung aus dem 16. Jahrhundert, die an die Person eines kosakischen Räubers, namens Razin, anknüpft, lebt noch unter der Bauerschaft und nährt und stärkt das gegenwärtige, auf Zerstörung gerichtete Treiben. So wurde ganz kürzlich bei einer Bauernerhebung eine Messe für die Ruhe der Seele Razins gelesen, bevor die Menge zur Plünderung schritt. Diese alte Überlieferung, die in der Hauptsache soziale Gleichheit für die Bauern verlangt, hat den Weg für die Lehrsätze jener Revolutionäre gebahnt, die in erster Linie Verstaatlichung des Landes und in zweiter Linie das Eigentum an demselben für diejenigen, die es bebauen, stürmisch verlangen."

Da ich gerade aus Warschau gekommen, war ich begierig, des Fürsten Ansichten über die Frage der Autonomie Polens zu erfahren.

„Nach meiner Meinung muß Polen eine Form der Selbstregierung erhalten, deren wirkliche Natur Gegenstand reiflicher Erwägung wird sein müssen, im Hinblick auf die eigenartigen Bedingungen, die durch die enge Nachbarschaft des preußischen und österreichischen Polens gegeben sind. Die Frage wird von den Mitgliedern des Zemstwokongresses unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, aber diese werden zu einem zusammengefaßt, daß nämlich auf keinen Fall ein Riß der Einheit des russischen Reiches dabei eintreten darf.

„Die Rechte der Zemstwos ist gegen jede Einführung von Selbstregierung; sie befürchtet, daß dadurch die Beständigkeit des Reiches als eines Ganzen geschwächt werden könnte, und beschuldigt die Linke, daß sie die separatistische

Stimmung in Polen durch Eintreten für die administrative Autonomie befördere. Auf diese Beschuldigung erwidert die Linke, daß die wirkliche Gefahr für die Einheit des Reiches in der Verweigerung gesetzmäßiger Zugeständnisse, die nicht gut länger versagt werden könnten, bestehen würde. Tatsächlich glaubt keine gewichtige Persönlichkeit in Polen oder in Rußland, daß Polen irgendwie als eine unabhängige, von den russischen Märkten abgeschnittene Macht existieren könnte; abgesehen davon, würde Polen, ohne die Stütze Rußlands, alsbald die Macht der deutschen Absorptionskraft zu fühlen bekommen. Es wird aber nicht eher Frieden geben, als bis Polen eine Form der Autonomie erhält. Wenn z. B. die politische Richtung der Duma, die durch die letzten Exzesse nervös gemacht ist, sich als zu konservativ erweisen sollte, wird es wieder Blutvergießen geben."

Fürst Trubetzkoi versicherte mich schließlich, daß die gegenwärtige Krisis in Rußland die ernsteste in dessen ganzer Geschichte sei. „Sie deutet wahrscheinlich auf den Eintritt der fundamentalsten sozialen Umwälzung in der ganzen Menschheitsgeschichte," fügte er hinzu. Als einen dunklen Punkt am Horizont, der den kommenden Sturm bedeute, erwähnte er die Wirkung, welche die russischen Wirren bereits in Österreich gehabt haben, wo ganz plötzlich die Forderung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts erhoben worden ist.

„Der Ausblick in die Zukunft ist dunkel, aber schwärzer noch ist die Vergangenheit, zu der zurückzukehren unmöglich —" so Fürst Trubetzkoi.

Einige Tage nach dieser Unterredung veröffentlichten die „Ruski Wiedomosti" einen Artikel des Fürsten, der meine vorstehenden Aufzeichnungen bestätigt und ergänzt. In seinen Ausführungen warnt der Fürst die Bevölkerung vor der nationalen Gefahr und erklärt, daß Rußland zwischen zwei Extremen, zwei Diktaturen, stände, der Autokratie, die das Interregnum nur verlängern könne, und einer sozialen Revolution, die den Untergang der gebildeten Klassen und Ströme von Blut einschließe und Rußland in einen ungeheuren Kirchhof verwandeln würde.

Fürst Trubetzkoi ermahnt die Gemäßigten, sich zu vereinigen und den Grafen Witte zu unterstützen. Die Austragung geringerer Differenzen sollten sie sich für einen geeigneteren Zeitpunkt vorbehalten.

II.

Ich war kaum 48 Stunden in Moskau — es war am 28. November nachmittags 5½ Uhr —, als ein Angestellter der Hauptpost im Hotel erschien und dem Portier erklärte, daß um Punkt 6 Uhr die Moskauer Postbeamten in einen Ausstand treten würden, und daß von dieser Stunde an weder Briefe noch Telegramme ausgetragen oder angenommen werden würden.

Ich hatte gerade noch Zeit, zwei Depeschen nach London und Paris aufzugeben, als der Vorhang zwischen Moskau und der übrigen Welt fiel und nicht wieder regelrecht aufgezogen wurde, solange ich in Moskau blieb.

Alsbald nach Beginn des Poststreiks ließ ich dem Chef des Streikausschusses sagen, daß, wenn er mir Ort und Zeit einer Zusammenkunft bestimmen wollte,

ich gern bereit sein würde, seine Auffassung über die Lage sowie seine Darstellung der Beschwerden der Postbeamten anzuhören, um sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Am Abend des 1. Dezember kam er denn auch, von einem Kollegen begleitet, zu mir ins Hotel.

Er hieß Parfenenko und war ein echter Russe, von jenem Typ, den man dann und wann in den Moskauer Zeitungen abgebildet sieht; er hatte kleine, blaue Augen, eine kleine, stumpfe Nase, hochblondes Haar und schlanken Wuchs. In seinem Auftreten war er zurückhaltend und bescheiden, ja fast sanftmütig, so daß ich unter andern Verhältnissen in ihm schwerlich das geistige Haupt eines Verbandes vermutet hätte, der seine Tätigkeit in dem Augenblick über ein Fünftel der bewohnten Erde erstreckte; denn Post und Telegraph hatten, wie mit einem Zauberschlag, durch das ganze russische Reich zu funktionieren aufgehört.

Parfenenko sowie sein Begleiter sprachen kein Wort deutsch, obgleich letzterer, wenn ich mich recht erinnere, Müller hieß und mit seinem blonden Barte und seinen aristokratischen germanischen Zügen ganz gut für einen preußischen Landwehroffizier gelten konnte und zwar für einen sehr stattlichen.

Die Herren erzählten mir, daß, wenn auch ihre materielle Lage keine beneidenswerte (Parfenenko war Beamter zweiter Klasse und bezog ein Gehalt von 100 Rubel monatlich, während die unterste Klasse einen Lohn von 11 Rubel monatlich erhielt), diese doch nicht der Grund sei, warum sie in den Ausstand getreten. Ihre Motive seien mehr politischen als ökonomischen Charakters. In Anbetracht ihrer unsicheren Rechtslage — einer Folge der autokratischen Willkür, die an hoher Stelle herrsche — hätten die Post- und Telegraphenbeamten einen Verband gebildet, dessen Hauptsitz Moskau sei. Die Regierung, die auf geheimem Wege die Namen der Führer erfahren, habe sechs derselben — darunter auch Parfenenko und Müller — aus dem Dienste entlassen. Daraufhin hätte der Ausschuß des Verbandes an den Grafen Witte die Mitteilung gelangen lassen, daß, wenn er die sechs Herren nicht binnen 24 Stunden wieder in ihre Ämter einsetze, die Post- und Telegraphenbeamten im ganzen russischen Reiche sofort in den Ausstand treten würden. Da keine Antwort kam, brach der Streik am 28. November aus. Die Herren versicherten mich, daß, wenn die Regierung nicht nachgäbe, ein endloses Chaos im Post- und Telegraphenwesen entstehen würde, da man den Dienst unmöglich ohne Hinzuziehung der streikenden Beamten jemals werde bewältigen können.

Ich versprach, die empfangenen Mitteilungen meinem Blatte zu melden, setzte auch sofort einen entsprechenden Bericht auf, der aber, wie es scheint, nicht an seine Adresse gelangt ist. Herr Parfenenko bedankte sich und sagte mir, daß, wenn ich nach dem Auslande telegraphieren wollte, er mir dies ermöglichen wolle, ich sollte mich nur an ihn wenden. Nach einigen Tagen hörte ich, daß er sowohl wie seine fünf Kollegen verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden wären, wo sie noch heute sein mögen.

Während mehr als einer Woche blieben die Post- und Telegraphenämter dem Publikum verschlossen; sie wurden von Kosaken bewacht. Die Zeitungen brachten vereinzelte Berichte über Versuche der Streikenden, die Postwagen an

den Bahnhöfen anzuhalten und auszurauben. Auch von Angriffen auf die Bedeckung der Postschlitten, welche die Posttaschen von der Bahn nach den Postämtern brachten, las man. Aber einen durchschlagenden Erfolg hatten diese Versuche der Einschüchterung nicht, wiewohl sie vielleicht das ihrige dazu beigetragen haben mögen, die Neubildung des Postdienstes zu erschweren, ganz besonders aber das Austragen der Briefe durch uniformierte Briefträger zu verhindern. Man fürchtete sich und nicht ohne Grund.

Dazwischen hatten die Banken sich mit den andern großen Geschäftshäusern, welche auf der Moskauer Börse vertreten waren, zusammengetan und einen regelmäßigen täglichen Kurierdienst mit Eydtkuhnen zustande gebracht. Sie wurden hierin von der russischen Regierung dadurch unterstützt, daß diese eine fast unbegrenzte Zahl freier Eisenbahnbillette der Handelswelt zur Verfügung stellte.

Der Streik der Café- und Hotelkellner dauerte in vollem Umfange fort. Übrigens war dies eine bedeutendere Angelegenheit, als es auf den ersten Blick erschien, denn es gibt in Moskau zwischen 10000 und 15000 Kellner, wie denn in Rußland alle Beschäftigungen, die auf Trinkgelder angelegt sind, im städtischen Erwerbsleben einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen.

Eines Morgens wurde der Vorsitzende des Streikkomitees aus dem Bette heraus verhaftet. Schon in der Nacht darauf zogen die streikenden Kellner in Massen nach dem Suchefskigefängnis, befreiten ihren Führer und geleiteten ihn im Triumph davon. Viele Köche und sonstige Bedienstete schlossen sich aus naheliegenden Gründen dem Kellnerstreik an. Von einem Hotel waren allein 228 Kellner in den Ausstand getreten. Man denke sich ein Hotel, das eine weit größere Grundfläche als das Grand Hotel in Paris einnimmt und mit orientalischem Luxus ausgestattet ist, plötzlich ohne Kellner!

Viele Läden in der Nachbarschaft des Hotels waren im Hinblick auf den Ausbruch von Tumulten geschlossen und mit Brettern verschlagen worden. Kavallerie- und Polizeipatrouillen zogen Tag und Nacht durch die Straßen.

Die Hotelgäste wurden benachrichtigt, daß die Speisesäle, das Restaurant und das Café geschlossen werden und sie, wie Gefangene in ihren Zellen, die Mahlzeiten auf ihre Zimmer erhalten würden. Einstweilen wurde ein großer Konzertsaal im vierten Stockwerk für Dejeuner und Diner bereit gestellt, die von 1—2 Uhr, bezw. 7—8 Uhr serviert wurden. Dies waren die einzigen Stunden, während welcher man im Hotel überhaupt etwas erhalten konnte.

In diesem Konzertsaal nun versammelten sich die Gäste, etwa hundert an der Zahl, und „happy go lucky“ lautete die Tagesordnung. Eine bunte Menge von aufwartenden Personen tat unter den Ausnahmeverhältnissen ihr Bestes: der Verwalter in tadellosem Frack und mit weißer Binde, das ganze Bureaupersonal des Hotels, die Portiers der verschiedenen Stockwerke und ein paar Küchenlaufburschen in ihren dunkelblauen Blusen mit nackten Armen, die Ärmel aufgekrempelt, alle vereinigten sich zu der Arbeit, das übrigens ausgezeichnete Diner gemeinsam herumzureichen. Ordnung herrschte nicht. Offiziere saßen mit umgeschnallten Säbeln, Damen holten sich die Platten selbst herbei, alle bewegten sich fast gleichzeitig hin und her. Eine Anzahl

Gäste, Damen eingeschlossen, rauchten in den Zwischenpausen — darunter einige Dämchen, die mit eigener Bedienung im Hotel wohnten und vor deren näherer Bekanntschaft man selbst von dem Hotelpersonal gewarnt wurde; Getränke, vom Wodka bis zum Pommery Greno, waren stark begehrt und wurden aus Wassergläsern genossen. Kurz, ein Bild, das man nicht leicht vergißt.

Unter den Tischgästen befanden sich ein Schotte und sein Sohn, die aus St. Petersburg, wo sie an einer Fabrik beteiligt sind, hierhergekommen waren, um am Abend nach Sibirien weiter zu reisen. Sie waren der Meinung, daß sich die Streiks, ungeachtet ihres für den Augenblick erschreckenden Charakters, nicht allzusehr in die Länge ziehen könnten. Ähnlich äußerte sich der Polizeichef unsres Reviers, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte. „Diese Leute," sagte er, „sind gänzlich ungeeignet für die Freiheit, die sie so lärmend verlangen. Wenn sie irgendeinen Unsinn gedruckt lesen, so glauben sie daran, weil er gedruckt ist. Solch gedrucktes Zeug hat dieselbe Wirkung auf sie, wie Alkohol auf einen schwachen Kopf."

Die verkehrten Forderungen, die von einigen der Streikenden aufgestellt worden waren, unterstützten die Ansicht des Polizeibeamten über die dermalige Lage. Die streikenden Hotelkellner z. B. hatten einen festen Lohn von fünfzehn Rubeln monatlich und zehn Prozent der von den Gästen entrichteten Beträge gefordert. Dieses Ansinnen schlugen die Hotelbesitzer natürlich ab, indem sie den Kellnern den Gegenvorschlag machten, sie sollten selbst die Hotels betreiben und ihnen, den Besitzern, zehn Prozent der Einnahmen zahlen. Andre Forderungen von gleich unmöglicher Art wurden auf beiden Seiten geltend gemacht. Inzwischen lebten wir unter Verhältnissen, die von einer milden, haltlosen Anarchie, wie sie das Herz jenes hervorragenden, wissenschaftlichen Anarchisten, des Fürsten Krapotkin, entzücken würde, nicht weit entfernt waren.

Die durch die Wirren in Moskau erwachsenen materiellen Verluste wurden zur Zeit meiner Anwesenheit bereits nach Millionen von Rubeln berechnet. Viele der ersten Hotels, die um diese Jahreszeit Hunderte von Gästen zu haben pflegten, beherbergten nur zwischen zehn und zwanzig Personen. Tausende von Arbeitslosen, die absolut am Ende ihrer Mittel angelangt waren und aus den Provinzen stammten, belagerten täglich das Stadthaus und verlangten, auf Kosten der Kommune nach der Heimat geschickt zu werden. Die Behörden hatten von Petersburg telephonisch die schleunige Hersendung von Kosaken erbeten, da in Moskau verhältnismäßig wenig Truppen vorhanden waren.

III.

Wenn Fürst Trubetzkoi die altrussische Aristokratie in ihrer allgemeinen Forderung nach Reform repräsentiert, so ist Alexander Gutschkoff der Wortführer des gebildeten, Handel treibenden Mittelstandes, dessen geringer Einfluß bei der gleichzeitig beschränkten Zahl seiner Angehörigen inmitten der gegenwärtigen Krisis sehr zu bedauern ist. Während in der englischen und französischen Revolution ein starker Mittelstand nur darauf wartete, die vom Königtum und der Aristokratie geräumte Position einzunehmen, eröffnete der Mangel an Umfang und Einfluß dieses selben Mittelstandes in Rußland die

Möglichkeit einer Erhebung des Proletariats, wie sie die Welt bisher noch nicht erlebt haben dürfte.

Gutschkoff ist der Sohn eines reichen Moskauer Fabrikanten und hat mehrere Brüder. Ein älterer Bruder saß mit ihm in dem neulichen Kongreß der Zemstwos, und ist seitdem Bürgermeister in Moskau geworden. Aber er selbst ist in hervorragenderem Maße der Mann des Augenblicks. Das wird mehr oder weniger durch die Tatsache belegt, daß Graf Witte ihm ganz kürzlich ein Ministerportefeuille angeboten hat. Gutschkoff lehnte jedoch ab in dem Glauben, daß er in seiner jetzigen ungefesselten Stellung in der Lage sein würde, seinem Lande wirksamere Dienste zu leisten.

Noch in der ersten Hälfte der Vierzig, hat Gutschkoff doch schon eine bemerkenswerte Laufbahn zurückgelegt. Nachdem er in Berlin unter Professor Schmoller Nationalökonomie und in Tübingen römische und griechische Geschichte studiert hatte, erwog er eine Zeitlang ernsthaft den Gedanken, Professor zu werden; aber sein Interesse an den politischen Angelegenheiten seines Landes zog ihn vom Studium ab. Im Jahre 1891 wurde Gutschkoff zur Untersuchung der Hungersnot nach dem Gouvernement Nischni-Nowgorod entsandt. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er sich wohlverdient durch die Bekämpfung der Mißbräuche, welche zum Teil die Ursache dieser Heimsuchung waren. Im Jahre 1892 war er wiederum an der Wolga während der Choleraepidemie, und in demselben Jahre wurde er in den Stadtrat seiner Vaterstadt Moskau gewählt, dessen aktives Mitglied er seitdem geblieben ist. Im Jahre 1895 unternahm er eine Reise durch die asiatische Türkei, um die armenische Frage an Ort und Stelle zu studieren; 1897 war er als Kosakenoffizier mit General Kuropatkin in der Mandschurei, wo er ein Jahr verblieb. Aber selbst die ungeheure Ausdehnung des russischen Gebiets war für den ruhelosen Geist Gutschkoffs augenscheinlich nicht weit genug. Kurz nach dem Ausbruch des Burenkrieges kämpfte er in Südafrika unter dem Guerillaführer Daniel Theron gegen die Engländer, wurde bei Lindley am Oberschenkel schwer verwundet und gefangen genommen. General Kitchener erlaubte ihm in der Folge auf Ehrenwort, nach Rußland heimzukehren. Durch seine Verwundung zu fernerem Militärdienst untauglich, wirkte er während des russisch-japanischen Krieges als Generaldelegierter Moskaus für das Rote Kreuz.

So beschaffen ist der Lebensgang des Mannes, dessen Teilnahme an den Beratungen des Zemstwokongresses seinen Namen weit und breit bekannt gemacht hat und dessen Ansichten über die gegenwärtige Krisis ich nachstehend mitteile.

„Wie denken Sie über die letzten schrecklichen Vorgänge in Sebastopol?" fragte ich Gutschkoff.

„Ich glaube nicht, daß es eine wirkliche Militär- oder Marinerevolution geben wird," erwiderte er. „Aber ich erwarte bestimmt eine Reihe durch interessierte Parteien mehr oder weniger unterstützte Militär- und Marinerevolten, Streiks und Unruhen, wie wir deren bereits einige gesehen haben.

„Und so befremdlich es sich anhören mag, ich beklage dies keineswegs. Denn diese Ausschreitungen werden der einzigen Partei, durch welche die

Situation gerettet und die Zukunft gesichert werden kann, neue Anhänger zuführen. Es ist dies die Partei der gemäßigt Konstitutionellen, die ebensowohl die drohende soziale Revolution perhorresziert, wie sie den Standpunkt vertritt, es könne ernstlich nicht mehr daran gedacht werden, daß Rußland zur Autokratie zurückkehrt."

„Halten Sie Graf Witte für den Mann, der Rußland in den Stand zu setzen vermöchte, dem Sturm zu trotzen?" fragte ich.

„Ja. Ich gehe sogar so weit zu sagen, daß er nach meiner Meinung der einzige Mann ist, der die Situation retten kann; ich glaube, er ist redlich entschlossen, es zu tun[1]). Ich war vordem sein ausgesprochener Gegner, ohne ihn persönlich zu kennen. Aber es sprechen Momente zu seinen Gunsten, die ich nicht übersehen darf. Zunächst verfügt er über eine ungeheure Arbeitskraft. Ferner ist er ein Mann ohne Vorurteile, und dies wird ihm in seiner gegenwärtigen Stellung wohl zu statten kommen.

„Das dringendste Bedürfnis des Augenblicks ist die Ausarbeitung eines passenden Wahlrechts. Dem Grafen Witte ist bereits ein Entwurf vorgelegt worden. Er basiert auf dem allgemeinen Wahlrecht — dem einzigen Wahlmodus, der dem Verlangen des Volkes nach politischer Gleichheit entspricht und dessen Bewilligung ein Gefühl allgemeiner Befriedigung auslösen würde. Vor einem Jahre wäre es angängig gewesen, eine konservativere Form der Klassenvertretung vorzuschlagen. Jetzt ist es dafür zu spät: alles, was heute angeraten werden kann, ist ein System, bei dem die Abgeordneten durch Wahlmänner und diese wiederum auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zu wählen wären.

„Diese Angelegenheiten werden zunächst vor eine vollkommene Vertretung der ganzen Nation zu bringen sein. Der Zemstwo-Kongreß konnte den Anspruch auf eine solche Bezeichnung nicht erheben, denn die konservativen Elemente der Nation waren auf demselben nicht nach Gebühr vertreten. Diese hielten sich fern, ein Verhalten, das ihrerseits, im Hinblick auf die irregulären Umstände, unter denen der Kongreß berufen wurde, ganz natürlich war.

„Es machte daher einen irreführenden Eindruck auf die Außenwelt, als bekannt wurde, daß nur 15—20 Gemäßigte als solche bei der Abstimmung gezählt wurden. Tatsächlich waren die gemäßigt-konservativen Elemente des Landes nur in geringem Maße vertreten. Die Unwahrheit des Kongresses bestand in der Tatsache, daß er vorgab, im Namen der Städte und Bezirke zu sprechen, die zu vertreten er kein gesetzliches Recht hatte; seine Zusammensetzung litt unter der Sünde des alten Régime, das unter Plehwe bestrebt war, die Kooperation der Stadt- und Landvertreter behufs gemeinsamer Beratung der Geschicke der Nation zu verhindern. Graf Heyden hat die Wahl eines neuen Kongresses vorgeschlagen, damit jede Parteigruppe des Gemeinwesens bei der Erörterung der vielen wichtigen, nach Lösung verlangenden Fragen gerecht vertreten sei.

[1]) Laut Berichten aus Moskau vom 22. Februar 1906 hat Herr Gutschkoff seine Ansicht geändert, denn er erklärt auf dem Altrussischen Kongreß, daß Graf Witte sein Vertrauen nicht mehr besitze.

„Einer solchen Versammlung soll die Resolution des Zemstwo-Kongresses zur Gutheißung oder Abänderung vorgelegt werden. Nur wenn dies geschehen ist, wird es möglich sein, an die gebieterische Aufgabe heranzutreten, die verschiedenen politischen Parteien zu organisieren, welche von dem lebhaften Verlangen erfüllt sind, aus den sozialrevolutionären Wirren glücklich herauszukommen. Die dringende Notwendigkeit der Organisation der Parteien war der Hauptgrund, weshalb ich den Eintritt in das Kabinett ablehnte, als mir Graf Witte dieses Anerbieten machte, denn die Organisation der Parteien ist für den Augenblick von weit größerer Wichtigkeit als die Bildung des Ministeriums."

Auf fernere Fragen, die ich mit Bezug auf andre charakteristische Merkmale der Situation stellte, antwortete Gutschkoff unter andrem noch folgendes:

„Was die Juden anbetrifft, so sind im gegenwärtigen Augenblick viele von ihnen Sozialrevolutionäre. Wir schlagen vor, den Pfahlzaun abzuschaffen und den Juden vollkommene Gleichheit zu geben."

„Und was soll mit Polen geschehen?" fragte ich.

„Die Polen erhalten das Recht zum uneingeschränkten Gebrauch ihrer eigenen Sprache, das ihnen bisher verweigert worden ist. Jede sonstige Form von Freiheit, deren sich das übrige Rußland erfreut, einschließlich der lokalen Selbstverwaltung, muß Polen gewährt werden, aber keine Autonomie."

„Und welchen Standpunkt nimmt Ihre Partei in bezug auf die Großfürsten ein?" fragte ich zum Schluß.

„Ihre Macht muß gebrochen werden, und ihnen selbst überlassen bleiben, die passive Rolle zu spielen, die dem großen Landadel in England zugewiesen ist."

Ob Alexander Gutschkoff, wie seine Freunde behaupten, berufen ist, eine führende Rolle zu spielen, das kann natürlich nur die Zeit lehren. Aber auf alle Fälle hat Rußland in ihm einen Mann von festem Charakter und, was noch seltener ist, einen Russen von vorurteilsloser, umfassender europäischer Bildung. Unter den vielen Büchern, welche ich in seinem Studierzimmer als im Gebrauch befindlich gewahrte, waren unter andern solche über englisches und deutsches Staatsrecht, dreizehn Bände von Bismarcks Reden; Bryce, „Roman Empire"; Grote, „History of Greece" und „Life of Luther"; Wilhelm Oncken, „Zeitalter der Reformation"; Jusserand, „Angleterre"; „Études sur l'Angleterre" von Leon Faucher; ein Werk von Fustel de Coulanges; „L'Ancien Régime et la Révolution" von Alexis de Toqueville usw.

Einige Tage später besuchte ich den Fürsten Paul Dolgorukow in seinem Palais, welches den Namen seines verstorbenen Onkels Orloff-Davidoff trägt und in dessen Räumen der Zemstwo-Kongreß die meisten seiner Sitzungen abgehalten hatte. Er ist, wenn ich mich recht erinnere, Adelsmarschall des Moskauer Kreises und gehört gleichfalls zu den russischen Grandseigneurs, welche von der Unmöglichkeit des bisherigen autokratischen Systems überzeugt sind. Er hatte denn auch an einer Deputation teilgenommen, welche diese Überzeugung dem Zaren persönlich ausgesprochen hat. Er machte mir eher

den Eindruck eines liebenswürdigen Weltmannes, der seine Zeit mit Vorliebe in Paris und Italien zubringt, als den eines ernsten Politikers: aber immerhin schien er sich über die Vorurteile seines Standes erhoben zu haben. Er erzählte mir offenbar mit einer gewissen Genugtuung, daß er mit seinen Bauern auf sehr gutem Fuße stehe, und daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, wenn er auf dem Lande sei, bei etwaigen Versammlungen der Kleinbürger den Vorsitz zu führen, also gewissermaßen sich in die Rolle zu finden, welche Alexander Gutschkoff den russischen Großen angewiesen und welche die großen Territorialbesitzer Englands schon lange inne haben. Er fiel mir, wie alle vornehmen Russen, denen ich begegnete, durch seine große Liebenswürdigkeit auf, wie es mir denn nicht entging, daß er beim Abschied meinem Lohndiener die Hand reichte.

IV.

Der Poststreik hatte die russische Regierung in nicht geringe Verlegenheit gebracht; man schrieb dem derzeitigen Chef des Moskauer Postbureaus einen Teil der Schuld an dem Ausstande zu. Er wurde abgesetzt und einer der drei Hauptinspektoren der russischen Reichspost aus Petersburg nach Moskau gesandt, um seine Stelle zu übernehmen. Der neue Chef, Oberst Stetkiewitsch, war ein vornehmer ruhiger Mann, dem man nach seinem Aussehen eine gewisse Routine in der Betriebsorganisation wohl zutrauen mochte. Er empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit und begleitete mich selbst durch die Räume der Post- und Telegraphenverwaltung, die alle von Militärposten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht waren. In einem inneren Hof des Postgebäudes stand eine Anzahl großer Wagen und Schlitten mit noch unausgepackten Postsachen. Sie waren sämtlich mit schwarzen wasserdichten Überzügen bedeckt, auf denen frisch gefallener Schnee lag.

Im Innern des Gebäudes herrschte Chaos. Die Aussage der Streikenden, daß alle Beamten samt und sonders sich dem Streik angeschlossen hätten, bestätigte sich zwar nicht; aber immerhin sah ich doch verhältnismäßig nur wenig Leute in Tätigkeit, wenn auch am Eingange ein großer Haufen Menschen stand, welche, wie man mir sagte, teils Streikende waren, die um Wiederanstellung baten, oder neue Kräfte, die sich zur Arbeit anboten. Das Mißlichste an der Lage war, daß, wie der neue Chef außer ein paar Brocken französisch nur russisch verstand, auch unter den neu beschäftigten Leuten die wenigsten andre als die russischen Schriftzeichen kannten, während doch die Adressen aller Postsachen, die vom Ausland kamen und in lateinischer oder deutscher Schrift verfaßt waren, jedesmal umgeschrieben und, wenn spezielle Angaben darauf standen, erst ins Russische übersetzt werden mußten. Diesem Umstande war es vor allem zuzuschreiben, daß viele Wochen vergingen, ehe das Moskauer Publikum seine aus dem Auslande gekommenen Postsachen zugestellt erhielt. Es wurden mir z. B. noch Ende Januar 1906 Briefe nach Berlin nachgesandt, welche Anfang Dezember in Moskau für mich eingegangen waren. Beim Durchschreiten der verschiedenen Briefsortierungsräume erblickte ich viele hunderttausende von Briefen auf Tischen in langen Reihen, die nicht allein deswegen nicht ausgetragen werden konnten, weil es zur Zeit keine Brief-

träger gab, sondern weil niemand imstande war, die Adressen zu lesen. Am auffälligsten war die Verwirrung in den Paketräumen. Dort lagen buchstäblich tausende von großen Postsäcken aus schwarzem Leder umher, teils mit Drucksachen, teils mit Briefen gefüllt und mit schweren Stahlketten verschlossen, um sie gegen Diebstahl und sonstige Entwendung zu sichern.

Von dem Postgebäude gingen wir durch die Straße nach dem nebenan liegenden Telegraphengebäude. Beide hatten — echt russisch — keine direkte Verbindung mit einander. Hier war weniger von Unordnung zu sehen. Es stand eben alles still: es waren nur einzelne Beamte zugegen, und die Apparate arbeiteten nicht; erst bei meinem zweiten Besuch, etwa zehn Tage später, gelang es mir durch die Zuvorkommenheit des Chefs, eine Depesche über Kiew-Lemberg nach Paris gelangen zu lassen.

V.

Kurz vor dem Ausbruch des Generalstreiks, es war am 16. Dezember, besuchte ich den neuerwählten Bürgermeister von Moskau, Nikolai Gutschkoff, in seiner Amtswohnung, der Duma (Rathaus). Er ist ein Mann von schlichtem Aussehen und mittlerer schlanker Figur, offenbar von ernster Pflichttreue erfüllt. Er machte mir einen überarbeiteten, sorgenvollen Eindruck, was wohl unter den Umständen natürlich war. Ich beobachtete, wie er jedermann, auch den Ärmsten, leicht zugänglich war, und es erregte mein Erstaunen, daß er keine Polizei oder Militär zu seiner Bedeckung zur Hand hatte. Denn er war der einzige Beamte Moskaus, bei dem ich diese Beobachtung machen konnte. Seine beste Sicherheit sollte wohl in der Liebe und Achtung der Bürger bestehen — eine gar unsichere Gewähr! nach dem zu urteilen, was er mir selbst mitteilte und kurz vorher geschehen war. Der vorletzte Bürgermeister von Moskau wurde ermordet, ebenso der letzte Generalgouverneur Großfürst Sergei und der letzte Chef der Polizei Graf Schuwaloff; und während meiner Anwesenheit wurde der Chef der Geheimpolizei auf geradezu empörende Weise umgebracht.

Ich fragte N. Gutschkoff, ob er die Lage für gebessert halte? Er meinte ja, bis zu einem gewissen Grade, aber sie sei noch immer sehr weit von der normalen entfernt. Die nächsten acht Tage würden wohl kritisch sein. Er sowohl wie sein Bruder hofften viel von den Bemühungen des Grafen Witte. Er beklagte sich sehr über den herrschenden Terrorismus und die damit verbundene moralische Feigheit. Er erzählte mir, daß er selbst als Bürgermeister der Stadt nicht immer imstande sei, seine Verordnungen in den Moskauer Blättern unterzubringen. Bald paßten sie den Besitzern der Zeitungen nicht, bald weigerte sich das Zeitungspersonal, ihnen unliebsame Kundgebungen zu veröffentlichen [1]). Das Merkwürdigste dabei sei die verhältnismäßig geringe

[1]) Einige Tage nach meinem Interview mit Herrn Gutschkoff erfuhr ich, daß eine Anzahl der Munizipalbeamten sich geweigert hätte, eine gewisse Arbeit zu verrichten, wenn der Bürgermeister nicht die Versicherung abgebe, daß dieselbe nicht gegen die Revolutionäre gerichtet sei. N. Gutschkoff verweigerte dieses als mit seiner Würde unerträglich, und die betreffenden Beamten kündigten infolgedessen den Dienst.

Zahl der eigentlichen Revolutionäre, der Schürer, der Hetzer. „Ich kenne sie fast alle," versicherte er mir, „und es sind immer dieselben Gesichter, die ich wiedersehe."

Ferner sagte er mir: „So groß ist die Fieberhitze der Leidenschaft unter den Extremen, daß sie uns Reaktionäre nennen, die wir vor zwei Jahren als erste den Ruf nach Reformen erhoben haben. Unsrer Beharrlichkeit nicht am wenigsten ist es zuzuschreiben, daß das kaiserliche Manifest erlassen worden ist. Zu jener Zeit wurden wir von denen, die nicht mit uns waren, als Radikale verschrieen. In Wirklichkeit sind wir der Mittelpunkt der Volksbewegung, denn wir fordern das Äußerste, was zum Wohle des ganzen Landes bewilligt werden kann: eine liberale Verfassung unter einer konstitutionellen Monarchie."

VI.

Am Mittwoch, den 20. Dezember, hieß es, der allgemeine Streik solle am nächsten Tage ausbrechen, und man sah schon hie und da Zimmerleute an der Arbeit, die Fensterläden in den Hauptstraßen mit Brettern zu vernageln.

Am Morgen des 21. Dezember erwachte Moskau unter dem Zeichen des Generalstreiks oder, mit andren Worten, unter einer Schreckensherrschaft, indem der Schrecken anstatt des Gesetzes das Leitmotiv für Stimmung und Handlung abgab. Ich gebrauche diesen Ausdruck, da ich keinen stärkeren kenne; denn in der Tat war unter dem russischen Despoten Iwan dem Schrecklichen oder während der französischen Schreckensherrschaft für die arbeitsamen Massen der Bevölkerung weniger Grund vorhanden, Belästigungen zu fürchten, als dies zur Zeit meines Aufenthalts in Moskau der Fall war. Wird doch die Lage schon hinlänglich durch die eine Tatsache gekennzeichnet, daß die streikenden Arbeiter ihren Lohn unausgesetzt ausbezahlt erhielten, weil die Fabrikanten fürchteten, ihnen würden sonst ihre Fabriken zerstört werden.

Man sagt, daß das erste Gefühl eines Menschen, dem eröffnet wird, daß er zum Tode verurteilt sei, in einer Art Erleichterung bestehe — „endlich ist diese schreckliche Ungewißheit vorüber". Eine ähnliche Stimmung machte sich in Moskau unter der Bevölkerung geltend, als man wußte, woran man war. Und doch ging alles hier ganz anders vor sich, als man anderswo denken mochte. Denn während wir uns unter dem Wort „Schrecken" Bilder aufgeregter Massen, Volksredner, gewaltsame Zusammenstöße und gar das Schaffot als Hauptstaffage vorstellen, spielte sich hier alles schweigsam, fast unheimlich still ab. Kaum, daß ich mich erinnere, ein lautes, in aufgeregtem Tone gesprochenes Wort, es sei denn das Wort „Stoi" (Halt!) vernommen zu haben, das das Militär gelegentlich den Passanten auf der Straße zurief. Mit dem Glockenschlag zwölf Uhr mittags hörte am 21. Dezember jede Geschäftstätigkeit auf, und alle Läden waren wie an einem englischen Sonntage geschlossen.

Ich befand mich um diese Zeit in der Twerskaya, einer der Hauptstraßen, welche von der Duma zum Palais des Generalgouverneurs führt, als eine Abteilung Kosaken im Schritt an mir vorüber die Straße hinaufritt. Es

mochten 15—18° Kälte sein, die Mannschaft war in die Baschliks eingehüllt, und die Pferde bewegten sich förmlich in einer Wolke von Dampf. Plötzlich, etwa 500 Schritt weit entfernt, machten die Soldaten kehrt, und ich sah, wie sie auf die Menge im Trabe zuritten und mit ihren Nagaikas auf die Leute einhieben, die dann die Straße hinunter auf uns zu flüchteten. Wir machten uns nun ebenfalls eiligst aus dem Staube: und nicht wir allein, denn als wir atemlos auf dem Markte ankamen, sahen wir, daß die Schlittenpferde wie rasend in allen Richtungen davon jagten, obgleich die Moskauer Iswóschtschiks (Kutscher) nie eine Peitsche bei sich führen. Der Donner der Kanonen war aus unmittelbarer Nähe deutlich vernehmbar. Es hieß, daß ein Zusammenstoß zwischen den Truppen und dem Volk bei dem Palais des Generalgouverneurs stattfinde, die Artillerie säubere die Straßen und Hunderte seien gefallen.

Als ich nach 1 Uhr mittags in das Hotel zurückkam, fand ich den großen Speisesaal voller Gäste. Es war Frühstückszeit. „Der Champagner floß in Strömen," wie der Ausdruck lautet. Man wußte nichts von dem Vorgefallenen. Es war aber das letzte Mal im Jahre 1905, daß die Gäste so gemütlich beisammensaßen. Noch an demselben Tage wurde der Speisesaal geschlossen und die französische Kapelle nach Hause geschickt; wir standen fortan unter dem Schutze des Rostowschen Grenadierregiments und seines Kommandeurs Oberst Semanski, der mit seinem Stabe im Hotel Quartier genommen hatte, wie dieses denn das Hauptquartier des Truppenteils bildete, dem die Verteidigung unsres Stadtteils aufgetragen war.

Das Schießen dauerte den ganzen Nachmittag fort. Mit Sonnenuntergang wurden alle Fenstervorhänge heruntergelassen, die schweren Plüschgardinen vorgezogen, die Zimmer notdürftig mit Stearinkerzen beleuchtet. Das elektrische Licht wurde abgestellt; man fürchtete offenbar, die Revolutionäre durch das helle Licht der großen Kronleuchter zu reizen.

Am Freitag, den 22. Dezember, gegen 11 Uhr machte ich einen Spaziergang durch einige Hauptstraßen. Ich bekam dabei zum ersten Male die eigentlichen Revolutionäre zu sehen: dieses unheimliche Element, welches nun vom baltischen bis zum kaspischen Meere und noch weiter bis hinein in den Kaukasus die alte autokratische Ordnung der Dinge beseitigen wollte. Es war ein interessanter, ja ein unvergeßlicher Anblick.

In der sogenannten Kusnezki Most, in der sich viele der schönsten Läden der Stadt befinden, wogte ein buntes Gewirr von Männern, Weibern und halb erwachsenen Knaben hin und her. Wie ein lebendes Meer ging es auf und nieder, die Menge drehte sich konzentrisch wie in Wirbeln um einen Mann, der, allem Anschein nach, einer der Hauptführer der Revolutionäre war. Er war eine gedrungene Figur mit dunklem Haar; in seinen Zügen lag ein eigentümlicher Ausdruck nervöser, energischer Tätigkeit. Er trug einen braunen Überrock, eine Pelzmütze und hatte einen Spazierstock in der Hand. Ein Knäuel von Menschen umgab ihn. Sie gehorchten ihm auf den Wink und nahmen von einzelnen Polizisten, die herumstanden, gar keine Notiz. Es war nicht leicht, den Mann im Auge zu behalten. Bald verschwand er, bald

erschien er wieder auf der Bildfläche, wie man es bei einer Bienenkönigin und ihren Drohnen in einem Bienenstock beobachten kann.

Wie nun die Menge sich so fortwälzte, näherte sie sich einer breiten Querstraße, dem Neglinny-Prospekt, welcher die Kusnezki Most rechtwinklig schneidet. Während ich dem Gewühl zuschaute, sah ich von weitem die hohe Gestalt eines jungen, blondhaarigen Polizeioffiziers emporragen. Er war eine auffallend schöne und edle Erscheinung, wie er so im grauen Militärmantel und schwarzer Astrachanmütze dastand: mitten auf dem Fahrweg, am Kreuzungspunkte dieser zwei Straßen. Wie der lachende Frühling erschien er in seiner strotzenden Kraft, während das Trottoir auf allen vier Seiten von einem dunklen Schwarm von Menschen besetzt war, denen man an den bleichen Gesichtern und den halb entwickelten Gestalten das echte städtische Arbeiterproletariat der intelligenten Sorte ansehen konnte; jeder von ihnen trug einen Revolver bei sich. Es war fürwahr keine beneidenswerte Lage für den schönen Offizier; denn ein einziger gutgezielter Schuß hätte genügt, ihn auf den Schnee zu strecken, während die Wahrscheinlichkeit der Festnahme des Attentäters unter diesen Umständen gleich Null war. Eine unheimliche Stille ringsherum verschärfte noch die Spannung der Nerven.

Plötzlich erschienen zwölf Polizisten auf dem Plan, mit Säbel und Revolver bewaffnet, wollene Baschliks um den Hals zum Schutz gegen die grimmige Kälte. Sie marschierten auf den Offizier zu, meldeten sich bei ihm und gingen dann mit ihm direkt auf den Menschenknäuel los, welcher, den Führer in der Mitte, das Trottoir entlang auf sie zukam.

„Wird man ihn arretieren, inmitten seiner Anhänger? Wird es Mord und Totschlag geben?“ So die raschen Fragen eines Augenblicks, während dessen man fast sein eignes Herz schlagen hörte. Da sahen wir zu unsrer großen Erleichterung, wie der Offizier und seine Bedeckung an der Menge vorübergingen, die denn ihrerseits, scheinbar unbekümmert, die Straße hinunter weiter wogte. Fast in demselben Moment ritt eine Abteilung Dragoner in raschem Trabe auf dampfenden Pferden vorüber. Es geschah nichts. Kein Ton, kein Laut von irgendeiner Seite. Ein wirklicher Zusammenstoß sollte erst später in den Vorstädten erfolgen.

Als ich am Sonnabend, den 23. Dezember, frühmorgens aufstand und ans Fenster trat, bot sich mir ein unerwartetes Schauspiel. Eine Batterie von acht Kanonen war in voller Gefechtsbereitschaft auf dem großen Theaterplatz aufgefahren. Die Mannschaft stand kampfbereit neben den Geschützen, welche, das Rathaus im Rücken, auf die Kaiserliche Oper gerichtet waren. Hinter ihnen war Munition aufgestapelt, und wieder etwas weiter hielt ein Stab von Offizieren zu Pferde, auf beiden Seiten von Dragoner- und Kosakenabteilungen gedeckt. Wachtfeuer brannten lichterloh an mehreren Stellen. Es schien alles auf ein sofortiges Gefecht abgesehen. Indessen verlief der Vormittag ruhig; es geschah nichts weiter, als daß die Artilleristen bei der grimmigen Kälte abwechselnd sich an ihren Wachtfeuern erwärmten und zu gleichem Zweck wohl auch im Schnee Ringkämpfe miteinander ausführten. Fortwährend aber hörte man Kanonendonner aus der Ferne. Im Laufe des

Nachmittags zog die Artillerie mit dem Stabe und seiner Kavalleriebedeckung ab, vermutlich nach dem Orte, wo gekämpft wurde. Der Theaterplatz war leer geworden. Nur die Raben blieben über der Stätte zurück; sie kreisten und krächzten hoch oben in der Luft. Bei Sonnenuntergang verglommen allmählich auch die Wachtfeuer.

Am Abend desselben Tages waren alle Räumlichkeiten im Parterre des Hotels von Polizei und Militär besetzt, darunter Offiziere aller Waffengattungen, Tscherkessen mit einbegriffen, was auch dem Gerücht Wahrscheinlichkeit verlieh, daß der neu angekommene Generalgouverneur Admiral Dubassow sich in das Hotel geflüchtet habe. Posten standen überall — die Eintretenden und Ausgehenden wurden streng kontrolliert, ja sogar untersucht. Es war den Gästen des Hotels verboten, im Vestibül zu verweilen. Sie wurden angewiesen, sich hinten in der Nähe der Aufzüge, welcher Raum auch durch Posten mit aufgepflanztem Bajonnet abgeteilt war, aufzuhalten.

Die Stimmung im Hotel war eine gedrückte. Ich hörte, wie einige Offiziere sich mit den russischen Gästen unterhielten, und war einigermaßen erstaunt über die Objektivität, mit der die Herren die Lage besprachen. Die Revolutionäre wären ausgezeichnet organisiert, sowohl was Waffenschulung, als auch sanitäre Vorkehrungen anlange. Sie benähmen sich sehr korrekt, ja ritterlich, wären überhaupt ganz ebenbürtige Gegner usw.

Ein sehr schöner Kosakenoffizier fiel mir auf. Mit seinem gekräuselten, rabenschwarzen Bart, den dunkel-feurigen Augen und der etwas gebogenen Nase mochte er fast wie ein chaldäischer König der Urzeit erscheinen. Er ist mir aber besonders in der Erinnerung geblieben als ein Typus jener Frondeurs, die eine so merkwürdige Erscheinung unter den russischen Offizieren bilden, denn sie sind die wahren Unzufriedenen, nicht die gemeinen Soldaten, wie oft irrtümlich angenommen wird. An eine Marmorsäule gelehnt, unterhielt er sich mit den Gästen des Hotels. Er sprach von den Ereignissen des Tages, den Kämpfen auf den Barrikaden usw. Auch er lobte nicht das Verhalten der Truppen, sondern das der Revolutionäre.

Erst später waren wir in der Lage, ein richtiges Urteil über den Wert solcher Äußerungen zu gewinnen. Sie gehörten zu den pathologischen Erscheinungen, von denen die russischen Wirren so erstaunliche Beispiele aufzuweisen haben und die Viktor Hehn in einer vor Jahren erschienenen Schrift als mit Sicherheit für die Zukunft zu erwarten bezeichnet[1]). Denn, wie es sich bald herausstellte: die Revolutionäre waren niemals in der Lage als „Kriegführende" aufzutreten. Kein einziger Fall von offenem Kampf zwischen Infanterie und Revolutionären kam vor, und für die Kavallerie waren die mit Draht und sonstigen Hindernissen abgesperrten Boulevards unpassierbar.

Aber am besagten Abend machten diese Äußerungen einen gewissen Eindruck, besonders da sie mit dem kolportierten Gerücht zusammenfielen, daß 120000 Revolutionäre die innere Stadt, mit dem darin befindlichen Militär, umzingelt hielten und uns die Lebensmittel abschneiden würden.

---

[1]) De Moribus Ruthenorum. Von Viktor Hehn. Stuttgart 1892.

Gegen 8 Uhr abends sah man das plötzliche Aufleuchten von Scheinwerfern, unfern vom Hotel, in der Richtung des Marktes. Es hieß, die Revolutionäre bereiteten einen Angriff auf den Markt vor, auf dem die Metzgerinnung ihren Hauptsitz hatte. Die Moskauer Metzger hatten sich nämlich bei den Demonstrationen, welche im Oktober nach dem Kaiserlichen Manifest stattgefunden hatten, auf die Seite der Regierung geschlagen. Es war zu einem Zusammenstoß gekommen, und etwa 30—40 Revolutionäre, meistens Studenten, sollten bei dieser Gelegenheit durch die Messer der Metzger oder Altrussen getötet worden sein, darunter der deutsche Student Baumann. Das, hieß es, solle nun gerächt werden. Das unheimliche Scheinwerferspiel dauerte den ganzen Abend fort.

Kurz nach 11 Uhr wurde ich durch lautes Pochen an meine Zimmertür aus dem Schlafe geweckt. Ich sprang auf und öffnete die Tür, in der festen Erwartung, die Revolutionäre hätten ihre Drohungen wahr gemacht und seien schon ins Hotel eingedrungen.

Ein fremder Herr trat mir entgegen und redete mich französisch mit den Worten an: „Mein Herr, stehen Sie auf, es hat eine Explosion gegeben, das Hotel steht in Flammen. Aber ängstigen Sie sich nicht, Sie haben vollauf Zeit, sich zu retten."

Draußen auf dem Korridor und auf den Treppen war alles stockfinster, ich tastete mich hinunter zum Erdgeschoß, wo der Portier in seiner Loge, wie ein russischer Heiliger, in dem Dämmerlicht zweier Stearinkerzen gravitätisch saß. Es hatten sich ungefähr hundert Personen, teils Gäste, teils Offiziere, zusammengefunden, und es wurde uns mitgeteilt, daß das gesamte Schießpulver, etwa 2—300 Kilo, welches in dem im Hotelblock befindlichen Waffengeschäft gelagert habe, in die Luft geflogen und dabei das Hotel in Brand geraten sei. Drei Dampfspritzen seien in Tätigkeit, um das Feuer zu löschen. Ich ging ins Freie und sah dem Schauspiel eine Weile zu. Die Feuerwehr war emsig, aber — wie alles Russische — schweigend bei der Arbeit. Die umliegenden Häuser waren taghell erleuchtet. Glücklicherweise glichen die Mauern des Hotels Festungsmauern, und man konnte beobachten, wie die hoch aufsliegenden Wasserstrahlen allmählich der Flammen Herr wurden. Nach kaum einer Stunde zog die Feuerwehr mit den drei Dampfspritzen und Zubehör in aller Stille ab, und die Gäste gingen zum zweiten Male schlafen.

VII.

Sonntag, den 24. Dezember verbrachten wir im regelrechten Kriegszustande. Nur die Kirchenglocken, die zum Gebete riefen, erinnerten uns daran, wie sehr wir in lebendigem Gegensatz zu den Weisungen des Friedensfürsten uns befanden. Von ferne vernahm man Geschützdonner, und in der Nähe schossen die Revolutionäre aus den Häusern. Von den oberen Stockwerken des Hotels aus konnte man sehen, wie die Soldaten in aufgelöster Tirailleurkette vorgingen, währenddem einzelne Offiziere in gedeckter Stellung auf der Straße, oder gar im Hotel selbst auf Bänken herumsitzend, sich mit Damen unter-

hielten. Überhaupt spielte das schöne Geschlecht, ebenso wie im mandschurischen Feldzug, auch hier eine nicht unwesentliche Rolle.

Die Bedingungen, unter denen wir in diesen Schreckenstagen vegetieren durften, waren von Tag zu Tag dürftiger und beschwerlicher geworden. Beim Telephonieren hatte man einen Offizier und einen Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Kontrolle neben sich. Wie es hieß, war das Telephon zu politischen Zwecken mißbraucht worden. Schließlich wurden Zivilpersonen zum Telephonieren überhaupt nicht mehr zugelassen. Auswärtige Zeitungen, wenn man ihrer habhaft werden konnte, wurden teuer bezahlt, für eine Nummer der Petersburger „Nowoje Wremya“ z. B. ein Rubel.

Wiederholte Schlittenausflüge nach den verschiedenen Teilen der Stadt und vor allem nach den äußeren Rayons, in denen hauptsächlich die Zusammenstöße der Truppen mit den Revolutionären stattgefunden hatten, ermöglichten mir, zwischen der Dichtung der Presse und der Wahrheit der Tatsachen die richtige Grenze zu ziehen.

Erst gegen Ende des Ausstandes kam es zu wirklicher Zerstörung, zum hellen Brande und zur Vernichtung ganzer Häuser oder vielmehr ganzer Fabrikkomplexe. Daß man in den letzten Tagen, als die Soldaten durch das fortwährende Schießen aus den Häusern auf das äußerste gereizt waren, bei gegebenem Anlaß mit Strenge vorging und hier und da kurzen Prozeß machte, ist wohl anzunehmen. Aber in der Regel handelten die Soldaten streng korrekt, ja mit großer Zurückhaltung, und es blieb meistens bei der bloßen Übergabe unverwundeter Aufständischer, welche Tage lang vorher aus allen möglichen Bedeckungen heraus — man kann wohl sagen meuchlings — auf die Truppen und besonders auf die Polizei geschossen hatten. Dem Gedanken wurde allseitig Ausdruck gegeben, daß, wenn die Niederwerfung des Aufstandes französischen Soldaten anvertraut gewesen wäre, in der Tat, wie dies 1871 bei der Pariser Kommune geschehen, ganze Stadtteile dem Boden gleichgemacht und viele tausend Menschen erbarmungslos hingeopfert worden wären.

Als ich das Presnie-Viertel besuchte, sah es dort wie eine Völkerwanderung aus. Die Kämpfe waren zwar vorbei. Die Soldaten saßen ruhig bei ihren Wachtfeuern, schürten dieselben dann und wann mit ihren Bajonetten; aber ringsumher rauchten noch die Trümmer der Fabriken, endlose Reihen von Wagen, mit Möbeln beladen, kamen vorbei, eine gewaltige Panik hatte die Einwohnerschaft ergriffen.

Die Moskauer Tage waren das Ergebnis eines geschickt angelegten Systems der Täuschung im großen; denn die Mehrzahl der Einwohner war von Anfang an gegen den Streik, sogar die Mehrzahl der arbeitenden Klassen, so sehr sie auch mit dem ersten Streik im November sympathisiert hatten. Die Bewegung ging von einer sehr geringen Minderheit aus. Daß diese Leute aufrichtig waren und daß die schlecht verdauten Ideen, für die sie ihr Leben einzusetzen bereit waren, in der Luft lagen, mag ohne weiteres zugegeben werden. Sieht man aber davon ab, so bleibt die Tatsache bestehen, daß einige Rechtsgelehrte, Journalisten, Ingenieure, Ärzte, Schulmeister und besonders Studenten, nachdem sie und ihre Vorfahren über hundert Jahre auf

eine Verfassung gewartet hatten, plötzlich beschlossen, daß sie außer Stande seien, noch weitere vier Wochen zu warten. Lieber wollten sie der Gesellschaft den Krieg erklären und über das Gemeinwesen all die Leiden und den ungeheuren materiellen Verlust bringen, die ihr Handeln bereits im Gefolge gehabt hat. Indem sie durch öffentliche Ansprachen, durch unentgeltliche Verteilung von Flugschriften und Manifesten auf die Leichtgläubigkeit der Massen einwirkten, gelang es ihnen, eine Stadt von über einer Million Einwohnern in Schrecken zu versetzen. Sie haben alles soziale und wirtschaftliche Leben gegen den Willen der Majorität derjenigen, die in jeder Art von Beruf, sei es als Arbeitgeber oder als Arbeitnehmer, tätig sind, zu einem Stillstand gebracht. Das ist in Wirklichkeit alles, was sie zu vollbringen vermochten. Der Versuch, die Regierung zu überwältigen, endete mit einem lächerlichen Fiasko; den verlogenen Unterstellungen der Presse zum Trotze blieben die Truppen treu.

Im Auslande wurden die widersinnigsten Gerüchte über die Moskauer Vorgänge verbreitet. So z. B. gaben die Londoner Zeitungen vom 28. Dezember die Zahl der Toten und Verwundeten auf 15—20 000 an, deutsche Blätter druckten dies gutgläubig nach, und auf Grund solcher Entstellungen wurden hüben und drüben lange Leitartikel geschrieben. Sogar an Ort und Stelle behaupteten sonst ganz urteilsfähige Leute — darunter Offiziere und Bankiers — daß in den Moskauer Spitälern 60 000 Verwundete lägen, wobei die von den Aufständischen verpflegten noch nicht einmal mitgerechnet seien. Aus den offiziellen Berichten ergab sich dann aber, daß die Zahl der Verwundeten insgesamt sich auf 4—500 belief, während die der Toten 200 nicht viel übersteigen dürfte. Von beiden Ziffern werden kaum 50 auf das Militär gekommen sein. Sind doch in Baku, wo die Kämpfe noch ungleich erbitterter waren, laut konsularischen Berichten, nur 198 gefallen. In Moskau fanden Zusammenstöße, bei denen es überhaupt zu nennenswerten Menschenverlusten kam, erst *nach* dem 28. Dezember statt, also *nach* jenen sensationellen Zeitungsartikeln!

Am 2. Januar wurde die Arbeit in einzelnen großen Fabriken wieder aufgenommen, während die toten Opfer der Straßenkämpfe noch zu Dutzenden steifgefroren wie Holzkloben aufgeschichtet in den Höfen der Polizeistationen Moskaus lagen und der Identifizierung vor der Bestattung harrten.

Mitterweile war das russische Weihnachtsfest herangekommen. Es war der 6. Januar 1906, also nach dem russischen Kalender der Heiligabend, der letzte Abend, den ich in Moskau zubringen wollte. Ich hatte mir ein bescheidenes Abendessen auf mein Zimmer bestellt. Da kam ich aber schlecht an. Der Zimmerkellner bedeutete mir: „Nix Essen — Köche alle fort, Weihnachtsfest! Nix Trinken — Direktor fort, Kellerschlüssel mitgenommen.“ Umsonst auch wandte ich mich an den Oberkellner, einen russifizierten Österreicher. Endlich wurde mir gesagt, daß ausnahmsweise in diesem Falle alles Mögliche geleistet werden würde; ich sollte nur Geduld haben. Diese hatte ich denn auch, und in einer Stunde etwa bekam ich — ein Butterbrot und eine Flasche

Bier. Bei diesem lukullischen Mahl verlebte ich den Heiligabend in meinem Schlafzimmer. —

Der erste Weihnachtsfeiertag brach herein; ein deutsch-russischer Freund hatte mich zum Mittag eingeladen. Ich setzte ihm auseinander, daß ich nachmittags den Zug nach Warschau nehmen müsse und daher unmöglich beides vereinigen könne. Er erklärte mir aber, er würde die Speisestunde früher ansetzen, mich im Hotel in seinem eignen Schlitten abholen und mich auch wieder in demselben nach dem Hotel bringen usw.

Gegen Mittag holte er mich ab. Als wir vor seinem Hause ankamen, hörte ich, wie er seinem Leibkutscher, einem Prachtexemplar — im blauen, dickgepolsterten Tartarenpelz mit silbernem Gürtel und pelzverbrämter Samtmütze — Order gab, binnen zwei Stunden sich zur Rückfahrt nach dem Hotel bereit zu halten.

Die Zeit verging, und ich mußte an die Rückkehr denken. Ich brach auf, verabschiedete mich von den Gästen und wurde hinunter zur Haustür geleitet. Rechts davon befand sich ein Stall. Ein herrlicher Rappe von ganz ungewöhnlicher Größe schaute fast geisterhaft mit seinen funkelnden Augen zur offenen Stalltür heraus. Er stand fertig angespannt am Schlitten, es bedurfte nur noch des Kutschers. Aber wir warteten und warteten — vergebens! Plötzlich kam der Diener und flüsterte meinem Gastgeber etwas zu: Der prächtige Kutscher lag in der Scheune, fest eingeschlafen — total betrunken! Mir blieb keine Wahl, ich eilte hinaus auf die Straße, hatte das Glück, noch einen Mietsschlitten zu erwischen, erreichte das Hotel, schließlich den Bahnhof, den Zug — und wenige Minuten später war Moskau hinter mir im Winternebel verschwunden.

Anastasius Grün und Nikolaus Lenau.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg.

1806 — 11. April — 1906.

Von

Johannes Proelß.

I.

Grün und Lenau — die Namen gehören zusammen wie die der andern berühmten Namenspaare Schiller und Goethe, Byron und Shelley, Uhland und Schwab, an die sich das Bild einer bis über den Tod hinaus bewährten Dichterfreundschaft knüpft.

Gleichzeitig und nebeneinander haben die beiden Dioskuren der österreichischen Freiheitslyrik, die unter dem Druck des Metternichschen Zensursystems sich die Decknamen Anastasius Grün und Nikolaus Lenau gaben, Graf Anton Alexander v. Auersperg und Nikolaus Niembsch v. Strehlenau, von der dankbaren Nachwelt ihre Denkmäler in Wien erhalten, wie sie gleichzeitig und nebeneinander in der Zeit vor der Pariser Julirevolution als Wiener Studenten zu Dichtern reiften und erfüllt wurden von den Idealen der tagenden neuen Zeit, von denen das des geistigen Rittertums im Dienste der Freiheit die beiden Enkelsöhne ritterlicher, in den Waffen geübter Geschlechter am mächtigsten anzog.

Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier;
Sie standen nicht genüber! Ihr,
Die beide wob, senkten sich beide.

Wir folgten ihren leisen Spuren
Bis in der Vorzeit dunklen Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensschlacht,
Ich durch beglückt're Alpenfluren.

Du fahst sie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforten nahn;
Mir wies der Frühling ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken . . .

So hat Anastasius Grün 1849 in der Widmung seiner letzten größeren epischen Dichtung, „Pfaff vom Kahlenberg", an den damals schon dem Irrsinn verfallenen Freund Gemeinschaft und Gegensatz verbildlicht. In der Zeit des Aufschwungs aber hatte er — im Frühling 1831 — die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dem Meister Ludwig Uhland mit den Worten gewidmet:

Für ein Volk getreu und bieder,
Für ein schönes, freies Recht
Kämpften heiß einst deine Lieder,
Kühn wie Helden im Gefecht.

Wem der Sieg durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jüngst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Jeder ficht mit eigner Wehre,
Priester kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Gesang und Reimen wir.

Drum sind dir nicht fremd die Lieder,
Die ich sang auf grünen Höhn
Für ein Volk, das treu und bieder,
Für ein Recht, das frei und schön!

Diese Widmung der ersten Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" trägt das Datum „Wien, im Frühling 1831". Als Motto war dem Titel die Uhlandsche Strophe aus der Befreiungszeit „Auf, gewalt'ges Österreich! Vorwärts, thu's den andern gleich! Vorwärts!" beigefügt. Den Händedruck mit Uhland hatte der fünfundzwanzigjährige Poet im Sommer vorher in Tübingen ausgetauscht, wo jener seit zwei Jahren endlich als Professor der deutschen Literatur wirken konnte, und im Sommer des Jahres 1831 trat auch Niembsch v. Strehlenau vor den schwäbischen Dichter. Was Arndt, Theodor Körner, Schenkendorf, Rückert und die andern Sänger der Freiheitskriege beim Ausbruch derselben durch ihre patriotische Lyrik vollbracht, das suchte nach den Enttäuschungen der deutschen Patrioten durch den Wiener Kongreß, nach der Unterdrückung der deutschen Burschenschaft, nach den Erfolgen der Metternichschen Politik in der „Heiligen Alliance" wie in der Frankfurter Bundesversammlung ein jüngeres Dichtergeschlecht für die Wiedergeburt der deutschen Nation in Einheit und Freiheit zu leisten. Keiner aber von den bereits berühmten Dichtern der Nation hat, außer Schiller, in der Zeit des „Vormärz" auf dies neue Geschlecht so begeisternden Einfluß geübt wie der schlicht bürgerliche kerndeutsche Schwabe, der, als es sich rings in Deutschland erwies, welch' erbärmliche Schöpfung der Diplomaten der „Deutsche Bund" war, am 18. Oktober 1816 an die deutschen Fürsten und Völker, deren Heereskraft bei Leipzig Napoleons Weltherrschaft niedergeworfen, die mahnenden Strophen gerichtet hatte:

Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Die Strophen hatten dem neuen Geschlechte die Losung gegeben, und nun leuchtete Uhland diesem selbst voran, „zugleich ein Sänger und ein Held", als Vorbild kühnen Bekenntnismuts und unerschütterlicher Überzeugungstreue. Ein Mann aus einem Guß: als Dichter, als Germanist, als Volksvertreter.

Als um die Zeit der Pariser Julirevolution Graf Anton Auersperg und Nikolaus v. Niembsch in Wien in dem Stelldichein eines Kreises von Gleichgesinnten, dem Neunerschen Kaffeehause in der Plankengasse, einander näher traten und auf Spaziergängen in die schöne Umgebung Wiens ihre Seelen einander erschlossen, sahen beide auf poetische Anfänge zurück, die nicht unter dem Einfluß von Uhlands politischer Lyrik entstanden waren, sondern unter Eindrücken und Erlebnissen, die aus der Heimat ihrer Jugend stammten.

Der fast vier Jahre ältere Niembsch hatte in Ungarn als Schüler eine schöne Zeit verlebt, nachdem seine früh verwitwete Mutter die Frau des Arztes Dr. Vogel in Tokay geworden war, und als Student der Landwirtschaft in Ungarisch-Altenburg hatte er die Eindrücke empfangen, deren stimmungsvollen Zauber seine Heidebilder festhielten. Das unheilvolle Zerwürfnis seiner vergrämten Mutter, einer Deutschungarin aus Ofen-Pest, mit seinem Großvater, dem Obersten Joseph v. Niembsch in Stockerau bei Wien, der mit seiner Frau, einer gebornen Freiin v. Kellersberg, den Enkel wieder und wieder für sich reklamierte, und eine Herzensverirrung, die den schwärmerischen Jüngling schwer enttäuschte, hatten die ihm angeborene Melancholie schon damals entwickelt, und das erste Gedicht, das von dem zum Studium der Medizin wieder nach Wien Gekommenen erschien, trug schon ganz den Stempel der für seine schönste Lyrik so bezeichnenden Schwermut. Es waren die „Jugendträume", die 1828 der dem Freundeskreis zugehörige Johann Gabriel Seidl in das Wiener Taschenbuch „Aurora" aufnahm. Im April 1830 brachte die Wiener Modezeitung das prächtige ungarische Sittenbild „Die Werbung". Mehr als Uhlands Vorbild hatten auf Niembschs Anfänge Schillers Jugendlyrik, Klopstock, Hölty, Matthisson eingewirkt. Des Dichters Mutter war unter seiner Pflege in Armut gestorben, und er lebte jetzt von

den Beträgen, die ihm die gestrenge Großmutter nach dem Tode ihres Mannes für die Studienzeit weiter bewilligt hatte.

Der junge Anton Auersperg hingegen, der zwar auch seinen Vater verhältnismäßig früh verloren hatte, sah, einem uralten reichen Adelsgeschlecht entsprossen, das seit Kaiser Friedrich Barbarossa das Oberst-Erbland-Marschallsamt in Krain und der Windischen Mark innehatte, auf eine Jugend zurück, in der sich alles nach seinem Wunsch gestalten durfte. Nach dem Tode des Vaters, der ihn zum Offizier bestimmt hatte, fand sein Verlangen, nach eignem Geschmack zu studieren, kein Hindernis. Er hatte Philosophie, Geschichte und Jura in Graz und Wien studiert und war nun vorbereitet, die Verwaltung seines väterlichen Erbes in Krain, der Herrschaft Gurkfeld mit dem Schloß Thurn am Hart an der Grenze von Steiermark zu übernehmen. Die ersten poetischen Blüten seiner Jugendschwärmerei für eine hübsche Komtesse in seiner Vaterstadt Laibach waren in dem „Dresdner Merkur" erschienen; außer dem Einfluß Uhlands verrieten sie den von Heines „Buch der Lieder". Ebendort bot er einige poetische Bearbeitungen heimatlicher Sagen. Auch das slovenische Volkslied Krains mit seinen kraftvollen Erinnerungen an die Türkenkriege der deutschen Ostmark hatte schon früh sein Dichten und Denken beeinflußt.

Ihre harmlosen ersten Veröffentlichungen in Zeitschriften hatten sowohl Niembsch wie Auersperg mit ihrem Namen unterzeichnet. Als die politische Tendenz sich ihrer bemächtigte, wählten beide Freunde Pseudonyme, Niembsch die beiden letzten Silben seines Adelsprädikats v. Strehlenau „Lenau", wohl fühlend, daß in ihrem Tonfall etwas von der weichen Wehmut liege, die in seinen Dichtungen sich aussprach. Das erste, was unter dem Namen „Nikolaus Lenau" erschien, war das Gedicht: „Glauben, Wissen, Handeln. Ein allegorischer Traum". „Die damalige österreichische Druckferne hätte dessen Erscheinen, selbst auch auswärts, unter Niembschs Namen doch nie gestattet", sagt Schurz in seiner Lenaubiographie. Das Gedicht, welches Auersperg der von Spindler herausgegebenen „Damenzeitung" in Stuttgart übermittelte, war ganz im burschenschaftlichen Geiste gehalten. Der Dichter erzählt darin gegen den Schluß, wie er die Germania in einer Grotte erschaut und vermeint habe, sie lausche den Heldensängen, die zu ihrer Ehre ertönen, den Heldenkämpfen, die zu ihrer Erlösung stattfinden; als er aber näher trat, habe er erkannt, daß die Gestalt eine Tote sei.

Tot war sie, tot! In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunklen Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend.

Auersperg hatte schon als Student in Graz sich daran gemacht, nach Anregungen, die Uhlands Romanzen von Eberhard dem Rauschebart und Gustav Schwabs Herzog Christophsromanzen ihm boten, auf Grund des

„Teuerdank" in einem größeren Romanzenkranz die Heldenlaufbahn des deutschen Kaisers Maximilian I. zu schildern, wobei sein frischer Humor in der Gestalt des Kunz von der Rosen einen Liebling fand, dem sich manches freie „zeitgemäße" Wort in den Mund legen ließ. Wohl galt die Dichtung, die durch den Freiheitskampf der Schweizer einen bedeutsamen Hintergrund erhielt, einem Fürsten aus dem über Österreich noch herrschenden Kaiserhaus; aber das Lob, das den Kaiser Max als den „letzten Ritter" rühmte, war keine Annehmlichkeit für die Apostolische Majestät, die den Staatskanzler Metternich walten ließ, als hätte es nie ein Kaiserreich deutscher Nation gegeben. Diese epische Dichtung mit ihrer vom Freiheitsglauben der Zeit beseelten Tendenz in Österreich drucken zu lassen, daran war nicht zu denken. Sogar die Möglichkeit einer Veröffentlichung jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle schien in Frage gestellt.

„Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung," so hat Graf Auersperg selbst in dem Lenaus Leben schildernden Werk über diese Dinge berichtet, „war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Censurbewilligung strenge untersagt. Niembsch hatte diese Vorschrift umgangen. Nicht um sich zu verbergen (geht ja doch jedes Autors Streben auf die ohne Oeffentlichkeit unmögliche Anerkennung!), sondern um die heimatlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorschrift und deren neueste Uebertreter schonend zu ignoriren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pseudonymität vorgenommen, unter welcher sie ihrem Talent eine innerhalb der damaligen Censurschranken ganz undenkbare, geistig freiere Entfaltung und Thätigkeit zu ermöglichen hofften."

Mit den Verlegern der Spindlerschen „Damenzeitung", Gebrüder Franckh in Stuttgart, war Graf Auersperg in Verhandlungen wegen des Drucks dieser ersten großen epischen Dichtung getreten, und in diesem Verlag erschien im Jahre 1830 „Der letzte Ritter" nebst einer Sammlung Liebeslyrik „Blätter der Liebe". Als Verfasser nannten die Titel: „Anastasius Grün". Grün ist die Farbe der Hoffnung, des Frühlings; von Völkerfrühling träumte und schwärmte die Jugend, zu der sich der junge gräfliche Poet zählte. Anastasius bedeutet: der Wiedererstandene. Anastasius Grün, das hieß: der als „Grün" Neuerstandene!

Noch als Auersperg an den Romanzen vom „letzten Ritter" arbeitete, war er zu dem angesehensten der in Stuttgart erscheinenden Unterhaltungsblätter, dem „Morgenblatt für die gebildeten Stände", in Beziehung getreten, das im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschien und eine Schöpfung des Freiherrn Joh. Friedr. v. Cotta war, der den Buch- und Zeitschriftenverlag in jener Zeit der Bücherverbote und Zensurschwierigkeiten mit der Klugheit und dem Weitblick eines freigesinnten Staatsmanns betrieb und, wie er es einst verstanden hatte, die Werke von Schiller und Goethe in seinem Verlag zu vereinen, jetzt seit Jahren darauf bedacht war, neuauftauchende hervorragende Dichter für den Ausbau seines Klassikerverlags zu gewinnen. Einst hatte er auf Grund von Beratungen mit Schiller die „Allgemeine Zeitung" als ein „deutsches Weltblatt" ins Leben gerufen; unter dem beständigen Kampf, den dieses Blatt Jahr um Jahr mit den da und dort ganz verschiedenen, bald

liberal, bald streng gehandhabten Zensurgesetzen zu führen hatte, war er zum Meister der Strategie in diesem Kampfe geworden, und als überzeugter Anhänger der deutschen Politik, die der Freiherr vom Stein vergeblich hatte verwirklichen wollen, hatte er sein „Morgenblatt", wie auch das diesem beigegebene „Literaturblatt", zu Zufluchtsstätten seiner eignen politischen Ideale gemacht, indem er der auf diese gerichteten Tendenzpoesie hier eine möglichst weitgehende Berücksichtigung angedeihen ließ. In meinem Buch „Das junge Deutschland" habe ich gezeigt, wie er in diesem Sinne die feine Ironie und geistreiche Satire von Börne, Heine und dem jungen Gutzkow für seine Zeitschriften mit Erfolg fruchtbar zu machen gewußt hat. Im „Morgenblatt" kam gegen Ende der zwanziger Jahre besonders Graf Platen zur Geltung, der mit seinen Werken in den Klassikerverlag der Cottaschen Buchhandlung einging. Als ein geschlossener Dichterkreis, der durch Uhlands Zugehörigkeit und Vorbild seinen Charakter erhielt, begannen im Wetteifer mit ihm dessen Freunde und Verehrer Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Schwab, Gustav und Paul Pfizer, Wilhelm Hauff u. a. zu wirken. Mit dem Beginn des Jahres 1828 hatte der für das Publizistische besonders veranlagte Gustav Schwab, der als Professor am Oberen Gymnasium in Stuttgart angestellt war, die Mitredaktion des Morgenblatts neben Hermann Hauff, dem Bruder des eben erst jählings verstorbenen Wilhelm, für das poetische Fach übernommen. Das „Literaturblatt" leitete Wolfgang Menzel, ein romantisch gestimmter geschichtskundiger Schlesier, der einst die deutsche Burschenschaft mitbegründet hatte. Zu Schwabs Obliegenheiten gehörte es, den auch durch seine Pflichten als Abgeordneten in der württembergischen Ständekammer viel beschäftigten Chef der Cottaschen Buchhandlung auf hervorragende Talente, mit denen er als Redakteur in Verkehr kam, aufmerksam zu machen. Mit diesem einflußreichen Schriftsteller kam Auersperg, der dem Dichter der „Herzog Christoph-Romanzen" innerlich ja schon näher getreten war, durch Übersendung einiger kleiner Gedichte für das „Morgenblatt" in Verbindung, und als das größere Werk erschienen war, erlebte er die Genugtuung, von Schwab direkt zu erfahren, wie sehr dieses frische reiche Jugendwerk ihm und seinen Freunden in Württemberg zur Freude gereiche.

„Seltsam," antwortete der junge österreichische Magnat, „daß es mich von jeher nach Ihrem lieben Württemberg so gewaltig zog! Nun treibt es mich doppelt dahin, da ich weiß, daß jene trefflichen Menschen mir auch ein bißchen wohl wollen, an welchen ich immer mit geistiger Anhänglichkeit und Verehrung hing und denen ich auch einmal ins Auge schauen und die Hand drücken möchte!"

Dies geschah denn auch, so berichtet Karl Klüpfel in seinem Buch „Gustav Schwab", als Auersperg nach kurzer Zeit seinen versprochenen Besuch ausführte, von Schwab mit offenen Armen empfangen und nach Tübingen zu Uhland begleitet wurde, wo er auch die beiden Brüder Pfizer kennen lernte. Die gesunde, tiefgemütliche und feingebildete Natur des jungen Dichters und sein warmes Herz gewannen ihm schnell die Freundschaft dieses Kreises und machten ihn auch andern mit diesen in Verbindung Stehenden lieb und wert. Wie elektrisierend aber auf Lenau alles wirkte, was ihm der heimgekehrte

Freund über das im Schwabenland Erlebte zu berichten wußte, davon gibt unvergängliche Kunde der schöne Liederzyklus „Wanderung im Gebirge", der um diese Zeit (1830) entstand:

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Lieb're mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Durch den Tod seiner Großmutter kam Lenau noch vor Schluß dieses Jahres in den Besitz eines kleinen Vermögens, ein Glücksfall, der ihn verführte, mitten in seinen Prüfungen als Kandidat der Medizin diese Laufbahn aufzugeben, in die er ja auch nur aus Wissensdrang — nach dem Studium der Philosophie, des Rechts und der Landwirtschaft — geraten war. Er wollte sich nun ganz dem Dienst seiner Muse widmen. Zuerst plante er, sich am Traunsee, wo der Nestor der damaligen Dichter Österreichs, der ihm sehr gewogene Schleifer in Schloß Ort als Pfleger seine Amtswohnung hatte, ein Häuschen zu kaufen. Als aber der nächste Sommer kam, zog auch er nach Stuttgart, und die Aufnahme, die er und seine Gedichte hier fanden, entzückten ihn so, daß er, erst als Gast Gustav Schwabs, dann im Genuß der Gastfreundschaft der Familien Reinbeck in Stuttgart und Justinus Kerner in Weinsberg, zunächst ganz in Schwaben blieb.

Auerspergs Beispiel und Ermunterung hatten ihm den Weg zum Glück gewiesen. Über Lenaus ersten Stuttgarter Aufenthalt schrieb Gustav Schwab einige Zeit später an den gemeinsamen Freund in Thurn am Hart:

„Ich lebte inzwischen im frischen Andenken an Ihren mir so theuren und nur allzukurzen Umgang durch die innigen Freundschaftsbande, welche ich mit dem edlen Ungarn und herrlichen Dichter Niembsch, der sich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembsch lebte drei volle Monate (August bis Anfang November) hier und deren zwei in meinem Hause; er sah Uhlanden wiederholt in Tübingen und giebt durch meine Vermittelung seine Gedichte (ein sehr mäßiges, aber — wie Sie am besten wissen — sehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus."

Doch bis die Sammlung zu Ostern 1832 herauskam, blieb es nicht bei dem „Bändchen". Seine Reise nach Stuttgart hatte den Dichter über München und Karlsruhe geführt; in allen drei süddeutschen Hauptstädten war durch die Wirkung der Pariser Julireignisse auf die Regierungen das zurückgestaute Verfassungsleben in Fluß gekommen. Neue Zeitschriften entstanden, die im Wetteifer mit den Volksrednern in den Kammern energischen Tones für Preß- und Versammlungsfreiheit, Justiz- und Verwaltungsreform eintraten; die große heimliche Propaganda der Vaterlands- und Preßvereine und der neu hergestellten Burschenschaft kam in Zug; das Schicksal der aus Polen flüchtigen Freiheitskämpfer, ihr Erscheinen in den süddeutschen Städten auf dem Wege nach Frankreich erweckte allenthalben lebhafte Teilnahme. Alle

diese Eindrücke wirkten anregend auf Lenaus hochgestimmtes Seelenleben. Schon in Karlsruhe hatte er nach einer Aufführung des „Fidelio" dem politischen Märtyrertum das elegische Phantasiestück „Der Gefangene" gewidmet, das dann im „Morgenblatt" erschien. Als Konkneipant der Burschenschaft in Heidelberg, wohin er sich von Stuttgart zur Arbeit zurückzog, sang er dann seine „Polenlieder", die er, wie die gleichzeitig entstandenen „Schilflieder", seinem Liederbuch noch vor dem Druck an passenden Stellen einfügte.

Es dauerte lange, bis Lenau nach Wien zurückkehrte. Denn bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Gedichte" bei Cotta trat er zum Bedauern der in Schwaben so glücklich gewonnenen neuen Freunde seine „Bildungsreise" in die amerikanischen Urwälder an. Als er im Sommer 1833, von Amerika schwer enttäuscht, über Bremen wiederkehrte, hatte sein erstes Buch Wunder gewirkt. Deutschland hielt dem Wiederkehrenden, wie Anastasius Grün so schön es ausgedrückt hat, den vollen Kranz des Ruhms entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu.

So vergingen zwei Jahre bis zum Wiedersehen der beiden. In Wien, „beim Nenner," trafen sie wieder zusammen. Auch Auersperg hatte inzwischen einen vollen Erfolg als Dichter erlebt. Aber der seine hatte ihm keinen persönlichen Ruhm eingebracht. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten," deren Satire direkt der Person des allmächtigen Wiener Staatskanzlers auf den Leib gingen, hatte er vorgezogen, ohne jeglichen Autornamen in die Welt zu senden. Sie waren bei den Verlegern Heinrich Heine's, Hoffmann & Campe in Hamburg, erschienen, die sich auf das Hinüberschmuggeln verbotener Bücher nach Österreich trefflich verstanden. Schon nach kurzer Zeit war eine zweite Auflage nötig geworden. Nur allmählich aber verbreitete sich in Deutschland und Österreich das Gerücht, daß Anastasius Grün, der Verfasser des „Letzten Ritters", auch der kecke „Wiener Spaziergänger" sei, dessen satirische Strophen auf Metternich jetzt überall, wo patriotische deutsche Männer im geheimen tagten, unter jubelndem Beifall widerklangen, jene Strophen, die den alternden Staatskanzler als Meister der feinsten höfischen Sitte schildern:

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn, wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen alle, höflich gegen groß und klein.

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht.
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt . . .

Mann des Staates, Mann des Rates! Da du just bei Laune bist,
Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh, vor deiner Türe draußen harrt ein dürftiger Klient,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Österreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh', es steht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

II.

Ich habe bisher in großen Zügen dargestellt, was der Freundschaft und Waffenbrüderschaft der beiden Österreicher gleich im Entstehen neben der literarhistorischen eine politische Bedeutung gab; nicht minder interessant würde es sein, nun ins einzelne zu verfolgen, wie der freundschaftliche Verkehr zwischen den zwei Dichtern wechselseitig fruchtbringend auf ihr Schaffen weiter eingewirkt hat. Leider ist aber unser Wissen über diesen Verkehr aus Gründen, deren Aufhellung ich im folgenden vervollständigen kann, so lückenhaft geblieben, daß er sich kaum fortlaufend darstellen läßt. Die wenigen Proben des brieflichen Verkehrs zwischen beiden, die das Buch „Lenaus Leben" von Anton Schurz enthält, lassen zwar die Intimität ihres geistigen Verkehrs erkennen, und noch mehr erhellt dies aus den Analysen der Werke Lenaus durch Grün in dessen Werk „Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse." Wir wissen auch, daß beide Dichter, sobald sie in Wien zusammentrafen, den alten herzlichen Verkehr aufnahmen und oft dem Wunsch nachhingen, die Zukunft möchte ihnen ein dauerndes Zusammenleben gewähren; doch es kam nie dazu. Auersperg liebte das Reisen; in den Jahren vor seiner Verheiratung mit der Tochter des Landeshauptmanns von Steiermark, Grafen Attems, war er lange in Italien, Frankreich, Belgien, Holland, wiederholt im nördlichen und im südlichen Deutschland. Mit seinen Pflichten als Gutsherr und Standesherr im Krainischen Landtag nahm er es ernst; er weilte gern auf seinem Sommersitz Thurn am Hart und während des Winters im schönen Graz. In Wien fühlte er sich trotz seiner Liebe für die von ihm so gern verherrlichte Kaiserstadt auf die Dauer nicht wohl, solange er sich dort von politischen Spitzeln belauert wußte. Andrerseits zog es Lenau, den unsteten, fast jeden Sommer aufs neue von Wien nach Schwaben, wo ihm im Hause des Geheimrats August v. Hartmann in Stuttgart die mütterliche Freundin Emilie Reinbeck immer sein Zimmer bereit hielt, und die Gastfreundschaft des Grafen Alexander von Württemberg auf Schloß Serach ihn ebenso anzog wie der geistige Verkehr mit Uhland, Mayer, Kerner und den Stuttgarter Freunden. Bevorstehende Neuauflagen seiner Gedichte, der Verlag und die Drucklegung der frischvollendeten Werke gaben immer neuen Anlaß zu Verhandlungen mit der J. G. Cottaschen Buchhandlung, die er am liebsten persönlich mit deren Chef, dem Freiherrn Georg v. Cotta, führte, der nach seines Vaters Tod die diplomatische Laufbahn verlassen hatte und an die Spitze der buchhändlerischen Geschäfte getreten war.

Aus einem der uns erhaltenen Briefe wissen wir, daß Lenau 1835 auf einer Reise in die österreichischen Alpen im Stift Neuberg an der Mürz für Grün nach dem Grabmal des Herzogs Otto von Österreich forschte, der später in Grüns Dichtung „Pfaff vom Kahlenberg" zu neuem Leben als Ideal eines wahrhaft liberalen volksfreundlichen Fürsten erstand. Es geht aus dem Briefe hervor, daß Lenau in Wien dem Freunde die fertigen Szenen seines „Faust" vorgelesen hatte und die auf der Reise neuentstehenden ihm vorlesen wollte. Ein späterer Brief läßt erkennen, daß Grün sich seine Jugendgedichte für einen Neudruck von Lenau „feilen" ließ, wie er ja dessen Überlegenheit in bezug

auf die musikalische Beseelung der poetischen Bildersprache stets mit Bewunderung anerkannt hat. Ähnlich werden sie es immer in den Zeiten des Wiedersehens gehalten haben. Aus den gleichen geistigen Stimmungen sind die religionsgeschichtlichen Prophetien in Grüns „Schutt" und in Lenaus „Albigensern" erwachsen. Als Waffenbrüder haben sie sich vor der Wiener Polizeibehörde wegen ihres literarischen Auftretens unter angenommenem Namen im Ausland mannhaft verantwortet, wobei Lenau als geborner Ungar und Grün als geborner Krainer sich für unabhängig von der innerösterreichischen Sondergesetzgebung erklärten. Sie waren aber mehr als Waffenbrüder; es war eine tiefwurzelnde Herzbruderschaft, wie sie sich tief ergreifend in den drei Sonetten Grüns an Lenau aussprach, als im Frühjahr 1845 ein falsches Gerücht von der Genesung des unheilbar Erkrankten sich verbreitete. Damals gingen sie aus Frankls Wiener „Sonntagsblättern" in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" und einen großen Teil der deutschen Tagespresse über; später sind sie Grün's letzter Liedersammlung „In der Veranda" mit neun weiteren Sonetten an Lenau eingefügt worden.

Als wettergleich ferner ertönt' die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurteil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz das Lob aus deinem Munde . . .

* * *

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh' hin, vermähle,
Du Klarer, dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltere den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen rot, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund und seine Stirne kühle!

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und, kann er's, wird an ihnen er genesen.

Das Schicksal hatte die beiden Kampfgenossen auseinandergerissen, gerade als die von ihnen prophezeite und geschürte, auf ihre Ideale gerichtete Volksbewegung begann, den Sieg der Freiheit vorzubereiten; und als im März 1848 das schwarzrotgoldne Banner gleichzeitig vom Wiener Stephansdom und vom Frankfurter Bundespalais wehte, als das stolze Machtgefüge des Staatskanzlers Metternich unter dem Jubel des Volkes zerbarst, da brach sich dessen Echo stumpf in der Geistesnacht Lenaus. Für den Grafen Auersperg kamen

nun die Tage des Triumphs. Als Führer der österreichischen Erwählten für den Fünfziger-Ausschuß des Vorparlaments zog er nach Frankfurt. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt Laibach tagte er mit in der Paulskirche, um mit den bewährtesten und berühmtesten seiner Gesinnungsgenossen aus Nord und Süd unter der Zustimmung der deutschen Fürsten die „Märzerrungenschaften" in einer Deutschen Reichsverfassung zu bergen. Er sah sich in Frankfurt geehrt wie seinen alten teuren Meister Uhland. Seine Freude aber an diesem Triumph wurde immer wieder durch den Gedanken an Lenau getrübt.

„Deutschland ist frei!" Im Jubelsturm nur leise,
Dich nicht zu schrecken, klang's aus Freundesmunde;
Der Lenzstrahl doch, an dem dein Herz gesunde,
Ach, er durchdrang nicht deines Geistes Eise.

„Deutschland ist frei!" So scholl die stolze Weise,
Dich zu erwecken, donnernd in der Runde;
Der beste Heilquell ist solch große Stunde —
Doch sie zerbrach nicht deines Bannes Kreise.

Als aber nach dem Scheitern des Frankfurter Verfassungswerks der stolze Jubel jener Märzenzeit sich als ein Wahn erwies; als „der Zeit Panier durch den Kot geschleift" wurde von „Händen, die's zu Sternen sollten tragen," und die Mächte der Zwietracht und Despotie als Sieger das Haupt erhoben, da fand Anastasius Grün für seinen Zorn und Schmerz als höchsten Ausdruck die Klage des Gedenkens an Lenau: „es muß den Kranken der Gesunde neiden!" Im Tone schmerzlicher Resignation schrieb Grün jetzt auch (1849) das schöne Widmungsgedicht zum „Pfaff vom Kahlenberg", dessen ich schon im Eingang gedachte:

Du mochtest gern dein Ohr mir neigen,
Du liebtest einst dies Lied im Keim;
Sei einst vollbracht der Guß im Reim,
Gelobt ich's, Edler, dir zu eigen.

Als Lenau am 22. August des nächsten Jahres in der Heilanstalt zu Oberdöbling bei Wien starb, mischte sich in die allgemeine Trauer über sein ergreifendes Schicksal glockentönig der Widerhall von Grüns Freundesworten.

Dieser aber hat die nächsten fünf Jahre seines Lebens, soweit sie mit literarischer Arbeit gefüllt waren, dem Andenken des einstigen Kameraden mit einer Treue gewidmet, die in der Literaturgeschichte wohl einzig dasteht.

Vor vier Jahren wurde der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung, an deren Spitze nun längst Adolf v. Kröner steht, das Lenau-Jubiläum zum Anlaß, die als Einleitung zur Gesamtausgabe von Lenaus Werken von Anastasius Grün verfaßte Lenaubiographie selbständig in der „Cottaschen Handbibliothek" erscheinen zu lassen. Ich wurde damit betraut, in einem Anhang das Werk durch eine erläuternde Zusammenstellung von Briefen von und an Lenau zu ergänzen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich Einblick in zahlreiche Briefe, die Graf Auersperg in der Zeit der Vorbereitung jener Unternehmungen mit dem Freiherrn Georg v. Cotta ausgetauscht hat. Auf Grund dieses Briefwechsels werden heute, wo es gilt, das Andenken von Auersperg-Grün festlich zu begehen, einige bisher unbekannt gebliebene Zeugnisse

für den edlen Charakter des Menschen und Dichters vielen besonders willkommen sein.

III.

Der außerordentlichen Teilnahme, die Lenaus Tod weckte, entsprach es, daß die Cottasche Buchhandlung sich beeilte, den poetischen Nachlaß des Dichters zu veröffentlichen. Die Erben vertrat in dieser Angelegenheit der Schwager Lenaus, Anton Schurz. Grün-Auersperg entsprach dem von Lenau in einem lichten Moment seiner Krankheit geäußerten Wunsch, er möchte seine noch ungedruckten Poesien, zumal das dramatische Fragment „Don Juan", für den Druck vorbereiten. Er erhielt zu dem Zweck von Schurz eine Abschrift, die er an den Freiherrn Georg v. Cotta am 16. Oktober 1850 aus Thurn am Hart mit dem Bemerken sandte, daß die letzte Redaktion des Textes, mit welcher der Wunsch des verstorbenen Freundes ihn betraute, daran noch nicht vorgenommen worden sei:

„Um hiebei völlig gewißenhaft und mit der Liebe und Pietät, die ich dem Dichter und Freunde schulde, vorgehen zu können, durfte ich mich auf die Durchsicht einer wenn auch noch so treuen Abschrift nicht beschränken, sondern ich mußte, wie ich dieß auch gegen Hrn. Schurz brieflich geäußert habe, mir die eigene Einsicht und Prüfung der Originalhandschrift vorbehalten . . .

„Wie Hr. Schurz mir schrieb, ist die Frage noch schwebend, ob der „Don Juan" als selbständiges Buch auch im Einzeldrucke, oder ob er nur als ergänzender Theil der gesammelten Werke in deren Gesammtausgabe erscheinen soll? Wollten Ew. Hochwohlgeboren auch mir gestatten, eine unvorgreifliche Meinung darüber abzugeben, so wüßte ich namentlich vom buchhändlerischen Standpunkte gegen die Einzelausgabe kein wesentliches Bedenken vorzubringen. Das Gedicht hat einen genügenden Abschluß, ein hinreichendes äußeres Volumen . . . Von künstlerischem Standpunkte läßt sich freilich nicht verkennen, daß Lenau eine tiefere Durchbildung und Vollendung des Ganzen beabsichtigt und gewiß auch ausgeführt hätte, wäre die Feder nicht allzufrüh seinen Händen entsunken. So bleibt uns nur übrig, dieses Vermächtniß seiner Muse dankbar hinzunehmen, wie es eben ist; aber auch in dieser letzten Gabe ist uns des Anziehenden, Großartigen und Schönen viel geboten."

Cotta zeigte sich über die Anknüpfung eines näheren Verhältnisses zu dem jetzt gefeiertsten Dichter Österreichs außerordentlich erfreut; er schrieb an Schurz: die Wünsche des Grafen Auersperg in dieser Sache würden für ihn maßgebend sein. An diesen selbst schrieb er im gleichen Sinne, wobei ihm der am 4. November 1850 eingetretene Tod Gustav Schwabs, des langjährigen literarischen Beraters der Cottaschen Buchhandlung, Anlaß zu einer persönlichen Aussprache bot.

„Meine Freude war groß, von Ihnen einmal mit einem Briefe beehrt zu werden, und diese Freude würde in unsrer sonst so trostlosen Zeit für lange eine nachhaltige Wirkung gehabt haben, wenn nicht unmittelbar darauf uns Alle, wie ein Bliz aus heiterem Himmel, der jähe Tod unsres gemüthlichen treuen lieben Schwab so schwer getroffen hätte. Gewiß nehmen auch Sie an diesem in weiteren Kreisen durch ganz Deutschland mitempfundenen Verluste der Familie und seiner hiesigen Freunde herzlichen Antheil. Immerhin war sein Tod ein sehr glücklicher, wenn wir ihn mit dem Ende unsres unvergeßlichen Lenau vergleichen, den ich vorigen Winter während eines kurzen Aufenthaltes zu Wien in einem Zustand wieder gesehen, der mein Herz mit Schauder erfüllte und mir blutige Thränen auspreßte, so daß ich den schrecklichen Eindruck mit Mühe wieder zu verwischen bemüht war und von diesem meinem

Besuche Niemand sprechen mochte, selbst seinen nächsten Verwandten nicht. Es ist mir auch gelungen, dieses schreckliche Bild ganz verwischen, u. als Anknüpfungspunct dieser Unterhaltung mit Ihnen, hochgeborner Graf, schwebt Lenau heute vor meinem inneren Auge in jenem Geist und glanzvollem Lichte seiner früheren so imposanten als interessanten Persönlichkeit.

„Das Manuscript seines „Don Juan", das ich von früher her zu kennen meinte, habe ich wiederholt durchlesen, und wie ich mir denken mußte, finde ich seither nichts Neues hinzugekommen zu demjenigen, das mir s. Zt. Herr Hofrath Reinbeck mitgetheilt. Die Nachricht, daß Ew. Hochgeboren die letzte Redaction des Textes aus Freundschaft für den hinübergegangenen großen Dichter übernehmen werden, die mir Herr v. Schurz schon gegeben und Ihr Brief bestätigt, war mir im höchsten Grade willkommen. Ich hoffe, daß Sie nicht allein eine historisch erläuternde Einleitung zum „Don Juan" Lenaus geben werden, sondern noch mehr; je mehr je besser . . ."

Der Antwort des Grafen Auersperg vom 27. November 1850 entnehmen wir folgende Zeilen:

Der plötzliche Tod unseres lieben trefflichen Schwab hat auch mich als Zurückbleibenden, der in dem Dahingegangenen einen vieljährigen, edlen und treuen Freund, einen liebevollen und gewissenhaften Berather verlor, tief erschüttert. Und doch scheint mir das Loos des Mannes beneidenswerth, der, nachdem er als ein frommer Saemann die göttliche Saat des Guten in die Herzen seiner Gemeinde niedergelegt, das Seherwort seiner dichterischen Sendung ausgesprochen und den um ihn versammelten Lieben die Hände gedrückt hatte, sanft, schmerzlos und plötzlich zu den Göttern entrückt wurde. Wie anders als das Loos unseres armen unvergeßlichen Lenau, deßen Bild Ihnen zuletzt in so furchtbarer Entstellung vor's Auge trat! Und doch möchte ich fast glauben, daß Sie, der Sie nur die Zerstörung ohne die Uebergänge sahen, es glücklicher getroffen haben als ich, deßen Auge alle Stadien dieses geistigen Auflösungsprozeßes begleiten mußte, von den ersten Störungen angefangen, durch welche noch einzelne kindlich rührende Züge dieses edlen reinen Herzens, einzelne Lichter des unsterblichen Geistes aufblitzten, bis fernab zu dem grauenhaften Zustande, in welchem Sie den theuren Kranken fanden."

Der Vorschlag Cottas, die nachgelassenen lyrischen Gedichte Lenaus mit dem „Don Juan" zu einem Bande zu vereinigen, hatte Auerspergs vollen Beifall.

„Mein allfälliges Vorwort zu diesem Bande," fügte er hinzu, „wird sich jedenfalls auf wenige Seiten beschränken müßen; eine kritisch ästhetische Würdigung der Dichtergröße Lenau würde bei diesem Anlaße zu weit und mich auf ein Feld führen, das ich bisher nur wenig kultivirt habe; was ich an biographischen Bausteinen zu dem Lebensdenkmal des verewigten Freundes verfügbar besitze, sei es in Schrift oder Erinnerung, habe ich Hrn. Schurz theils zugesagt, theils schon mitgetheilt, damit deßen Zusammenstellung eine möglichst vollständige werde. Sonach wird sich mein Vorwort auf eine kurze Rechenschaftslegung über die Herausgabe selbst beschränken."

Dieses Vorwort erlitt eine Verzögerung durch das Erscheinen von Berthold Auerbachs Erinnerungen an Lenau im „Deutschen Museum": „Der letzte Sommer Lenaus".

Das dramatische Gedicht „Don Juan", an dem Niembsch bis zu seiner Erkrankung gearbeitet hatte, war nicht ohne Schluß geblieben. Die letzte Szene besiegelt das Schicksal des lebensdurstigen genialen Genußmenschen sehr wirkungsvoll: den von Don Juan verlassenen Mädchen und Frauen ist ein Rächer und Anwalt in Don Pedro erstanden; dem Herausforderer, der sich im Zweikampf als Stümper erweist, bietet Don Juan, nachdem er jene

Verlassenen zu seinen Erben eingesetzt hat, aus Lebensekel die Brust zum Todesstoß. Es ist ihm zu „langweilig", weiter zu leben. Vorher hat er das Schwinden seiner Genußkraft beklagt und den Wunsch ausgesprochen:

O könnten sterben wir in jeder Lust,
Und neugeboren, mit verjüngter Brust,
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!

Berthold Auerbach, der 1843 seiner Biographie Spinozas die ersten seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hatte folgen lassen, stand im Frühsonnenschein des damit gewonnenen Ruhmes, als er im Jahre darauf mit Niembsch-Lenau in Baden-Baden und im Schwarzwald jene Sommerzeit verlebte, in der sich dessen Schicksal so tragisch schürzen sollte. Niembsch hatte dem neugewonnenen Freund den „Don Juan" zu lesen gegeben; Auerbach, von dem Schluß nicht befriedigt, hatte dem Dichter einen andern, ethischeren, vorgeschlagen: Don Juan solle an der Erkenntnis untergehen, daß er, der für sich das Recht zu unbeschränktem Genuß in Anspruch genommen, wahre Frauenliebe, das höchste Erdenglück, nie genossen habe. In dem Aufsatz des „Deutschen Museums" berichtete er nun, daß Lenau sich geneigt gezeigt habe, auf diesen Vorschlag einzugehen. Auersperg hingegen empfand den Lenauschen Schluß als durch die ganze, vom Dichter gewählte Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bedingt. Als Herausgeber hielt er sich weiter an die Tatsache, daß Lenau noch in den letzten Momenten seiner Verstandesklarheit das Fragment trotz seiner lückenhaften Gestalt als „seines Dichternamens nicht unwert" bezeichnet habe. Darauf berief sich sein Vorwort, das nur einmal in jener längst vergriffenen Ausgabe des „dichterischen Nachlasses" erschienen ist.

„Durch den ausdrücklichen letztwilligen Wunsch des unsterblichen Dichters, meines unvergeßlichen Freundes," so hub es an, „mit der Herausgabe seines neuesten Dichterwerkes „Don Juan" betraut, habe ich mich dieser Aufgabe als einer theuren Freundes- und Ehrenpflicht mit der dem großen Todten schuldigen Pietät und gewissenhaftesten Sorgfalt, aber auch mit ernster Wehmuth unterzogen, welche durch die meinen Händen anvertrauten Blätter, deren jedes mir die Größe des erlittenen Verlustes fühlbar erneuerte, nur gesteigert werden mußte. Doch fand ich Stärkung und Erhebung in dem Gedanken, daß der edle Mann und Dichter im Vorgefühle des Scheidens durch jenen Auftrag mir gleichsam nochmals die Hand gereicht hatte, um mir auch für den erschütterndsten Augenblick jene Stelle in der Nähe seines Herzens anzuweisen, nach der ich im Leben wie in der Kunst mit Liebe und Treue von jeher gestrebt hatte."

Zu einem Dokument der hier geschilderten Dichterfreundschaft von ganz persönlichem Reiz wurde das Vorwort aber durch die Schlußworte des Herausgebers:

„In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitsdurstigen Auge und den noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart blieb, sie später vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen der unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist . . . Mir aber ist es, indem ich die folgenden Blätter schließe, als ob ich im letzten Liebesdienste dem theuren Todten die Augen zum

ewigen Schlummer zudrückte. Wer je einen Blick in diese gethan oder aus ihnen empfangen, weiß es, welch treue und wahre, welch reine, freie und große Seele einst aus ihnen geleuchtet."

Cotta hatte inzwischen in seinen Verhandlungen mit Anton Schurz die Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Lenaus ins Auge gefaßt, in der die von Schurz in Angriff genommene Lenau-Biographie den letzten Band füllen sollte. Kaum war der Nachlaß unter dem Titel „Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß, herausgegeben von Anastasius Grün, Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1851" erschienen, da richtete Cotta an Auersperg einen Brief, der diesen auch für diese Gesamtausgabe zum Herausgeber zu gewinnen suchte. Er knüpfte das Ersuchen an die Frage, welches Honorar die Cottasche Buchhandlung dem Grafen für seine bisherige Mühe senden dürfe.

Hierauf antwortete Auersperg (Thurn am Hart, 15. Mai 51):

„Da meine Mitwirkung bei der Herausgabe dieses Nachlasses nur die Erfüllung der Wünsche eines theuren Todten, daher meinerseits eine reine Freundespflicht war, welcher ich jeden materiellen Beigeschmack möglichst fern halten möchte, so fällt die von Euer Hochwohlgeboren angeregte Honorarfrage mir gegenüber ganz bei Seite . . .

„Ihren für mich so ehrenvollen Antrag," fuhr er fort, „das Ordnen der Lenau'schen Schriften für eine Gesammtausgabe in meine Hand nehmen zu wollen, nehme ich unter der Voraussetzung, daß damit auch die Erben des Dichters sich einverstanden erklären, mit Vergnügen und mit der größten Bereitwilligkeit an und erwarte behufs der erforderlichen Vorbereitung und seinerzeitigen unbeirrten Ausführung Ihre näheren Bestimmungen über Zeit der Erscheinung, Format, Umfang und Zahl der einzelnen Bände usw. und die Mittheilung des mir allenfalls noch abgängigen Materiales. Ich erlaube mir zunächst auf Lenau's prosaische Schriften aufmerksam zu machen, die sich in Form von Recensionen, kritischen Fragmenten, Aphorismen u. dgl. unter seinen nachgelassenen Papieren befinden dürften. Lenau war ein so klarer kritischer Verstand, ein so scharfsinniger und geschmackvoller Beurtheiler von Kunstwerken jeder Art, daß es eine Lücke der Gesammtausgabe wäre, jene Aufsätze zu missen. Auch wäre mir wünschenswerth zu erfahren, ob die von Hrn. Schurz verfaßte Biographie des Dichters in der Gesammtausgabe allenfalls als 1ster Band, oder ob sie abgesondert erscheinen soll?"

Eine weit größere Mühe, als Auersperg aus der neuen Verpflichtung erwuchs, wurde ihm durch dies schon wiederholt erwähnte biographische Unternehmen des Schwagers von Lenau verursacht. Anton Schurz, etwa zehn Jahre älter als Niembsch-Lenau, hatte dessen ältere Schwester Therese zu einer Zeit geheiratet, als dieser noch Student war. Schurz war damals bereits in der kaiserlichen Hofbuchhaltung des Münz- und Bergwesens angestellt und jetzt immer noch kaiserlicher Vizehofbuchhalter in Wien. Seine eigene Veranlagung zur Poesie, die von Lenau manche Förderung erfuhr, hatte es zu keinem rechten Erfolg bringen können; jetzt brannte er vor Ehrgeiz, es als Biograph seines genialeren und erfolgreicheren Schwagers endlich doch noch zu literarischem Ansehen zu bringen. Während Lenaus sechsjährigem Siechtum in den Irrenhäusern zu Winnenden in Württemberg und zu Oberdöbling bei Wien hatte sich Schurz als nächster Verwandter des unglücklichen Dichters vielen Mühen und Unannehmlichkeiten zu unterziehen gehabt; den Transport des Kranken

von Winnenden nach Döbling hatte er mit liebevoller Sorgfalt geleitet. Diese Obliegenheiten hatten ihn wiederholt zu dem Verleger seines Schwagers in Beziehung gebracht, und schon vor dessen Tod war ihm von Cotta die Bereitwilligkeit erklärt worden, die von ihm geplante ausführliche Lebensgeschichte Lenaus in Verlag zu nehmen. Jetzt zeigte es sich, daß er der selbstgewählten Aufgabe doch nicht ganz gewachsen war. Anderseits hatte er so zahlreiche lesenswerte gehaltvolle Briefe aus der Feder Lenaus zur Benutzung anvertraut bekommen, daß auch für einen berufeneren Biographen es schwer gewesen wäre, die rechte Auslese zu treffen. Ihm wuchs die Arbeit völlig über den Kopf. Als er Ende 1851 sein Manuskript mit dem Bewußtsein beendet hatte, „daß er darin noch vieles zu kürzen und bessern haben werde", sandte er es zur vorläufigen Orientierung an Cotta. Der Eindruck, den dieser trotz der vielen interessanten Briefe berühmter Dichter, die das Werk enthielt, von ihm als Ganzem empfing, war ein sehr ungünstiger. Er ließ das Manuskript noch von zwei, seinem Verlagsinstitut nahestehenden literarischen Vertrauensmännern prüfen, und beider Urteil lautete nicht ermunternder.

Schurz hatte schon bei Übersendung der Arbeit geschrieben, daß er für die wohl nötige Überarbeitung den Rat des Grafen Auersperg erbitten wolle. Cotta seinerseits erklärte jetzt, daß das Werk, wie es vorliege, für den verabredeten Zweck unbrauchbar sei, daß aber „die J. G. Cottasche Buchhandlung jedenfalls bereit sei, einer Ausgabe von Lenaus Werken einen Band ‚Lenaus Leben' anzureihen, insofern Graf Auersperg, den sie ersucht habe, ihr bei Zusammenstellung derselben seine Hilfe zu leihen, eine solche Lebensbeschreibung dieser Ehre für würdig erkenne nach Inhalt und Fassung". In diesem Sinne hatte Cotta auch direkt an Auersperg geschrieben. Dieser kam bei seiner Prüfung zu demselben Resultat wie Cotta und dessen Stuttgarter Berater und scheute dann die Mühe nicht, dem Schwager Lenaus eingehend Ratschläge zu erteilen, „wie sich das Volumen auf einen Band zurückführen lassen möchte". An Cotta schrieb er („Gratz, 19/IV 852"):

„Er (Schurz) scheint meinen Bemerkungen im wesentlichsten beigepflichtet zu haben und ist, wie ich mich bei einem flüchtigen Besuche Wiens in voriger Woche persönlich überzeugte, bereits an die Überarbeitung gegangen . . ."

In seiner Antwort schlug Cotta jedoch eine schärfere Tonart an:

„Es freute mich, zu vernehmen," schrieb er, „daß wir bezüglich auf die geschmacklose Schurz'sche Biographie unseres unvergeßlichen Freundes Lenau so ganz gleicher Ansicht sind, ungeachtet ich mir diese Uebereinstimmung wohl vorausdenken konnte.

„Nein das wäre ja unverantwortlich, wenn der verwandtschaftlichen Rücksicht wegen, eine so hausbackene platte Lebensbeschreibung dem unsterblichen Dichter mit seinen unvergleichlichen Werken angehängt würde.

„Ich beschwöre daher Ew. Hochwohlgeboren zu helfen, daß dies nicht geschehe. Wie reich das Material auch sey, welches Herr Schurz beschafft hat, und wie dankenswerth die Pietät, mit der er gesammelt und geordnet hat: weder die Behandlung, die er ihm angedeihen lassen (konnte), noch der Umfang desselben würde es rechtfertigen, wenn wir damit, als dem Schlußband oder als Nachtrag der sämmtl. Lenau'schen Werke, vor das deutsche Publicum treten wollten.

„Möchte er doch bewogen werden können, sich mit dem Verdienst des Sammelns zu begnügen, welches die J. G. Cotta'sche Buchhandlung immerhin dankbar aner-

kennen wird, die Behandlung aber einem Mann von Geist, von feinem Takt und geläutertem Geschmack zu überlassen.

„Was nun die Gesammtausgabe der Lenauschen Werke betrifft, welche von Ihnen geordnet, vielleicht mit einem Vorwort von Ew. Hochwohlg. seiner Zeit erscheinen zu lassen, zu meinen und der Cottaschen Buchhandlung sehnlichsten Wünschen gehört, so habe ich was das Material anlangt nichts zu sagen. Es ist Ihnen dies so gut bekannt wie mir: ob sie in 4 oder 6 Bänden, die Biogr. mit eingeschlossen, gegeben werden soll, ist man noch nicht definitiv entschieden und würde jedenfalls sich auch hierin von Ihrem Fingerzeig leiten lassen." Auch in bezug auf den Termin werde die Buchhandlung nicht drängen, „denn sie weiß die Gunst zu schätzen, die Ew. Hochwohlg. ihr zuwenden, indem Sie sich mit dem Ordnen der Geisteswerke Ihres zu frühe entschlafenen Freundes beschäftigen wollen."

Mit unsäglicher Geduld suchte nunmehr Auersperg das unverdrossene Bemühen des biederen Anton Schurz darin zu unterstützen, daß aus seiner Lenaubiographie doch noch etwas Rechtes werde. Dreimal hatte er das Manuskript bis in alle Einzelheiten zu revidieren; dreimal arbeitete es Schurz nach seinen Vorschlägen um, bis es endlich in der Tat eine leidlich zweckentsprechende und lesbare Form fand. Bis ins Jahr 1854 dauerte dies Hin und Her. Am 26. Februar dieses Jahres hatte der getreue Helfer die vierte Lesung der Schurzschen Schrift beendet.

„Ich habe dieselbe," schrieb er nunmehr an Cotta, „zu drei verschiedenen Malen mit aller Aufmerksamkeit gelesen und nach jedesmaliger Lesung meine kritischen Bemerkungen Hrn. Schurz mit jener Offenheit mitgetheilt, durch welche ich seinem entgegenkommenden Vertrauen am besten zu entsprechen glaubte. In Folge der sonach vorgenommenen dreimaligen Überarbeitung des Mspts. dürfte es gelungen sein, dasselbe von der maßlosen Kleinigkeitskrämerei und Umständlichkeit, von so mancher unfreiwilligen Burleske, von so manchem abenteuerlichen Auswuchse einer übertriebenen oder übelangebrachten Sprachreinigungssucht usw. zu säubern und es auch äußerlich auf ein Drittheil des ursprünglichen Umfangs, in welchem es Ihnen im verflossenen Jahre vorgelegt wurde, herabzumindern. . . . Wenn es vielleicht nicht durchweg gelang, eine mitunter allzusubjective Auffassung und Darstellung nach Wunsch zu beseitigen, so möge hierbei dem natürlichen Anspruche jeder Individualität: sich selbst gelegentlich geltend zu machen, in bescheidenem Spielraume immerhin sein Recht verbleiben. Meinerseits noch mehr, als bereits geschehen, in dieser Richtung einzuwirken, ging füglich nicht an, weil selbst der abgeforderte freundschaftliche Rath doch immer gewisse sehr delicat gezogene Gränzen zu beobachten hat, durch deren Ueberschreitung er allzuleicht ein unbequemer oder gar verletzender werden könnte."

Trotz dieser Empfehlung und der tatsächlichen Vervollkommnung und beträchtlichen Kürzung des Schurzschen Werkes konnte sich Cotta nicht entschließen, dasselbe in die Gesamtausgabe der Werke Lenaus einzufügen; er nahm es an und ließ es kurze Zeit nach der letzteren (Ende 1856) für sich in zwei Bänden erscheinen.

Wir aber verdanken diesem Entschluß und seinen Folgen für Auersperg den Gewinn, daß dieser nun selbst die meisterhafte biographische Einleitung zu der Gesamtausgabe schrieb, die für alle Zeiten ein Muster dafür bleibt, wie Dichter als Urheber von Geisteswerken biographisch zu behandeln sind.

Die Absicht, jetzt selbst neben Schurz ein Biograph Lenaus zu werden, hatte Grün noch ferngelegen, als er den eben zitierten Brief mit dem Geständnis schloß, daß es nach seinem Geschmack einer harmonischen Architektonik der

Gesamtausgabe mehr entsprechen würde, wenn diese durch ein lebensgeschichtliches Bild des Dichters von etwas mäßigerem Umfang (z. B. in der Art und Ausdehnung der den Gesamtwerken Hölderlins und Platens voranstehenden Biographien) eröffnet und eingeleitet würde, während die Schurzsche Lebensgeschichte durch ihren bedeutenden Umfang die wünschenswerten Proportionen einigermaßen verrücken könnte. „Hätte Herr Schurz," fügte er hinzu, „seine im ‚Album österreichischer Dichter' abgedruckte gedrängte Biographie unsres Dichters etwas erweitert und vervollständigt, so würde er dem nächstvorliegenden Zwecke vielleicht besser gedient haben."

Cotta aber wandte sich nun sofort an Auersperg selbst mit der Bitte, die Abfassung einer solchen, das Wesentliche zusammenfassenden Biographie Lenaus zu übernehmen, und der Dichter hob zwar nochmals seine Ungewohntheit in ähnlichen Arbeiten hervor, fühlte sich auch beengt durch den Gedanken an die Konkurrenz, die das Schurzsche Werk seiner Arbeit und diese jenem wiederum bereiten werde, aber er sagte zu.

„Wenn mein beabsichtigter Versuch," schrieb er, „ungeachtet solcher Besorgnisse vielleicht doch nicht ganz mißglücken sollte, so wird dieß nur der mich beseelenden Liebe für den edlen Todten und dem Wunsche, Ihnen zu dienen, zu danken sein. . . Die von Euer Hochwohlgeboren berührten weiteren Bedingungen kann ich, da ich ohnedieß Ihr mehrfach dankverpflichteter Schuldner bin, mit unbedingtem Vertrauen Ihnen anheimstellen."

Der Einblick in diese Zusammenhänge ermöglicht uns eine Frage zu beleuchten, die in dem „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl" (Berlin 1897, Concordia) sich aufgeworfen findet. Von den Wiener Jugendgenossen Niembschs und Auerspergs war der Herausgeber der Wiener „Sonntagsblätter" L. A. Frankl letzterem mit der Zeit immer näher getreten und gewissermaßen zu seinem Wiener Vertrauensmann in literarischen Angelegenheiten geworden. Ihm sandte er auch das Manuskript „Nikolaus Lenau, Lebensgeschichtliche Umrisse" zur Begutachtung, ehe es nach Stuttgart abging. Frankl dankte am 28. September 1854 herzlich für das Vertrauen, rühmte die Klarheit und Wahrheit, die bei aller verklärenden Liebe der Darstellung eigen sei, beanstandete aber die außerordentliche Zurückhaltung, die Auersperg in bezug auf seinen Verkehr mit Lenau sich auferlegt habe. „Deutschland darf aber und wird es beanspruchen, von Ihnen, dem innigsten und langjährigsten Freunde, neue Aufschlüsse über die Genesis der poetischen Werke Lenaus, über die Art und Weise, wie er arbeitete, neue d. h. bisher nur Ihnen bekannte Aussprüche über Kunst und Leben, allenfalls ein oder das andre Erlebnis zu vernehmen."

Auersperg antwortete:

„Ich fühle das Gewicht Ihrer Bedenken und doch möchte ich zugleich glauben, daß diese sich zu sehr auf die möglichen, vielleicht überspannten Anforderungen, welche das Publicum mehr an die Person des Verfassers, als an eine solche Schrift überhaupt zu knüpfen geneigt wäre, stützen und gründen. . . . Jenen Zweck im Auge ging ich mit Absicht der Verlockung aus dem Wege, aus meiner eigenen Erinnerung manches Erlebnis mitzutheilen, dessen Schilderung bei meinem doch nur episodenartigen Beisammensein mit Lenau ein eingehendes Detail erfordert und in meine

Arbeit etwas Memoirenartiges gebracht hätte, das mir an diesem Orte nicht am Platze erschien. . . Andrerseits aber hat Ihre Aufforderung, den Reiz meiner allerdings ziemlich schmucklosen Arbeit hie und da durch eine Arabeske zu erhöhen, so viel Einleuchtendes und Ueberzeugendes für sich, daß ich, zumal Cotta nicht drängt, noch einmal gerne Hand anlegen und nach Malerart hie und da mit einem tieferen ‚Drucker' oder einem aufgesetzten Lichte der Wirkung nachhelfen will."

Der Drang, seine persönliche Zurückhaltung zu rechtfertigen, gab dem Dichter im Vorwort zu der Gesamtausgabe das echte Grünsche Bild ein:

„Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das geistige Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelheiten zu folgen wünschen, noch immer ein weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht."

Frankl hat in einem späteren Briefe Grüns Lenaubiographie sehr treffend ein „psychologisches Kunstwerk" genannt; ein „geistiges Höhenbild" wollte Grün selbst in ihr bieten. Während Schurz dem verhängnisvollen Hange gefrönt hatte, die Vorgeschichte von seines Schwagers späterer Geisteskrankheit aufzuspüren, wodurch das ganze Lebensbild in die Tiefe des Pathologischen herabgezogen erscheint, fühlte sich Auersperg gedrängt, die stolze kühne Bahn, die Lenaus Geist durchmaß, solange er gesund war, in ihrem vollen Glanze darzustellen, die Melancholie und Zweifelsucht des Dichters als zwar verhängnisvolle, aber auch seine besondere Dichtergröße bedingende Eigenschaften kennzeichnend. Das Schönste und Treffendste aber, was Grün zu Lenaus Charakteristik in seiner Lenaubiographie gesagt hat, das stammte eben doch aus der Gemeinschaft ihres auf gleiche Ziele gerichteten, nur verschiedene Bahnen wandelnden Strebens. Bezeichnend ist in dieser Richtung vor allem die geistvolle Charakteristik der „Albigenser" durch Grün als die gewaltigste Schöpfung des Lenauschen Dichtergeistes. Er führte seine eigene Sache, wenn er hier schrieb:

„Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernisirung der damaligen geistigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamirt dagegen mit Recht dem Dichter die Befugniß, ‚einen geschichtlichen Gehalt zu vertiefen'. Wir möchten beifügen, es werde dadurch nur ein ursprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Massenströmung überfluteter tieferer Gehalt wiederhergestellt und gerettet. Jede größere weltgeschichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre sittliche Nothwendigkeit, ihre geistigen Motive, ihre Berechtigung in sich; doch war es immer das Loos aller großen Bewegungen, daß dieser edlere, reinere Gehalt im Wogen der Volksstürme in die Tiefe gesenkt oder verschüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unsere Tage haben Aehnliches erlebt, und von dem tieferen Gehalte und der sittlichen Berechtigung der letzten Erhebung scheint sogar die Erinnerung verschwunden. Einst vielleicht wird ein späterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zu Tage heben. . . Auch Lenau gehört durch seine größeren Dichtungen dem Gebiete der politischen Poesie an, deren Loos es scheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüte ebenso überschätzt, als nach erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muse

spannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu schmiedete. Wie sich in der reinen Lyrik die Subjektivität des Dichters, so prägt sich in der echten politischen Poesie die Subjektivität der Zeitperiode aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politische Dichter sowohl der Welt- als der Literaturgeschichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politischer Dichter mußte Lenau nach seiner ganzen Anlage und Bildungsgeschichte ein religiöser Dichter werden. Sein tiefer dringender Geist begnügte sich nicht, auf der Oberfläche, in Aeußerlichkeiten zu lesen, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu singen, sondern er horchte auf die rauschenden Quellen der Tiefe und belauschte ihren Herzschlag. Er suchte die Freiheit im ‚Savonarola' durch den Glauben, in den ‚Albigensern' durch den Nichtglauben, dort im Widerspruch mit seiner Zeit, hier auf den damaligen Standpunkten, eines Restes religiöser Anschauung sich niemals ganz entäußernd."

Bei dieser Art der Würdigung gelangte Anastasius Grün am Schluß der Abhandlung dazu, dem Genius, der ihn mit dem toten Dichter im Leben verbunden hatte, und diesem zugleich eine Apotheose darzubringen, in dem erhaben schönen poetischen Bilde, das den Freund als „einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens" feiert, als „eines jener erhabenen Sühnopfer, welche wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen."

Aufs höchste befriedigt war Cotta von dem hier Gebotenen. Das gemeinsame Zusammenwirken des Dichters und des Verlegers zu Ehren Lenaus hatte beiden aber auch einen Gewinn höherer Art eingetragen: die gegenseitige Achtung und Verehrung nahm den Charakter einer Freundschaft an, von der die weiteren Briefe Auerspergs an Cotta, die sich im Archiv der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger befinden, manch schönes Zeugnis enthalten.

IV.

Cotta hatte gleich im Anfang des Verkehrs, als die Gesamtausgabe der Werke Lenaus eben erst ins Auge gefaßt wurde, dem Verhältnis eine Basis gegeben, die es zu einem dauernden machen mußte. Er hatte dem Dichter den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß es der Cottaschen Buchhandlung vergönnt sein möchte, auch von „Anastasius Grüns Werken" eine Gesamtausgabe zu veranstalten. Am 15. Mai 1851 hatte Graf Auersperg darauf geantwortet:

„Was schließlich die Sammlung meiner eigenen Schriften betrifft, so gestehe ich offen, daß ich den Augenblick dazu, im Hinblick auf mancherlei Ideen und Pläne, die ich noch auszuführen hätte, gerne noch verschieben möchte, andrerseits ist es freilich zu rathen, zu rechter Zeit zum Abschlusse zu kommen, zu schweigen, wenn man noch gerne gehört würde, statt sich hören zu lassen, bis man unser Verstummen wünscht. Eine kurze Frist zum Abschluße einiger mir näher liegenden Arbeiten möchte ich mir dennoch noch offen halten. Käme dann über einige Zeit der geeignete Moment, so würde ich nur mit einem schweren Kampfe ihren schmeichelhaften Antrag ablehnen können, zu dessen Annahme mich nicht nur der Ruf und Glanz der J. G. Cotta'schen Firma, sondern auch die Sehnsucht, meinem lieben Lenau auch in dieser Hinsicht nahe zu bleiben, fast unwiderstehlich auffordern würden."

Wieviel damals dem Chef der Cottaschen Buchhandlung daranlag, die Werke Anastasius Grüns dem Klassikerverlag derselben einzuverleiben, spricht

sein „Schloß Dotternhausen, den 30. August 1851" datierter Brief aus. Es heißt darin:

„Die Hoffnung, daß Euer Hochgeboren den Verlag Ihrer sämmtlichen Schriften früher oder später der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zuzuwenden sich entschließen könnten, so wenig ermuthigend Ihr Schreiben in dieser Beziehung gerade ist, lasse ich dem gewöhnlichen Gange menschlichen Denkens nach, welchem zu Folge wir die Hoffnung auf Erfüllung unserer Wünsche um so weniger aufgeben können, je lebendiger und inniger diese Wünsche sind, immer noch nicht schwinden.

„Ja ich wiederhole, ich wage zu wiederholen, daß diese Buchhandlung mit Vergnügen und mit der Befriedigung, auch Ihnen angenehm zu dienen, alle Bedingungen erfüllen würde, welche auf Ihrer Seite einen Entschluß dieser Art innerlich und äußerlich zu rechtfertigen im Stande wären.

„Ich sehe voraus, daß Euer Hochgeboren mir auf diesen Punkt vorerst keine andere Antwort geben können, ich erwarte darum auch keine, aber ich bitte recht angelegentlich, diese meine wenn auch zudringlich scheinenden Worte, nicht ganz in Vergessenheit fallen lassen zu wollen.

„Wenn ich für diese Zudringlichkeit zugleich um Nachsicht bitte, so wollen Euer Hochgeboren mich mit der Betrachtung entschuldigen, daß ich mir selbst als ein nachläßiger und Vorwurf mit Recht verdienender Erbe der Thätigkeit und der Richtungslinie eines von mir über Alles geliebten Vaters erscheinen müßte, wenn ich nicht so lebendig und so oft, als mir möglich, dem Wunsche Worte liehe, den wiederholt auszusprechen, ich wiederholt mich unterstanden habe."

Cotta hatte seitdem die Gewohnheit angenommen, durch Novitäten seines Verlags, für die sich bei Auersperg ein besonderes Interesse voraussetzen ließ, dessen Bibliothek in Schloß Thurn am Hart zu bereichern. Aus den Antworten, in denen er für solche Aufmerksamkeiten dankte, geht aufs neue hervor, wie sich selbst in der trübsten Reaktionszeit der Freiheitssinn des „Wiener Spaziergängers" wach und rege erhielt. Als er im Juni 1855 von Cotta Riehls neuestes Buch „Die Familie" und Nördlingers „Die kleinen Feinde der Landwirtschaft" empfangen hatte, schrieb er:

„War es humoristische Absicht Ihrerseits oder ein schalkhaftes Spiel des Zufalls, daß Sie gerade diese beiden Werke für mich zusammenstellten, welche, so grundverschieden dieselben auch in Stoff und Zweck sein mögen, doch einen gemeinsamen Zug innerer Verwandtschaft besitzen. Während Nördlinger die Steckbriefe der kleinen Feinde unserer Gärten und Felder mit sicherer Hand zeichnet, signalisirt uns Riehl eben so sicher und kenntlich das wühlende und nagende Ungeziefer, das er bei der Sichtung des Baumaterials für das große politisch-sociale Wohngebäude gefunden und beobachtet hat . . . Ich kann Ihnen nur herzlich Glück wünschen, daß Sie für Ihre Bestrebungen in der bezeichneten Richtung noch günstige Hoffnungen hegen dürfen. Dieß läßt mich voraussetzen, daß das Bewußtsein und die Achtung des Rechtes weder im Volke noch in den machthabenden Regionen bei Ihnen in dem Maße geschwunden sein kann, wie leider anderwärts!"

Politisch interessant ist auch folgende Auslassung aus einem Briefe des Dichters vom 16. März 1856.

„Was unsere neuen, in Aussicht stehenden Landesstatute und Gemeinde-Einrichtungen betrifft, so wünschte ich sehr, Ihre diesfalls ausgesprochenen Hoffnungen theilen zu können. Leider steht aber zu besorgen, daß man den tieferen Conservativismus, welcher in einer angemessenen Bewegungsfähigkeit lebenskräftiger Organismen liegt, allzusehr verkennen und deren naturgemäße Entwicklungsthätigkeit durch zu häufige Anwendung büreaukratischer Schnür- und Gängelbänder verkümmern

dürfte. Gebe Gott, daß das ursprüngliche, in seinen Grundzügen vielversprechende Programm im verständig conservativen Geiste ausgeführt werde! Aber in der scheinbaren Sicherheit, in welche man sich durch das herrschende büreaukratische System gegenwärtig, in den Tagen der Erschlaffung, des Ueberdrußes, der Müdigkeit, momentan eingewiegt fühlt, könnte leicht der nothwendige Fernblick auf andere Zeitlagen verloren gegangen sein. Man liebt es an maßgebender Stelle nicht, sich an die trübe Vergangenheit und deren Ursachen erinnern zu lassen; ich fürchte man verliert dadurch auch das Auge und das Verständniß für die Zukunft."

War dies im März 1856 geschrieben, so weckte im folgenden Sommer der Besuch des jungen österreichischen Kaiserpaares in Graz bessere Hoffnungen in des Dichters Brust. Dieser Besuch vereitelte den Plan, mit Cotta, wie bereits einige Jahre früher, im Seebade zusammenzutreffen; der Dichter erachtete es als seine Pflicht, bei solchem Anlaß in den Reihen seiner Standesgenossen nicht zu fehlen. „Es war mir zugleich eine willkommene Befriedigung des natürlichen Verlangens, meinem jugendlichen Landesfürsten einmal ins Auge zu blicken und, da ich nichts suche, nichts begehre und nichts auf dem Gewissen habe, konnte ich dies auch mit ehrlicher Unbefangenheit thun."

Der Besuch des jungen Kaisers Franz Joseph in Graz leitete mit andern Erscheinungen den ersehnten politischen Umschwung in Österreich ein, der im folgenden Jahre zum Sturz des reaktionären Ministeriums Bach führte und 1860 Schmerlings liberale Verfassungsreform ermöglichte. Graf Auersperg nahm nun wieder teil am politischen Leben. Er wurde von der Krone in den „verstärkten Reichsrat" für Krain und am 15. April 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses in Wien berufen. Etwas später wurde er auch Abgeordneter im Krainer wie im steiermärkischen Landtag. Als Führer des liberalen Deutschtums in diesen Körperschaften entwickelte er meist eine so umfassende Tätigkeit, daß er nur noch wenig zur Pflege seiner literarischen Beziehungen kam. Doch ehe er in diese neue politische Laufbahn einlenkte, hatte er schon ein neues eignes poetisches Werk unter der Feder gehabt und die Ferientage der nächsten Jahre benutzte er zur Vollendung der Arbeit, deren Held Robin Hood war.

Der altenglische Volksheld aus der Zeit der Überwindung der Angelsachsen durch die Normannen, der ein freies Leben als Wildschütz im Wald den Ehren vorzog, die er durch seine Demütigung bei Hofe hätte erlangen können, lebt in seiner Heimat in zahlreichen uns erhaltenen alten Balladen ein unsterbliches Leben. Anastasius Grün sammelte diese, sichtete sie und gestaltete aus ihnen in freier Übersetzung und Bearbeitung einen Balladenzyklus, den er mit einer historischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versah. Als er im Herbst 1863 das Werk vollendet hatte, bot er es der J. G. Cottaschen Buchhandlung an, die auf den Antrag mit Freuden einging. Georg v. Cotta aber war es nicht mehr, der diesmal die Verhandlungen führte, er war am 1. Februar desselben Jahres gestorben. Zur Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Anastasius Grüns kam es trotz der vielen Ehrungen, die dem Dichter-Grafen jetzt zuteil wurden, so lange er lebte, nicht. Erst nach seinem Tod ist die von L. A. Frankl besorgte im Groteschen Verlag in Berlin erschienen.

„Robin Hood" blieb das letzte größere Werk des Dichters, dem 1864 die Stadt Wien „als Vorkämpfer für die Freiheit in Österreich" das Ehrenbürgerrecht verlieh und im Jahre darauf die Wiener Universität „wegen seiner ausgezeichneten Leistungen im Dienste Apolls" zum Ehrendoktor ernannte.

Auch an „Robin Hood" war das liebevolle Gedenken an Lenau beteiligt. Gleich in Lenaus ersten Liedern, die in Deutschland Widerhall fanden, war der Wald als Hort der Freiheit und Erfrischungsquell der Seele gepriesen worden; in einem Urwald Amerikas Ansiedler zu werden, hatte es ihn gleich noch während des Druckes seines ersten Buches getrieben, weil er sich dort, im „Lande der Freiheit", von der Natur die größten Wirkungen auf seine Phantasie versprach. Der letzte reine und vollendet schöne Ausdruck von Lenaus musikalisch-lyrischer Sehnsuchtspoesie waren die „Waldlieder".

Das tiefsinnigste dieser Gedichte „Wie Merlin möcht' ich durch die Wälder zieh'n" versetzt den Leser in dieselbe Wälderpracht Altenglands, die als die Heimat Robin Hoods, des von König Edward geächteten Sachsenhäuptlings, zu gelten hat.

Schon im „Pfaff vom Kahlenberg" hatte Grün in dem Gesang „Eine Gebirgsreise", der in das von Lenau so geliebte Mürztal bei Neuberg führt, den Freund ganz direkt als Wanderer durch Wald und Höhn verherrlicht:

Als dieses Tal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte,
Mein Lenau, einst dein Schritt durchmessen . . .

In den Jahren 1849—1861 hatte Graf Auersperg meist des Sommers in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Thurn am Hart gelebt, das „Hart" aber bedeutet Wald, und der Park der Schlosses ist der schönste Teil eines alten großen Waldes am Flußlauf der Save. Hier sind die schönsten seiner Jugenddichtungen und die seines Alters entstanden. Hier dichtete er einst als ein Geächteter der Zensur in den Tagen Metternichs, wie später als Ehrenbürger und Ehrendoktor der österreichischen Kaiserstadt und deutschen Universität Wien. Hier träumte sich der Dichter vor den entscheidenden Triumphen seines politischen Wirkens, nachdem er das große Totenopfer zu Ehren Lenaus vollbracht hatte, in die Welt des alten Geächteten und Friedlosen, der in den Wäldern Altenglands sich die Freiheit wahrte. Hier fand er auch nach seinem am 12. September 1876 erfolgten Tode die letzte Ruhe, wenige Monate nach der von ihm in Graz mitbegangenen Feier seines siebzigsten Geburtstages, den die Cottasche Buchhandlung durch die Festschrift: „Anastasius Grün und seine Heimat" von v. Radics ehrte und Franz Dingelstedt in einem schönen Gedichte besang:

Jungösterreich hier, Jungdeutschland dort,
Frühling im Osten und im Norden;
Noch klingt die Freiheitshymne fort
In sanft verhallenden Akkorden!

Du stimmtest als Chorag sie an
Und bist auf helle Feindeshaufen,
Trotz Polizei, Zensur und Bann,
Spazierengehend Sturm gelaufen.

Auch'io! Ich tat gleichfalls mit,
Mit Horn und Spieß und Blendlaterne
Ging ich dir nach, auf Schritt und Tritt,
Bescheidentlich in dunkler Ferne.

Und um uns, welche muntre Schar
Polit'scher Sänger aller Farben!
Wer zählt, die seitdem, Jahr für Jahr,
Wegstarben oder, ach! verdarben?

Sie sind verstummt. So auch wir zwei,
Ist doch erreicht, wonach wir strebten:
Deutschland ward einig, Oestreich frei —
Wohl allen, die den Sieg erlebten!

Sein Ideal von Völkerglück und Menscheneintracht hat Grün selbst freilich nur im Morgenrot „der werdenden Jahrtausende" gesehen. Mag aber auch der Völkerfrühlingspoesie des vorurteilslosen Dichters aus dem alten Grenzkämpengeschlecht der Auersperge für ein modernes Empfinden etwas Veraltetes anhaften, eine unvergängliche Frische atmet sie doch, gerade weil ihre Erkenntnisse und Hoffnungen am liebsten aus dem Weben und Walten der Natur schöpften. Diese bot dem Dichter die schönsten Bilder für seine Verkündigung einer besseren Zukunft. Aus dem dauernden Bestande der Wirkungen der Allnatur mit ihren Gestirnen und Stürmen, Frühlingen und Herbsten auf die Menschenseele zog er den beglückenden Schluß:

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Zypressen dran,
So lang Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus . . .

Ein Jahrhundert deutscher Malerei.

Von

Walther Gensel.

In der Berliner Nationalgalerie sind seit Ende Januar etwa zweitausend Ölgemälde, einige Bildhauerwerke fast ausschließlich kleineren Umfanges und eine große Anzahl Zeichnungen deutscher Künstler unter dem Titel „Jahrhundertausstellung deutscher Kunst" vereinigt — Jahrhundertausstellung in dem Sinne, wie die Pariser Centenalen von 1889 und 1900 gemeint waren. Drei der angesehensten Kenner der modernen Kunst, der Leiter der Nationalgalerie Hugo v. Tschudi, der Hamburger Alfred Lichtwark und der Dresdner Woldemar v. Seidlitz haben sich mit dem aus Paris dazu nach Deutschland gekommenen Schriftsteller Julius Meier-Graefe vereint, um uns zu zeigen, was in ihren Augen die wertvollsten Leistungen der neuen deutschen Kunst sind, und sie haben dafür das bereitwillige Entgegenkommen des preußischen Staates, der ihnen sein vornehmstes modernes Museum zur Verfügung gestellt hat, die Unterstützung opferwilliger Mäcene und einer großen Anzahl örtlicher Komitees von Museumsleitern, Forschern und Sammlern gefunden — lauter Bürgschaften für ein volles Gelingen des großen und schwierigen Unternehmens. Als Grenzjahre sind nicht 1800 und 1900, sondern 1775 und 1875 gewählt worden, auf der einen Seite, weil der Beginn der neuen Kunst nicht mit der Jahrhundertwende, sondern mit dem Einsetzen der klassizistischen Gegenbestrebungen gegen das ausgehende Barock zusammenfällt, auf der andern, weil sich ein Eingehen auf allzu aktuelle, die Gemüter noch zu sehr erhitzende Probleme nicht empfahl. Doch hat man sich nicht ängstlich an diese Grenzen gebunden.

Eine erschöpfende Übersicht über das unendlich reiche und vielgestaltige Material ist zurzeit noch nicht möglich und konnte deshalb auch nicht beabsichtigt werden. Trotz der kaum übersehbaren Fülle von Einzeldarstellungen und zusammenfassenden Versuchen steckt die Geschichtschreibung der modernen Kunst noch in den Kinderschuhen; denn fast alle diese Bücher und Aufsätze sind subjektive Ergüsse, denen die wissenschaftliche Grundlage fehlt. Hat man

doch kaum erst begonnen, die unendliche Menge von Wegweisern, die uns die älteren Tageszeitungen und Zeitschriften, die Ausstellungs-, Auktions- und Verkaufskataloge bieten, auch nur zu beachten. Eine der wichtigsten Aufgaben würde eine synchronistische Tabelle sein. Bedenken wir z. B., daß 1861, also in dem Jahre, als Cornelius aus Rom nach Berlin zurückkehrte, um die Camposantokartons auszuführen, und Overbeck seine sieben Sakramente vollendete, Menzel sein Krönungsbild schuf, Makart mit seinen ersten Werken hervortrat und Böcklin bereits seine erste „Villa am Meer" und seinen „Panischen Schrecken" gemalt hatte, und daß in demselben Jahre Delacroix noch in St. Sulpice arbeitete, während Puvis de Chavannes bereits seine Wandbilder in Amiens begann und Manet zum erstenmal ausstellte, so gibt dies uns ein eindrucksvolleres Bild von der Vielgestaltigkeit der modernen europäischen Kunst als alle erzählenden Kunstgeschichten. Die Ausstellung konnte also nur eine Auswahl bringen — und jede Auswahl muß subjektiv sein. Da sie aber nicht von einem einzelnen veranstaltet wurde, der seinen ganz persönlichen Geschmack hätte zum Ausdruck bringen können, sondern von mehreren, in vielem übereinstimmenden, in manchem aber auch weit auseinandergehenden Männern, so kreuzen sich die Werturteile in ihr zuweilen in eigentümlicher, aber darum nicht minder interessanter Weise.

Als leitender Gedanke für das Unternehmen wurde aufgestellt, in möglichst großer Anzahl solche Werke zu bringen, die, wenn auch nicht dem Forscher, so doch den weiteren Kreisen der Öffentlichkeit bisher unbekannt waren. Und zwar handelte es sich dabei ebensowohl um Werke ganz vergessener Künstler wie um solche, die wohlbekannte Meister von einer neuen oder ungewohnten Seite zeigen. Das Bild, das bisher von der Entwicklung der deutschen Kunst ausgemalt worden war, sollte ergänzt und berichtigt werden. Von diesem Standpunkt der Ergänzung aus aber wäre es vielleicht vorzuziehen gewesen, die Ausstellung in ein Gebäude außerhalb der Nationalgalerie zu legen. Gerade der Vergleich der bisher wenig beachteten, wenn nicht verachteten Kleinmeister mit der Monumentalkunst der Cornelius und Kaulbach oder der großen Einsamen der späteren Zeit mit der offiziellen Münchner und Berliner Malerei wäre ungemein fruchtbar gewesen. So wie sich das Bild jetzt darbietet, gewinnt es den Anschein, als ob man die Monumentalkunst jener gefeierten Größen und mit ihnen die Historienmalerei der Piloty und Makart geradezu aus der Kunstgeschichte ausmerzen wollte, und das ist doch sicherlich nicht die Absicht gewesen. Ein zweiter Grundsatz war es, die Künstler nach Städten zu gruppieren und so der geschlosseneren, im wesentlichen in Paris zentralisierten französischen Kunst ein Bild der mannigfach geteilten, den örtlichen Verhältnissen entsprechend ganz verschieden entwickelten deutschen Kunst gegenüberzustellen; ein dritter, möglichst viele Künstler zu Worte kommen zu lassen, trotzdem aber die eigentlichen oder wenigstens als solche jetzt in Geltung stehenden Heroen so reich wie möglich vertreten zu sehen. Die Anordnung ist nun so getroffen, daß in dem Annex der Ausstellung, den Räumen des ehemaligen Antiquariums im Neuen Museum, außer den Handzeichnungen im wesentlichen solche Werke aufgehängt sind, die die Lage der Kunst beim Beginn der neuen

Ära veranschaulichen. Diese erste Periode findet ihre Fortsetzung im obersten Stockwerk der Nationalgalerie. Daran schließen sich die Säle mit den zumeist in Italien tätigen Klassizisten und Nazarenern und die Hamburger und Wiener Kabinette. Im mittleren Stockwerk finden wir Berlin, München, Düsseldorf, Dresden, Frankfurt, Stuttgart usw., im unteren die keiner bestimmten Schule anzugliedernden Feuerbach, Marées, Leibl, Böcklin und Jugendwerke der jetzt noch lebenden spezifisch modernen Meister.

Diese Grundsätze und ihre Durchführung haben ebenso enthusiastische Bewunderer wie leidenschaftliche Gegner gefunden. Und zwar sind, was sicher kein schlechtes Zeichen ist, ebenso von links wie von rechts Gegner erstanden. Nicht alle Vorwürfe sind unberechtigt. Neben einigen schwer zu entschuldigenden Unterlassungssünden begegnen wir ebenso seltsamen Bevorzugungen. Es ist nicht zu umgehen, daß auch auf diesen Seiten einige davon zur Sprache kommen. Aber dadurch wollen wir uns die Freude an dem schönen und großartigen Unternehmen nicht vergällen lassen. Ein ungemein wertvolles, an Anregungen wie Genüssen reiches Material, wie es vielleicht nie wieder zusammenkommen wird, ist hier vor uns ausgebreitet. Überall bieten sich Anhaltspunkte zur Klärung und Ergänzung unsrer Anschauungen, überall aber tauchen auch neue Probleme auf. Einige dieser Ergebnisse darzulegen und einige dieser Probleme zu berühren, vielleicht auch die Wege zu bezeichnen, auf denen sie gelöst werden können, ist der Zweck der folgenden Ausführungen.

I.

Die Geschichte der europäischen Kunst des 19. Jahrhunderts ist im wesentlichen die Geschichte der Sezessionisten, die Geschichte eines fortwährenden Kampfes der Einsamen gegen die Masse, der Unabhängigen gegen die Akademien. Mit dem siegreichen Sturmlaufe Davids gegen die Schule Bouchers und van Loos, mit dem tragischen Unterliegen Asmus Carstens' begannen die Geschichtschreiber der französischen und deutschen Kunst ihre Werke. Sezessionisten waren die Klosterbrüder von San Isidoro, die die längst entschlafene Freskomalerei zu neuem Leben erwecken wollten, die Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich. Ein fortwährender Kampf gegen die Akademie war das Leben des großen Eugène Delacroix. Sezessionisten waren auch die Maler von Barbizon und die englischen Präraphaeliten. Und so geht es weiter über Courbet und Manet, Feuerbach und Böcklin, Watts und Whistler. Noch heute stellen Degas, Monet, Renoir und ihre Freunde niemals in den Salons aus. Natürlich darf man diese Sezessionisten nicht mit unsern Sezessionen verwechseln. Diese wohlorganisierten und zu einer gewissen Machtstellung gelangten Interessengesellschaften haben mit jenen in kleinen Häuflein oder ganz allein stehenden Künstlern nichts gemein. Aber der Wille zur Macht ist fast in jedem Menschen, in jedem starken Menschen lebendig. So wurde der ehemals verfemte Ingres, als er zur Anerkennung gelangt war, tyrannischer als seine Vorgänger; so pflegte der Akademiegegner Cornelius, als er Direktor geworden war, nicht die Individualitäten seiner Schüler, sondern zog unpersönliche Cornelianer heran.

Die Persönlichkeit, das Eigene ist es, was wir am bildenden Künstler schätzen. Aber dieses Persönliche hat nichts mit Originalitätssucht oder Eigenbrödelei zu schaffen. Niemand darf sich heute unterfangen, die Kunst von vorn zu beginnen. Die geistige Ahnenreihe, die an der Wiege der modernen Künstler steht, läßt sich nicht ausstreichen, und das Erbteil, das sie ihm hinterlassen, leichtsinnig über Bord zu werfen, wäre ebenso töricht wie frevelhaft. So ist gegen den akademischen Unterricht an sich nichts einzuwenden. „Darum, ihr angehenden Kunstjünger," heißt es in den Aphorismen Anselm Feuerbachs, „besucht den akademischen Elementarunterricht, er kommt am billigsten. Wer dann unter euch ein gottbegnadeter Flötenspieler ist, der rettet sich zur rechten Zeit und bläst die eigene Melodie." Aber der Lehrer darf den Geist nicht in spanische Stiefeln einschnüren, darf nie vergessen, daß nur das Technische sich lernen läßt. Vielleicht kommt es daher, daß die besten Lehrmeister des 19. Jahrhunderts keineswegs auch die besten Künstler und daß umgekehrt die hervorragendsten Künstler zum Teil recht schlechte Lehrer gewesen sind. Wie bei den französischen Jubelausstellungen Lehrer wie Pierre Guérin, der Genies von der Selbständigkeit eines Delacroix und Géricault herangebildet hat, wie Couture und Cogniet bescheiden im Hintergrunde standen, so finden wir jetzt nur ein Bild von Wilhelm Schadow, dem Lehrmeister der ganzen Düsseldorfer Schule, und nur ganz wenige, obendrein nachträglich eingefügte von Dietz und Löfftz und selbst von Piloty, der so verschiedene Meister wie Makart, Lenbach, Defregger, Max erzogen und als Lehrer niemals ihre Verehrung eingebüßt hat. Die Leistungen dieser Männer sind nun keineswegs so gering, daß sie nicht einen besseren Platz verdient hätten; aber merkwürdig ist es doch, daß man es überhaupt wagen durfte, sie beinahe auszuschalten, ohne daß allzu empfindliche Lücken entstanden wären. Vielleicht wäre es aber schon um deswillen gut gewesen, größere Bilder von ihnen zu zeigen, um den Grad ihres Einflusses auf die Schüler darzutun. Dann hätte man freilich auch Werke der ausländischen Künstler bringen müssen, bei denen die Deutschen in die Schule gegangen sind und deren Einfluß mindestens ebenso stark gewesen ist. Kolbe und Schick gingen zu David, Amerling zu Horace Vernet, Hildebrandt und Hoguet zu Isabey; Feuerbach verdankte nach seinem eigenen Ausspruch das, was er geworden, „zunächst den modernen Franzosen von achtundvierzig"; Knaus, Henneberg und viele andre lernten bei Couture, der Schafmaler Brendel bei Troyon, der Landschafter Lier bei Dupré, der Frankfurter Burnitz war zehn Jahre in Paris, Liebermann wurde von Millet und Israels beeinflußt, Leibl verdankt Courbet unendlich viel. Läßt sich schon diese Liste fast ins Unendliche verlängern, so ist die Liste derjenigen Deutschen noch viel größer, die, ohne selbst nach Antwerpen oder Paris zu gehen, den Einfluß nach Deutschland gekommener ausländischer Werke mittelbar oder unmittelbar erfuhren.

Die deutsche Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert läßt sich nur vom internationalen Standpunkt, im Zusammenhang mit der gesamten europäischen Kunstgeschichte schreiben. Wir wissen heute, daß im frühen Mittelalter kleinasiatische, syrische, byzantinische Künstler nach Südfrankreich und den Rheinlanden

gekommen sind; wir lernen von Tag zu Tag mehr die engen Beziehungen kennen, die zur Zeit der Gotik und der Frührenaissance zwischen Flandern, Burgund und Italien geherrscht haben; wir kennen die Übermacht der italienischen Kunst im 16., der französischen im 18. Jahrhundert. Aber was ist das alles gegen die unaufhörlichen, in ihrer Mannigfaltigkeit kaum entwirrbaren Wechselbeziehungen der europäischen Länder im 19. Jahrhundert! Unter den 428 Männern, die der Enkel von Louis David als Schüler des großen Diktators der französischen Kunst aufzählt, befinden sich Deutsche, Belgier, Holländer, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner. Ebenso leben in Rom Angehörige aller Nationen friedlich nebeneinander. Schleswig-Holsteiner, Hamburger, Pommern treffen in Kopenhagen mit Norwegern zusammen und lernen dort bei Meistern, die in Frankreich gebildet sind. Géricault und später Delacroix gehen nach England; umgekehrt kommen Constable, Bonington, Fielding nach Paris. Kurz darauf beginnt der Zug der französischen Maler nach dem Orient. Wilkies Bilder oder Stiche nach ihnen gelangen nach Düsseldorf, München und Wien und tragen nicht wenig zum Aufschwung der Genremalerei bei. Belgische Bilder verursachen 1842 auf ihrem Zuge durch Deutschland geradezu eine Revolution und bilden den Anstoß zu der unaufhörlichen Wanderung deutscher Künstler nach Antwerpen und Paris. Aber Düsseldorf hat inzwischen selbst Weltruf gewonnen und zieht Skandinavier und Amerikaner an, die hier ganze Kolonien gründen. Später kommt München an die Reihe, wo außer den Angehörigen der genannten Völker besonders Polen, Ungarn, Russen lernen, und wird dann wiederum von Paris abgelöst. Die Franzosen Bonnat, Carolus-Duran, Manet, Regnault gehen nach Spanien. Und schließlich beginnt wiederum in Paris der Siegeszug der japanischen Kunst, in deren Gefolgschaft der Impressionismus auftritt.

Man spricht in der Geschichtschreibung soviel von geistigen und künstlerischen Strömungen. Nirgends ist der Ausdruck besser angebracht als bei unserm Gegenstande. Bald hier, bald da, oft an der Peripherie, zuweilen aber auch mitten im Lande beginnt solch eine Strömung und setzt nun ihre Wellenbewegung in einer Richtung oder in konzentrischen Kreisen fort. Selten bleibt sie auf ein Land beschränkt, selten freilich auch ergreift sie alle Länder. Oft geht sie bald wieder vorüber, manchmal aber erstreckt sie sich auch auf Jahrzehnte und wirkt über oder unter andern Strömungen noch fort. So greift die historisch-koloristische Richtung, die schon unterm ersten Kaiserreich in Frankreich eingesetzt und dann in Delacroix ein Genie, in Horace Vernet, Delaroche und ihren Genossen weitwirkende Talente hervorgebracht hat, um 1830 nach Belgien über, kommt erst in den 40er Jahren nach Deutschland, schlägt hier immer höhere Wellen, versandet dann allmählich, ist aber in ihren letzten Wirkungen, z. B. in den Werken des Ungarn Benczur und seiner Schüler, noch bis auf unsre Tage zu spüren. Meist gehen die Strömungen von Paris aus, seltener von England, am seltensten von Deutschland. Das ist eine für unsre Chauvinisten unbequeme, aber nicht wegzuleugnende Tatsache. Durch und durch französisch ist der pathetische Klassizismus von Louis David, der in Deutschland nicht sehr viele, in Spanien, Italien und den Niederlanden

umsomehr Anhänger gefunden hat. Echt deutsch ist dagegen das Nazarenertum, das wiederum in Frankreich nur einige kirchliche Maler, wie Orsel und Périn, beeinflußt, aber unzweifelhaft wenigstens mittelbar — die Forschungen darüber sind noch nicht abgeschlossen — den Anstoß zum englischen Präraphaelismus gegeben hat. Ganz französisch ist die historisch-koloristische Richtung, deren Verbreitung wir eben geschildert haben. Die klassische Landschaftsmalerei hat schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Josef Anton Koch ihren höchsten Ausdruck gefunden; aber im Grunde genommen geht sie doch auf die beiden Poussin, also auf Franzosen, zurück. Die intime Landschaftsmalerei hat in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht und erst von hier aus ihren Siegeszug über alle Länder angetreten, aber sie leitet sich von Constable und der englischen Schule her, die ihrerseits von den alten Holländern abhängig sind. Von Paris kommen dann wieder der Naturalismus, die Freilichtmalerei, der Impressionismus.

Schon die kurze Aufzählung der allerwichtigsten Strömungen aber führt uns zu einer weitern Erkenntnis: daß sie nicht erklärt werden können ohne die Heranziehung der alten Meister. Hinter der gesamten Kunstentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts stehen die alten Meister. Sie bestimmen ihre Geschicke gewissermaßen hinter den Kulissen wie die Götter des alten Griechenlands. Selbst die revolutionärsten Maler beugen sich ihnen. „Ich habe keinen Lehrer gehabt außer der Natur und den alten Meistern," so klingt es aus einer großen Zahl von Bekenntnissen wieder. „Studiert die Natur und die alten Meister," so ruft Feuerbach den Kunstjüngern zu. „Die einzige Stütze, die der Künstler von Zeit zu Zeit gebrauchen darf, um seinen Gang zu festigen, ist ein Blick auf die Werke der Meister und zwar der besten" — heißt es bei Corot. Hinter David stehen die römischen Reliefs, hinter Carstens die Antiken des Kopenhagener Museums, hinter Ingres Raphael, hinter den Nazarenern die italienischen Quattrocentisten, hinter Delacroix Rubens und Veronese, hinter Cornelius Dürer und Michelangelo, hinter Koch Poussin, hinter Rousseau Ruisdael, hinter Troyon Cuyp, und so geht es fort fast ohne Ausnahme. Man könnte bei einer Geschichte der modernen Kunst geradezu die Namen Raphael, Rubens, Velazquez usw. über die Hauptkapitel setzen. Natürlich beziehen sich diese Einwirkungen im wesentlichen auf die Form und die Farbe, weniger auf den Inhalt der Gemälde.

So bietet sich uns das folgende Bild: die durch die stets wachsende Kenntnis und Wertschätzung der alten Meister bewirkten Änderungen der Farben- und Formanschauungen rufen im Verein mit den Wandlungen des gesamten geistigen Lebens Strömungen im Kunstleben hervor, die meist über die Grenzen der einzelnen Länder übergreifen. Diese Strömungen lösen sich nicht immer eigentlich ab, sondern sind nacheinander einsetzenden parallelen Linien vergleichbar, von denen die spätere schon erloschen sein kann, wenn die frühere immer noch andauert. Die Rolle der großen Künstler war es, diese Strömungen vorzubereiten oder zum Siege zu führen.

II.

Die Geschichte der neuen deutschen Kunst beginnt mit Jakob Asmus Carstens. Er war es, der dem handwerksmäßigen „lau-liederlichen" Betriebe der Akademien gegenüber der Kunst neue Ideale wies, der der Formlosigkeit des absterbenden Barock die strenge Schönheit der Antike gegenüberstellte. So ungefähr lautete seit Carstens' Freund Fernow die zum Dogma gewordene Formel, mit der fast ein Jahrhundert lang alle geschichtlichen Darstellungen der neueren deutschen Kunst anhoben. Der Müllerssohn von St. Jürgens und seine Anhänger waren Träumer, die unter dem Einfluß einer mißverstandenen Antike der handwerklich tüchtigen bürgerlichen Kunst eine im Grunde rein dilettantische Malerei für die Gebildeten entgegensetzten. So umgekehrt heißt etwa das Glaubensbekenntnis, das von radikalen Kunstschreibern unsrer Tage verkündet wird. Ist es nicht merkwürdig, daß es keiner von beiden Parteien eingefallen ist, Beweise für ihre Behauptungen zu suchen? Die deutsche Malerei vor Carstens' und zur Zeit Carstens ist vielleicht das am schlechtesten angebaute Gebiet der gesamten deutschen Kunstgeschichte. Es gibt nicht nur keine zuverlässige Darstellung der Lage der deutschen Malerei um 1780–1790, sondern nicht einmal ernsthafte Versuche einer solchen.

Leider heilt nun auch die Jahrhundertausstellung die offene Wunde nicht, auf die wir den Finger gelegt haben. Man hat sich bemüht, die unserm Geschmack am weitesten entgegenkommenden Werke der damaligen Zeit zusammenzubringen, und es ist in der Tat geglückt, mehrere Säle mit vortrefflichen Werken zu füllen. Allein diese Säle enthalten fast ausschließlich Bildnisse; und daß die Porträtkunst, unter treuer Wahrung der französischen Traditionen und teilweise unter italienischem und englischem Einfluß, damals noch einen hohen Grad der Vollkommenheit besaß, das ist nie geleugnet worden. Wir kannten und liebten sie seit langem, diese sprudelnd lebendigen, so vortrefflich gezeichneten und locker gemalten Köpfe des prächtigen Schweizers Anton Graff, diese effektvollen Repräsentationsstücke des Südtirolers Lampi, diese ehrlichen schlicht bürgerlichen Arbeiten der Künstlerfamilie Tischbein. Und wenn zu diesen Namen, die längst einen guten Klang in der Kunstgeschichte haben, einige weniger bekannte oder sogar neue kommen, wie der Württemberger August Friedrich Oelenhainz oder der in München schaffende Grazer Johann Georg Edlinger, so werden unsre Kenntnisse dadurch bereichert, aber nicht verändert. Bei der Genremalerei begegnen wir nur dem einzigen Chodowiecki; und bei ihm wird die Wirkung seiner traulichen Bürgerstuben durch ein paar Szenen im Freien beeinträchtigt, die offensichtliche und obendrein talentlose Nachahmungen der Bilder Watteaus und seiner Schule in Sanssouci sind. So wird durch diese Werke Wasser auf beide Mühlen gegossen. Wieviel lebendiger und wieviel malerischer, sagen die einen, sind diese Bildnisse als die der Nazarener und Klassizisten. Die andern aber können dem mit ebensoviel Recht entgegenhalten, daß die Porträtkunst keinen ausreichenden Maßstab für die Leistungen einer Epoche zu liefern vermag, ja, daß es selbst in den Zeiten des tiefsten Verfalls immer noch vortreffliche Bildnismaler gegeben hat.

Aber das Problem Carstens liegt auf einer ganz andern Seite. Dieser Schleswiger wandte sich ebensowenig gegen Graff und Chodowiecki, wie David den prächtigen La Tour oder den wackern Chardin bekämpft hatte. Sein Zorn richtete sich gegen den akademischen Betrieb, gegen die handwerksmäßige Fabrikation seelenloser allegorischer, mythologischer und geschichtlicher Kompositionen. Wenn man das Neue erkennen will, das er im Sinne hatte, so muß man seine Zeichnungen etwa mit den Bildern eines Rode oder Weitsch vergleichen. Und dazu bietet die Jahrhundertausstellung leider keine Gelegenheit. Aber Carstens schoß weit über das Ziel hinaus. Er verwarf nicht nur das mechanische Zeichnen nach dem Gips, sondern auch das Zeichnen nach dem lebenden Akt, dessen Wiedereinführung doch als einer der Hauptverdienste Davids gerühmt wird. Sein Kampf — das ist bisher meines Wissens nie betont worden — war nicht der des Klassizisten gegen das ausgehende Barock. Der Klassizismus Mengsischer oder französischer Observanz war schon vor seinem Auftreten auf dem besten Wege, überall in Deutschland durchzudringen (man denke an Hetsch in Stuttgart, an Füger in Wien). Es war der Kampf des empfindenden Künstlers gegen die Routine. Deshalb liegt auch seine Kunst der der Nazarener gar nicht so fern, trotz des ungeheuren Abstandes zwischen dem heidnischen Altertum und dem christlichen Mittelalter.

Der „gereinigte" Klassizismus hat in der Malerei keine bedeutende Rolle gespielt. Architektur und Bildhauerkunst konnten sich von den antiken Tempeln und Bildwerken immer neue Anregungen holen, die Maler mußten bald einsehen, daß Statuen keine Vorbilder für Ölbilder abgeben können. Asmus Carstens, der sich in großem Wollen verzehrte, blieb denn auch ziemlich vereinzelt. Josef Anton Koch, der eine so rührende Anhänglichkeit an ihn besaß, ist doch ganz andre Wege gegangen; bei dem in der Ausstellung leider nicht vertretenen Eberhard Wächter, der ebenfalls zu seinen glühendsten Bewunderern zählte, sind die französischen Einflüsse viel stärker sichtbar als die in Rom gewonnenen; und selbst über Gottlieb Schick, der seinen französischen Aufenthalt direkt bedauerte, meinte Wilhelm Schadow, daß die Pariser Jahre ihm vorteilhafter gewesen seien, als er glaubte. Das Erfreulichste an seinen Werken ist in der Tat die gute französische Schulung. Seine „Eitelkeit", ein lebensgroßes nacktes Mädchen, das sein Bild im Wasserspiegel betrachtet, könnte fast von Girodet-Trioson herrühren. Wo er „Mengsisch" wird, wie in seinem einstmals hochberühmten „Apollo unter den Hirten", wirkt er auf uns kaum mehr erträglich. Zu vortrefflicher Geltung kommen die Bildnisse der Familie Humboldt aus Tegel. Das Bildnis Caroline von Dachröders, der Gemahlin Wilhelms, besitzt jetzt, wo ihr Briefwechsel soeben veröffentlicht worden ist, geradezu aktuelle Bedeutung. Im roten offenen Leibchen und grünen Rock sitzt sie auf einem Empire-Sessel, die Gitarre in der Hand nachdenklich den Beschauer anblickend. Aus dem gleichen Jahre (1809) stammt das Doppelbildnis ihrer Kinder Adelheid und Gabriele. Nicht weit davon hängt ein ziemlich süßes, aber entzückendes Bild der inzwischen zur Jungfrau erblühten Gabriele von Wilhelm Schadow. In der Vase mit Lilien und Rosen, dem Bassin mit Goldfischen, den sich schnäbelnden Turteltauben kündet

sich das Haupt der Düsseldorfer Schule an. So reichen sich im Humboldtschen Kreise Klassizisten, Nazarener und Genremaler die Hand.

Weitaus die bedeutendsten aus dem klassischen römischen Kreise sind die Landschafter. Merkwürdig, daß hier ein Genre zu hoher Blüte gedieh, das man in Paris verächtlich über die Achsel ansah — „un genre qu'on ne devrait pas traiter," heißt es bei einem gleichzeitigen französischen Akademiker. Und noch merkwürdiger vielleicht, daß diese in Rom lebenden Deutschen sich gerade bei den Franzosen, bei Claude Lorrain und den beiden Poussin, ihre besten Anregungen holten. Der Saal mit den Werken Josef Anton Kochs und noch mehr seine Ergänzung in der Zeichnungsabteilung gehören zu den Glanzpunkten der Ausstellung. Wie machtvoll tritt dieser „durch und durch lebensfrohe, immer erfindende und arbeitende" Mann (so nennt ihn Niebuhr) hervor; stets wirkt er groß, stets männlich. Mit welchem Verständnis für die geologische Struktur zeichnete er seine Berge, wie individuell sind seine Bäume behandelt! Einige seiner Zeichnungen kann man getrost neben die Claude Lorrains stellen. Und zu wie gewaltigen Kompositionen wußte er diese Natureindrücke zusammenzufassen! „Landschaft im Charakter des Albanergebirges", diese im damaligen Kunstjargon so häufig wiederkehrende Art der Bezeichnung paßt auf seine Bilder ganz besonders gut; denn keiner hat das besser getroffen, was wir den Charakter einer Landschaft nennen. Seine Werke stehen im schroffsten Gegensatze zu denen der Impressionisten. Während bei diesen der Blick sich nur am farbigen Abglanz der Dinge freut, wandert bei ihm das Auge von Felsblock zu Felsblock, von Baum zu Baum, von Bergkette zu Bergkette, bis er sich in der Ferne verliert. Welche Phantasiefülle offenbart sich überall, in den landschaftlichen Motiven wie in den Figuren und Figurengruppen, mit denen er seine Bilder bevölkert. Immer wieder entdeckt man in ihnen Neues. Dieses Gegenständliche, diese Freude am Erzählen sind echt klassisch.

Wir kennen aus Richters Selbstbiographie einen großen Teil der Landschafter, die sich anfangs der zwanziger Jahre zum Teil schon seit langem in Rom befanden und bewundernd an dem „Alten" hingen. Aber sie gestalteten sich in uns nicht zu greifbaren Persönlichkeiten, weil die Anschauung gänzlich fehlte oder sich nur auf ganz vereinzelte und oft unbedeutende Bilder gründete. Manche aus dem Kreise waren damals übrigens schon aus dem Leben geschieden, ehe sich ihr Talent voll entfalten konnte, und lebten nur noch im warmen Andenken der Genossen fort: so der unglückliche Erhard, der sich selbst erschoß, so Karl Fohr, der im Alter von nur dreiundzwanzig Jahren im Tiber ertrank, so der Weimarer Franz Horny; und andre, wie Heinrich Reinhold aus Gera und Ernst Fries aus Heidelberg, folgten ihnen ebenfalls in der Blüte der Jugend. Hier sehen wir nun, daß die in allen alten Handbüchern wiederkehrende Wendung, daß sie „die schönsten Hoffnungen erweckten", keine leere Phrase gewesen ist. Mochten sie sich mehr der gemütvollen Auffassung der Nazarener nähern oder mehr der strengeren Weise Kochs huldigen, sie alle faßten ihre Aufgabe mit demselben tiefen Ernst auf und studierten mit derselben Eindringlichkeit die Einzelformen der Natur, ohne den Blick für das

Ganze darüber zu verlieren. Freilich hielt das Farbengefühl mit diesem starken Formgefühl meist nicht Schritt, so daß ihre Zeichnungen uns heute mehr sagen als die Ölgemälde. Doch hat z. B. Erhard in einigen seiner Aquarelle eine höchst beachtenswerte Feinheit der Lufttöne erreicht. Malerisch das Beste aber hat wohl jener Martin Rohden geschaffen, der schon 1805 in „Winckelmann und sein Jahrhundert" von dem Weimarer Kreise lobend erwähnt wird, von dem ich aber wenigstens mit Bewußtsein niemals ein Bild in einer öffentlichen Sammlung gesehen hatte. In alten Kunsthandbüchern liest man von seiner „bewunderungswürdigen Treue in Nachbildung des einzelnen", von seinem „Fleiße, der manchmal an Ängstlichkeit grenzt", oder von der dazu stimmenden spöttischen Äußerung des alten Reinhart, er zählte jedes Blatt an den Bäumen. Dem in Deutschland lebenden norwegischen Maler und Sammler Bernt Grönvold ist es nun gelungen, eine Anzahl Bilder dieses Rohden zusammenzubringen, die den Vorwurf der Kleinlichkeit in der Einzelausführung allerdings rechtfertigen, zugleich aber eine Freiheit in der Komposition, eine Schönheit des Tones und eine Feinheit der Luftperspektive — ganz ohne den beliebten braunen Vordergrund — zeigen, wie sie damals fast unerhört waren. Sie bieten eine Parallele zu den Frühwerken Corots, der ja um die Mitte der zwanziger Jahre zum erstenmal in Rom war. So berührt sich die klassische Landschaft mit der Stimmungslandschaft. Rohden, Fohr, Richter und viele andre dieses Kreises stehen zwischen beiden Richtungen mitten inne. Die eigentlich romantische Landschaft aber hatte ihren Ursprung nicht in Italien, sondern im deutschen Norden, an den Ufern der Nordsee und Ostsee.

III.

Wenn früher von dem Entstehen der romantischen Malerei in Deutschland die Rede war, so wurde wohl auf den Einfluß der Schriften von Tieck und Wackenroder hingewiesen, auf die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Sternbalds Wanderungen, die Phantasien über Kunst, in denen die Werke der Gotik und Albrecht Dürers als die echt deutsche Kunst gepriesen, innerliche Einfalt, seelische Schönheit, mystische Bedeutung über die gleißende äußere Pracht gestellt werden. Dann aber gingen die Geschichtschreiber gleich auf die Jugendwerke des Cornelius oder auf die jungen Norddeutschen Pforr und Overbeck über, die sich 1810 in Wien gegen den Drill der Akademie empörten und über die Alpen nach Rom zogen, um in klösterlicher Abgeschiedenheit an der Wiedererweckung der deutschen Kunst zu arbeiten. Die eigentlichen Vorläufer der Romantik, der Greifswalder Caspar David Friedrich und der aus Wolgast stammende, dann in Hamburg lebende Philipp Otto Runge, fehlen z. B. bei Rosenberg noch gänzlich. Muther hat dann im Anschluß an Lichtwarks Forschungen Runge eine vielleicht zu weitgehende Bedeutung zugewiesen, Friedrich aber ebenfalls noch nicht erwähnt. In der deutschen Jahrhundertausstellung ist uns nun zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, ein klares Urteil über diese beiden merkwürdigen Menschen zu gewinnen. Von Runge sind zehn Bilder und eine Menge Zeichnungen aus-

gestellt, Friedrich hat man sogar zwei ganze Räume zugewiesen. Beide haben einen Teil ihrer Ausbildung in Kopenhagen genossen, beide sind dann in Dresden gewesen, das mit seinem katholischen Hofzeremoniell, seiner glänzenden Kirchenmusik, seiner Gemäldegalerie so recht zum Mittelpunkt der Romantik paßte — Friedrich seit 1795 dauernd, Runge von 1801—1804 —, und beide haben in Beziehungen zu Friedrich Tieck und Friedrich Schlegel gestanden. Ob sie aber untereinander Verkehr gepflogen, ob der ältere auf den jüngeren bestimmend eingewirkt hat, ist zweifelhaft. Äußerlich sind ihre Werke sehr verschieden, der Geist aber, der sie beseelt, ist im Grunde derselbe.

„Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde rötet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt, das Tal dampft, und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einem Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf und fliegt umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — Gott!"

In diesen Worten, die 1802 in Dresden niedergeschrieben worden sind, ist die pantheistische, überschwengliche Naturanbetung Runges ausgesprochen; aber passen sie nicht auch auf die Bilder Friedrichs, der, wie Tieck sagt: „jene religiöse Stimmung und Aufreizung, die seit kurzem unsre deutsche Welt wieder auf eigentümliche Weise zu beleben scheint, eine feierliche Wehmut feinsinnig in landschaftlichen Vorwürfen auszudrücken und anzudeuten sucht?"

Und ebenso steigen Friedrichsche „Mondscheinbilder" vor uns auf, wenn wir ein paar Seiten weiter lesen:

„Ist es nicht sonderbar, daß wir klar und deutlich unser ganzes Leben empfinden, wenn wir dicke, schwere Wolken bald dem Monde vorbeieilen, bald ihre Ränder von dem Monde vergoldet, bald die Wolken den Mond völlig verschlingen sehen?"

Seelenstimmungen durch Naturschauspiele wiederzugeben, ist das Ziel von Friedrichs Kunst. Seine Stimmungslandschaften aber gleichen keineswegs denen unsrer Modernen, die den Natureindruck möglichst im Fluge erhaschen und auf die Leinwand zaubern möchten, sondern sie sind Rekonstruktionen, Verdichtungen, Steigerungen von Eindrücken, die der Maler draußen gehabt hat. Sie sollen gar nicht im banalen Sinne naturwahr sein, sondern nur wahr wirken. Um so merkwürdiger ist es, daß dieser Künstler, der seinen Freunden empfahl, das äußere Auge zu schließen, um mit dem innern um so deutlicher zu sehen, Impressionen gegeben hat, für die unsre Augen erst in jüngster Zeit wieder empfänglich geworden sind. So malte er den Kampf der Morgensonne mit den Nebelmassen, die am frischen Sommermorgen zwischen den Bergketten lagern, oder das flüssige Gold des östlichen Himmels unmittelbar vor Sonnenaufgang. Er kennt auch schon den Reiz jener Dämmerungsstunden, die Whistler so liebte, „wo der Philister nach Hause geht, weil er nichts mehr sieht", und er sucht jene Nebelstimmungen wiederzugeben, wo Himmel und Wasser zu einer Masse verschmelzen und alle Gegenstände darin

untergehen. Diese Bilder besitzen nicht die Farbenkraft und die Energie des Vortrags eines Constable; sie sind zuweilen wässrig und fast flau. Aber sie sind so eigenartig, so durchaus neu in der deutschen Kunst, daß sie ihrem Urheber trotz allem einen Ehrenplatz in der Geschichte sichern.

Weit komplizierter als die Kunst Friedrichs ist die Runges, der sich selbst die „exekutive Kraft des Geistes der Romantiker" genannt hat. Dem Schüler Kosegartens und leidenschaftlichen Verehrer Jakob Böhmes wurde die ganze Kunst nur zu einem Zweige der Theosophie. Wie die Formen, so sind auch die Farben für ihn nur Symbole. Dem Weiß des Lichtes und dem Schwarz der Finsternis stellt er die drei Grundfarben Blau, Rot und Gelb als die Dreieinigkeit des Vaters, des Mittlers und des Tröfters gegenüber. So sind die vier großen Kompositionen der Tageszeiten, die das Hauptwerk seines Lebens bilden sollten und von denen nur eine in Farben ausgeführt war, als der Tod ihn abrief, für uns im eigentlichen Sinne Hieroglyphen, bei denen jedes Ding etwas anders bedeutet, als wir sehen. Von einem wirklichen künstlerischen Genuß kann dabei trotz einer Fülle der reizendsten Einzelheiten nicht die Rede sein. Ja selbst vor seinen Bildnissen kommt keine reine Freude auf, weil die Größe der Auffassung und die Tiefe des Empfindens durch Übertreibung des Ausdrucks und Ungeschmack der Farbengebung empfindlich beeinträchtigt werden. Es ist seltsam, daß es diesem Anbeter der Farbe, der einen Entwurf zu einer Farbenlehre geschrieben und mit Goethe darüber korrespondiert hat, unmöglich war, eine große Komposition harmonisch zusammenzustimmen. Am ehesten ist es ihm noch bei seinem großen Kinderbilde gelungen. Man hat bewundernd darauf hingewiesen, daß er zuerst in der modernen Kunst farbige Reflexe und Schatten gemalt hat. Aber diese scheinen bei ihm mehr aus theoretischen Erwägungen als aus wirklicher Beobachtung der Natur hervorgegangen zu sein. Wie er dabei verfuhr, kann man am deutlichsten aus seiner wie ein Chamäleon schillernden Untermalung einer Ruhe auf der Flucht nach Ägypten ersehen. Gewähren also Runges Malereien nur einen problematischen Genuß, so kann man an seinen Zeichnungen das innigste Vergnügen haben. Besonders Kinder und Blumen hat er mit einer ungemeinen Liebe und Sorgfalt studiert und wiedergegeben und aus ihnen das entzückendste ornamentale Rankenwerk geschaffen. So ist Runge eine der merkwürdigsten Erscheinungen aus den Flegeljahren der deutschen Romantik; bizarr und anmutig, pietistisch verträumt und verstiegen und doch mit einem feinen Auge für die Wirklichkeit begabt. Das Studium seiner Werke gibt uns eine Fülle von Anregungen; gegen das Beginnen, diese Werke als Großtaten der Malerei auszugeben, sie gegen Cornelius auszuspielen, müssen wir aber Protest einlegen.

Daß Runge auf den aus Lübeck stammenden Friedrich Overbeck stark eingewirkt hat, ist kaum anzunehmen. Die einfache Frömmigkeit des Nazareners paßt nicht zu Runges theosophischem Überschwang, seine fast zaghafte, schüchterne Zeichnung nicht zu dessen kräftigem Stil. Seltsamerweise aber hat Runge auch in Hamburg, wo er schon 1810 starb, keinen so großen Einfluß ausgeübt, wie angenommen wurde. Das jüngere dortige Geschlecht, das dank Lichtwarks

Forschungen jetzt in deutlichen Umrissen vor uns steht, bewunderte ihn wohl, folgte aber seinen Bahnen nicht. Wie Overbeck und Pforr in Wien nach einem „bestimmten, einzig richtigen Umriß der Form im Gegensatz der schwankenden, nebelvollen und flauen Zeit“ suchten und sich die dünnsten Bleistifte für ihre Zeichnungen aussuchten, so lieben auch die Oldach, Milde, Speckter, Gensler den sauberen, spitzen Bleistift- und Pinselstrich. Ein merkwürdiges Geschlecht, diese jungen Hamburger Nazarener! Allesamt frühreif — einige malen schon mit sechzehn und siebzehn Jahren ganz respektable Bildnisse —, zum Teil jung gestorben, zum Teil auf Bahnen gedrängt, denen ihre liebenswürdigen Talente nicht gewachsen waren. Anzunehmen, daß sie durch Cornelius und Overbeck, auf die sie mit glühender Begeisterung schauten, „ruiniert“ worden seien, das hieße denn doch die Sache auf den Kopf stellen. Wenn Erwin Speckter und Friedrich Wasmann später nur mäßige religiöse Bilder malten, sie, die früher die Natur so unbefangen anschauten, so beweist das doch nur, daß es etwas andres ist, einen der Phantasie entnommenen Stoff nach Form und Inhalt zu erschöpfen, als das Bildnis eines Freundes oder einen Landschaftsausschnitt auf der Leinwand festzuhalten. Aber schade ist es um sie, daß sie nicht in ihrem engen Kreise blieben, besonders um diesen Friedrich Wasmann, dessen Jugendwerke Bernt Grönvold bei einem Tiroler Kunsthändler entdeckt hat. Was für prächtige Landschaftsstudien befinden sich darunter, wie ausgezeichnet sind insbesondere die Gipfel des Hochgebirges und die vom feuchten Dunste erfüllten Täler gegeben! Der Einfluß des großen Norwegers Dahl, der seit 1818 in Dresden wirkte und den man deshalb mit vollem Rechte in die Jahrhundertausstellung eingegliedert hat, ist hier offenbar. Aber Dahl ist sicher wieder von Friedrich beeinflußt worden. Der zum Katholizismus übergetretene, bekehrungswütige und bigotte Madonnenmaler, zu dem sich Wasmann später entwickelte, mag allerdings seine reizenden Jugendwerke als Jugendsünden angesehen haben. Etwas spezifisch Hamburgisches ist bei diesem Künstler, der nach seinen Dresdner Studien nach München und 1832 nach Italien ging, nicht zu finden. Seine Bleistiftbildnisse sehen denen Speckters und Oldachs allerdings sehr ähnlich; bei allen dreien finden wir zwar eine feine Empfindung für die Linie, aber auch eine Ängstlichkeit in der Mache und eine dumpfe Gebundenheit im Ausdruck der Gesichter, die in einem unerfreulichen Gegensatz zu der Freiheit der früheren Epoche stehen. Aus solchem Holze werden keine wahrhaft großen Künstler geschnitzt. Einen fruchtbaren Boden für die Kunst gab jedenfalls das Hamburg jener Zeit nicht ab, aus dem sich auch die unfreien Geister hinaussehnten. Die kleinen Talente scheiterten draußen in der Fremde, die größeren, wie Christian Morgenstern, der Vater der deutschen Stimmungslandschaft, kamen erst dort zur Entfaltung.

Die längst nach Gebühr und zum Teil über Gebühr gewürdigten Nazarener, wie Cornelius, der ja später ganz andre Bahnen einschlug, Overbeck, Schnorr, Führich, erregen neben diesen neuentdeckten oder weiteren Kreisen noch wenig vertrauten Künstlern geringeres Interesse. Bei ihnen handelt es sich im wesentlichen um eine Nachlese. Von Cornelius, dessen Josefsbilder

mit den Lunetten von Veit und Overbeck als Probe aus den Fresken der Casa Bartholdy nicht verdeckt worden sind, finden wir eine Studie zu seinem ersten größern Werke, den jetzt übertünchten Fresken in St. Quirin zu Neuß, ein sehr merkwürdiges Bild „Minerva lehrt die Weberei", das ihn 1809, also zu einer Zeit, als er schon die Faustblätter zeichnete, noch ganz in den Bahnen des akademisch-französischen Klassizismus zeigt, und zwei Bildnisse aus dem folgenden Jahre. Overbeck ist mit dem an Überfülle der Gestalten krankenden „Einzug Christi in Jerusalem" von 1820, mehreren kleinen religiösen Bildern und Skizzen und einer Anzahl Porträts vertreten, unter denen das bereits vor zwei Jahren in Dresden gezeigte seiner eigenen Familie hervorragt. In der Abteilung der Zeichnungen hängt der zum Einzug des Kronprinzen Ludwig von Bayern in Rom gezeichnete und mit Honigfarben kolorierte Karton „die Beschützer der Kunst", ein achtunggebietendes, in der Komposition wohlgelungenes und in der Farbe seine meisten Ölbilder übertreffendes Werk. Führich zeigt sich in seinen, in den dreißiger Jahren in Wien entstandenen Bildern nicht von der günstigsten Seite. Amüsant ist es, seine „Trauernden Juden" (1837) mit der Skizze zu dem fünf Jahre früher entstandenen berühmteren Bendemannschen Bilde zu vergleichen. Weit günstiger ist Julius Schnorr von Carolsfeld vertreten. Das herbe, kühle Kolorit seines „heiligen Rochus" kommt hier viel mehr zur Geltung als im Leipziger Museum, und auch seine „Verkündigung" aus der Nationalgalerie mit dem reizenden Ausblick auf Rom wirkt hier in dem hellen Lichte wie neu. Ungemein interessant ist es, einmal ein paar Bilder von dem Dresdner Nazarener Naeke zu sehen. Man begreift ganz gut, daß sein 1811 gemaltes Bild „Faust und Gretchen" mit dem Chorabschluß des Meißner Domes im Hintergrunde damals allgemeines Entzücken erregte.

IV.

Die Nazarener wurden in alle Winde zerstreut; nur Overbeck blieb in Rom. Cornelius wurde nach München, dann nach Berlin berufen, Schnorr wirkte erst in München, dann in Dresden, Wilhelm Schadow in Düsseldorf, Veit in Frankfurt, Führich in Prag und Wien. In die bestehenden Lokalschulen lassen sie sich nicht eingliedern, und eigne Schulen haben sie auch nicht eigentlich gegründet, mit Ausnahme von Schadow und Cornelius. Daß Cornelius als Lehrer mehr erdrückend als erziehend gewirkt hat, haben wir schon gesagt; Schadow dagegen, dessen Verhältnis zu seinen Zöglingen „mehr den Anschein des Mitstrebenden als des Bevormundenden" hatte, muß nach unsrer heutigen Auffassung ein geradezu idealer Akademiedirektor gewesen sein:

„Die Fähigkeit des Lehrers kann nach meiner Meinung auf dieser Bildungsstufe (d. h. in der ersten Klasse) fast nur in Rat und Warnung vor Fehlern und Irrtümern bestehen. Ist der Lehrer selbst wahrhaft eingeweiht und vertraut mit der Entstehungsweise poetischer Erzeugnisse, so wird er Achtung hegen vor der Eigentümlichkeit des Schülers."

Das sind goldne Worte aus seinem eignen Munde. Deshalb konnten auch so verschiedene Individualitäten, wie Andreas und Oswald Achenbach,

Alfred Rethel, Karl Friedrich Lessing, der vor Übermut sprudelnde Adolph Schrödter und der wackere, das Philistertum mit gutmütiger Ironie schildernde Peter Hasenclever, aus der Düsseldorfer Akademie hervorgehen. Die Rührseligkeit und Räuberromantik der Theodor Hildebrandt und Genossen, diese in unzähligen Stichen und Steinzeichnungen verbreiteten Kunstvereinsbilder, die ganz Deutschland in Entzücken versetzten und an die man auch heute noch zuerst bei dem Namen „Düsseldorf" denkt, sind uns ja gründlich verleidet und werden wohl nie wieder zu Ehren kommen. Aber ein tüchtiges handwerkliches Können hatten sich auch diese Männer angeeignet; das beweisen die jetzt hervorgeholten Bildnisse Hildebrandts und Sohns, wenn sie auch die von den Zeitgenossen gezollte überschwengliche Begeisterung nicht verdienen. Und wie unbefangen so ein waschechter Düsseldorfer, wie Julius Hübner, einer der ersten Schüler Schadows, zuweilen die Natur anblickt, das zeigt uns sein Bildnis eines kleinen Mädchens in ganzer Figur, das an eine steinerne Mauer gelehnt im Freien an seinen Zöpfen nestelt. In diesem reizenden Bilde aus dem Jahre 1834 ist nicht nur der kindliche Charakter aufs glücklichste getroffen, sondern wir spüren selbst Luft und Sonnenschein darin. Solche Werke erwecken wieder Sympathie mit der Düsseldorfer Schule und werden hoffentlich recht tiefgehende Nachforschungen nach ähnlichen Werken veranlassen.

Im allgemeinen aber hat man Düsseldorf auf der Ausstellung etwas zurücktreten lassen — getreu dem Grundsatze, in erster Linie das weniger Bekannte zu bringen. Die autochthone Kunst — so könnten wir sie im Gegensatze zu den Romfahrern nennen, obwohl sich natürlich hier keine festen Grenzen ziehen lassen —, die neben der auf hohem Kothurn einherschreitenden großen Kunst fröhlich gedeihende Wirklichkeitskunst, wird hauptsächlich durch drei Städte repräsentiert: Berlin, München und Wien. Aus dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat man auch aus ihnen nur vereinzelte Bilder zusammenbringen können, aus dem zweiten aber sind so viele eingegangen, daß man ein, wenn auch keineswegs vollständiges, so doch lebendiges Bild von dem damaligen Kunstleben in diesen Zentren bekommt. Ich habe schon längst und wiederholt darauf hingewiesen, wie sehr sich das Studium dieser zunächst etwas altmodisch anmutenden Kunst lohnt, wieviel reicher und anziehender sie war, als man gemeinhin annimmt, und bin doch selbst von einer ganzen Anzahl neuer Werke überrascht worden.

Schlagen wir den Berliner Ausstellungskatalog von 1830 auf:

„Das Verzeichnis der diesjährigen sechsundzwanzigsten Ausstellung", so heißt es in dem vom Sekretär der Akademie verfaßten Vorwort, „zählt schon jetzt, obgleich die Arbeiten der Kunstschulen ausgeschlossen worden, über 1200 Nummern . . . Gleichwohl gibt dieselbe nur ein unvollständiges Bild des jetzt in allen Zweigen der Kunst regsamen Kunstlebens."

Außer den Berlinern, von denen bei mehreren der Vermerk „jetzt in Rom" oder „gegenwärtig in Paris" steht, finden wir unter den Ausstellern viele Düsseldorfer und Münchner, den Dresdner Friedrich, die Hamburger Gröger und Gensler, den Wiener Gauermann. Im Jahre 1836 erscheinen

zum erstenmal zahlreiche Ausländer unter den Beschickern der nunmehr auf 2000 Nummern angewachsenen Ausstellung, darunter namhafte Künstler wie die Landschafter Huet, Isabey, Le Poittevin, dessen Untergang des „Vengeur" Aufsehen erregt, ferner den Marinemaler Gudin, Ary Scheffer, Camille Roqueplan.

„Man hätte glauben sollen, die seit einigen Jahren in Breslau, Halberstadt, Königsberg, Danzig, Magdeburg, Halle, Stettin, Potsdam, Münster, Hamburg, Braunschweig, Hannover, Kassel, Frankfurt a. M. und andern Orten regelmäßig stattfindenden Kunstausstellungen würden den hiesigen Eintrag tun; der Erfolg beweist das Gegenteil."

Endlich 1838:

„Inzwischen wird aus London angekündigt, daß mehrere der ausgezeichnetsten britischen Maler ihre Arbeiten zur Ausstellung nach Berlin zu senden beabsichtigen; die Meldungen der gewöhnlich aus Rom hierher gelangenden Kunstwerke sind noch nicht einmal eingegangen, und aus Wien, Brüssel und Kopenhagen wird die Bereitwilligkeit der dortigen Künstler, mit einer Auswahl ihrer vorzüglichsten Leistungen hier aufzutreten, zugesichert."

Ich glaube, schon diese wenigen Zitate genügen, um das Bild ganz wesentlich zu verändern, das man sich gemeinhin von dem Kunstleben im vormärzlichen Berlin macht. Das ist kein Provinznest, in dem die Kunst eine Art Winterschlaf hält, um erst durch Cornelius und Kaulbach emporgerüttelt zu werden, und erst recht nicht mehr die „Wüste", von der 1819 der Graf Raczynski spricht. Man versucht, das Beste aus dem In- und Ausland nach Berlin zu bekommen, und die fremden Beispiele spornen die einheimischen Maler zu verdoppeltem Eifer an. Freilich fehlen in den Verzeichnissen viele von den Namen, die in unsern gangbaren Kunstgeschichten die Ehrenplätze einnehmen. Aber vielleicht kommen wir noch einmal dahinter, daß manche von diesen nur von einem kleinen Kreise von Literaten und Künstlern gefeiert wurden, auf das größere Publikum aber so gut wie keinen Einfluß ausübten.

Diesem regen Kunstleben entsprechen nun auch die Leistungen. Die Leitung der Akademie hat immer noch der greise Gottfried Schadow, dem erst 1838 Tieck als Vizedirektor beigegeben wird. Wo ein so grundehrlicher, ein so durch und durch künstlerisch empfindender Mann an der Spitze des Kunstlebens steht, da kann dieses nicht versumpfen. Sein bildhauerisches Schaffen ist längst abgeschlossen, aber er verfaßt noch theoretische Werke und zeichnet noch. Und was für Zeichnungen sind das! In der ganzen modernen deutschen Kunst gibt es keine Bleistiftbildnisse, die die seinigen überträfen. Von den beiden bedeutendsten Lehrern der Akademie, Wilhelm Wach und Carl Begas, die eine kaum übersehbare Zahl von Schülern herangebildet haben, ist leider kein einziges der Werke zu sehen, durch die sie bei ihren Zeitgenossen Beifall und Ruhm geerntet haben. Beide hatten aus ihrer Studienzeit bei Gros in Paris ein tüchtiges Können heimgebracht. Wach galt seinerzeit für den bedeutendsten protestantischen Madonnenmaler, den einzigen, der nie mit dem Katholizismus geliebäugelt hat. Aber die religiösen und historischen Werke der deutschen Kunst werden in der Ausstellung ja fast ganz ignoriert. Die

beiden großen Doppelbildnisse preußischer Prinzen und Prinzessinnen stammen aus einer Zeit, in der Wachs Stern schon zu verbleichen begann; doch ist das 1836 gemalte der Prinzen ein sehr beachtenswertes Stück Malerei. Begas war eine empfängliche Natur, die zwischen den Einflüssen der Franzosen, Raphaels, der Nazarener, Düsseldorfer und seiner Berliner Kollegen hin und her schwankte. Auch er hat viele religiöse Bilder gemalt, erklomm aber den Gipfel seines Ruhmes erst, als er seine humoristischen Genrebilder schuf, von denen die bekannte, mehrmals wiederholte „Mohrenwäsche" selbst die Düsseldorfer eine Zeitlang in den Schatten stellte. Die Ausstellung zeigt auch von ihm nur Bildnisse. Von dem beliebtesten unter den eigentlichen Bildnismalern der damaligen Zeit, Wilhelm Hensel, ist dagegen kein einziges Werk ausgestellt, von Eduard Magnus nur ein paar aus einer späteren Periode, darunter auch sein bekanntestes, das der Sängerin Jenny Lind.

Mit umso größerer Liebe hat man die Werke des Meisters zusammengetragen, den man jetzt mit Recht als den bedeutendsten Vorläufer und idealen Lehrmeister Adolph Menzels ansieht, des prächtigen Franz Krüger. Mit immer neuer Freude sehen wir seine in Öl-, Aquarellfarben oder mit dem Bleistift ausgeführten Bildnisse, in denen er fast das ganze damalige Berlin festgehalten hat, und seine mit so feinem Verständnis für die lebendige Form gemalten Pferde, denen er den etwas despektierlich klingenden, aber sicher nicht so gemeinten Namen „Pferde-Krüger" verdankt. Besonders erkenntlich aber müssen wir dafür sein, daß auch ein halbes Dutzend seiner großen, meist Paraden darstellenden Werke aus dem Berliner Schlosse und dem Petersburger Winterpalais für die Ausstellung geliehen worden sind. Die Paradebilder sind sehr ungleich, so ähnlich sie in der Reproduktion wegen der Verwandtschaft der Stoffe und der kompositionellen Anlage wirken mögen. Den Höhepunkt bedeutet entschieden die Parade in Potsdam von 1840. Hier ist die prächtige Architektur der Kommuns mit dem staubigen Grau des Exerzierplatzes, dem landschaftlichen Hintergrund und dem bewölkten Himmel zu einer einheitlichen Stimmung von nicht geringer Tonschönheit zusammengehalten, und diese Harmonie wird auch durch die reich bewegte Zuschauergruppe am Fuße der Freitreppe nicht gestört. Krüger liebte es ja, bei solchen Bildern bekannte Persönlichkeiten aller Lebensstände mit Straßenfiguren zu einer Fülle von Genremotiven zu vereinigen. Um so unerklärlicher ist es, wie der Meister bei der nur ein Jahr später gemalten „Russischen Garde" in ein so buntes Kolorit verfallen konnte.

Unter den Berliner Landschaftsmalern hat wieder Karl Blechen den Ehrenplatz bekommen, ein seit einiger Zeit etwas überschätzter Künstler, dessen Ruhmeskranze durch die Ausstellung kein neues Blatt hinzugefügt wird. Der damals halb Vergessene wurde während der Hochflut der Freilichtmalerei auf den Schild gehoben, als einer der ersten, der Sonnenlicht und farbige Schatten gemalt habe. Aber Sonnenmaler hat es schon lange vor ihm gegeben. Walter Stengel hat in einem der letzten Hefte von „Kunst und Künstler" ungemein interessante Dokumente über einen in London lebenden Deutschen ausgegraben, der um 1815 seine Modelle in glühendem Sonnenschein auf dem flachen Dache

seines Hauses malte und natürlich für halbwegs verrückt gehalten wurde. Vorher hatte Runge schon eine Art Freilichtporträt geschaffen, und ähnliche Tatsachen werden sicher noch festgestellt werden. Und mit den blauen und blauvioletten Schatten hat es auch seine eigene Bewandtnis. Man braucht nur die Landschaften der Wiener Alt und Waldmüller, des Oldenburgers Willers, des Mainzers Constantin Schmidt, des Franzosen Corot zu betrachten, um zu erkennen, daß diese Schatten seit den dreißiger Jahren geradezu konventionell geworden waren. Endlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß William Turner, neben dem Blechens Werke nur wie ein schwacher Abglanz wirken, zur selben Zeit wie der Berliner Maler in Rom war. Von dem mit seinem Karlsruher Namensvetter nicht zu verwechselnden Berliner A. W. F. Schirmer, der eine ganz ähnliche Farbenskala wie Blechen zeigt und sein Nachfolger an der Akademie wurde, wissen wir es sogar ganz genau, daß er in Rom mit Turner verkehrte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls können wir im neunzehnten Jahrhundert eine fortwährende Wandlung der malerischen Anschauungen feststellen. Hellmalerei und Dunkelmalerei, Verschmelzen und Nebeneinandersetzen der Töne, pastose und fein vertriebene Malerei lösen sich fortwährend ab. Das Beste in Blechens Schaffen bleiben doch seine kleinen Bilder und Studien.

Erfährt so die Schätzung Blechens eher eine Abnahme, so wächst die Eduard Gärtners in ungeahntem Maßstabe. Dieser Architekturmaler — das Wort hat bei vielen Malern keinen guten Beigeschmack — war nicht nur einer der Allervorzüglichsten seines Faches, was das Verständnis der Bauformen und der Perspektive angeht, sondern besaß auch ein ungemeines Gefühl für die Luftstimmungen. Bei seinen Schloßhöfen sind die beschatteten Massen, in deren Fenstern sich der bewölkte Himmel spiegelt, mit der gleichen Wahrheit und Schönheit gegeben wie die vom grellen Sonnenlicht beleuchteten. Ein höchst interessantes Bild ist auch der Blick über die Linden mit dem im letzten Abendschein glänzenden Opernhaus und der sich geisterhaft vom kühlen Himmel abhebenden Statue Scharnhorsts. Man muß die Ansichten der Linden von dem gleichzeitig malenden Brücke, die nur kulturhistorisches Interesse haben, daneben halten, um Gärtners Leistung ganz zu würdigen. Wo Männer wie Schadow, Krüger, Gärtner den Boden vorbereitet hatten, da konnte die Kunst eines Menzel sich herrlich entwickeln.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die politische Parteigruppierung in England.

Von

Theodor Lorenz.

Mit geradezu elementarer Wucht hat das englische Volk sein Veto eingelegt gegen Mr. Chamberlains Gelüste, die Freihandelspolitik, d. h. die Grundlage, auf der sich der großartige Aufschwung Englands im vorigen Jahrhundert vollzogen hat, zu zertrümmern. Zweifellos gehört dieser Vorgang zu den interessantesten politischen Ereignissen, die sich bisher vor den Augen der gegenwärtigen Generation abgespielt haben, und das gilt von seiner Gesamterscheinung ebenso wie von seinen einzelnen Zügen. Was könnte z. B. faszinierender sein als die lebende Antithese Manchester-Birmingham? Dort die Stadt, die der von Cobden und Bright begründeten politischen Schule den Namen gab, und die nun ihre treue Anhänglichkeit an die bewährten Lehren dieser Männer beweist, indem sämtliche neun Vertreter, die der Industriedistrikt ins Parlament zu senden hat, dem freihändlerisch-liberalen Lager entnommen werden. Hier ein andrer Fabrikdistrikt, der die acht Abgeordneten, die er zu wählen hat, sämtlich dem schutzzöllnerisch-konservativen Lager entnimmt; widerstands- und rettungslos dem jugendlichen Rednerfeuer des siebzigjährigen Greises verfallen, der von hier aus seine auf die Zerstörung des Werkes der Cobden und Bright gerichtete Tätigkeit entfaltet. Und ebenso ist das Gesamtresultat geeignet, unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Eine Majorität wie die von der liberalen Partei eroberte gehört nicht zu den alltäglichen Ereignissen. Wenn man die für die parlamentarische Selbständigkeit Irlands kämpfenden Nationalisten sowie die Arbeiterpartei mit den Liberalen zusammen betrachtet, wie dies für einen großen Teil aller praktischen Fragen statthaft sein wird, so verhält sich die Stärkezahl der Ministerialen zu der Zahl der konservativen Opposition etwa wie zehn zu drei. Und auch wenn es über irgendeine Frage den Konservativen gelingen sollte, jene beiden andern Parteien als Gegner der Liberalen auf ihre Seite zu ziehen, so würde sich die Zahl der letzteren zu der Gesamtzahl aller andern Parteien immer noch verhalten wie vier zu drei! Nicht ganz ohne Grund hat man die Frage aufgeworfen, ob nicht diese gewaltige

Größe der eigenen Majorität eine Gefahr für das liberale Ministerium bilde. Freilich war es ein konservatives Blatt, das kürzlich eine Karikatur Sir Henry Campbell-Bannermans brachte, wie er von einer den Abhang hinabrollenden gewaltigen Kugel mit der Aufschrift „Majorität" in den Abgrund des Sozialismus gerissen wird. Aber auch in den der Ministerialpartei wohlgesinnten Kreisen werden solche Bedenken laut.

So interessant nun aber auch dieser abgeschlossene Vorgang der jüngsten Parlamentswahlen an sich schon ist, so gebührt doch ein fast noch größeres praktisches Interesse der Wirkung, die er in Gestalt eines Klärungsprozesses auf die unterlegene konservative Partei ausgeübt hat. Einmal deshalb, weil sich hier dem, der einen Blick in die Zukunft werfen will, ein leidlich gestützter Standort bietet; vor allem aber, weil während dieser Gärung die tiefsten Fundamente der ganzen englischen Parteiregierung zeitweise so zu wanken schienen, daß sich hier Einblicke boten, wie sie gerade dem deutschen Beobachter nicht oft möglich sind.

Die englische Parteiregierung beruht bekanntlich auf dem sogenannten Zweiparteiensystem. Alle politischen Gegensätze gruppieren sich um zwei Zentren: in allen praktischen Fragen steht im großen und ganzen einer einheitlichen Ministerialpartei eine einheitliche Opposition gegenüber. Nur hierdurch wird der gleichsam automatische Charakter jedes englischen Regierungswechsels möglich: verliert die Ministerialpartei das in der parlamentarischen Majorität ausgedrückte Vertrauen des Volkes, so wird der Anführer der Oppositionspartei zur Leitung der Regierung berufen. — Ich weiß: Anhänger der Nationalisten- sowie der Arbeiterpartei würden mir hier ins Wort fallen. Sie würden entrüstet darauf bestehen: die politischen Gruppen, denen sie angehören, seien keine „Anhängsel" der Liberalen, sondern selbständige Parteien; die Zeit der zwei Parteien sei daher bereits vorüber. Man braucht ihnen das stolze Bewußtsein solcher Unabhängigkeit nicht zu rauben und wird trotzdem darauf bestehen müssen, daß in der Praxis die beiden genannten Gruppen schon ihres Zahlenverhältnisses halber wenigstens vorläufig nicht neben den zwei Hauptparteien in die Wagschale fallen können. Die namentlich die Arbeiterpartei betreffende Frage, ob es immer so bleiben werde, gehört nicht hierher; nur dies mag angedeutet sein, daß es in der Tat dahinsteht, ob die von Mr. Keir Hardie mit solcher Zuversicht ausgesprochene Hoffnung, die sozialistischen Elemente innerhalb der Arbeiterpartei möchten allmählich zur Führung gelangen, auf alle Zukunft hinaus sich trügerisch erweisen wird. — Wie dem auch sei, zurzeit besteht jedenfalls die mechanische Wirksamkeit des Zweiparteiensystems noch zu Recht, wie der eben vor sich gegangene Regierungswechsel bewiesen hat. Aber während der durch ihn innerhalb der konservativen Partei hervorgerufenen Bewegung hat es allerdings Augenblicke gegeben, in denen einem aufmerksamen Beobachter das Ende des Zweiparteiensystems vor der Türe zu stehen schien.

Es liegt auf der Hand, daß eine Beschränkung der Zahl politischer Parteien auf zwei nicht verträglich ist mit einer Festlegung politischer Prinzipien bis ins einzelste, daß diese vielmehr nur mit einer uns ja nicht fremden Zersplitterung erkauft werden kann. Und so gibt es denn in der englischen

Geschichte sogar Augenblicke, wo auch die Grenzlinie zwischen den beiden Hauptparteien zu zerfließen scheint. Namentlich in der Vergangenheit hat es, wie Leonard Courtney in seinem Werke über die englische Verfassung sagt, Zeiten gegeben, in denen jede der zwei Parteien „eher als eine Zusammenwürfelung von Männern erschien, die durch Familienbeziehungen und zufällige Freundschaft zusammengeführt wurden, denn als eine Vereinigung von Männern mit dem geistigen Bande einer Reihe festliegender Prinzipien für ihre nationale Haltung und Politik". Durch die geschichtliche Entwicklung aber sind nun politische Prinzipienfragen immer mehr in den Vordergrund gerückt worden, zu gleicher Zeit sich selbst fortwährend komplizierend. Dies hat den Erfolg gehabt, daß die beiden natürlichen Parteien — die eine gegen Neuerungen mißtrauisch und immer bereit, den Hemmschuh anzulegen; die andre vorwärts drängend und die Beseitigung aller Hemmnisse erstrebend — nicht nur vielfach Neigung zu Gruppenbildung innerhalb der Hauptgrenzen gezeigt haben, sondern daß auch der Hauptgegensatz zwischen ihnen immer durch das gerade im Mittelpunkte des Interesses stehende Problem jeweilig seine eigenartige Färbung wie seinen Namen erhalten hat.

So sind in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts (in der Zeit der parlamentarischen Reformgesetzgebung, durch welche die Mittelklassen mündig wurden) an die Stelle der alten „Whigs" und „Tories" die „Conservatives" und die „Reformers" getreten. Es war Lord John Russell, der bei einem politischen Bankett von den Gegnern des liberalen Ministeriums sagte: „Wenn ihnen der Name ‚Conservative' gar so gut gefällt, — wenn sie der Meinung sind, daß die alte Unterscheidung zwischen Whig und Tory hinfallen soll, so bin ich gern bereit, im Gegensatz zu ihrem neuen Namen den Namen ‚Reformer' anzunehmen und mich auf diesen Gegensatz einzurichten." Inzwischen ist nun auch der Name „Conservative" schon wieder mehr oder weniger veraltet. Wenn man die für die eben vor sich gegangenen Wahlen veröffentlichten Kandidatenlisten durchsieht, so findet man die beiden gegenüberstehenden Parteien fast ausnahmslos bezeichnet als „Unionists" und „Liberals". Diese Bezeichnung ist ein Produkt jener Jahre, in denen Gladstone durch seine irische Home Rule-Bill das Parteileben in seinen Tiefen erregte. Die Gegner dieser Gesetzgebung seines liberalen Ministeriums traten für Aufrechterhaltung der Union mit Irland ein und erhielten von daher ihren Namen. Bald wurde der Begriff der Union mit Irland erweitert zu dem Begriff einer imperialistischen Union des ganzen englischen Weltreichs: aus den Unionisten gingen die Imperialisten hervor, und jetzt werden die beiden Namen meist ineinander-schillernd gebraucht. Mr. Chamberlain selbst kann als das klassische Beispiel dieser Entwicklung gelten: bekanntlich gehörte er auch zu denen, die gelegentlich der Gladstoneschen Home Rule-Bill die Fahne der liberalen Partei verließen.

Gerade die Ereignisse der letzten Zeit nun haben die Tatsache in grelle Beleuchtung gerückt, daß auch diese Bezeichnung der beiden Parteien den Kern der Dinge nicht länger trifft. Zwar sind auch heute noch alle Konservative, Unionisten und Imperialisten; aber die Liberalen haben sich längst die Lehren

zu Herzen genommen, die ihnen durch die Folgen ihrer Gegnerschaft gegen die genannten Richtungen erteilt wurden, und haben aufgehört, diese Gegnerschaft zu den unerläßlichen Parteiprinzipien zu rechnen. Es befindet sich unter ihnen, — wenn nicht immer dem Namen, so doch der Sache nach, — eine sehr beträchtliche Zahl nicht nur von Unionisten, sondern auch Imperialisten. Vermutlich würden die meisten dieser liberalen Imperialisten den Anspruch erheben, daß sich ihr Imperialismus von dem konservativen unterscheide. Aber es wird sich dabei mehr um einen Unterschied des Geistes handeln, in dem die beiden Flügel des Imperialismus dem gleichen Ziele zustreben. Auf der einen Seite ein größerer Glaube an „Realpolitik", an militärische Machtäußerung, auf der andern an ethische Entscheidungsgründe, an freiheitliche Selbstentwicklung. Auf der einen Seite das Bestreben, den Zusammenhang zwischen Stammland und Kolonien durch starre Gesetzesformeln zu „sichern", auf der andern die Überzeugung, daß die Zuneigung zwischen Mutter und Kind am besten ohne künstlichen Zwang gedeiht. Aber den liberalen Imperialisten selbst würde es fern liegen, ihren konservativen Kommilitonen die Ungerechtigkeit anzutun, in allen diesen Fragen einen absoluten Gegensatz zu statuieren. Selbstredend kann es sich nur um einen graduellen Unterschied handeln; mit andern Worten: Das in Rede stehende Problem hat aufgehört, einen wesentlichen Unterschied der zwei Parteien zu bezeichnen.

Ist bereits wieder ein andrer an seine Stelle getreten? Daß dies der Fall ist, darüber können die eben vor sich gegangenen Wahlen keinen Zweifel lassen. Wenden wir den vorerwähnten Kandidatenlisten nochmals unsre Aufmerksamkeit zu, so sehen wir, daß auf der liberalen Seite die Freihandelspolitik stillschweigend vorauszusetzen ist, während die Fälle, in denen das Wort „Freetrader" in Parenthese hinter dem Namen eines Kandidaten der Unionistenpartei steht, so spärlich sind, daß sofort in die Augen springt: es handelt sich hier um Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, — die Regel nämlich, daß für „Unionisten" ebenso gut gelesen werden könnte „Protektionisten"! Mr. Chamberlain findet das ganz natürlich und in der Ordnung. Seiner Meinung nach ist konsequenter imperialistischer Unionismus ohne Schutzzoll nicht möglich. Ohne eine solche fühlbare „Barriere" rings um das englische Weltreich will er diesem nicht den Charakter eines abgeschlossenen Ganzen zuerkennen. Die große Frage, die sich nun zu entscheiden hatte, war die, ob die Unionistenpartei bereit war, ihm hier durch dick und dünn zu folgen, mit andern Worten: ob die Konservativen gewillt waren, künftig den freihändlerischen Liberalen einheitlich und konsequent als „Protektionisten" gegenüberzustehen. Von vornherein deutete die bisherige Entwicklungsgeschichte der englischen Parteien auf diesen Weg als den natürlichen hin. Freilich machten sich daneben sogleich besorgte Stimmen hörbar: hatten sich nicht die Konservativen dann auch auf die Erfahrungen gefaßt zu machen, die den Liberalen s. Z. ihre analoge Stellung zur Home Rule Bill einbrachte, d. h. auf ein langes Verweilen in der Opposition, — vielleicht ebenfalls mit keinem besseren Erfolge als dem, zu guter Letzt ihr einstiges Lieblingsprojekt durch andre Aufgaben verdunkelt zu sehen? Die Bewegung, vermittels deren solche wider-

streitende Strömungen schließlich zum Ruhepunkte gelangten, war es nun eben, die das innere Getriebe der Parteimaschinerie vorübergehend für das Auge bloßlegte.

Die Stimmen, die innerhalb der Unionistenpartei für eine entschiedene Aufrechterhaltung der Freihandelspolitik laut wurden, waren von Anfang an in einer lächerlich verschwindenden Minderheit. Von bedeutenderen Organen der öffentlichen Meinung im unionistischen Lager trat und tritt nur eines dafür ein, die allerdings sehr einflußreiche Wochenschrift „The Spectator". Dieses Blatt hat die Zollpolitik Chamberlains bekämpft von den Tagen an, da er zuerst seinen Kriegsruf ertönen ließ, und hat seither alle Kräfte eingesetzt für ein Weiterbestehen der unionistischen Partei in der alten Form: im Gegensatz zu den Liberalen die Prinzipien imperialistischer Union als conditio sine qua non der Mitgliedschaft betrachtend; aber zugleich im Gegensatz zu den Schutzzöllnern davon überzeugt, daß die Gefühle natürlicher Zuneigung zwischen Mutterland und Kolonien keiner künstlichen Stützen bedürfen. Sonst wurden nur in der unionistischen Provinzpresse ein paar vereinzelte Stimmen laut, die für die Rückkehr zur Freihandelspolitik eintraten. Der „Spectator" begrüßte diese Stimmen mit freudiger Zuversicht als erste Anzeichen des beginnenden Umschwunges. Es handelte sich dabei um Zeitungen, deren Bedeutung und Einfluß nicht allzu hoch angeschlagen werden durfte. Doch darüber hatte sich der „Spectator" nie getäuscht, daß solche Stimmen nur aus der Mitte der Partei kommen konnten; unter den offiziellen Führern herrschte in der Zollfrage augenscheinlich Einigkeit.

Einigkeit? Nun ja: Mr. Balfour bekannte sich, ebenso wie Mr. Chamberlain, zu der Ansicht, daß eine Revision der Zollpolitik in jeder Hinsicht wünschenswert sei. Aber gleichwohl fanden die beiden das anscheinend seichte Wasser, das sie trennte, so tief, daß sie nicht zusammenkommen zu können schienen. Mr. Chamberlain hatte einen Zoll von 2 Mark auf fremdländisches Getreide zum Vorzug der Kolonien sowie einen Allgemeintarif von 10 Prozent nebst der Vollmacht, gegen einzelne Länder mit hohen „Straftarifen" vorzugehen, als Hauptpunkt seines Programms bezeichnet. Mr. Balfour hatte eine Kolonialkonferenz zur Festsetzung eines Präferential-Tarifs als wünschenswert hingestellt und war gleichfalls der Meinung, daß gegen andre schutzzöllnerische Länder mit deren eigenen Waffen Vergeltung geübt werden sollte; nur eine bindende Festlegung dieser Dinge im voraus erklärte er für eine große Unklugheit: offenbar wollte er sich und seiner Partei die Gestaltungsfähigkeit des ursprünglichen Protoplasmas vorbehalten, aus dem noch alles werden kann. Und darüber scheinen nun die Meinungen der beiden zunächst hart aufeinandergeplatzt zu sein. Denn ein paar Tage lang blieb das Gerücht unwidersprochen, Mr. Chamberlain weigere sich, unter dem bisherigen offiziellen Führer der Partei weiter zu dienen, es sei denn, daß dieser seine Zwischenstation verlasse und ungesäumt der Endstation des Chamberlainschen Protektionismus zustrebe. Aber Mr. Balfour konnte — auf seine früheren Reden hinweisend — betonen: was er heute sage, habe er vor einem Vierteljahrhundert auch schon ungefähr so gesagt; es handle sich also bei ihm gar nicht

um eine Zwischenstation, sondern um einen unabhängig gewonnenen Standpunkt, und diesen meine er festzuhalten. Hier drohte also ganz deutlich die Gefahr einer Spaltung der Konservativen in zwei an Stärke so ebenbürtige Parteien, daß demgegenüber das Verhältnis der Nationalisten und Arbeiterparteiler zu den Liberalen gar nicht in Betracht gezogen werden konnte. Was in Wirklichkeit auf dem Spiele stand, das sprach am klarsten die konservativ-schutzzöllnerische „Morning Post" aus, indem sie den ernsten Warnungsruf laut werden ließ:

In den nächsten Tagen werden wir vermutlich das ganze System unsres Parlamentarismus an einem Scheidewege stehen sehen. Denn wenn sich jetzt die konservative Opposition in zwei getrennte Gruppen spaltet, so bezeichnet dies das Ende des Zweiparteiensystems, das bisher den wesentlichen Unterschied des britischen Parlaments von den gesetzgebenden Körperschaften andrer Länder gebildet hat.

Das Übergewicht der öffentlichen Meinung innerhalb der Unionistenpartei drängte nun zunächst der Richtung zu, in der sich unter den gegebenen Verhältnissen die vorhin als die natürlich bezeichnete Lösung auf kürzestem Wege erreichen zu lassen schien: man stellte in Aussicht, daß auf dem bevorstehenden Parteitage die Majorität sich für den unbedingten Protektionismus entscheiden werde, und man beschwor Mr. Chamberlain, in diesem Falle die Führung der Partei zu übernehmen. Aber er blieb unerschütterlich: er weigerte sich, Mr. Balfour aus dieser Stellung zu verdrängen.

Was sollte nun werden? Einen Augenblick dachte man daran, einen Dritten zu suchen, unter dem die feindlichen Brüder gemeinsam dienen konnten. Aber sobald ein bestimmter Name in diesem Zusammenhange genannt wurde, wies sein Träger, Mr. Walter Long, jedes derartige Ansinnen als „absurd und unmöglich" weit von sich. Sollte also die Leitung in Mr. Balfours Händen verbleiben? Immer größer wurde die Zuversicht, mit der sich das Gerücht verbreitete, Mr. Chamberlain werde in diesem Falle austreten und eine selbständige Protektionistenpartei gründen; und immer stärker wurde die Erregung, die dieses Gerücht hervorrief. Es erschien daher natürlich, wenn Mr. Chamberlain dem Odium zu entgehen suchte, an der Zersetzung seiner Partei schuld zu sein, zumal ihm vorgeworfen wurde, er habe dasselbe schon einmal den Liberalen gegenüber auf sich geladen, — damals als er aus ihrer Partei austrat. Er richtete einen offenen Brief an Lord Ridley, den Vorsitzenden der Tarif-Reform-Liga, in dem er sagte, er denke nicht daran, eine selbständige Partei zu gründen, sondern nur eine selbständige Gruppe innerhalb der Unionistenpartei. Das klang im ersten Augenblick ganz beruhigend. Aber als man näher zusah, konnte man sich doch die Tatsache nicht verhehlen, daß dieser Namensunterschied herzlich wenig zu besagen hatte gegenüber der ominösen weiteren Erklärung Mr. Chamberlains, diese Protektionistengruppe werde dafür sorgen, daß bei den kommenden Ersatzwahlen ihre Ansichten gebührend vertreten seien. Hieß das nicht klar und deutlich, daß bei künftigen Wahlen gegen etwaige freihändlerische oder Balfouristische Kandidaten aus dem Unionistenlager Chamberlainsche Gegenkandidaten aufgestellt werden sollten? Was also war gewonnen?

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sich zeigte, mit welcher Überlegenheit der gewiegte Parteipolitiker Chamberlain seine Karten gespielt hatte. Er hatte sich in der politischen Protoplasma-Natur Mr. Balfours nicht verrechnet. Er wußte, daß sich eine solche Natur nicht auf die Dauer dem magnetischen Einfluß einer ziel- und kraftbewußten Persönlichkeit entziehen kann. Mr. Balfour schrieb einen offenen Brief an Mr. Chamberlain, in dem er sich mit einem Zolltarif im allgemeinen sowie mit einem mäßigen Getreidezoll im besonderen einverstanden erklärte! Das hat wohl ebenso wenig überrascht, als wenn sich Mr. Balfour schließlich zum Freihandel bekannt hätte. Freilich wenn einige seiner Anhänger auch jetzt noch mit dem Gedanken spielen, Mr. Balfour sei im Grunde ein Freihändler und die von ihm befürwortete „Tarifreform" trage keinen schutzzöllnerischen Charakter, so zuckt jeder außerhalb dieser Kreise stehende Politiker darüber nur die Achseln. Um es kurz zu sagen: das Resultat ist ein völliger Sieg Mr. Chamberlains auf der ganzen Linie, d. h. innerhalb der Unionistenpartei. Durch sein scheinbares Entgegenkommen hatte er dem wirklichen Entgegenkommen Mr. Balfours den Weg gebahnt. So hat er seinen Willen darin, daß die Partei den Protektionismus auf die Fahne schreibt, wenn sie auch den Namen vermeidet. Mit dem Namen sind für viele Engländer häßliche Assoziationen verknüpft, daher werden die Unionisten vorziehen, auch weiterhin sich so zu nennen. Auch darin hat Mr. Chamberlain seinen Willen, daß die Führerrolle Mr. Balfour überlassen bleibt. Und vor allem ist auf diese Weise jede nennenswerte Spaltung der Partei vermieden. In seinem Antwortschreiben stellt Mr. Chamberlain seine politische Kraft ganz in Mr. Balfours Dienste.

Kein Wunder, daß die so geeinten Unionisten mit frischer Zuversicht in die Zukunft blicken! Das englische Volk sei nur „noch nicht reif genug" für ihre Pläne, so meinen sie, aber ihr Tag werde kommen — früher als man denke. Die Größe der liberalen Majorität macht ihnen keine Sorge: zwar sei es richtig, daß unter den 670 Sitzen im Parlament 71 Prozent in den Händen der Liberalen und nur 24 Prozent in den Händen der Unionisten seien; betrachte man aber anstatt der Sitze die Zahl der abgegebenen Stimmen, so finde man, daß von ihnen doch nur 42 Prozent den Liberalen und 36 Prozent den Unionisten gegolten hätten. Auch regt sich die Hoffnung, daß die Liberalen sich durch ihre große Majorität zu Unbesonnenheiten verleiten lassen möchten, namentlich hinsichtlich der irischen Frage, so daß ihre Herrschaft vielleicht ein vorzeitiges Ende finden könnte. Werden die Unionisten recht behalten? Oder werden sich die Liberalen mehrere Legislaturperioden hindurch am Ruder behaupten? Die Frage wird hier nicht aufgeworfen, um müßige Zukunftsspekulationen daran zu knüpfen, sondern um auf eine weitere Möglichkeit hinzuweisen, und das führt uns zum Schluß zu einer kurzen Betrachtung der Tatsache, daß wirkliche Einigkeit im Unionistenlager auch jetzt noch nicht existiert.

Auf dem kurz nach dem Balfour-Chamberlainschen Briefwechsel abgehaltenen unionistischen Parteitage erklärte der Herzog von Devonshire, der Vorkämpfer der Unionisten, die noch dem Freihandel huldigen, daß die neue offizielle Zollpolitik der Partei von ihm und seinen Freunden nach wie vor

die hartnäckigste Bekämpfung erfahren werde, wenn er auch in der Partei zu verbleiben gedenke. Dann wiederholte er im Oberhaus diese Erklärung mit noch größerem Nachdruck. Seine Stellung ist also ganz analog der auf der andern Seite vorübergehend von Mr. Chamberlain eingenommenen: er will eine selbständige Gruppe bilden innerhalb der Partei. Nun ist diese zwar vorläufig zu schwach, um eine so ernste innere Gefahr darzustellen, wie das von einer Chamberlainschen Gruppe gegolten hätte. Aber selbst die protektionistische „Times" konnte nicht leugnen, daß auf der unter Vorsitz des Herzogs von Devonshire abgehaltenen Versammlung des Unionistischen Freihandelsvereins die Träger sehr glänzender Namen sich als Mitglieder zu erkennen gaben, und daß in mancher Hinsicht die Anhänger des freihändlerischen Herzogs eigentlich bereits als selbständige Partei zu betrachten sind. Aber der „Spectator" hatte sogleich vor der hier und da aufgetauchten Absicht gewarnt, eine dritte gemäßigte Zentrumspartei mit neuem Namen zu gründen, und riet dazu, die versprengten Streitkräfte unter dem Banner des früheren freihändlerischen Unionismus zu sammeln, — ein Rat, der also auch wieder auf die Beibehaltung des Zweiparteiensystems abzielte, und inzwischen nun vom Herzog von Devonshire befolgt wurde. Der „Spectator" gibt sich der Hoffnung hin, daß die voraussichtliche Taktik Mr. Chamberlains, sich rücksichtslos der Hilfe der Arbeiterpartei sowie der Nationalisten gegen die Liberalen zu bedienen, ihm die Sympathien der Wähler nur noch mehr entfremden werde; und eine sich daraus ergebende neue Niederlage der Partei werde dann von selbst zum Umschwung führen. Auch sei gar nicht ausgeschlossen, daß Mr. Chamberlain, der sich noch nie auf der verlierenden Seite wohl gefühlt habe über kurz oder lang sich vom politischen Leben zurückziehen oder auch den Protektionismus mit irgendeiner neuen Sensationspolitik vertauschen könnte, während sich gleichzeitig Mr. Balfour möglicherweise wieder seiner früheren Liebe, der Philosophie, zuwendete. Und wenn dann unter den Anhängern des Herzogs von Devonshire vielleicht eine junge Kraft in den Vordergrund trete, so gelte es auch von hier aus nur einen kleinen Schritt, um zu einer Rekonstruktion der Partei auf der alten Basis zu gelangen.

Ob die Zukunft solchen Hoffnungen recht geben wird, kann niemand sagen. Aber dies ist sicher, daß der Standpunkt der englischen Wochenschrift, die ihre Leser ausschließlich unter den führenden Kreisen hat, und deren Leiter in Fragen der inneren Politik bisher kein schlechter Prophet gewesen ist, auch bei uns mindestens keine geringere Beachtung verdient, als die Ansichten gewisser deutscher Sensationspolitiker, die uns letzthin einzureden gesucht haben, Friede und Freundschaft mit England seien höchstens „vorläufig noch" möglich, bis der nur eine kurze Frist verschobene endgültige Sieg des Chamberlainismus die Reibung zwischen den zwei Nationen ins Unerträgliche steigern würde. Dabei sei noch ganz davon abgesehen, daß ein logisch notwendiger Zusammenhang zwischen einem zukünftigen Siege Mr. Chamberlains in der englischen Gesamtpolitik und einem deutsch-englischen Kriege nicht entschieden genug bestritten werden kann.

Ein italienischer Leitfaden zur Frauenfrage[1]).

Innerhalb der letzten Dezennien hat kaum eine andre auf das Beste der Menschheit gerichtete Bestrebung eine solche Fülle neuer Erscheinungen gezeitigt wie die Frauenbewegung. Wenn hier die Frau zum ersten Male als moralisch und rechtlich unabhängige Persönlichkeit eine Gleichstellung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft anstrebt und daraus hergeleitet wachsende Rechte und wachsende Pflichten für sich beansprucht, so galt es in erster Linie durch eine den veränderten Bedürfnissen Rechnung tragende geistige Schulung das weibliche Geschlecht so viel wie möglich zu dieser noch ungewohnten objektiven Aufgabe heranzubilden. Als nächstliegendes Mittel zur Gewinnung eines solchen fortbildenden Einflusses mußte natürlich die Übermittlung einer diesem Zwecke dienenden Lektüre erscheinen. In der leichten Zugänglichmachung einer folgerichtigen Auswahl von verständlich geschriebenen, wissenschaftlich gehaltenen Büchern lag nicht nur die Möglichkeit, jener großen Zahl durch häusliche Pflichten gebundener Frauen Nahrung für ihr erwachtes, mehr oder minder reges geistiges Leben zuzuführen, sondern auch das geeignete Gegengewicht, um diese Bildungshungrigen vor der Gefahr zu bewahren, sich durch wahl- und regellose Lektüre zu halberfaßtem und unzusammenhängendem Wissen, zu unbegründeten Urteilen und unlogischen Schlußfolgerungen verführen zu lassen.

Erwägungen solcher Art ließen eine italienische Dame, die Gräfin Maria Pasolini-Ponti, in ihrer Vaterstadt Ravenna eine ausschließlich für Frauen bestimmte Bibliothek ins Leben rufen. Die von ihr für diese aufgestellten Grundsätze erschienen so einleuchtend, daß man sie in verschiedenen andern Städten Italiens, auch in Rom, bei der Errichtung solcher Anstalten seither zum Vorbild genommen hat. Um nämlich das Ziel einer systematischen, einem bestimmten Gedankengange folgenden Lektüre zu erreichen, führte sie nicht nur die Anordnung des Lesestoffes nach Serien ein, sondern für jede derselben wurde auch — und darin liegt der Wert ihrer in Deutschland auf dem Gebiete der Frauenbewegung wohl noch nicht nachgeahmten Schöpfung — auf wissenschaftlicher Grundlage ein Katalog ausgearbeitet. Auf diese Art entstand ein Leitfaden für die Leserin, der ihr den inneren Zusammenhang der getroffenen Auswahl übermittelt, sie aber auch, indem er gleichsam die Leitmotive der behandelten Frage herausgreift und das Für und Wider abwägt, zu einer selbständigen Durcharbeitung des gebotenen Lesestoffes anregt.

Für die der Frauenfrage gewidmete Abteilung dieser Bibliothek hat nun die Gräfin Pasolini-Ponti selbst den einführenden Katalog verfaßt. Die Gräfin, der ihre Lebensstellung innerhalb der führenden Kreise des geistigen Rom Gelegenheit gibt, ihre umfassende Bildung, ihren klaren Verstand auf den verschiedensten Gebieten der Frauenbewegung zu betätigen, versucht auf Grund einer von ihr verständnisvoll ausgewählten Bücherserie die historische Notwendigkeit dieser Bewegung darzulegen,

[1]) La Questione femminile. Catologo a Serie fissa. Biblioteca storica Andrea Ponti. Roma 1903.

„um ihre Leserinnen auf die Beobachtung des sich auf diesem Gebiete vollziehenden Umschwunges vorzubereiten, sie geistig für diesen auszurüsten, damit sie ihre Gewohnheiten den veränderten Tatsachen anpassen, anstatt ihre Kräfte und Gedanken in einem vergeblichen Widerstand zu verschwenden". Das anzustrebende Ziel aber erblickt sie „in der Entwicklung der besseren Fähigkeiten der Frau, um aus ihr ein gewissenhafteres, vollkommeneres menschliches Wesen zu machen".

Gewiß, der von ihr vertretene Gedankengang deckt sich vollkommen mit den den deutschen Frauen geläufigen Anschauungen von Zielen und Aufgaben der Frauenbewegung. Trotzdem erscheint ihre Darstellung wohl geeignet, auch einem deutschen Leserkreise näher gebracht zu werden, einmal um der gewissermaßen internationalen Beleuchtung des Gegenstandes willen, dann aber auch als ein Ausblick auf die geschichtliche wie wirtschaftliche Entwicklung, die die Stellung der Frau innerhalb der Jahrhunderte erfahren hat, und endlich ist auch die Auswahl der den einzelnen Abrissen zugrunde gelegten Schriften nicht ohne Interesse. Schon die Gruppierung der Bücher ist bezeichnend für die Richtung, in der die einzelnen Nationen ihre Mitarbeiterschaft an der Bewegung aufgefaßt und betätigt haben. Während die Verfasserin für ihre historischen Ausführungen italienische und französische Schriftsteller auswählt, übernimmt sie die wissenschaftliche Begründung für die zur speziellen Frauenfrage gehörigen Probleme von den Germanen, dem für diesen Zweck klassischen Stuart Mill und außer ihm August Bebel (St. Mill, „L'assujettissement de la femme"; Bebel, „La femme dans le passé, le présent et l'avenir"). Ihre Schilderung der Bedeutung der Frauenbewegung für das moderne Leben aber stützt sie auf die in den Werken von Amerikanerinnen vertretenen Ansichten.

Letourneaus Studie, „La condition de la femme dans les diverses races et civilisations", die nach wissenschaftlicher Methode soziologisch die Stellung der Frau behandelt, ergänzt durch Gabbas Werk, „Della condizione giuridica della donna", gibt der Verfasserin Anlaß, auf den geschichtlichen und rechtlichen Entwicklungsgang der der Frau innerhalb des Völkerlebens eingeräumten Stellung hinzudeuten. Betont sei nachdrücklich, wie die Gleichstellung der Geschlechter in moralischer und bürgerlicher Hinsicht, als das Recht auf die freie Persönlichkeit, zu den alten Traditionen Italiens gehört; wie sich dort die Frau zu allen Zeiten unbestritten der Ausübung der Wissenschaft und Literatur habe widmen können, so räumt sie doch Frankreich, dessen geistiges Leben in seiner Blütezeit das verfeinernde wie verfeinerte Element eines weiblichen intellektuellen Einflusses erfahren hat, eine besondere Stellung ein. Unter der geschickten Bezeichnung „Vorläuferinnen der Frauenbewegung" weist sie, gestützt auf Gerards Buch „L'éducation des femmes par les femmes", auf die lange Reihe von Gestalten hin, die teils erzieherisch, teils aufklärend durch Schrift und Tat darauf hingewirkt haben, den Wert der Frau für das Kulturleben zur Geltung zu bringen. Besonders hebt sie die bleibende Bedeutung hervor, die Fénelons Werk „Über die Erziehung", sei es auch in Hinsicht auf die veränderten Lebensverhältnisse veraltet, durch seinen Gehalt an allgemein gültigen psychologischen Beobachtungen auch heute noch auf diesem Gebiete beanspruchen könne.

Um die Frau auf dem Boden der Gegenwart und ihr durch die Förderungen der Industrie verändertes Arbeitsfeld zu schildern, greift die Verfasserin, wie schon erwähnt, zu den Ausführungen der Amerikanerinnen (C. P. Stetson, „La donna e l'economia sociale"; Th. Bentzon, „Femmes d'Amérique"). Sie wählt erstere wegen der Größe ihrer Gesinnung, die sich in der Tatsache ausspricht, daß sie nicht nur die Frau auf die Höhe einer dem ganzen menschlichen Geschlecht gegenüber verantwortlichen Persönlichkeit hebt, sondern auch den Mut hat, die spezifisch weiblichen Fehler aufzudecken, durch die gerade die Frau den anzustrebenden gerechten Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit beeinträchtige. Der weibliche Egoismus, der sich auf wirtschaftlichem Gebiete in dem Verlangen nach Luxus, dem Drücken der Arbeitslöhne, dem Bestreben, sich einen persönlichen, noch so geringen Vorteil zu sichern, manifestiert, erscheint nach ihrer Ansicht als

das Ergebnis der wirtschaftlichen und intellektuellen Abhängigkeit, die die Völkergeschichte über die zum Werkzeug herabgewürdigte Frau verhängt hat. Einer nicht minder scharfen Verurteilung begegnet die hergebrachte Mädchenerziehung, die, statt die Frau zu ihrem höchsten Beruf als Mutter eines heranwachsenden Geschlechts zu befähigen, sie gerade auf diesem Punkt nur zu oft lediglich dem Instinkt überlasse. Fehle schon der neuen, auf ganz veränderter, auch die Frau zu industrieller Arbeit heranziehenden Grundlage aufgebauten Gesellschaft der in den früheren enggebundenen Verhältnissen von selbst überlieferte Begriff der häuslichen Tradition, so bleibe, was noch schlimmer, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gänzlich unentwickelt. Und wenn nun der Fortschritt zu einer neuen Kultur der Frau neue Rechte gewährt, die darauf ausgehen, das Familiengefühl zu einem heiligeren und stärkeren zu machen, dann wird die Liebesfähigkeit der Frau sich dadurch nicht verringert finden, sondern zu einer immer größeren heranwachsen. Schon haben sich die Frauen der Neuen Welt als Trägerinnen neuer Gedanken bewährt. Die Frauengestalten, die Th. Bentzon in ihrem erwähnten Buche zeichnet, danken die Höhe ihrer Gesinnung dem opferbereiten Mut, mit dem sie sich an die Seite des Mannes gestellt haben, um ihm bei der Eroberung der Neuen Welt Beistand zu leisten.

Hat es die Verfasserin dergestalt versucht, ihre Leserinnen kursorisch wenigstens in die historische Entwicklung der geistigen und sozialen Stellung der Frau bis zu dem Höhepunkt der modernen Frauenbewegung einzuführen, so greift sie schließlich nach den Berichten der verschiedenen Frauenkongresse, um ihnen ein aktuelles Resultat vor Augen zu stellen. Hier findet sie die Antwort auf das Streben, zu dem sich die Frauen aller Nationen zusammengeschlossen haben. Die Überzeugung, das Beste des menschlichen Geschlechts könne durch eine größere Einheit von Gedanken, Sympathien und Zielen gefördert werden, und jedes in diesem Sinne organisierte Vorgehen der Frauen werde zum Wohl der Familie und des Staates beitragen, hat sie zu einem Bund von Arbeiterinnen geeint, der es sich vorgesetzt hat, in der Gesellschaft, in den Sitten, in den Gesetzen in immer weiterem Sinn das goldene Gesetz: „Tue andern, was du willst, das man dir selber tue," zur Tat werden zu lassen. In dem Überblick, den die Verfasserin auf Grund dieser Berichte gibt, entrollt sie ein Bild weiblicher Tätigkeit, wie der Forderungen auf ihr zu gewährende Rechte, mit denen die Frau in den Kampf des Daseins eingetreten ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dies Bild kein erschöpfendes sein kann, aber gerade die objektive Behandlung, die die Verfasserin anstrebt, läßt es bedauern, daß sie sich hier einzig auf die Kongreßberichte stützt. In dem weitgefügten Rahmen ihres Gemäldes hätte vor andern auch die Tätigkeit der deutschen vaterländischen Frauenvereine, ihrer humanen Ziele wegen wie als Glied der geschichtlichen Entwicklung, eine Würdigung finden müssen. Überhaupt ist zu bemerken, daß die Sprache und Rassegemeinschaft der lateinischen Völker bei der Wahl der Bücher maßgebend und beeinflussend gewesen ist. Denn wie es die Verfasserin bedauert, daß Frau Lilly Brauns sehr brauchbares Buch über die Frauenfrage weder ins Französische noch ins Italienische übersetzt sei, so hätte sie als einen geeigneten Ratgeber hinsichtlich der der Frau zustehenden Rechte und Mittel, um ihre Autorität geltend zu machen und ihre Begabung zu verwerten, neben dem französischen Buch von Pert, „Livre de femme", wohl auch das mustergültige deutsche Handbuch der Frauenbewegung aufführen dürfen.

Nicht nur der Reiz, den eine bekannte Materie durch eine andre Beleuchtung erhält, verleiht den Ausführungen der Gräfin Pasolini Interesse; ihr Wert liegt in der Anregung, die durch die abweichend nationalgefärbte Auffassung und die individuell selbständige, praktische Ausführung eines lebensfähigen Gedankens eine Erweiterung des geistigen und praktischen Horizonts bedeutet, und nicht zuletzt in dem Sichtbarwerden des engen Zusammenhanges, der die Arbeiterinnen zum Wohl der Menschheit, sei es als Säende, sei es als Erntende, verbindet.

Eleonore v. Bojanowski.

Das Moskauer Künstlerische Theater in Berlin.

Während der Krönung Kaiser Nikolaus' II. hatte die Petersburger deutsche Botschaft im Frühling 1896 neben der roten Pforte in der alten Zarenresidenz ein vornehmes Privathaus gemietet und darin eine Reihe glänzender Festlichkeiten, darunter eine musikalisch-dramatische Soiree, veranstaltet, an der erste deutsche Kräfte teilnahmen. Nur wenige wußten damals, daß in diesem Hause Alexejew, das einem der angesehensten Moskauer Großindustriellen gehörte, ein reges Kunstleben, vor allem auf theatralischem Gebiete, herrschte und einer der Inhaber des Geschäfts sich als Darsteller und Regisseur glänzend bewährt hatte. In der russischen Gesellschaft sprach man überall von dem künstlerischen Ernst, dem fein abgewogenen Zusammenspiel und der glänzenden Ausstattung, mit denen diese Vorstellungen den Charakter des Liebhabertheaters schnell abgestreift und sich zu hervorragenden Bühnenleistungen entwickelt hatten. K. S. Alexejew, der sich als Schauspieler den Namen Stanislawski gab, verfolgte als unabhängiger kunstbegeisterter Mann die Idee, der russischen Bühne neben der nationalen Dichtung auch neue literarische Schöpfungen des Auslandes zuzuführen und sie im Gegensatz zu der schnell fertigen Routine, die ihren Charakter oft grob entstellte, nach sorgfältiger Vorbereitung auf ihre eigene Tonart genau abzustimmen. In dem Dramatiker und Romanschriftsteller Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, dessen Bruder sich später während des japanischen Feldzuges als Kriegskorrespondent einen klangvollen Namen gemacht hat, fand er einen kenntnisreichen und treuen Bundesgenossen für die Ausführung seiner Pläne. Beide entschlossen sich vor neun Jahren in Moskau zur Begründung des „Künstlerischen Theaters", das sich in kurzer Zeit zur ersten Bühne Rußlands entwickelte und so starke, segensreiche Anregungen wie kein zweites Theater im Zarenreiche ausstreute. Der Erfolg dieses Unternehmens wurde dadurch nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt, daß die Bühnenleiter und Schauspieler der alten schablonenhaften Richtung über die jungen „Dilettanten" spotteten, die alles besser wissen wollten und mit Umgehung abgebrauchter Kräfte ihr frisches Material hernahmen, wo sie es fanden. Eine ehrliche und nachhaltige Begeisterung hatte die Jugend erfaßt, die sich als Darsteller, Dekorationsmaler und Kostümzeichner der Führung der beiden vornehm denkenden Männer unterordneten und aus der Anerkennung des Publikums bald herausfühlten, daß sie auf richtigem Wege neuen Zielen zustrebten. Das „Moskauer künstlerische Theater" übernahm für Rußland alsbald die Aufgabe, die in Deutschland die Meininger bei der Aufführung klassischer Dramen so glänzend erfüllt hatten. Gleichzeitig stellte es sich aber auch in dieselbe Reihe wie das von Antoine in Paris begründete „Théâtre libre", mit der erfolgreichen Nachahmung, die es in der Berliner „Freien Bühne" gefunden hatte. Das „Künstlerische Theater" hielt die Überlieferung des nationalen russischen Dramas aufrecht, indem es die Handlung in einer bisher unbekannten Weise für das Auge der Zuschauer lebendig machte. Es schützte sich dadurch vor jeder Einseitigkeit, daß es bis auf die „Antigone" des Sophokles und den „Julius Cäsar" Shakespeares zurückgriff, um des großen dramatischen Stils nicht verlustig zu gehen. Gleichzeitig fand das Unternehmen aber auch in der realistischen Kleinmalerei Gorkis und Tschechows, in den Dramen Ibsens und Hauptmanns lockende Aufgaben, die mit ebenso viel liebevollem Fleiß

wie technischer Geschicklichkeit gelöst wurden. Bei wiederholten Gastspielen in Petersburg holten sich die Künstler die Bestätigung dafür, daß sie nicht nationaler Überschätzung oder Moskowiter Voreingenommenheit, sondern ehrlichem Wollen und Können ihre Erfolge zu verdanken hatten.

Russische Schauspielkunst vermochte bisher auf den Geschmack des westlichen Europas keinen tieferen Einfluß auszuüben. Motschalow, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch seine gewaltige Naturkraft Shakespeare bei seinen Landsleuten einführte, und dem der berühmte Kritiker Belinski eine Anzahl gehaltvoller Essays widmete; Schtschepkin und Sadowsky, die von den Dramen Gribojedwos, Gogols und Ostrowskys angeregt wurden; tragische Schauspielerinnen wie die Damen Fedotowa und Jermolowa, die sich später einen Namen machten, sind außerhalb ihres Vaterlandes unbekannt geblieben. Frau Gorewa, die in den achtziger Jahren in deutscher Umgebung bei uns auftrat, war kaum geeignet, höhere Erwartungen zu befriedigen. Viel bedeutender erschien Frau Ssawina, die im Frühling 1899 mit einer russischen Gesellschaft im Lessing-Theater spielte und durch ihre Schärfe der Charakteristik auffiel. Die Moskauer Gäste, die jetzt eben bei uns im Berliner Theater erschienen sind, verfolgen aber ganz andre und künstlerisch höhere Ziele als ihre Vorgänger. Sie haben nicht nur ein großes, trefflich eingeübtes Personal, sondern auch für die zur Aufführung bestimmten fünf Stücke alle Dekorationen, Kostüme und Requisiten des Theaters mitgebracht, das ihnen wohlhabende Freunde, darunter der bekannte hilfsbereite Morossow in Moskau, genau nach ihren Wünschen erbaut haben. Sie verfügen dort in einem für 1200 Personen eingerichteten Hause in Kamergerskij Pereulok über alle modernen technischen Hilfsmittel, wie die Drehbühne, und die Anpassung ihres szenischen Apparats an eine fremde Umgebung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Trotzdem haben sie mit einem Schlag das Berliner Publikum für sich zu interessieren gewußt und bei dem Verlauf ihres Gastspiels bei Kennern und Liebhabern außerordentlichen Beifall hervorgerufen. Der Umstand, daß sich infolge der inneren Unruhen im Osten zahlreiche Russen bei uns aufhalten, gab dem Erfolg allerdings einen besonders lebhaften Ausdruck. Aber auch davon abgesehen, sind wir den Künstlern für vieles Schöne und Eigenartige zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß sie mit einem Drama von Alexei Tolstoi anfingen, der mit seinen Balladen und seinem historischen Roman „Fürst Serebrenny“ in der vordersten Reihe der modernen russischen Dichter steht, den man aber von dem gleichnamigen Einsiedler von Jasnaja Poljana wohl unterscheiden muß. Jener bereits 1875 verstorbene Tolstoi war ganz erfüllt von deutscher Literatur und Kunstanschauung, und die schönste Erinnerung seines Lebens bestand darin, daß er als zehnjähriger Knabe von seinem Onkel nach Weimar geführt und von Goethe liebkosend auf den Schoß genommen wurde. Von seiner dramatischen Trilogie, die den „Tod Iwans des Schrecklichen“, dessen Sohn den „Zaren Fedor Joannowitsch“ und den Usurpator „Boris Godunow“ schildert, ist das zuerst genannte Trauerspiel am populärsten geworden und vor langen Jahren auch einmal in deutscher Sprache in Weimar mit Otto Lehfeld in der Titelrolle gespielt worden. Die Moskauer Künstler begannen indessen ihr Gastspiel mit dem zweiten Stück, das anscheinend nicht so dankbar und jedenfalls viel schwieriger zu spielen ist. Sie verstanden es aber in allen Teilen der Aufführung das alte Moskau zu jener Zeit, als auf den grausen Zar ein gutgearteter, willensschwacher Sohn gefolgt war und die Vertreter der alten und neuen Zeit einander heftig bekämpften, trefflich zur Anschauung zu bringen, ohne daß der Prunk der Gewänder bei dem Zaren, seiner Gattin Irina und den Bojaren, die dekorativen Effekte in dem berechtigten Streben nach realistischer Wahrheit irgendwie störend hervorgetreten wären. Wesentlich höher als diese Äußerlichkeit, die nicht unterschätzt werden soll, standen die fein abgewogene Kunst, mit der das Wesen der Dichtung für das Auge der Zuschauer anschaulich gemacht war, und das harmonische Zusammenspiel der Gesellschaft, bei dem der einzelne seinem Partner

ebenso viel Wirksames in die Hand zu legen schien, wie er von ihm empfing. Der große Schröder in Hamburg pflegte von einem „Konzertieren" der Bühnenaufführung zu sprechen, die ihm als Ideal vorschwebte. Bei den Russen war dies Ziel tatsächlich erreicht, einmal durch die viel zahlreicheren Proben, denen sich diese Schauspieler im Gegensatz zu der übereilten Arbeit der meisten Bühnen unterwerfen, dann aber auch durch den lobenswerten Grundsatz, daß der Beste unter ihnen, der heute eine tragende Rolle durchführt, sich keinen Augenblick bedenkt, morgen in einer Episode nur zwanzig Worte zu sprechen. Dadurch wurde es möglich, jede Gefahr des Virtuosentums zu unterdrücken und auch in dem Geringsten den künstlerischen Ehrgeiz zu pflegen, daß er als wertvoller Mitarbeiter seinen Platz auszufüllen habe. Natürlich konnten bei dieser sorgfältigen Vorbereitung im Laufe des Winters nur wenige Stücke, meistens vier bis fünf, einstudiert werden.

Die prächtigen Bilder in dem Drama „Zar Fedor Joannowitsch" in dem alten Palast des Kreml, wenn die vorübergehende Aussöhnung zwischen dem kriegerisch tapferen Schuiskij und dem diplomatisch schlauen Boris Godunow erfolgt, der Aufzug der Bojaren, die sich vor dem Herrscher dreimal zur Erde werfen und mit der Stirn den Boden berühren, das schüchterne Eindringen der Kaufleute, die auf den Knien zu dem Zaren rutschen und, um Schutz flehend, seine Hände und Gewänder mit Küssen bedecken; die Szenen vor der Archangelskirche bei der Panichide für den verstorbenen Zar Iwan mit dem feierlichen Aufzug und den vor der Tür liegenden oder stehenden Büßern und Bettlern konnten in ihrer malerischen Wirkung unmöglich übertroffen werden. Sie schienen aus den Rahmen jener großen historischen Bilder getreten zu sein, wie sie Constantin Makowski malt, während man glauben möchte, daß sein Bruder Wladimir Makowski, der ausgezeichnete Genremaler, der in bezug auf Feinheit der Charakteristik unserm Adolf Menzel die Hand reicht, die Vorbilder für die Typen aus dem Land- und Volksleben im „Onkel Wanja" und dem „Nachtasyl" geschaffen habe. Jenes Schauspiel von dem früh verstorbenen Tschechow hatte bei der deutschen Aufführung im Berliner Theater gar keinen Eindruck hinterlassen, und es bleibt auch ein schwaches Stück mit seinen halben Empfindungen und matten Farben, seiner wirren Handlung und gebrochenen Charakteristik. Erst die Moskauer Darsteller füllten diese Umrisse mit Blut und Leben aus, individualisierten das Allgemeine und schlugen die Untertöne an, auf denen die Stimmung des Ganzen, die Schilderung des Öden, Unbefriedigten und Zwecklosen beruht, von dem diese Menschen bei Tschechow angekränkelt sind. Daß die russischen Gäste bei der Aufführung des „Nachtasyls" von Gorki erst recht in ihrem Element sein würden, war zu erwarten. Sie verstärkten die Wirkung des Stückes nach der schauerlichen Seite, indem sie jeden Grad von Verkommenheit in diesem menschlichen Abgrund bis auf die Wurzeln heraushoben und die Todschlagsszene am Ende des dritten Aktes mit dem furchtbaren Geschrei beim Volksauflauf bis zur Höhe der echten Tragödie steigerten. Auf der andern Seite kamen aber auch die humoristischen Momente stärker heraus, und das Stück, das bei der Lektüre mittendrin abzubrechen scheint, wirkte hier viel abgerundeter und einheitlicher. Einzelne Namen aus der trefflichen Künstlerschar besonders hervorzuheben, verbietet sich eigentlich, da man Gefahr läuft, andre durch Nichterwähnung zu verletzen. Doch traten Moskwin als Zar Fedor und Pilger Luka, Stanislawski als Dr. Astrow und Satin, Wischnewski als Boris Godunow, Luschski als Schuiski, und die Witwe des Dichters Tschechow, die unter ihrem Mädchennamen Olga Knipper auftrat und ein ungewöhnlich verfeinertes weibliches Empfinden verriet, als Helena in dem Stück ihres Gatten und als Nastja im „Nachtasyl" stärker hervor. Immer wieder muß aber betont werden, daß vor allem der Geist, aus dem dies Unternehmen entstanden ist, und der alle seine Teile gleichmäßig erfüllt, den künstlerischen Sieg errungen hat, den niemand dem Moskauer „Künstlerischen Theater" bestreiten kann und der sich bei den weiteren Gastspielreisen dieser Bühne sicherlich überall wiederholen wird. Eugen Zabel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Für die Weltwirtschaft, den Handel und die Industrie aller Nationen ist der 1. März 1906 auf ein Jahrzehnt hinaus ein entscheidender Tag gewesen. An diesem Tage sind die Handelsverträge, die das Deutsche Reich mit Rußland und Österreich-Ungarn, mit der Schweiz, Italien, Belgien, Rumänien und Bulgarien abgeschlossen hat, in Kraft getreten, und der Raum ihrer Wirksamkeit erstreckt sich infolge der Meistbegünstigungsklausel durch den Frankfurter Frieden auch auf Frankreich, durch das mit den Vereinigten Staaten von Amerika bis zum 1. Juli 1907 vereinbarte Provisorium auf die Union. Mit England bleibt es, bis zum Abschluß eines neuen Vertrags, bei den alten Abmachungen; mit Spanien und Schweden wird noch verhandelt. Seit 1880 steht das kontinentale Europa unter dem Zeichen des Schutzzolls. Als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Freihandelsbewegung unter der Standarte Cobdens ihren Siegeszug in Europa antrat, widerstanden ihr nur die Vereinigten Staaten, theoretisch durch die Schriften Careys, praktisch durch ihre Schutzzollgesetzgebung. Durch Schutzzölle suchten sie ihre entstehende Industrie vor der Überflutung durch die billige europäische Ware zu bewahren. In dem zwanzigjährigen Kampfe hat schließlich der Schutzzoll das Feld behauptet. Seit 1880 ist die Freihandelsbewegung überall im Rückgang, so sehr, daß selbst in England, ihrem Vaterlande, das durch den Freihandel zu einer so hohen Entwicklung seines Wohlstandes, seiner Handelsflotte und seines wirtschaftlichen Verkehrs mit allen Ländern der Erde gebracht worden ist, ihr jetzt in Joseph Chamberlain der gefährlichste Gegner erstehen konnte. Die neuen Handelsverträge tragen darum den Stempel der Zeit. Alle Staaten wollen ihre Gewerbtätigkeit, in der Landwirtschaft wie in dem Fabrikbetrieb, durch möglichst hohe Schutzzölle schützen; ihr uneingestandenes Ideal ist der geschlossene Handelsstaat, der alles innerhalb seiner Grenzen erzeugt, was er braucht. Aber der Zwang der Dinge verhindert überall die Verwirklichung dieses Ideals. Auch die reichsten und ergiebigsten Länder sind auf den Austausch ihrer Produkte mit den andern angewiesen; den einen fehlen die Rohstoffe, die andern sind wegen ihrer wachsenden Bevölkerung zur Ausfuhr der Erzeugnisse ihrer Industrie genötigt. Immer schärfer hat sich der wirtschaftliche Gegensatz zwischen Europa und den Vereinigten Staaten ausgebildet. Mit ihrem Getreide und ihrer Baumwolle, ihrem Petroleum und ihrer Fleischerzeugung versorgten sie das bedürftige Europa und bei der großartigen Entwicklung ihrer Industrie hofften sie, sich ihrerseits bald von der europäischen Industrie unabhängig machen zu können. Nicht nur politisch durch die Monroe-Doktrin, auch wirtschaftlich sollte Amerika eine Welt für sich bilden. Die Handelspolitik der Vereinigten Staaten ist durch die hohen Schutzzölle und den Einfluß der Trusts auf den Senat und das Abgeordnetenhaus eine durchaus abwehrende und Europa ungünstige. Wiederholt hat man dagegen einen Zollverein aller kontinentalen Staaten Europas vorgeschlagen, und die langfristigen Handelsverträge zwischen ihnen sind ihrem Wesen

nach ein Schritt zu einer solchen Verbindung. Aber ehe dies Zukunftsgebild noch einen ungefähren Umriß gewann, sind schon zwei neue Momente eingetreten, welche die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von innen heraus umwandeln müssen. Ihr Getreideüberfluß lastet nicht mehr auf Europa: ihr eigner Konsum erfordert seit 1895 immer größere Mengen, und in Argentinien, Kanada und Indien sind ihnen Konkurrenten entstanden, deren Gewicht mit jeder Ernte zunimmt. Das Wachstum ihrer Industrie fängt langsam, aber unaufhaltsam an, den inländischen Gebrauch zu überschreiten und nach den ausländischen Märkten hinüberzugreifen. Der Boykott, den die chinesischen Kaufleute wegen der schlechten Behandlung der chinesischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten seit einigen Monaten mit so zäher Ausdauer und in immer weiterem Umfange durchführen, hat die amerikanische Geschäftswelt in jene nervöse Unruhe versetzt, die mit täglich neuen Alarmnachrichten von der bevorstehenden Niedermetzelung aller Fremden in China Europa in Schrecken jagen will. Hier ist eben die Stelle, wo auch das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" sterblich ist. Die Vereinigten Staaten sind durch ihre überreiche Produktion auf den Punkt gelangt, wo ihnen der Absatz nach dem Ausland und die Zufuhr von Rohstoffen, zunächst in Eisenerzen und Kohlen, zur Notwendigkeit wird. Aus den bisher einseitig Gebenden sind Bedürftige geworden. Sollten sie durch die Abneigung Chinas einen Teil ihres chinesischen, durch die Konkurrenz Japans den mandschurischen Handel einbüßen, wird ihre Handelspolitik gegen Europa bald eine Änderung erfahren müssen. Denn auch dieses rüstet sich gegen den Schutzzollwall der Union. In ihren Kolonien wetteifern alle europäischen Völker in der Anlage von Baumwollpflanzungen, in der Schürfung nach Eisenerzen und Kupfer, in der Bohrung nach Petroleum miteinander, um das Übergewicht der Vereinigten Staaten in diesen Produkten zu brechen. Die politischen Machtfragen verwandeln sich immer mehr in wirtschaftliche; an die Stelle kleiner selbständiger Handelsgebiete streben große wirtschaftliche Vereinigungen zu treten: Europa, Amerika, Ostasien. Die Gegenwart und die nächste Zukunft bis 1917 gehören den Handelsverträgen und sind eine Vorbereitungszeit zur Bildung umfassenderer Zollvereine. Speziell für Deutschland sind die neuen Verträge im Durchschnitt zugunsten der Landwirtschaft und zuungunsten der Industrie ausgefallen. Handel und Fabriken haben in der Erkenntnis, daß ein allgemeiner Zollkrieg ihnen noch ungleich mehr Schwierigkeiten und Nachteile bereiten würde, und in der Hoffnung, durch die zehnjährige Sicherheit und Beständigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse eine gewisse Erleichterung gegenüber der Schwere der Zollerhöhungen zu finden, die ungünstigen Bedingungen angenommen. Ihr so oft bewährtes Anpassungsvermögen, ihr Wagemut und ihre fein und reich entwickelte Technik helfen ihnen vielleicht, glücklicher, als sie es bei dem Anbruch der neuen Periode erwarten, über die beschwerlichen Jahre hinwegzukommen.

Wie auch in der Marokko-Angelegenheit die wirtschaftlichen Interessen den eigentlich treibenden Faktor bilden, bewies ein merkwürdiger Zwischenfall während der Verhandlungen der Konferenz in Algeciras. Nach Erledigung der Zollfragen war man, mit Hinausschiebung des schwierigen Punktes über die Regelung der internationalen Polizei, zur Besprechung der Errichtung einer marokkanischen Staatsbank geschritten. Deutschland und Frankreich hatten ihre Programme der Konferenz vorgelegt; ein drittes übergaben die Delegierten Marokkos. Dabei erklärte El Mokri, bei der Erwähnung der Arbeiten, die in den marokkanischen Häfen vorzunehmen seien, daß die Bauten in den Häfen von Casablanca und Saffi am Atlantischen Ozean von dem Sultan schon einer französischen Gesellschaft, Schneider in Creuzot, zugewiesen wären. Die Konferenz war über diese Eröffnung um so mehr erstaunt, da selbst die französischen Delegierten versicherten, von dieser Konzession nichts zu wissen. In der Tat waren Deutschland und Frankreich während ihrer Verhandlungen im vergangenen Jahre übereingekommen, sich im Hinblick auf die bevorstehende Konferenz aller Schritte zugunsten ihrer Staatsangehörigen bei der marokka-

nischen Regierung zu enthalten. In Frankreich aber hat man Marokko seit Jahren als sichere Beute betrachtet; Handels- und Industriegesellschaften suchten sich die öffentlichen Arbeiten zu sichern, auf die fruchtbarsten Landstriche Beschlag zu legen und die vermuteten Schätze des Bodens schon im voraus unter sich zu verteilen. Daher der Unmut, mit dem sie die Einmischung Deutschlands aufgenommen haben, und der hartnäckige Widerstand, den sie dem von Deutschland verteidigten, allgemeinen internationalen Wettbewerb entgegensetzen. Die drei Programme über die Gründung einer marokkanischen Staatsbank, in der ihrerseits der Sultan und seine Ratgeber nichts als eine unerschöpfliche Goldquelle sehen, hat die Konferenz als schätzbares Material zu der Ausarbeitung eines neuen Entwurfs benutzt, der den Verhandlungen zugrunde gelegt wurde. Danach soll die Staatsbank auf die Dauer von vierzig Jahren errichtet werden und, unter Ausschluß jeder andern Bank oder Kreditanstalt, die Funktionen als Kassen- und Zahlstelle des Reiches ausüben. Das Grundkapital, nicht weniger als 15 und nicht mehr als 20 Millionen Franken, soll in ebenso viele gleiche Teile geteilt werden, als Staaten auf der Konferenz vertreten sind. Jede Macht wird eine Bank bezeichnen, die das Recht der Subskription sowie das Recht, Mitglieder des Verwaltungsrates vorzuschlagen, ausübt. Dagegen verlangt Frankreich zu seinem Anteil an dem Grundkapital noch drei andre Anteile für die französischen Gesellschaften, die dem Sultan bisher Geld geliehen haben. Während die Konferenz in den Hauptsitzungen diesen Entwurf debattiert, erörtert sie im Komitee die Polizeifrage. Der Hauptsache nach handelt es sich um die Einsetzung einer Polizeitruppe unter europäischen Offizieren in den acht Hafenplätzen, in denen sich zahlreichere Fremdenkolonien befinden; denn an der algerischen Grenze hat man die Regelung der Polizeiverhältnisse selbstverständlich der Abmachung zwischen den Franzosen und den Marokkanern überlassen, und in den Hauptstädten des Landes Fes und Marrakesch würde der Fanatismus des Volkes keine christliche Polizei dulden. Hier spitzt sich der deutsch-französische Gegensatz am schärfsten zu. Die Franzosen verlangen, daß die Polizei ausschließlich von französischen und spanischen Offizieren, die Deutschen, daß sie von Offizieren der neutralen Mächte geleitet werde; Deutschland will die diplomatischen Vertreter aller Mächte in Tanger, Frankreich einen Unparteiischen, am geeignetsten einen von Italien gewählten Mann, mit der Oberaufsicht über alle Maßregeln der Polizei betrauen. Am 8. März unterbreitete Graf Welsersheimb, der Vertreter Österreich-Ungarns, der Konferenz einen neuen Vorschlag. In vier Häfen sollen die Franzosen, in drei die Spanier die Polizei ausüben, in dem achten, Casablanca, ein höherer Offizier, den der Sultan von Holland oder der Schweiz erbitten möge. Dieser letztere solle zugleich die Generalinspektion über die gesamte Hafenpolizei führen und die Organisation versuchsweise für die Dauer von fünf Jahren geschaffen werden. Nachdem Deutschland seine Zustimmung zu diesem Vorschlag erklärt hatte, bildet er die eigentliche Grundlage der Debatten, die bis zum 15. März noch zu keiner Einigung geführt hatten.

Vor allen andern Mächten empfindet Rußland die Ungewißheit über den Ausgang der Konferenz am peinlichsten. Ohne eine gewaltige Anleihe kann es seine Staatsbedürfnisse nicht mehr befriedigen, und diese Anleihe ist nur zu erzielen, wenn der Friede allen gesichert erscheint. Die Geldverlegenheit droht sich für das Reich zu demselben Verhängnis wie im Oktober des vergangenen Jahres der Generalstreik zu entwickeln. Nur durch die Eröffnung der Reichsduma ist ihr zu begegnen, und so veröffentlichte denn endlich die Regierung am 5. März einen kaiserlichen Ukas, der die Wahlen zur Duma in 28 Gouvernements des inneren Landes auf den 8. April, für 17 andre Gouvernements im Innern und im Dongebiet auf den 27. April und für 2 andre Gouvernements auf den 2. Mai festsetzt. Freilich verschiebt sich dadurch abermals der Zusammentritt der Versammlung vom 28. April auf den 10. Mai, aber der Eisgang ist wenigstens in Bewegung geraten. Von den wirklichen Zuständen in Rußland sich ein annähernd zutreffendes Bild zu machen, ist bei dem Widerspruch der Nachrichten unmöglich. Seit Wochen sollten auf den

Eisenbahnen normale Verhältnisse eingetreten sein; jetzt erfahren wir plötzlich, daß in Wirballen dreihundert und in Eydtkuhnen vierhundert Waggons stehen, die bis zum 28. Februar nicht zur Zollabfertigung kommen konnten und über die nun ohne Schuld der Absender wie der Empfänger das Damoklesschwert des neuen Zolltarifs vom 1. März schwebt. In ihren Depeschen nach Petersburg versichern die Gouverneure in den Provinzen, daß die Beruhigung von Tag zu Tag fortschreitet, die Aufständischen sich unterwerfen und Waffen und Rädelsführer ausliefern, und gleich darauf meldet der Telegraph aus einer langen Reihe von Städten Raub, Brand und Mord auf offener Straße, am lichten Tage. Heute heißt es, die Heimkehr der Truppen aus der Mandschurei vollziehe sich in größter Ordnung und Ruhe, schon seien viermalhunderttausend Mann zurückbefördert, und am nächsten Tage erfahren wir von der offiziösen Telegraphenagentur: die Rückbeförderung der Reservisten auf der sibirischen Bahn gehe wegen des Mangels an Lokomotiven und Wagen nur sehr langsam vonstatten; da es der Bahn auch an Heizmaterial fehlt, habe der Personen-, Post- und Güterverkehr teilweise eingestellt werden müssen. Was ist Wahrheit? Selbst wenn man sich auf eine mittlere Linie zurückzieht, gelangt man zu der Schlußfolgerung, daß eine durchgreifende Besserung der Zustände noch nicht eingetreten ist. Bei der Unsicherheit und dem Schwanken der Regierung in ihren Entschlüssen will sich auch das Vertrauen zu ihr noch immer nicht einstellen. Verschiedene Parteien haben in den letzten Wochen in Moskau und Petersburg Versammlungen abgehalten, ihr Programm festzustellen und die Wahlen vorzubereiten. Nur in zwei Dingen sind alle einig: in dem Hasse gegen die Polizeiwillkür und in dem Mißtrauen gegen die Regierung. Eine Versammlung von sechstausend Mitgliedern des Handels- und Industrieverbandes der Stadt Petersburg und des russischen Reiches tagte am 4. März und nahm einstimmig eine Resolution an, welche die Aufnahme der am 30. Oktober 1905 verkündigten Freiheiten in die Grundgesetze fordert und mit dem Satze schließt: „Das gegenwärtige Vorgehen der Landesregierung, welches jeder Gesetzlichkeit bar ist, führt zur unheilbaren Erschütterung der Wohlfahrt Rußlands und kann nicht länger geduldet werden, ohne äußerste Gefährdung des Landes und der Dynastie". Diese Worte enthüllen die Tiefe des Gegensatzes zwischen der Regierung und der gebildeten und wohlhabenden Bürgerschaft. Es ist die höchste Zeit, daß die Duma ihr Werk der Vermittlung zwischen Volk und Regierung beginnt, die Kriegsgerichte und die willkürlichen Verhaftungen aufhebt und erklärt, wer in Rußland fortan die Herrschaft führen soll: die Autokratie oder das Gesetz. Zugleich mit der Duma soll der neue Reichsrat in Tätigkeit treten. Er ist als eine Art Herrenhaus oder Senat gedacht und soll zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Zar ernennt, zur andern Hälfte aus Vertretern der Semstwos, der Grundbesitzer, der Industriellen und Kaufleute, der Synoden und der Universitäten und Akademien bestehen. Duma und Reichsrat haben gleiche gesetzgeberische Befugnisse, das Recht der Initiative bezüglich der Einbringung von Gesetzvorschlägen und das Recht, Fragen an die Minister zu stellen. Das Manifest des Zaren vom 6. März, das diese Bestimmungen verkündigt, schließt mit den Worten: der Zar hege die Hoffnung, daß die Teilnahme von Volksvertretern an der Gesetzgebung zu der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Reiches beitragen und seine Einheit festigen werde.

In Ungarn hat der Streit zwischen der Krone und der Volksvertretung über die Kommandosprache in der Armee, der seit beinahe zwei Jahren Gesetzgebung und Verwaltung zum Stillstand gebracht hatte, am 19. Februar zu der unvermeidlichen Katastrophe geführt. An diesem Tage ist das ungarische Abgeordnetenhaus aufgelöst worden. Am 18. Februar hatte der Präsident des Hauses, Justh, ein Schreiben des Generalmajors Nyiri von der Honvedarmee erhalten, das ihm die Ernennung Nyiris zum königlichen Kommissar, und ein andres, das ihm die beschlossene Auflösung des Reichstages mitteilte. Zur Entgegennahme der königlichen Botschaft wurde das Haus zu einer Sitzung am 19. Februar berufen. Am Morgen umstellten

Polizeimannschaften und Truppen, Infanterie und Kavallerie, das Haus der Volksvertretung. Vergebens protestierte der Vizepräsident gegen die Anwesenheit der Polizei im Hause. Nachdem sein Antrag, das von dem Generalmajor Nyiri übermittelte königliche Handschreiben uneröffnet dem Absender Nyiri zurückzusenden, da er kein Recht besäße, mit dem Abgeordnetenhause in amtlichen Verkehr zu treten und die Ernennung eines königlichen Kommissars mit unbeschränkter Vollmacht überhaupt der Verfassung widerspräche, einstimmig angenommen worden war, verließen die Mitglieder das Haus. Der Oberst Fabricius verlas dann unter militärischer Bedeckung das Auflösungsdekret vor leeren Bänken. Die Regierung verwahrt sich gegen den Vorwurf, sie wolle den Absolutismus in Ungarn einführen: die Auflösung des Reichstages sei ein unzweifelhaftes Recht des Königs, und in dem Dekret sei die baldige Einberufung eines neuen Reichstages vorgesehen. Die Notwendigkeit, die Handelsverträge mit Deutschland, der Schweiz und Italien vor dem 1. März in der Gesetzsammlung zu veröffentlichen, hat wahrscheinlich den entscheidenden Druck auf die Regierung zu ihrem Vorgehen ausgeübt. Sie hat sich denn auch beeilt, die Verträge im Verordnungswege einzuführen und damit zugleich die Zollunion zwischen Ungarn und Österreich bis zum 1. Januar 1917 festzulegen. Dieselbe Welle, die in Ungarn nicht nur die Opposition, sondern auch die parlamentarische Grundlage des Ausgleichs von 1867 wegfegte, hat der österreichischen Hälfte des Reiches das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht gebracht. Am 23. Februar hat der Ministerpräsident von Gautsch dem österreichischen Abgeordnetenhause den Gesetzentwurf vorgelegt. Wenn derselbe Gesetzeskraft erlangt, wird seine unmittelbare Wirkung die Schwächung der Stellung der Deutschen und die Stärkung der Slawen im Hause sein. Wohl behalten die Deutschen ihre 205 Sitze, aber die Sitze der Slawen erhöhen sich auf 230, und unter den 455 Mitgliedern behaupten sie die Mehrheit. Selbst wenn sich die Deutschen mit den 16 Italienern und den 4 Rumänen des Hauses dauernd verbinden, bleiben sie in der Minderheit. Ob sich tatsächlich eine slawische Mehrheit zusammenfindet, hängt von den Ruthenen ab, deren bisherige Zahl 10 auf 31 steigt; machen sie auch ferner den Tschechen und Polen eine unversöhnliche Opposition, so hat der slawische Block den Sieg noch nicht in Händen. Das aktive Wahlrecht soll jedem Österreicher zustehen, der vierundzwanzig Jahre alt ist und seit einem Jahre in der Gemeinde wohnt, das passive jedem, der das dreißigste Jahr zurückgelegt hat und seit drei Jahren österreichischer Staatsbürger ist. In seiner Rede zur Einführung des Entwurfs verwahrte sich der Minister gegen die Behauptung, daß die Sozialdemokratie schließlich den einzigen Vorteil von dem Gesetz davontragen würde. „Wenn man die Sozialdemokratie ernstlich bekämpfen will," sagte er, „muß man ihr die wirksamste Waffe entwinden; das ist die Anklage gegen den Staat, daß die minderbemittelten Klassen in ihren wirtschaftlichen Rechten verkürzt, die andern Klassen aber mit Vorrechten ausgestattet würden." Ob das allgemeine Wahlrecht zu ernstlicher Bekämpfung der Sozialdemokratie dienen kann, erscheint im Hinblick auf Frankreich und Deutschland und nach dem Resultat der letzten Parlamentswahlen auch in England mehr als problematisch. Auch in Österreich wird die sozialdemokratische Partei aus den allgemeinen Wahlen einen mächtigen Zustrom neuer Kräfte empfangen. Aber das wird nicht die eigentliche Bedeutung des neuen Gesetzes sein, sondern die Zerstörung des Ausgleiches von 1867: denn dieser beruhte, moralisch wie materiell, auf der Hegemonie der Deutschen in der einen, der Magyaren in der andern Reichshälfte. Indem die Regierungen diese beiden Völkerschaften beiseiteschieben und ohne oder gegen sie die Gesetzgebung und die Verwaltung führen, bereiten sie bewußt und unbewußt eine neue politische Gestaltung Österreich-Ungarns vor. Am 7. März haben im österreichischen Abgeordnetenhause die Debatten über die Vorlage der Regierung begonnen. Das Prinzip des allgemeinen gleichen Wahlrechts findet im Hause nur geringe Gegnerschaft; die Hauptangriffe der Parteien richten sich, meist von dem nationalen Standpunkt aus, gegen die Wahlkreiseinteilung und die Ver-

teilung der Mandate an die einzelnen Volksstämme. Der Minister des Innern, Bylandt-Rheidt, bemühte sich, das Mißtrauen der Deutschen zu zerstreuen; die Regierung sei sich wohl bewußt, daß in Österreich das Deutschtum zu den staatserhaltenden und kulturellen Faktoren gehöre, die von jeder Regierung beachtet werden müssen. Nur daß diese Versicherungen, wie aufrichtig sie auch gemeint sein mögen, die Wirkung des Gesetzes, die Feststellung der Minderheit der Deutschen im Hause, nicht hindern können.

In Frankreich ist das Ministerium Rouvier am 7. März das erste Opfer der Trennung zwischen Staat und Kirche geworden. Ruhig und würdevoll, wie die Präsidentenwahl in Versailles, hatte sich am Sonntag, den 18. Februar, der Auszug Loubets und der Einzug Fallières in den Elysée-Palast vollzogen; man hoffte, daß damit auch im Lande eine allgemeine Beruhigung eintreten würde. Aber die Inventaraufnahmen in den Kirchen, die doch im eigensten Interesse der Kirchen nötig sind, um ihren Besitz festzustellen, führten zu immer heftigeren Zusammenstößen. In Boeschèze, einem Dorf an der französisch-belgischen Grenze, wurde der Beamte von den Aufständischen schwer verwundet, in der Verteidigung seines Vaters erschoß der Sohn einen der Tumultuanten; in Belleveaux in Savoyen kam es zu einem blutigen Kampfe, in dem acht Gendarmen Wunden davontrugen. Über diese aufregenden Vorfälle, die nicht dem beleidigten religiösen Gefühle, sondern der klerikalen Verhetzung entspringen, kam es in der Deputiertenkammer zu einer leidenschaftlichen Debatte. Eine Tagesordnung, die dem Ministerium das Vertrauen der Kammer aussprechen sollte, wurde mit 267 Stimmen gegen 234 abgelehnt. Darauf erklärte Rouvier, die Regierung habe an der Fortsetzung der Verhandlung kein Interesse mehr, und verließ mit seinen Amtsgenossen den Saal. Da sich die Mehrheit aus den verschiedensten Parteien zusammensetzte — eine Anzahl von Sozialisten und Radikalen, denen der Minister des Innern, Dubief, in der Angelegenheit nicht energisch genug vorgegangen ist, hat mit den Klerikalen gestimmt — dauerte es eine Reihe von Tagen, ehe es dem Abgeordneten Sarrien, den der Präsident der Republik mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut hatte, gelang, die geeigneten Persönlichkeiten zusammenzubringen. Das Ministerium, in dem Sarrien die Präsidentschaft und die Leitung der Justiz übernahm, gehört der radikalen Mehrheit an. Seinen Charakter empfängt es von dem Senator Clemenceau, dem Freunde und Genossen Gambettas, der das Ministerium des Innern verwalten und somit die bevorstehenden Wahlen zur Deputiertenkammer leiten wird. Bourgeois hat die auswärtigen Angelegenheiten, der Sozialist Briand, der Berichterstatter über das Trennungsgesetz zwischen Kirche und Staat, das Kultusdepartement erhalten. Das neue Ministerium, das sich am 14. März dem Parlament vorstellte und in der Kammer durch Sarrien, im Senate durch Bourgeois sein demokratisch-republikanisches Programm verkündigte, wurde beifällig aufgenommen. Mit 299 Stimmen gegen 190 Stimmen sprach ihm die Kammer ihr Vertrauen aus.

Den Unruhen und Wirren in seinen Nachbarländern gegenüber hat Deutschland frohe Tage gefeiert: die Silberhochzeit des Kaisers und der Kaiserin und die Hochzeit ihres zweiten Sohnes Eitel Fritz mit der oldenburgischen Prinzessin Sophie Charlotte am 27. Februar, die einmal wieder die herzliche und innige Verbindung zwischen dem deutschen Volk und seinem Herrscherhause trotz aller Parteiung und der Mühe und Sorge der politischen Alltagsarbeit zu vollem und reinem Ausdruck brachten. Es gibt eben in der Hauptsache, der Aufrechterhaltung des Friedens im Innern und nach außen und der Wahrung der Ehre und der Weltstellung des Reiches, nur ein Gefühl und einen Gedanken bei dem Volke wie bei dem Kaiser.

Literarische Rundschau.

Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer.

Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1905.

Als ich nach zweijährigem Verkehr Conrad Ferdinand Meyer an einem strahlenden Frühlingstag des Jahres 1879 meinen Abschiedsbesuch machte, um deutsche Hochschulen zu beziehen, da entrollte er mir seine dramatischen Pläne mit den deutschen Kaisern, nämlich mit Heinrich IV. und V. und umriß mit einigen Strichen die für eine Novelle ausersehene Gestalt des Komturs Schmid, der mit Zwingli im Kappelstreite 1531 endete. Ich drückte die Zuversicht aus, diese Pläne ausgeführt zu sehen, wenn ich über Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte. Alles sei schon so weit gediehen, meinte ich, daß es eigentlich bloß noch der Niederschrift bedürfe. Da nahm sein Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck an, und er klagte: „Sie glauben nicht, wie viele trübe Stunden ich habe, wo mir meine Sachen nichtig erscheinen!“

Vermutlich unter der Nachwirkung einer solchen Schattenstunde knüpfte der Dichter zu Ostern 1881 den Briefwechsel mit der ihm persönlich völlig unbekannten Louise v. François an.

Er suchte künstlerischen Beirat. Das erste Urteil der Zeit, dasjenige Gottfried Kellers, mußte er aus naheliegenden Gründen missen. Das Zusammensein mit der Schwester war spärlich geworden, obgleich sich weder sein noch ihr Gefühl geändert hatte. Vielleicht besorgte er zuweilen eine Beeinträchtigung ihres Scharfblicks durch ihre Liebe und Geistesähnlichkeit. Er versprach sich wohl etwas Neues aus dem Verkehr mit einem Produktiven. Wie er suchend die lange Reihe seiner Gilde hinunterblickte, blieb sein Auge an dem durchgearbeiteten, scharf profilierten Antlitz der letzten Reckenburgerin haften.

Sein Briefwechsel mit ihr hat $10^1/_2$ Jahre gedauert, d. h. bis ihm Krankheit die Feder aus der Hand nahm. Seinen Wert verbürgen die Namen der Urheber, das besondere Gepräge verleihen ihm eine Reihe markanter Gegensätze zwischen ihnen. Daß zwei Korrespondenten um so verschiedener sind, je höher ihre geistige Bedeutung reicht, das ist häufig und natürlich. Aber hier arbeiten sich die beiden zu vollendeten Kontrastfiguren heraus, bis in die Einzelheiten des epistolaren Gehabens, wie man es nicht leicht wieder treffen wird. Ein Dichter hätte ein schönes Spiel in der Hand, wenn er aus den vorliegenden Briefschaften die Charakterunterschiede aushöbe und durchbildete und sie in eine passende Fabel legte. Es würde freilich eine elegisch abendstille Sache werden. Denn im Augenblick der beginnenden Korrespondenz zählte der Dichter bald fünfundfünfzig und die Dichterin noch acht Jahre mehr.

Die beiden vertreten zunächst verschiedene Generationen von Briefschreibern. Sie gehört der alten an, unter die auch Storm und Keller sich noch einreihen. Ihnen ist der richtige Brief ein rechtes Stück, oft ein Bekenntnis und jedenfalls ein Bedürfnis. C. F. Meyer marschiert mit dem neuen Geschlecht, das den Brief im großen ganzen und, versteht sich, mit Ausnahmen, als Verkehrsmittel und notwendiges Pflichtübel betrachtet. Diesem Geschlecht hat er eigentlich von früh auf

sich zugesellt, indem er sich von jeher ungern zur brieflichen Ausführlichkeit bequemte, solange er die Möglichkeit mündlicher Aussprache innerhalb gewisser Fristen erhoffen durfte. Die Briefe der Louise v. François wachsen sich oft zu kleinen Manuskripten aus, die seinigen schrumpfen hin und wieder zu Kärtchen zusammen. So kommt es, daß sie drei, er nur ein Viertel dieses Buches füllt, wiewohl einige dieser seiner Schreiben von wenigen seiner ganzen Epistolographie an Umfang überboten werden mögen. Mit der verfügbaren Zeit der beiden war es möglichst unähnlich bestellt. Sie hatte 1881 ihre poetische Hervorbringung ziemlich hinter sich und verfügte nun in der einsamen Mansarde der stillen Kleinstadt über ausgiebige Muse, wogegen er gerade während des Jahrfünfts von 1881—1886 eine rastlose Produktion, die reichste seines Lebens, entfaltete, nicht selten schon gestört durch die Steigerung seines literarischen und persönlichen Verkehrs. Daß sie ihre Episteln im Kopf oder auf dem Papier sorgfältig zurechtrückte, darauf deutet die kernige, gedrungene, mit eindrücklichen Adjektiven und Adverbien ausstaffierte und häufig in gedehnten, doch übersichtlichen Satzgefügen sich bewegende Schreibart. Er vertraut, bei aller Bedächtigkeit, mehr der Stunde, der für die Korrespondenz aufgesparten Stunde. Oft genug, so fühlt man, weiß er eingangs eigentlich noch nicht, womit er seine Seiten füllen will. Und dann der Widerstreit der Situationen und Naturen! Oftmals bilden diese Briefe, bald offener, bald verdeckter, bald fühlbarer, bald unmerklicher, Variationen des Angriffs und der Abwehr. Sie begehrt Auskunft über seine Lage, seine Verhältnisse, sein Alter und Ergehen, über Weib und Kind und Schwester, kurz, über all das, worauf menschliche Teilnahme, und weibliche zumal, sich zuvörderst wirft. Sie vermeinte mit gutem Grund auf solche Mitteilungen ein Recht zu haben, da er zuerst an die Briefpforte der Wildfremden gepocht hatte. Ihm aber war kein Thema unerwünschter als das der eigenen Person, sofern er wenigstens sich nicht auf das beschränken sollte, was ihm aus freien Stücken mitzuteilen genehm war. Sie merkte bald, daß er nicht liebte, gefragt zu werden, und richtete sich danach, obgleich das Verlangen nach persönlicher Kunde nicht aufhörte, heimlich zwischen ihren Zeilen zu seufzen.

Sein Sinn stand nicht nach Gedankenaustausch und Plauderstunde. Er begehrte Rat und vor allem Zustimmung zum Plan eines entworfenen Werkes wie zu vollendeten Teilen oder zum vollendeten Ganzen. Die Pause zwischen Entwurf und beendeter Ausführung und die zwischen dem Abschluß der Arbeit und dem ersten Widerhall aus der Öffentlichkeit waren dem sensiblen Manne quälend und beängstigend. Um sie abzukürzen und die Ungewißheit zu brechen, provozierte er die wenigen Stimmen der befreundeten Einsicht. Sie sollten ihn darüber vergewissern, daß er nicht fehlgegangen war.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß ihm der Briefverkehr mit Louise v. François gerade das verweigerte, weswegen er ihn ins Werk gesetzt hatte. Sie war eine grundgescheite Frau. Man könnte, wäre es nicht etwas verwegen im Zeitalter der Frauenemanzipation, auf sie das Lob anwenden, das Lessing der Neuber erteilte: „Sie hat männliche Einsichten." Allein ihr fehlte, was auch den gescheitesten Frauen, die alles Ethische nachtwandlerisch sicher durchschreiten, häufig fehlt, nämlich zuverlässiges und scharfes Empfinden und Urteilen in wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen. Es genügt, zu wissen, daß sie, „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ausgenommen, Gottfried Kellers Schöpfungen nicht annähernd gerecht wurde. Im Grunde hat sie auch C. F. Meyer, der freilich selbst bei persönlicher Bekanntschaft nicht leicht zu fassen war, nur teilweise verstanden, trotzdem sie seine Lyrik und einige seiner Epika bewunderte, nicht in blindem Enthusiasmus, sondern auf Grund sehr fester und strenger Kunstprinzipien. Sie war eine zu eigenartige und geschlossene, zu sehr in den Gleisen ihrer andersgearteten Produktion festgefahrene Persönlichkeit und schon zu alt, um seiner Entwicklung folgen zu können. Sie konstruierte aus dem „Jürg Jenatsch" ein Ideal, dem die seit 1881 entstehenden Werke Meyers mehr oder weniger ähnlich sehen sollten. Sie fühlte den Wert und die Tiefe seiner

erlesenen Stoffe nicht genügend; es war ihr nicht klar, wie sehr diese Stoffe und Motive auf seine individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse hin aufgegriffen und gemodelt waren; es ging ihr nicht auf, trotz seiner gelegentlichen Andeutungen, wie viel Persönliches, ja Intimes er in seine mächtigen historischen Fresken hineinlegte. So gelangte sie dazu, von ihm die Dramatisierung Zwinglis zu fordern. Sie empfing von seinen neuentstandenen epischen Gebilden eher einen befremdenden als erhebenden Eindruck, wenigstens anfänglich. Zu ehrlich, um mit ihrer Meinung hintanzuhalten, verursachte sie dem Dichter eine bittere Enttäuschung, vielleicht die bitterste während seiner letzten Arbeitsjahre.

Deutlich zeichnen sich die Vorgänge ab, die ihn um die auf den Briefwechsel gebauten Hoffnungen betrogen.

Nachdem er im zweiten Brief die Verkehrspräliminarien geregelt, schickte er im dritten den Plan seines Romans „Der Dynast". Er leuchtete ihr nicht ein, sie wußte so gut wie nichts damit anzufangen und beschränkte sich schließlich auf die Bemerkung: „Nun, Sie werden es schon machen und sich davor hüten, eine menschliche Widerwart zu schaffen." Von nun an breitete er kein Motiv mehr vor ihr aus, sondern begnügte sich mit kurzen Notizen oder den Namen seiner historischen Helden. Er holte ihre Meinung über noch Ungedrucktes nicht mehr ein.

Ziemlich endgültig entschied über ihre Stellung in seinem Conseil die Art, wie sie die „Hochzeit des Mönchs" aufnahm. Er hatte ihr die erste Hälfte der für die „Deutsche Rundschau" bestimmten Korrekturbogen geschickt. Sie machten ihr, wie er der Schwester meldet, einen wahrhaft abschreckenden Eindruck. Das ist zuviel gesagt, aber es zeichnet seine Empfindung. Seit dieser Stunde verzichtete er auf ihren Rat. „Es bleibt dann noch die Buchausgabe, das Urteil einiger Freunde und meine eigenen wieder frisch gewordenen Augen."

Zweifelsohne hat diese Wendung der Dinge Louise v. François und uns damit um manche für seine Technik, Absichten, Entwürfe, Änderungen usw. wichtigen Aufschlüsse gebracht. Nach wie vor spielen die Lichter seines ungewöhnlich feinen Wesens. Aber es herrscht die liebenswürdige, oft ein bißchen förmliche Konversation vor, die zuweilen mehr maskiert als demaskiert. Er verhüllt seine Stimmungen. Wir sehen nur noch die Außenwerke seines Geistes. Er macht nicht mehr den Cicerone in seiner Werkstatt. Er greift dies und das aus dem engsten und aus weiterem Kreise. Aber er verstummt über sein Ringen mit Problemen und Stoffen. Er hat alles schon mit sich selbst ins Reine gebracht oder bringt es noch. Die Empfängerin soll seine Mitteilungen als faits accomplis hinnehmen. Und dann ist eines noch bezeichnend und auffallend: seine Antworten berühren vieles von dem, was sie vorbringt, ganz und gar nicht. Sie sind bloß freundliche und wohlwollende Lebenszeichen. Daran ändert alle Höflichkeit und Liebenswürdigkeit und auch der Umstand nichts, daß er sie einmal seine Unentbehrliche, ein andermal seine Bussole nennt.

Dennoch gewinnen seine Briefe mit der Zeit gelegentlich einen wärmeren Ton, namentlich seit der Erkrankung 1888. Der seltene Geist und Charakter dieser Frau fesselten ihn. Sie ist im besten Sinne adliges, altpreußisches Soldatenblut und müßte uns sympathisch erscheinen, auch wenn sie nie eine poetische Zeile geschrieben hätte: mutig, tapfer, heiter, schlicht, wahrhaftig durch und durch und einmal wie das andre, heute wie gestern, dazu ein treues, liebes, gutes Herz.

Seinem Wesen entsprechend sind seine Briefe zurückhaltender als die ihrigen. Intim hat er wohl nur der Schwester geschrieben. Mit dem Erfolg wuchs die Reserve, indem sich dauernd die Erwägung einmischte, seine Äußerungen möchten, so oder so, an die Öffentlichkeit gelangen. Daher auch das beinahe gänzliche Schweigen über die Zeitgenossen auf dem deutschen Parnaß.

Die Korrespondenz bereichert C. F. Meyers Biographie so gut wie gar nicht. Sie ergänzt sein Bild und bestätigt bereits Bekanntes und Festgelegtes. Aber dieser Geist und der Stil! Hier sind einige menschliche künstlerische Bekenntnisse, die in ihrer Tiefe und wundervollen Formulierung zum Hervorragendsten dieser Art

zählen. Reich, lebenswahr, scharf ist das Bild der Dichterin, das die an Meyer gerichteten Briefe zeichnen. Man erreicht es mühelos, weil sie so stark aus sich herausgeht und immer im Gleichgewicht ruht, weil man überall auf den Grund ihrer Seele sieht und das Konstruktive ihres Wesens erkennt. Er ist nicht nur unmitteilsamer, er steht auch mehr unter dem Banne wechselnder Stimmungen, so daß sich zwar eine Fülle eigentümlicher Halbtöne ergibt, doch stellenweise keine ganz sichere Linie. Er tut Äußerungen z. B. über seine Lyrik, die andern aus jenen Jahren widerstreiten. So stark war Ebbe und Flut seiner Psyche.

Zur Vertiefung und Abrundung des einzigartigen Kopfes sind weitere Briefe wünschbar. Hoffentlich lassen die Publikationen nicht allzu lange auf sich warten. Es stehen übrigens kaum so viele Sammlungen von eigentümlichem Belang zu erwarten, als Finger an einer Hand sind. Auf alle Fälle verdient Anton Bettelheim den vollsten Dank für seine Gabe, die in der deutschen Epistolographie stets einen aparten Platz behaupten wird.

Adolf Frey.

Neuere Belletristik.

1. Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.
2. Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.
3. Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin, Axel Junkers Buchhandlung (Karl Schnabel). 1905.
4. Das schwarze Holz. Roman von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, G. Grotesch Verlagsbuchhandlung. 1905.
5. Giovanna. Eine Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen. Von Sophus Michaelis. Autorisierte Übersetzung aus dem Deutschen von Marie Herzfeld. Frankfurt a. M., Rütten & Löning. 1905.

Daß viel, allzu viel produziert wird, hört man immer wieder klagen. Und wer möchte sich gegen die Gefahren der Überproduktion die Augen verschließen? Aber sollte man nicht mehr, als geschieht, darauf hinweisen, daß diese Überproduktion nur die Begleiterscheinung eines kräftigen Schaffens ist, das, wenn auch nicht künstlerische Werte ersten Ranges, so doch, vornehmlich auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, eine Fülle tüchtiger Leistungen hervorgebracht hat? Auf einige dieser Neuerscheinungen möchten die folgenden Zeilen aufmerksam machen.

Gustav Frenssen hat den Predigerrock abgelegt. Aber ein Prediger ist er dennoch geblieben. Das zeigt sein neuer Roman „Hilligenlei“. Menschenschicksal will er in ihm gestalten, aber nicht mit jener rein künstlerischen Absicht, des Lebens rätselhaftes Abbild zu schaffen, das Gewebe von Zufall, Schuld, Irrtum, Leid und Freude aufzulösen und im Kunstwerk noch einmal zu flechten: er schildert, das Auge suchend auf Pfade gerichtet, die aus dem Labyrinth hinausführen könnten; er schreibt, in der einen Hand die Feder, in der andern den Kompaß. Ein fernes, grünes Eiland schaut er, über graue Wasserflächen steuernd, ein Hilligenlei, heiliges Land der Zukunft, wo neue Menschen, freie Menschen in nackter Schönheit schuldlos wandeln. Frenssen hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt. Er will nichts mehr und nichts weniger mit seinem Buch, als an der Entwicklung eines schlichten Menschen und einiger mit ihm zugleich heranwachsender junger Leute den Weg zeigen zu den „Grundlagen deutscher Wiedergeburt.“ Aus kleinsten Verhältnissen stammend, durchforscht der Grübler Kai Jans, erst als Buchdruckerlehrling, dann als Matrose, Student der Theologie, Pastor und noch einmal Student, die Welt und das Leben, ein echter

Träumer und Idealist. Nirgends findet er, was er sucht. Und was ist es auch, das er sucht? Hilligenlei, das wahre heilige Land, das Ideal aller Menschensehnsucht, das so fernab liegt von dem kleinbürgerlichen, von Philistern bewohnten Heimatstädtchen Hilligenlei.

Ein junges Mädchen, die helläugige Heinke Boje, sein Jugendgespiel, stellt ihm die entscheidende Aufgabe: „Es gibt nichts Notwendigeres in der ganzen Welt, als daß über das Wesen des Heilands Klarheit ist," sagt sie ihm, als er ihr sein unbefriedigtes Leben und Wahrheitssuchen klagt. Und er macht sich an die Arbeit und verfaßt ein „Leben des Heilands, nach deutschen Forschungen dargestellt", und nennt es „die Grundlage deutscher Wiedergeburt".

Das Ergebnis seiner Arbeit, „die Handschrift", wird in einem den sechsten Teil des ganzen Romans füllenden Kapitel mitgeteilt. Daß Frenssen auf dies Kapitel den größten Wert legt, daß er damit sein eigenes Jesusbild gibt, hat er ausdrücklich in einem kurzen Nachwort gesagt, in dem er die „Wissenschaftlichkeit" seines Jesusbildes besonders hervorhebt. Damit bestätigt er selbst, was jeder Leser des Buches empfinden wird, daß die „Handschrift" nur in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Roman steht. Nicht Kai Jans, der verträumte, immer zu spät kommende Schwärmer, sondern Gustav Frenssen selbst betritt die Kanzel und hält uns eine Predigt über den Mann von Nazareth.

Man soll mit einem Dichter nicht um Kleinigkeiten rechten. Es gibt kaum eine schwerere Frage als die nach dem geschichtlichen Jesus. Hier steht oft in Hauptpunkten Meinung gegen Meinung, Autorität gegen Autorität. Nur die Gesamtanschauung kann gewogen werden.

Frenssen hat ohne Zweifel einmal das Zeug dazu gehabt, der modernen Welt den Heiland zu zeichnen. Das beweisen seine Predigten, das beweisen auch noch einzelne Partien der „Handschrift", die so innig, kräftig und echt poetisch sind, daß das Auge sich immer wieder an ihnen erquickt. Aber in dem Streben, mit seiner Arbeit auch vor der strengen wissenschaftlichen Kritik bestehen zu können, hat der Dichter sich gewaltsam seines besten Vorrechts begeben, einen Heiland zu dichten, der darum nicht weniger wahr zu sein brauchte. Im Gegenteil, farbiger, lebendiger, größer und — wahrer würde Frenssens Jesusbild geworden sein, wenn es der Dichter ohne allzu ängstliche Reflexion aus der Tiefe seines Gemüts geboren hätte.

So aber steht dieser Jesus in der nüchternen Beleuchtung der Alltäglichkeit unter einem grauen nordischen Himmel, eine Gestalt, die trotz aller Schilderungskünste Frenssens nicht lebendig werden will. Nicht nur ist der goldschimmernde Hintergrund, auf den die Pietät der Urgemeinde das Bild ihres Meisters aufgetragen hat, vorsichtig hinwegretuschiert — auch die Charakteristik selbst hat einen Stich ins Kleinmenschliche bekommen. Die dämonischen, grandiosen Züge, das Geheimnisvolle, Transzendente in der Persönlichkeit Jesu, das aus manchen unzweifelhaft echten Herrenworten hervorleuchtet, jenes Inkommensurable seines Wesens, auf dem der Eindruck, den er hervorrief, sicher zu einem guten Teil beruhte — es kommt in Frenssens Leben Jesu zu kurz. Ein „schlichtes banges" Menschenkind ist ihm nach seinen wissenschaftlichen Untersuchungen über Jesus geblieben, ein Mensch, ganz sympathisch, liebenswürdig — aber auch stark und groß genug, der Menschheit neue Ideale zu zeigen?

Menschenschicksal will Frenssen in seinem Roman gestalten, Wege will er bahnen zu einer neuen Lebensauffassung, zu einer neuen Kultur. Bei diesem Vorhaben stößt er auf die Wurzeln allen menschlichen Seins, auf Religion und Sittlichkeit.

In der Tat, neben der religiösen hat keine Frage so das Interesse des Dichters als die sittliche im engsten Sinn. Er fühlt: hier liegt ebenso viel unbebautes Neuland wie dort, wo die Religion herrscht. Er fühlt: unsre Anschauungen von Sittlichkeit, von Sexualethik bedürfen einer Erneuerung von Grund auf. Er hat Frauenelend, Mädchenelend genug geschaut und möchte der Gesundheit, der Kraft, der Jugend zu ihrem Recht verhelfen.

Zwei prachtvolle Frauengestalten, Anna und Heinke Boje, die Schwestern, die eine herb, stolz, hoch, die andre mehr zierlich, fein, schmiegsam, schreiten durch sein Werk. Es ist, als wolle er mit der Hand auf sie weisen: Seht, so sehen Frauen aus, deren Natur nicht durch die Fesseln der Konvention und Philistermoral verschnürt und zerstört wird. Der Weg, den er wenigstens die eine, ältere, gehen läßt, ist eigenartig genug. Lange, ehe Anna Pe Ontjes Lau, dem starken, vorsichtigen Freund Kai Jans, die Herrlichkeit ihres jungen Lebens schenken darf, gibt sie sich einem verheirateten Manne hin. „Sieben Wochen dauerte die Herrlichkeit; sieben heilige, nein: unheilige, nein: heilige Wochen." „Wem bin ich Rechenschaft schuldig über das, was ich mit meinem Leib gemacht habe?" fragt sie, als sie sich für Pe Ontjes Lau ankleidet. Dem Reinen ist alles rein, höre ich Gustav Frenssen sagen. Aber ob das noch mit Reinheit zusammen gedacht werden kann, was er seine Anna Boje tun läßt? Und wo bleibt die Treue? Ein verheirateter Mann läßt sein krankes Weib daheim liegen, ein junges Mädchen bricht mit ihm die Ehe und reicht dann skrupellos ihre Hand einem andern, der ihre Vorgeschichte nicht kennt. Sind das auch „Grundlagen deutscher Wiedergeburt?"

Man könnte danach fast meinen, Frenssen sehe in der zügellosen Befriedigung des Naturtriebes die Lösung des sexuellen Problems. Hier liegt ein dunkler Punkt. Und doch ist der Geist, der über dem ganzen Buch gebreitet liegt, ein reiner. Wer solche Frauen zeichnen kann wie Heinke Boje und — abgesehen von jener Episode — auch Anna Boje, der ist wohl ein reiner, tiefsinnen gesunder Mensch.

Das ist überhaupt an Frenssens Büchern bisher das Charakteristische: man liest sie mit viel Kritik, manchmal sogar mit Ärger. Das ethische, besonders aber das ästhetische Urteil wird oft zu hartem Widerspruch herausgefordert. Und doch kommt man nicht davon los. Ein Zeichen, daß der Dichter von „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" kein Alltagspoet ist. Wie viel wüßte ich noch über künstlerische Fehler und Schwächen des neuen Romans zu sagen, über Mangel an Bewältigung des Stoffes, über diese gewisse Unruhe, die durch das Buch zittert und reine Genußfähigkeit gar nicht aufkommen lassen will, über dies willkürliche Ab- und Zugehen von Personen, die der Dichter eigentlich nur braucht, um die Handlung weiterzuschieben, die aber nicht organisch aus dem Gefüge des Kunstwerkes hervorwachsen; auch über den manierierten Frenssen-Stil, den man nun aus vier Romanen zur Genüge kennt. Aber viel lieber will ich zum Schluß davon reden, daß der Dichter auch über dieses Werk eine Fülle echter Poesie hingeschüttet hat, daß auch außer Anna und Heinke einzelne Gestalten kräftig herausgearbeitet sind, und daß insbesondere einzelne Szenen dem Dichter vorzüglich gelangen.

„Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage. Auch besteht es weniger im Kampfe gegen die Verhältnisse als in der charaktervollen Auseinandersetzung mit den Verhältnissen." Diese Worte, die Th. Fontane seinem Liebling, dem alten Stechlin, in den Mund legt, könnte man auf Ernst Zahns „Helden des Alltags" als Motto setzen. Es leben unter uns Menschen —, wir alle sind wohl schon solchen begegnet — die jenes stille Heldentum des Alltags in aller Schlichtheit und Unbemerktheit ausüben, Mädchen, die ihr Lebensglück einem geliebten Manne zum Opfer bringen; Brüder, die an ihren Geschwistern Vaterstelle zu vertreten haben und darum mit leer gebliebener Hand in ihr späteres Leben schreiten müssen; Künstler, die ihr Bestes geben und sich an der verständnislosen Art ihrer Mitmenschen wundreiben; Kinder, auf deren Schultern schwere Lebenslasten wuchten, bis sie ihnen erliegen; Instinktmenschen, die sich in einem entscheidenden Augenblick zu einer großen heroischen Tat aufraffen, in der sich alle Kräfte ihrer dämmernden Seele blitzartig entladen.

Es ist ein für unsre Zeit bezeichnender und wahrlich nicht ihr schlechtester Zug, daß sie für dieses Heldentum einen schärferen Blick hat als jede frühere. Insbesondere öffnet sich hier für die Dichtung ein weites, relativ wenig angebautes Gebiet. Und

dazu ein solches, das dem Wesen der modernen Dichtung wahlverwandt erscheinen muß. Denn die beiden Pole, um die sich in der modernen Dichtung fast alles dreht, Milieudarstellung und Menschengestaltung, können hier in fruchtbarste Wechselwirkung zueinander gesetzt werden. Hier gilt es, aus dem Boden einer klar und scharf umrissenen Wirklichkeit Menschen erwachsen zu lassen, die in allen Zügen ihres Charakters den Einfluß ihrer Umwelt offenbaren, und die doch wieder ein Individuelles, Besonderes darstellen, das gerade im Kampf mit den gegebenen Verhältnissen groß wird und erstarkt.

Ernst Zahn, der Göschener Bahnwirt, der „unter dem täglichen Rasseln der großen Gotthardzüge" so fleißig der Kunst des Erzählens pflegt, hat schon in seinen früheren Büchern, zuletzt in dem Roman „Die Klari-Marie", solches Alltagsheldentum gefeiert. In seiner neuesten Novellensammlung stellt er es dar an einer Reihe trefflich gelungener, aus dem Vollen geschaffener Charaktergestalten. Es lag eine Gefahr in seinem Unternehmen. Novellen, die alle auf einen Ton gestimmt sind, wirken leicht eintönig. Ist dieser Ton vollends das Heldentum des Alltags, so könnte es einem geringeren Dichter als Zahn leicht widerfahren, daß er zuviel Idealismus zu Markte bringt und man sein Buch gelangweilt zur Seite legt. Unser Dichter hat die Klippe gemieden. Er schildert eben wirkliche Menschen, und die haben allemal so viel Staub an ihrem Erdenkleid, daß ihr Edles und Köstliches nur desto leuchtender hervortritt, ohne unwahr und unnatürlich zu erscheinen. Es kommt Zahn noch besonders zugute, daß er der Sohn eines Volkes ist, das sich eine harte, kantige, stammhafte Eigenart bewahrte. Zahns Menschen, diese Alemannen, sind wie die knorrigen Tannen, wie die zackigen Felsen ihrer Heimat. Weichheit, Güte, Mitleid und ein ursprünglicher goldheller Humor sind eingehüllt in ein rauhes, schweigsames, trotzig-selbständiges Wesen.

Aber auch der Dichter selbst hat sich Heimatart und Heimatsprache bewahrt. Man möchte ihn fast um diesen Stil beneiden, in dem schweizerisches Wesen und Denken und künstlerische Zucht und Bildung sich so eigenartig und glücklich verschmolzen haben. Dieser Stil ist von einer seltenen Anschaulichkeit, er ist gesättigt mit Farbe, und er hat eine Kraft und Originalität, die den Vergleich mit Gottfried Kellers Schreibweise wohl aushalten kann. Es ist manchmal ein Jauchzen darin, wie man es im Sommer bei stiller Nachenfahrt auf den blauen Schweizerseen zuweilen vernimmt, und dann wieder eine biderbe Treuherzigkeit, die gar wohltut nach all der Glätte und Manieriertheit in so vielen modernen Novellenbüchern.

Auch die Landschaft der Heimat hat dem Dichter ihr Bestes gegeben. Er faßt sie in ihrer Individualität, in ihren seltensten und intimsten Schönheiten. Nur ein Beispiel, das wir, als besonders schön, aus einer in dieser Zeitschrift früher erschienenen Novelle hier wiederholen: „Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktage, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Verena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker haarscharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer andern, sonnigen, fast überirdisch schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Leuchten hineingerückt. Ein schönes reines Schneefeld lag noch unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmrigen Kirche von Kerzen bestrahlt ein heiliger Altar." — Solcher prägnanter Naturschilderungen finden sich noch viele. Durch das ganze Buch aber klingt wie ein leise verhaltener

Orgelpunkt ein religiöser Unterton, eine schlichte, reformierte Gesinnung, die mehr die fromme Tat liebt als das fromme Wort.

Wenn Ernst Zahn hält, was er mit diesem Buch verspricht, dann werden wir der Schweiz abermals einen deutschen Dichter zu danken haben.

Eine Knabenjugend — vermutlich seine eigene — zeichnet Albert Geiger in der Geschichte „Roman Werners". Aus einem Minimum von Geschehnissen wird hier ein Stück Menschenleben gestaltet, so wahr, so reich und farbig, daß der Beschauer, es von allen Seiten umschreitend, immer neue, feine Züge entdeckt. Geiger ist nicht naiver Dichter. Seiner Anlage nach neigt er zum Grübeln. Tief zu graben und jeden Fund zunächst mit skeptischem Auge zu betrachten, lehrten ihn Leben und Kunst. Aber die letzten Gründe seines Persönlichen wurzeln im Positiven, in kräftiger Lebensbejahung und herzlicher Freude am Gestalten. Diese persönliche Eigenart gibt seinem „Roman Werner" das Gepräge: mit den sicher beherrschten Mitteln einer ausgereiften Technik webt er Bild um Bild. Wir schauen den kleinen, blassen Knaben in dem mittelbadischen Städtchen, in den träumerischen Winkeln des kleinen Gartens, an den Haselnußhecken der Schwarzwaldvorberge, im duftenden Heu, das fremdartige Nachbarkind zur Seite. Wir atmen die schwüle, herzbeklemmende Luft eines kleinbürgerlichen Haushaltes, mit dem es, trotz der ungewöhnlichen Begabung des Vaters und der aufopfernden Gesinnung der Mutter, bergab geht. Wir wandeln durch die Gassen der alten Münsterstadt am Fuß des Schwarzwaldes, in der Gotik, Renaissance und Barock ein Straßenbild von eigenem Reiz geschaffen haben, und in die aus der Ferne die Vogesen herüberblauen. Wir sehen in dieser poetisch-nüchternen Atmosphäre ein eigentümlich gemischtes Menschenwesen sich entfalten, ein zartes, gemütstiefes, nicht alltägliches, ein Dichterkind, dem alles Glück und alles Unglück über seinen Weg läuft, und von dem wir am Schluß mit der Mutter ausrufen: „Bist ja mein Bub doch! Sie werden schon sehen! Alle . . ."

Die Erzählung ist ein Fragment, aber ein solches wie das Leben selbst. Es ist Geiger hoch anzurechnen, daß er sich diese Sparsamkeit auferlegt hat und uns gerade bis zu dem Punkt führt, an dem unser Interesse den stärksten Grad erreicht. Nun mag sich jeder die Geschichte weiterdichten.

Geigers Stil ist prägnant, impressionistisch, an Flaubert und Zola gebildet, manchmal absichtlich salopp, aber mit einer tüchtigen Gabe volkstümlich-heimatlicher Sprechweise versetzt und nicht ohne kräftige individuelle Accente.

Die paar kleinen Erzählungen, die sich neben „Roman Werner" in dem Buch finden, verraten dieselbe feine Hand wie die Titel-Novelle, stehen aber schon mehr auf dem Boden der lyrischen als der erzählenden Dichtung: Stimmungsbilder, Gedichte in Prosa. Neben Adolf Schmitthenner dürfte Geiger augenblicklich der beste badische Erzähler sein.

In einem gewissen Gegensatz zu den bisher besprochenen Büchern steht Ernst v. Wildenbruchs neuester Roman „Das schwarze Holz". Ist es in jenen Werken das wirkliche Leben, die reale Gegenwart, von der wir einen kleineren oder größeren Ausschnitt zu sehen bekommen, so stellt sich Wildenbruchs Buch als echter Roman im literargeschichtlichen Sinne dar. Ein Problem hat sich der Dichter gestellt; das gestaltet er, ziemlich unbekümmert um die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der äußeren Begebenheiten.

Das „schwarze Holz" — so nennt der Volksspott die ungeschlachte Thüringer Pfarrmagd Adelgunde Schwarzholz, die, ohne es zu ahnen, der Abkömmling eines alten Thüringer Adelsgeschlechts ist. Dumpf lebt sie dahin, ein ungefüges, ungeformtes Menschenbild, scheinbar für nichts geschaffen als für den Strickstrumpf und den Kochtopf. Da fällt ein Licht in ihr dunkles Sein, als die Liebe zu einem hübschen

Sergeanten über sie kommt. Wie diese Liebe den verborgenen Edelmenschen in ihr weckt, wie sie aus der Dorfmagd emporwächst zum Weib im großen Stil, und wie sie endlich, als sie das falsche Spiel durchschaut, das mit ihr getrieben wird, ihre Nebenbuhlerin mordend, in den selbsterwählten Tod geht, das ist der Inhalt des Romans.

Wildenbruch ist ein glänzender Erzähler. Mühelos und ungesucht quillt ihm die Rede. Hinter seiner Romantechnik steht der Dramatiker. Das Episch-Behagliche, die Freude am Aquarellhaften fehlt völlig. Dagegen ist sein Stil von einem starken Pathos getragen: er unterstreicht, verdoppelt, rüttelt den Leser gern auf und ist alles andre, nur nicht langweilig.

Einem solchen Erzähler gelingt es, Gestalten von einer Kraft und plastischen Sinnenfälligkeit zu schaffen, die, wie diese Adelgunde, nie und nirgends gelebt haben, und an die man doch glaubt — wenigstens solange man unter dem Banne des Dichters steht. Vielleicht würde diese Gestalt noch wirkungsvoller herausgekommen sein, wenn auch der Schein vermieden wäre, als sollte der Roman der Bauernmagd aus modernem Milieu abgeleitet werden, wenn der Dichter sie mit voller Absichtlichkeit in jenes Gebiet des Niemals und Nirgends gestellt hätte, das für die Phantasie doch das Immer und Überall bedeutet. So aber stören sich die beiden Grundbestandteile, aus denen der Roman zusammengewoben ist: die moderne Umgebung, die zu einer solchen romantischen Erscheinung in zu grellem Widerspruch steht, und diese Erscheinung selbst, diese Meduse im Kleide der Magd, die so durchaus überzeitlich und übergeschichtlich entworfen ist.

Eine Geschichte aus der Frührenaissance ist des Dänen Sophus Michaelis Novelle „Giovanna". In diese Epoche greifen unsre nach Vornehmheit und Lebensgröße dürstenden Dichter neuerdings mit Vorliebe. Renaissancedramen und -novellen sind ja an der Tagesordnung. Aber wirkliche Renaissancedichtungen, in denen jene Zeit lebt, ohne mühsam aus Kostümresten und sonstigen Requisiten der Kulturhistorie wiederhergestellt zu sein, gibt es doch bis heute recht wenige. Dies aber ist die Stärke der Novelle von Michaelis, daß hier eine Fülle farbiger Szenen in buntem Wechsel am Auge des Genießenden vorüberzieht, belebt vom Pulsschlag einer leidenschaftlichen, mit Tod und Leben wagemutig spielenden, die letzten Tiefen des Daseins auskostenden Zeit.

Es ist das alte Thema der Liebe, das hier in echt novellistischer Weise variiert wird. In der Beichte, die Giovanna ihrem alternden, lebensklugen und lebensmüden Gatten ablegt, ist die Quintessenz der Novelle enthalten: „Die Männer, die ich vor dir gekannt, waren keine Männer. Der eine wollte Gewalt an mir üben — dann war einer, der wollte mich tändeln lehren und mir Geschmack beibringen für das Getränk, so alle leichtsinnige Jugend von Mund zu Mund einander reicht — darauf kam einer, den ich liebte, ohne es zu wissen. Ich berauschte mich an meinem eigenen Herzen. Aber sobald ich merkte, daß wir beide bloß unsrer Sinne wildem Triebe gehorcht, erstickte ich die Schwäche in meinem Herzen. Ich begriff meine Schuld und schwor mir selber zu, ihn zu hassen, der mich gelehrt, meines Blutes wilde Gewalt zu kennen." Und so heiratet sie den kahlköpfigen, abgeklärten Mercatale, um schließlich des Lebens illusionären Wert zu erkennen.

Was aber der Dichtung Blut und Schönheit verleiht, das ist die konzise, straffe Linienführung des Stils, die Sättigung mit Farbe, der präraffaelitische Stimmungsgehalt. Hier ist wirklich Renaissancegeist, italienische Landschaft und Menschentum des Quattrocento.

Otto Frommel.

εσ. **Spruchwörterbuch.** Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfeln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuchs. 1906.

Ein bedächtiger Geist, ein starker Wille, eine sichere Hand regieren dieses große Sammelwerk, dessen Inhalt der umständliche Titel doch nicht erschöpfend anzudeuten vermag; denn hier werden aus der weiten Weltliteratur, aber mit entschiedenstem Vorrang des deutschen Besitzes, die „Adagia", wie sie einst Erasmus der Antike entnahm, und die sogenannten „Lichtstrahlen", die „Geflügelten Worte" im Sinne des trefflichen Büchmann und viele „Schlagworte" gemäß der Begriffsbestimmung R. M. Meyers in ungemeiner Fülle, bisweilen fast zu leutselig gegen schwächere Dichter dargeboten. Zu Hohem und Inhaltschwerem gesellt sich auch der Scherz, gesunde Volksweisheit, die Redensart des Argot; mit Recht, denn ein solches Repertorium darf nicht zu vornehm und zimperlich stochern. Das Unternehmen war ursprünglich viel weitläufiger angelegt, aber der Werkmeister wollte es dem deutschen Haus erschwinglich und handlich machen, darum warf er mit einem kurzen Ruck drei Viertel des schon aufgestapelten Materials über Bord. Was wir empfangen, ist reich genug, nach wohlüberlegten Normen von belesenen, zuverlässigen Mitarbeitern gesammelt und geordnet. Die Artikel folgen einander alphabetisch; innerhalb der einzelnen herrscht der zeitliche Fortgang, Sprichwörter stehen am Schluß. Für reformbedürftig halten wir das Zitieren nach mancher späteren Gesamtausgabe, wodurch etwa Gleim hinter Goethe, Kant hinter die Romantik geraten kann. Fremde Worte erscheinen sowohl deutsch als im Urtext. Es ist ganz selbstverständlich, daß jeder Leser trotz der großen Umsicht dies und das vermissen, anderseits einiges überflüssig finden wird. Man hat sich immer zu fragen: Was könnte vielleicht Platz finden, was muß unbedingt dastehen? Wenn z. B. im Grimmschen Wörterbuch unter „Persönlichkeit" Goethes westöstlicher Spruch „... Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit," fehlt, so ist eben das ganze Artikelchen Lexers unnütz. Solche Lücken sind hier vermieden, doch dürften Worte wie „Beschäftigung, die nie ermattet", „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", dürfte z. B. bei „Aufklärung" ein Hauptbeleg Kants nicht fehlen. Sehr selten begegnet dem Nachprüfer ein unkorrekter Wortlaut oder ein falscher Name (Ramler statt Richey). Mit Genuß und Gewinn schöpfen wir aus den vollsten Schüsseln: Alter, Arbeit, Auge, Bauer, Bildung, Bürger, Denken, Dichter, Ehe, Ehre, Erziehung, Feind, Frau, Freiheit, Freude, Freund, Frieden. Eine Fundgrube ist aufgetan keineswegs nur für zitatenfrohe Näscher, sondern für jeden, der an der Entwicklung von Bildung und Sitte nachsinnend teilnimmt. Bis jetzt liegen fünf Monatslieferungen vor; mit zwanzig wird das vortreffliche, gut ausgestattete und sehr billige Werk abgeschlossen sein. Es gereicht dem Herausgeber zur gleichen Ehre wie der sich dem Ende nähernde „Katalog der Freiherrlich v. Lipperheideschen Kostümbibliothek".

γ. **Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele.** Herausgegeben von Paul Hinneberg. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Unter dem oben angegebenen Titel erscheint seit einigen Monaten ein groß angelegtes Sammelwerk in vier Teilen (richtiger doch wohl Abteilungen), worin unsre ganze gegenwärtige Kultur, die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften und die Technik historisch gewürdigt und dargestellt und aus diesen geschichtlichen Grundlagen heraus die Ziele geschildert werden sollen, auf die unsre Kulturbewegung zusteuert. Der erste Teil zerfällt allein in vierzehn „Abteilungen" oder Bände, von denen der vierte und achte vorliegen. Im vierten wird die christliche Religion, im achten die griechische und lateinische Literatur und Sprache dargestellt. Der Stoff ist nirgends von einem Gelehrten behandelt, sondern im Anschluß an die an den Universitäten tatsächlich durchgeführte Arbeitsteilung unter lauter Kennern vom ersten Rang verteilt. So haben an der vierten Abteilung folgende Gelehrte mitgearbeitet: Wellhausen (die israelitisch-jüdische Religion); Jülicher (das christliche Altertum); Adolf Harnack (Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche); Bonwetsch und Karl Müller (Mittelalter); Funk (katholische Kirche); Troeltsch (protestantische Kirche); Derselbe (Wesen der Religion); Pohle (katholische Dogmatik); Mausbach (katholische Ethik); Krieg (katholische praktische Theologie); Herrmann (protestantische Dogmatik); Seeberg (protestantische Ethik); Faber (protestantische praktische Theologie); Heinrich Julius Holtzmann (die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft). In ähnlicher Weise sind am achten Bande beteiligt: v. Wilamowitz-Möllendorff (griechische Literatur des Altertums); Krumbacher (griechische Literatur des Mittelalters); Wackernagel (griechische Sprache); Leo (römische Literatur des Altertums); Norden (römische Literatur im Übergang zum Mittelalter) und Skutsch (lateinische Sprache). Man kann aus diesen Namen von vornherein die sichere Zuversicht schöpfen, daß wir überall das Beste erhalten, was die deutsche Wissenschaft jetzt zu bieten vermag: manchmal auch scharf subjektive Darstellungen, nie aber Veraltetes, nie mangelhaft Durchgearbeitetes. Natürlich ist die Behandlung überall eine gedrängte; Wellhausen z. B. hat den Stoff, den er sonst in ganzen Büchern entwickelt hat, diesmal auf 40 Seiten zusammengedrängt; Leo hat die ganze römische Literatur bis ins 6. Jahr-

hundert n. Chr. auf 60 Seiten abgehandelt. Aber in der Beschränkung zeigt sich der Meister — das trifft auch hier zu; und dann ist das Format des außerordentlich schön ausgestatteten Werkes groß; überall bleibt Raum für lehrreiches Detail und überall für kurze, kernige Charakteristiken. Wir greifen nur als Beispiel heraus die Seiten 329—330 in I, 8, die Leo Catull widmet — jedes seiner wichtigeren Gedichte ist erwähnt, und es heißt zusammenfassend: „Bis von Archilochos und Sappho Bücher statt Fetzen aus der Erde steigen werden, ist Catull der erste antike Lyriker . . . er fiel der Schönheit und den Künsten einer vornehmen Verführerin zum Opfer, in deren Erlebnissen der junge Provinziale nur eine Episode bildete; er verschwendete an sie den Sturm seines Herzens und sang Genuß und stilles Glück, Enttäuschung und Zorn in Liedern, wie sie in lateinischer Sprache bisher nicht erklungen waren. Jeder Ton ist fein, tändelnd und weich, feurig und zürnend, resigniert und mutsuchend . . . Jede Stimmung des Lebens klingt aus seinen Liedern mit gleich einfacher Wahrheit".

y. **Deutsche Geschichte.** Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Prof. Dr. Eduard Heyck. Erster Band. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1905.

Von diesem auf drei starke Bände berechneten Werke liegt der erste Band vor. Er führt von den Anfängen bis zum Ausgang der Hohenstaufen (die auch von Heyck gebrauchte Form „Staufer" ist eine von den Gelehrten geschaffene Unform, die in der Heimat des Geschlechts nirgends üblich ist). Die Darstellung, die Heyck gibt, ist, wie man sich leicht überzeugt, eine vielfach selbständige; man lese nur die Darstellung der Erhebung des Arminius (S. 42—46) oder die der Beseitigung der Frankenfürsten durch Chlodwig (S. 160—168), wo eine grundsätzliche Auseinandersetzung über den Charakter und Wert der Sage gegeben wird. Die politische Geschichte wird, wie schon der Titel ankündigt, durch die Kulturgeschichte ergänzt, und zahlreiche größere und kleinere, zum Teil vorzügliche, Bilder (zusammen 288) und fünf Karten tragen dazu bei, daß der Leser von vielem, was er hört, auch eine lebendige Anschauung gewinnt. Der Stil ist gehaltvoll, manchmal etwas schleppend, im ganzen aber verdient das Werk, daß es aufmerksame Leser findet. Die Teutoburger Schlacht war aber nicht mit Varus Tod zu Ende, wie z. B. Egelhaaf (Analekten zur Geschichte, S. 207, Stuttgart, 1886) aus dem disiecta membra der Überlieferung nachgewiesen hat. Zum Schluß noch eins, und zwar etwas Wichtiges: Leider hat der Verlag das Buch auch auf das immer mehr Mode werdende Glanzpapier drucken lassen, das, namentlich bei Nacht, ein wahres Augenpulver ist. Wenn das bei Band II und III so bleibt, darf keine Schule angesichts der sanitären Vorschriften das Werk anschaffen oder empfehlen, und das wäre sehr zu bedauern.

δq. **Großstadtheimat.** Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Von W. F. Classen, Mitarbeiter der Gesellschaft „Volksheim". Hamburg. Im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1906.

Ein treffliches Buch, aus dem uns frische, kräftige Luft anweht, ein Buch vom praktischen Christentum, aber gar nicht vom Kirchentum, geschrieben von einem freigesinnten Hamburger Theologen, der in das Elend des Großstadtvolkes hineingetaucht ist — Hand in Hand mit einer kleinen Schar gleichgesinnter Genossen. Einigermaßen in der Erbfolge des Werkes von Johann Hinrich Wichern oder vielmehr seines Geistes; aber völlig losgelöst von dem Niederschlage dessen, was er einst geschaffen und gewollt hat, der in der heutigen „Innern Mission" hinterlassen ist. Auch wiederum nicht bloß der untersten Schicht der Hamburger Bevölkerung zugewendet, sondern jenen glücklicheren, aufwärtsstrebenden Kräften, die auch den arbeitenden Klassen in tüchtigen Naturen die Gemeinschaft alles Menschlichen in einem Volke beweisen, die aber der Weckung, der Förderung, des Anschlusses bedürfen. So ist vor wenigen Jahren in Hamburg die Gesellschaft „Volksheim" entstanden, die unterdessen bereits sich ihr stattliches Haus gebaut hat, anknüpfend an die bekannten englischen Vorbilder, die zumal im Ostende von London seit zwanzig Jahren ihre Stätte gefunden haben und sich mit dem Namen von Arnold Toynbee schmücken. In dem grellen Gegensatze des modernen Reichtums und der großstädtischen Armut haben sie die Aufgabe, die Kluft auszufüllen zwischen den sozialen Klassen, die Kluft, die keineswegs bloß durch ökonomische Hilfe zu überbrücken ist, sondern am meisten durch persönliche Handreichung, durch lebendige Gemeindschaft der Persönlichkeiten, zu der, je nach Lust und Begabung, die besseren jugendlichen Elemente der „besseren" Stände berufen sind und große Pflichten zu erfüllen haben. Wir aber rufen diesen edlen Bestrebungen ein herzliches „Glückauf" zu! Möchten sie Nachfolge finden an vielen andern Enden unsres Deutschen Reiches!

qρ. **Meyers Geographischer Hand-Atlas.** Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1905.

Von dieser dritten Auflage liegt nunmehr Ausgabe A in 28 Lieferungen vollendet vor. Ausgabe B bringt in 12 weiteren Lieferungen das Namenregister. Der Atlas will nicht gelehrten Studien, sondern dem praktischen Bedürfnisse des Geschäftsmannes, des Zeitungslesers u. dgl. dienen, schließt sich wohl auch eng an das Konversationslexikon an, wie denn in der Zahl der Blätter (48 von 115) den Bedürfnissen des deutschen Sprachgebiets besonders Rechnung getragen ist. Das Buchformat macht die Benutzung sehr bequem. Es ist für den Preis sehr viel geboten. Dem gedachten Benutzerkreise entsprechend ist den Verkehrsverhältnissen und den neuesten Ereignissen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Geländedarstellung entbehrt allerdings der plastischen Wirkung. Die Maßstäbe der Karten sind außerordentlich verschieden der Größe der Blätter angepaßt und häufig wenig vergleich-

bar, Schattenseiten, die von dem gedachten Benutzerkreise kaum empfunden werden dürften.

qo. **Im mohammedanischen Abendlande.** Tagebuch einer Reise durch Marokko. Von Rudolph Zabel. Altenburg, Stephan Geibel. 1905.

In Tagebuchform, daher durchaus persönlich gehalten, schildert der Verfasser eine Reise in den ersten drei Monaten des Jahres 1903, also in der Zeit, wo der Aufstand des Bu Hamara seine größten Erfolge erzielte, von Tanger auf dem gewöhnlichen Wege nach Fas, wo er sich annähernd einen Monat aufhielt, vom ersten Minister und dem Sultan selbst empfangen wurde, dann zurück an die Ozeanküste bei Rabat, unter Durchquerung des kleinen, in vielen Hinsichten anziehenden, aber als heilig geltenden, schwer zugängtichen Serhungebirges zwischen Fas und Meknas. Es ist also nur ein kleiner Teil von Marokko, den der Verfasser gesehen hat, aber die Durchquerung des Serhun, die ihm in einem kühnen Wurfe gelang, verleiht dem Buche einen besondern, auch wissenschaftlichen Wert. Die Darstellung ist frisch und packend und im Verein mit der Karte und der reichen Beigabe gutgewählter Bilder recht geeignet, eine Vorstellung von Marokko und seinen Bewohnern in dieser kritischen Zeit zu geben.

or. **Sechs Monate beim japanischen Feldheer.** Von Bronsart v. Schellendorff, Major. Mit 146 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Der Verfasser befand sich als Begleiter des Prinzen Karl von Hohenzollern von Mitte Oktober 1904 bis Mitte April 1905 beim japanischen Heere. Auf eine Veröffentlichung dessen, was er dort über die großen Operationen vertraulich in reichem Maße erfahren hat, mußte er pflichtmäßig verzichten und sich mit der Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse und der Wiedergabe der gewonnenen Eindrücke begnügen. Für diese unvermeidliche Beschränkung des Stoffes entschädigen die außerordentliche Frische und Anschaulichkeit der oft durch Humor gewürzten Darstellung und das verständnis- und liebevolle Vertiefen in die Eigenart des japanischen Volkes und Heeres. Wir lernen die führenden Persönlichkeiten und das Lagerleben der Offiziere und Mannschaften kennen, folgen dem Verfasser nach dem eroberten Port Arthur, in die Laufgräben von Mukden und in die große Schlacht bei diesem Orte. Alles wird durch hervorragend gut wiedergegebene, zumeist von ihm selbst herrührende photographische Aufnahmen illustriert, und Umgebungskarten von Port Arthur und Mukden sind angefügt. Das Buch darf den weitesten Kreisen empfohlen werden und wird als lebendige Ergänzung rein militärischer Schilderungen und wegen des gesunden Urteils dauernden Wert behalten.

y. **Aus Tagebüchern.** Von Adolf Pichler. München, Georg Müller. 1905.

Als dritter Band der gesammelten Werke des Innsbrucker Professors und Dichters Adolf Pichler (1819—1900) erscheinen seine von 1848 bis 1899 reichenden Tagebuchblätter, und man darf sagen, daß mit ihnen dem deutschen Volke eine köstliche Gabe dargeboten wird, aus der es den feinen, unabhängigen, vielseitigen Geist und den kräftigen Humor des trefflichen Mannes zu erkennen und zu bewundern vermag. Alle Gebiete menschlichen Denkens und Schaffens: Politik, Literatur, Wissenschaft und Kunst werden von scharfen Blitzen erleuchtet, und manche Gestalt, die dem 19. Jahrhundert sein Gepräge geben half, tritt uns in Pichlers Schilderung greifbar nahe. Vor allem sympathisch berührt sein deutscher Sinn und seine freiheitliche Weltauffassung. Wir setzen einiges her, um dem Leser einen Begriff zu geben von dem, was er in diesen 366 Seiten findet. S. 81: „Die Sünde ist der Kampf des Individuums gegen das Gesetz der Gattung.“ S. 136: „Wir haben die protestantische Kirche eingeweiht und ich tapfer ‚ein veste Burg‘ mitgesungen. So schließt eine mehr als dreihundertjährige Geschichte ab: erst feuriger Glauben fast des ganzen Volkes, dann Henkerbeil, Folter und Scheiterhaufen unter den Habsburgern; vor vierzig Jahren die Vertreibung der Zillertaler; jetzt Glockenklang und Pauckenschall und ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef.“ S. 171: „Etwas Tirolisches: An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gipskabinett die nackte Venus beschaute, sagte sie: ‚So sein mer a gwöst, wia mer jung gwöst sein!‘“ S. 240: „Wer die Weiber ganz kennen lernen will, muß Töchter haben.“ S. 264: „Geibel war edel und gut: sein Empfinden, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein mittleres und an ihm alles Maß. Ich kannte ihn persönlich; wir haben uns unsre Sachen geschickt, ohne uns jedoch zu schreiben.“ S. 362: „Storm ist ein Herz von Gold, wenn er für sein Land redet und klagt. Ich vermisse aber das Feuer eines Bertram, den Sturm Oswalds, den verzehrenden Grimm Byrons, den Zorn Rückerts.“

by. **Deutsche Sagen.** Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Vierte Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1905.

Die deutschen Sagen der Brüder Grimm, gleich nach den Freiheitskriegen, 1816 und 1818, zuerst in Berlin erschienen, sind die treuen, etwas ernsthafter gearteten Geschwister der lieblichen Kinder- und Hausmärchen, die ein paar Jahre früher, auch zuerst in Berlin, zutage getreten waren. Während die Herkunft der Märchen sich zumeist auf Hessen beschränkt, erstrecken sich die Sagen über alle deutsche Stämme und Landesteile. Sie stellen sich entweder als örtliche Sagen dar, die an irgendwelche Orte, als Berge, Täler, Flüsse, Seen, Dörfer, Städte sich knüpfen, oder sie sind vornehmlich historische Sagen, die den zweitausendjährigen Verlauf der deutschen Geschichte, von der Römerzeit bis zu den Freiheitskriegen, begleiten. Nach dem Tode beider Brüder veranstaltete Herman Grimm 1865 die zweite und 1891 die dritte Auflage. Der neueste Herausgeber sagt in seinem Vorwort über das von

ihm eingeschlagene Verfahren, er habe durchweg das Handexemplar Jacob und Wilhelm Grimms zu Rate gezogen, die schriftlichen Besserungen und Zusätze ausgenützt und sei sowohl hierdurch wie durch Vergleichung der Quellen bemüht gewesen, den reinen Text der Sagen nach Möglichkeit wieder zu gewinnen. Grundsätzlich ist auch die neueste Schreibung durchgeführt, um alles fortzuräumen, was daran hindern könnte, daß das Buch ein rechtes Lesebuch für das deutsche Volk, namentlich für die Jugend, werden möchte. Die Ausstattung ist würdig und gefällig, als Titelschmuck ist ein Umriß der Sage nach W. von Kaulbach zugefügt.

ρσ. **Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart.** Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel, Carl Victor Hofbuchhandlung. 1906.

Die Bühnengeschichte eines kleineren Residenztheaters zu schreiben, hat gewiß seinen großen Reiz und seine gute Bedeutung für die kulturgeschichtliche Erkenntnis der Vergangenheit. Kassel bietet in dieser Art einen sehr fruchtbaren Arbeitsboden dar. Denn die Geschichte hat Hessen-Kassel zu wiederholten Malen dazu bestimmt, eine wichtige Rolle in der Entwicklung Deutschlands zu spielen, und zumal im abgelaufenen Jahrhundert hat Kassel die stärksten Gegensätze, einen Napoleon als Herrscher und einen andern als Gefangenen, partikularistische Absonderung und Anschluß an Preußen, bis zur Reichsgründung durchzumachen gehabt. All diese Verhältnisse dürften sich auch in seinen Kultureinrichtungen, besonders in seinem Theater, widerspiegeln. Leider fällt für den Plan des vorgemerkten Buches die französisch-westfälische Zeit gänzlich fort, und die allgemeinen Angaben der Einleitung über diese und die noch früheren Theaterzustände bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück vermögen den Leser schwerlich zu entschädigen. Das eigentliche Buch beginnt erst mit der Eröffnung des vom Kurfürsten Wilhelm I. neu ins Leben gerufenen Hoftheaters am 14. Februar 1814, das mit dem Schauspiel „Die Kreuzfahrer“ von Kotzebue eingeweiht wurde. Seine Glanzperiode hatte das Hoftheater unter dem Kurfürsten Wilhelm II., nachdem der bisherige Direktor Feige infolge seiner Umsicht und Tüchtigkeit zum Generaldirektor des Kurfürstlichen Hoftheaters ernannt worden war. Mit dem Neujahr 1822 beginnt auch, nachdem Carl Maria v. Weber abgelehnt hatte, die ruhmvolle Tätigkeit Louis Spohrs in Kassel, der die Oper neu organisierte und zu einer bisher nicht erreichten Höhe emporführte. Im Frühjahr 1832 ließ jedoch der Kurfürst unter dem Einflusse der Zeitverhältnisse das Hoftheater schließen. Es spielte vorübergehend in Kassel die Bethmannsche Truppe, nach deren kurzem Interimistikum der Kurprinz das Hoftheater wiederherstellte und zum Generalintendanten den Generalmajor v. Lepel ernannte, während die Direktionsführung wieder an Feige und Spohr übertragen wurde. 1846 erhielt der Kammerherr Josias v. Heeringen die Generalintendantur übertragen. Die unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 übten auf das Theater keinen störenden Einfluß aus, so daß ruhig weiter gespielt werden konnte. Die letzte Vorstellung unter dem alten Regime fand am 16. Juni 1866, die erste unter der neuen Herrschaft am 1. Oktober 1866, und zwar mit „Don Carlos“, statt. Heeringens Nachfolger waren die Intendanten von Carlshausen und Freiherr von und zu Gilsa, deren drei Bildnisse dem Buche als Titelschmuck beigegeben sind. In die gesamte Darstellung ist viel aktenmäßiges Material eingearbeitet, doch verwahrt sich der Verfasser im Vorwort ausdrücklich dagegen, als sei es seine Absicht gewesen, bloß eine aktenmäßige Darlegung zu geben. Die Berechtigung sei dem Verfasser ohne weiteres zugestanden, aber wer urkundlich das Buch gebrauchen möchte, wird mit den rein aktenmäßigen Partien am besten fertig werden. Es ist jetzt z. B. nicht leicht, sich darüber zu unterrichten, wann und wie oft Kleists Werke: „Käthchen“, „Schroffenstein“, „Homburg“, „Hermannsschlacht“, aufgeführt worden sind; das Register führt den Namen Kleist überhaupt nicht auf. Was die Theater- und Personalverhältnisse im allgemeinen anbelangt, so stützt sich die Darlegung überall wohl auf zuverlässige Quellen, aber nicht alle sind herangezogen. Z. B. über Wurms Gastspiel (S. 13), bei Aufführung „Unsres Verkehrs“, gibt es noch andre und ausführlichere Berichte. Auch dürften die Kasseler Theaterkorrespondenzen in den gelesensten Journalen, wie „Morgenblatt“, „Freimütiger“ usw. manche willkommene Ausbeute liefern. Indessen wollte der Verfasser keine allumfassende Theatergeschichte schreiben, sondern im wesentlichen das veröffentlichen, was von ihm selbst seit Jahren darüber zusammengetragen worden war, und sehr zustatten kamen ihm dabei die Aufzeichnungen der 1881 verstorbenen ehemaligen Hofschauspielerin Henriette Schmidt, die von der napoleonischen Fremdherrschaft bis 1826 reichen und ihm zu beliebiger Verwendung übergeben wurden. Es ist doch so viel und vielerlei in dem Buche geboten, und wir können immer froh sein, daß wir es besitzen.

Nachschrift der Redaktion. — Wilhelm Bennecke hat es nicht erlebt, diese Besprechung des Buches, das sein letztes sein sollte, zu lesen, in einem Alter von 59 Jahren, am 5. Januar 1906, ist er in seiner Vaterstadt Kassel gestorben, innig betrauert von einem Freundeskreise und allen denen, die seine schriftstellerischen Leistungen und nicht am wenigsten sein Verdienst als Herausgeber der Zeitschrift „Hessenland“ zu schätzen wußten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arbiter, The, in council. — London, Macmillan & Co. 1906.

Balet. — Im Banne der Berufung. Roman von Leo Balet. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Kempten und München, Josef Kösel. 1905.

Bazin. — Die blaue Kridente. Roman von René Bazin. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von R. u. E. Ettlinger. Kempten und München, Josef Kösel. 1905.

Bazin. — Schwester Pascale. Roman von René Bazin. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von H. v. Reuß. Zweite Auflage. Kempten und München, Josef Kösel. 1906.

Berger. — Böcklins Technik. Von Ernst Berger. Mit dem Bildnis des Meisters nach einem Relief von S. Landsinger. München, Georg D. W. Callwey. 1906.

Bloy. — Le salut par les juifs. Par Léon Bloy. Édition nouvelle revue et modifiée par l'auteur. Paris, Joseph Victorion & Cie. 1906.

Blumenthal. — An Diesen oder Jenen. Episteln und Ansichtskarten von Oskar Blumenthal. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Bourdeau. — Poètes et humoristes de l'Allemagne. Par J. Bourdeau. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Brajjer. — Ungarische Dichtungen. In deutsche Sprache übertragen von Lajos Brajjer. Leipzig, E. Kempe. 1906.

Brailsford. — Macedonia, its races and their future. By H. N. Brailsford. With photographs and two maps. London, Methuen and Co. S. a.

Brette. — Journal de l'Estoile. Extraits publiés avec une notice bibliographique par Armand Brette, et précédés d'une introduction par Edme Champion. Paris, Armand Colin. 1906.

Bronsart von Schellendorff. — Sechs Monate beim japanischen Feldheer. Von Bronsart von Schellendorff. Mit 146 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Busse. — Im polnischen Winkel. Ostmärkische Geschichten von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Chwolson. — Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie von O. D. Chwolson. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1906.

Dilles. — Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Von Ludwig Dilles. Zweiter Teil: Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Doblhoff. — Aus Heinrich Heines Jugendzeit 1805—1839. Vortrag von Josef Baron Doblhoff. Wien, Verlag des „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus". 1906.

Ebell. — Der Wendenkampf. Ein Sang aus märtischer Vorzeit von Max Ebell. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Favara. — Siracusa. Di F. Aurelio Favara. Con un saggio di bibliografia storica archeologica e 24 fotoincioni. Siracusa, C. Tinè. 1905.

Filchner. — Das Kloster Kumbum in Tibet. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Von Wilhelm Filchner. Mit 39 Tafeln, 3 Karten und Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Erster Band. Erste Lieferung. Mit dem Bildnis des Dichters. Von Franz v. Stuck. Stuttgart, Bonz & Co. O. J.

Gemälde Alter Meister im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max Friedländer, herausgegeben von Paul Seidel. Mit 72 Photogravüren, 128 Textillustrationen. Erste Lieferung. Berlin W., Richard Bong, Kunstverlag.

Gerhard. — Die Geschichte der Antonie van Heese. Roman von Adele Gerhard. Braunschweig, George Westermann. 1906.

Goetz. — Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien gesammelt von Leopold Carl Goetz. Bonn, Carl Georgi. 1906.

Green. — Das Filigran Herz. Kriminalroman in drei Teilen von Anna Katharina Green. Autorisierte Bearbeitung von Berthold A. Baer. Verdohl in Westfalen, Wilhelm Scholz. 1906.

Hardt. — Demetrius. Tragödie in fünf Akten und einem

Hardy. — Studies in roman history. By E. G. Hardy. London, Swan Sonnenschein & Co. 1906.

Hehn. — Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Victor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Hirschfeld. — Paukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Arthur Cavael. 1906.

Holm. — Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. Studien zu den vier letzten Dramen des Dichters. Von Erich Holm. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1906.

Ichenhaeuser. — Das Frauenwahlrecht. Von Eliza Ichenhaeuser. Berlin, Carl Duncker. O. J.

Imbert. — La vita fiorentina nel seicento. Secondo memorie sincrone. (1644—1670.) Di Gaetano Imbert. Firenze, R. Bemporad e figlio. 1906.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1905. — Zwölfter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1906.

Kappstein. — Das moderne Christentum. Herausgeber Theodor Kappstein. Erste Serie. Heft 1—2: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Kayka. — Kleist und die Romantik. Ein Versuch von Ernst Kayka. Berlin, Alexander Duncker. 1906.
Vorspiel, mit freier Benutzung des Schillerschen Fragments und einiger Szenen aus dem Russischen von Carl Hardt. Als Manuskript gedruckt. Hamburg, H. O. Persiehl. 1905.

Kleinpeter. — Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichts auf zeitgemäßer Grundlage von Hans Kleinpeter. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1905.

Knabe. — Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Karl Knabe. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Kotzde. — Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat. Von Wilhelm Kotzde. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. O. J.

Krügel. — Zwielicht. Von Gerhard Krügel. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. 1906.

La France et l'Allemagne en 1906. — La guerre possible. Par un diplomate. Préface du commandant Driant. Paris, J. Tallandier.

Leibniz. — Philosophische Werke von G. W. Leibniz. Vier Bände. Leipzig, Dürr. 1904—1906.

Lessing und Brüning. — Der Pommersche Kunstschrank. Herausgegeben von Julius Lessing und Adolf Brüning. Veröffentlichung der Orlop-Stiftung. Berlin, Kommissionsverlag bei Ernst Wasmuth A.-G. 1905.

Leuss. — Gekrönte Sanguiniker. Historische Parallelen von Hans Leuss. Mit 4 Porträts. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Lißmann. — Clara Schumann. Von Berthold Lißmann. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Lubahn. — Wohnungsgeldzuschuß und Berliner Wohnungsverhältnisse. Von Johannes Lubahn. Verlag: Joh. Lubahn, Postassistent, Berlin, Johanniterstr. 20. O. J.

Ma Do Yün. — China. Erläuterungen von Ma Do Yün. Berlin, Verlag der National-Zeitung, G. m. b. H. 1906.

Manes. — Grundzüge des Versicherungswesens. Von Alfred Manes. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Manz. — Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande. Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei" von Friedrich Manz. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Marasse. — Römische Sonntage. Von Margarete Marasse. Leipzig, Duncker & Humblot. 1906.

Meisterbilder. — Herausgegeben vom Kunstwart. Neue Reihe. Blatt 145—156. München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag.

Memoiren, Die, der Baronesse Cecile de Courtot. Ein romantisches Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau v. Alvensleben, geb. Baronesse Loë und deren Tagebuch zusammengestellt von ihrem Urenkel Moritz von Raisenberg. Reich illustriert. Dritte, billige, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther. 1906.

Methode Schliemann, zur Selbsterlernung fremder Sprachen. — Englisch. Dritte Auflage. Erster und zweiter Brief. Stuttgart, Wilhelm Violet. O. J.

Meyerheim. — Adolf von Menzel. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Misch. — Übermenschen. Von Robert Misch. Berlin, „Harmonie", Theater-Bibliothek. O. J.

Monumenta Germaniae paedagogica. — Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Band XXXIV: Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen. I. Berlin, A. Hofmann & Co. 1906.

Moreau. L'envers des états-unis. Par George Moreau. Paris, Plon. 1906.

Negelein. — Germanische Mythologie. Von J. v. Negelein. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Newest. — Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. Einige Weltprobleme. Dritter Teil. Allgemein verständliche Abhandlung von Th. Newest. Wien, Carl Konegen. 1906.

Philippi. — Der Helfer. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Felix Philippi. Breslau, E. Schottlaender. 1906.

Piépape. — Le coup de Grace. Épilogue de la guerre franco-allemande dans l'est. Par le général de Piépape. Ouvrage accompagné de sept cartes. Paris, Plon. 1906.

Portugall. — Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken. Von Adele v. Portugall. Mit 5 Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Ratzel. — Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. Zweiter Band. Mit einem Bildnis Friedrich Ratzels und sechs Textskizzen. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Rackl. — Der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm ein Opfer napoleonischer Willkür. Zu dessen hundertsten Todesjahre quellenmäßig bearbeitet von J. Rackl. Mit 14 Bildern. Nürnberg, Carl Koch. O. J.

Rinteln. — König Saul. Die Tragödie der untergehenden Größe. Von Erich von Rinteln. Straßburg i. E., Josef Singer. 1906.

Ruge. — Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens in seinen Grundzügen. Von Arnold Ruge. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Ruskin. — The stones of Venice. By John Ruskin. Two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1906.

Sainte-Beuve. — Livre d'amour. Par C. A. Sainte-Beuve. Préface par Jules Troubat. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

de Sanctis. — Die Mimik des Denkens. Von Sancte de Sanctis. Autorisierte Übersetzung von Johannes Bresler. Mit 44 Abbildungen im Text. Halle a. S. Carl Marhold. 1906.

Scheibert-Schulze. — Briefe eines alten Schulmannes. Aus dem Nachlasse des Provinzialschulrats und Geh. Regierungsrats Dr. Carl Gottfried Scheibert. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schellender. — Rosenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene von Schellender. Mit dem Bildnis der Verfasserin als preisgekrönte Königin der Kölner Blumenspiele 1905. Dresden-Blasewitz, R. v. Grumbkow. 1906.

Schenk. — Die Fürsorge für die aus der Hilfsschule entlassenen Kinder in unterrichtlicher und praktischer Beziehung. Von Alwin Schenk. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schkopp. — Kamerunер Bananen. Fortsetzung der „Kamerunер Skizzen". Von Eberhard v. Schkopp. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1906.

Schnapper-Arndt. — Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Leon Zeitlin. Mit einem Bilde Dr. Schnapper Arndts in Heliogravüre. Tübingen, H. Laupp. 1906.

Schönherr. — Familie. Schauspiel in drei Akten. Von Karl Schönherr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Schreck. — Gräfe und Roßmäßler in ihrer Bedeutung für die deutsche Volksschule. Von Ernst Schreck. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schreyer. — Kaiser Wilhelm der Große und des Deutschen Reiches Erneuerung. Heldenlied in vier Gesängen. Von Hermann Schreyer. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriften-Vereins. 1906.

Schulze. — Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen. Von Rudolf Schulze. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schwemer. — Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Richard Schwemer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Schwemer. — Vom Bund zum Reich. Von Richard Schwemer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Sponheimer. — Das Wohnungselend der Großstädte und seine Abwendung durch Selbsthilfe. Von J. Sponheimer. Berlin, Verlag Lebensreform; G. m. b. H. 1906.

Stapfer. — Questions esthétiques et religieuses. Par Paul Stapfer. Paris, Felix Alcan. 1905.

Stauf von der March. — Frau Holde. Dichtungen von Ottomar Stauf von der March. Berlin, Axel Junkers Buchhandlung (Karl Schnabel). O. J.

Steinhausen. — Germanische Kultur in der Urzeit. Von Georg Steinhausen. Mit 17 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Trélat. Questions de Salubrité. Par Emile Trélat. Paris, Plon. 1905.

Walcker. — Kritik der Bismarckschen Politik. Von Karl Walcker. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sondershausen, Fr. August Eupel. 1906.

Waliszewski. — Les origines de la Russie moderne. La crise révolutionnaire 1584—1614. Par K. Waliszewski. Paris, Plon. 1906.

Welti-Mappe. — Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag. O. J.

Wendt. — Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Eine Studie von Ulrich Wendt. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Woerner. — Gedichte von H. Caroline Woerner. Berlin, Bruno Cassirer. 1906.

Woerner. — Vorfrühling. Drama in fünf Akten. Von H. Caroline Woerner. Berlin, Bruno Cassirer. 1906.

Wolff. — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Wolff. Mit zahlreichen Faksimiles und Kunstbeilagen, sowie Porträts usw. Berlin, Verlag „Harmonie". 1906.

Wolff. — Katechismus der Frauenbewegung. Von Karl Wolff. Gekrönte Preisschrift. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Wörnitz. — Ärztliches, allzuärztliches. Von Hans von der Wörnitz. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wiegand. 1905.

Zeiß. — Die goldene Frucht. Gedichte von August Zeiß. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1906.

Zeitgenossenlexikon, Deutsches. — Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Leipzig, Schulze & Co. 1905.

Zender. — Die Volkskunde als Spezialfach für das Privatstudium des Lehrers. Von Jakob Zender. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Zychlinski. — Christliche Albums-, Stammbuch- und Poesiebücher-Verse. Von Paul v. Zychlinski. Mühlhausen i. Th., Pecena. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Halbkreis von Athen.

Novelle

von

August Strindberg[1]).

Nach einem warmen Tag begann die Sonne zu sinken, und der Markt lag bereits im Schatten. Der Schatten erhob sich und stieg die Akropolis hinauf, auf der Pallas' Schild noch glänzte als das Schutzwappen der Stadt.

Vor dem bunten Pfeilergang war eine Gruppe von Männern zu sehen, die sich vor dem weißen Marmorsofa versammelt hatten, dem Halbkreis, Hemizyklion; sie schienen auf jemanden zu warten, um sich setzen zu können. Darunter waren stattliche Männer und schöne, aber es war auch ein ungewöhnlich häßlicher dabei, um den die andern sich jedoch zu drängen schienen. Sein Gesicht konnte das eines Sklaven oder eines Satyrs sein, und es gab Athener, die in diesem Antlitz alle Laster und Verbrechen lasen, worauf der häßliche Mann geantwortet haben soll: „Gegen was alles hat Sokrates also zu kämpfen gehabt, denn er ist weder lasterhaft noch ein Verbrecher!"

Es war nämlich Sokrates, von der ganzen Bevölkerung Athens gekannt als ein Sonderling, der da auf Straßen und Märkten, in Kneipen und Mädchenhäusern philosophierte. Er scheute keine Gesellschaft, verkehrte mit dem Oberhaupt der Stadt, Perikles, ebenso intim wie mit dem liederlichen Alkibiades; er setzte sich zu Tisch mit Krämern und Handwerkern, trank mit Seeleuten im Piräus und wohnte selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Kerameikos. Wenn man fragte, warum Sokrates immer unterwegs sei, antworteten seine Freunde: „Er habe es nicht gut zu Hause." Und fragten seine besseren Freunde, wie er mit Seeleuten und Zollbeamten verkehren könne, antwortete Sokrates selbst: „Es sind ja Menschen!"

An der Seite des Philosophen, und wenn er saß, hinter seinem Stuhl, hielt sich ein Jüngling, der durch seine breite Stirn auffiel. Das war sein bester Schüler, der eigentlich Aristokles hieß, aber gerade seiner Stirn wegen

[1]) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

den Schimpfnamen Platon trug. Beinahe eifersüchtig mit diesem wetteifernd, sich in der Nähe des Meisters zu zeigen, stand der schöne Alkibiades. Der dritte in der Reihe war der stattliche, strenge Euripides, der Tragöde. Den Rücken der Gesellschaft zukehrend und im Sande zeichnend, in sich verschlossen, als arbeite er immer, stand Phidias da, er, der für Athen „die Götter geschaffen".

Auf der Brunnenwanne saß ein Mann, der die Beine baumeln ließ und seinen Mund in ständiger Bewegung hielt, als schliffe er seine Zunge zu Hieb und Gegenhieb; seine Stirn lag in Runzeln und war unter unfruchtbarer Gedankenarbeit verwelkt; die Augen lauerten wie die einer Schlange auf Raub. Das war der Sophist, der gewerbsmäßige Räsoneur Protagoras, der für einige Feigen oder ein paar Obolen schwarz zu weiß machen konnte, in dieser glänzenden Gesellschaft aber geduldet wurde, weil er Rede und Antwort stand; er wurde dazu benutzt, das Gespräch am Leben zu erhalten, indem man ihn auf Sokrates hetzte, der ihn jedoch stets in seinem Garn fing.

Schließlich kam der Erwartete. Es war das Oberhaupt des Staates, der König gewesen wäre, wenn nicht die Königswürde abgeschafft worden. Sein Äußeres war königlich, aber sein Auftreten ohne Leibwache war das eines Bürgers. Er herrschte auch nur durch seine persönlichen Eigenschaften: Klugheit, Willenskraft, Mäßigkeit, Besinnung.

Nach Begrüßungen, die andeuteten, daß man sich heute schon getroffen, denn man hatte zusammen auf dem Salamisfest die Befreiung vom Perser gefeiert, setzte sich die Gesellschaft auf das Halbrund aus Marmor, das Hemizyklion hieß.

Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, die nach Herkommen einem jeden vorbehalten wurden, entstand ein Schweigen, das in diesem Kreis ungewöhnlich war; denn der pflegte sich bei Sonnenuntergang wie zu einer geistigen Mahlzeit zu versammeln, ohne Tisch und Becher, zu einer Art Seelensymposion, auf dem die Ausschweifungen nach Alkibiades nur geistig waren.

Alkibiades, der zweitjüngste, aber verwöhnt und aufdringlich, brach zuerst das Schweigen.

„Wir haben Salamis gefeiert, unsern Rettungstag vom Barbaren, dem Perserkönig, und wir sind müde, sehe ich."

„Nicht so müde," antwortete jetzt Perikles, „daß wir den Geburtstag unsres Freundes Euripides vergessen würden, denn er sah bekanntlich den Tag, als die Sonne über der Schlacht von Salamis leuchtete."

„Er soll ein Trankopfer haben, wenn wir unter Dach kommen, zu Tisch und zu den Bechern," lenkte Alkibiades ab.

Der Sophist auf der Brunnenwanne hatte gerade so viel Garn bekommen, daß er das Spinnen beginnen konnte:

„Wie wißt ihr," fing er an, „daß das Glück in der Freiheit vom Perserkönig liegt? Wie wißt ihr, daß Salamis ein Glückstag für Hellas war? Hat nicht unser großer Äschylos den Trauertag der Perser beklagt und mit Teilnahme geschildert:

„Verhaßt ist mir dein Name, Salamis!
Und seufzend denke ich an dich, Athen!“

„Schäme dich, Sophist!“ unterbrach ihn Alkibiades.

Protagoras aber wetzte den Schnabel und fuhr fort:

„Ich sage nicht, daß der Name Salamis verhaßt ist, sondern Äschylos sagt es, und ich bin bekanntlich nicht Äschylos. Ich habe auch nicht behauptet, daß das Glück darin liegt, dem Perserkönig zu dienen, ich habe nur gefragt, und wer fragt, behauptet nichts. Nicht wahr, Sokrates?“

Der Meister fuhr mit den Fingern durch seinen langen Bart und antwortete:

„Es gibt direkte Behauptungen und indirekte; eine Frage kann eine indirekte und tückische Behauptung sein. Protagoras hat eine tückische Behauptung mit seiner Frage aufgestellt.“

„Gut, Sokrates!“ schrie Alkibiades halb, der anfeuern wollte.

Perikles nahm das Wort:

„Protagoras hat also behauptet, ihr würdet glücklicher unter dem Perserkönig sein. Was soll man mit einem solchen Manne tun?“

„Ihn rücklings in den Brunnen werfen,“ schrie noch einmal Alkibiades.

„Ich lege Berufung ein!“ protestierte der Sophist.

„Beim Pöbel! Da bekommst du immer recht!“ schnitt Alkibiades ab.

„Man sagt nicht Pöbel, wenn man Demokrat ist, Alkibiades; und man zitiert nicht Äschylos, wenn Euripides anwesend ist. Wenn Phidias hier sitzt, spricht man lieber von seinem Parthenon und seiner Athene, deren Peplos jetzt von der sinkenden Sonne vergoldet wird. Höflichkeit ist die Würze des geselligen Lebens.“

So suchte Perikles das Gespräch in neue Geleise zu führen, aber der Sophist ließ den Biß nicht los:

„Wenn Phidias' Athenestandbild ihr Gold von der Sonne leihen muß, so *kann* das beweisen, daß das vom Staat bewilligte Gold nicht gereicht hat, und daß also ein Mangel entstanden ist. Nicht wahr, Sokrates?“

Der Meister brachte mit seiner ausgestreckten Hand das Gemurmel des Unwillens zum Schweigen und sprach:

„Es müßte zuerst bewiesen werden, daß Phidias' Bildsäule Gold von der Sonne leihen muß; da das aber unbewiesen ist, hat das Gerede vom Goldmangel keinen Sinn. Übrigens kann man nicht Gold von der Sonne leihen — es ist also nur Geschwätz von Protagoras, und er verdient keine Antwort. — Dagegen würde Phidias hierauf antworten: Wenn du Athene dort oben auf dem Parthenon gemacht hast, hast du denn Athene gemacht?“

„Ich habe ihr Bild gemacht!“ antwortete Phidias.

„Richtig! Du hast ihr Bild gemacht. Nach welchem Vorbild denn?“

„Nach meinem Innern.“

„Also nicht nach einem Äußern? — Hast du die Göttin mit deinen Augen gesehen?“

„Nicht mit meinen äußeren Augen.“

„Existiert sie denn außer dir oder in dir?“

„Wenn niemand uns belauscht, würde ich antworten: sie ist nicht außer mir, also ist sie überhaupt nicht da."

Perikles unterbrach ihn:

„Die Götter des Staates! — Freunde, nehmt euch in acht!"

Aber Sokrates fuhr fort:

„Du, Phidias, hast auch Zeus von Olympia gemacht, also hat er dich nicht gemacht!"

„Die Götter des Staates! Hütet euch, Freunde!" warnte Perikles.

„Hilfe, Protagoras, Sokrates erwürgt mich!" klagte Phidias.

„Zeus hat meines Wissens," antwortete der Sophist, „den Menschen nicht geschaffen, sondern das hat Prometheus getan. Aber Zeus gab dem unvollkommenen Menschen zwei unvergängliche Gaben: Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl."

„Dann ist Protagoras nicht mit von Zeus geschaffen, denn ihm fehlt sowohl Schamhaftigkeit wie Rechtsgefühl."

Es war Alkibiades, der zurückgab; nun aber ergriff der stille Tragöde Euripides das Wort:

„Erlaubt mir sowohl über Zeus wie über Prometheus zu sprechen, und findet es nicht unhöflich, daß ich meinen großen Lehrer Äschylos anführe, wenn ich von den Göttern rede."

Aber Perikles unterbrach ihn:

„Wenn meine Augen mich nicht betrügen, sah ich eben ein paar Ohren hinter der Hermessäule hervorlugen, und diese Eselsohren können nur dem berühmten Gerber gehören."

„Kleon!" fiel Alkibiades ein.

Aber Euripides nahm wieder das Wort:

„Was kümmert mich der Gerber, da ich mich nicht vor den Göttern des Staates fürchte? Diese Götter, deren Untergang unser Äschylos längst geweissagt hat. Sagt nicht sein Prometheus, daß der Olympier von seinem Sohne gestürzt werden soll, dem Sohne, der von einer Jungfrau geboren werden soll? Sagt er das nicht, Sokrates?"

„Ganz gewiß: ‚Gebiert den Sohn, der stärker als der Vater ist.' Aber wer es sein wird und wann er geboren wird, das erzählt er nicht."

„Nun, ich glaube, daß Zeus bereits in den letzten Zügen liegt."

Wieder war Perikles' warnende Stimme zu hören:

„Die Götter des Staates! Still, Freunde! Kleon lauscht!"

„Ich dagegen," fiel Alkibiades ein, „ich glaube, daß Athen dem Tode nahe ist. Während wir Salamis feierten, haben die Spartaner sich erhoben und den Norden verheert: Megaris, Lokris, Böotien und Phokis stehen bereits auf Spartas Seite."

„Das sind bekannte Dinge, die du erzählst," wehrte Perikles ab, „aber wir genießen augenblicklich Waffenstillstand, und wir haben dreihundert Schiffe in See geschickt. — Meinst du, Sokrates, daß eine Gefahr besteht?"

„In die Angelegenheiten des Staates darf ich mich nicht mischen; ist aber Athen in Gefahr, dann nehme ich wie früher Schild und Lanze . . ."

„Als du mein Leben retteteſt, bei Potidäa," fügte Alkibiades hinzu.

„Nein, da iſt die Gefahr nicht," fiel jetzt Euripides ein; „nicht in Sparta liegt ſie, ſondern hier zu Hauſe. Die Demagogen haben den Sumpf aufgerührt, und darum haben wir die Peſt auf der Agora und die Peſt im Piräus."

„Die Peſt im Piräus iſt wohl die ſchlimmſte," ſagte Protagoras, „nicht wahr, Alkibiades?"

„Ja, denn dort habe ich meine beſten Mädchen. Meine Flötenbläſerinnen, die beim heutigen Gaſtmahl bedienen ſollen, habe ich am Hafen; aber beim Herakles, hier fürchtet doch niemand den Tod?"

„Niemand fürchtet, niemand wünſcht," antwortete Sokrates; „haſt du aber andre Mädchen, würde das die Freude erhöhen."

„Euripides liebt keine Mädchen," fiel Protagoras ein.

„Das lügſt du," erwiderte Euripides. „Ich liebe Mädchen, aber keine Frau."

„Ich auch nicht, doch die Frauen von andern!" ſpitzte Alkibiades zu.

„Als Alkibiades jünger war, nahm er den Frauen die Männer fort, jetzt nimmt er den Männern die Frauen!"

Perikles erhob ſich:

„Gehen wir zum Gaſtmahl und ſuchen wir Wände um unſer Geſpräch, Wände ohne Ohren! — Stütz mich, Phidias, ich bin müde!"

Platon näherte ſich Sokrates.

„Meiſter, laß mich deinen Mantel tragen," bat er.

„Das iſt mein Ehrenamt, Junge," ſpeiſte ihn Alkibiades ab.

„Iſt es geweſen," wandte Sokrates ein; „nun iſt es Platons, des Breitſchädels; merk dir den Namen. Er ſtammt von Kodros, dem letzten König, ab, der ſein Leben hingab, um ſein Volk zu erlöſen. Platon iſt aus königlichem Geſchlecht!"

„Und Alkibiades iſt aus Heldengeſchlecht, Alkmeonide, wie ſein Oheim Perikles — eine vornehme Geſellſchaft!"

„Aber Phidias iſt aus göttlichem Geſchlecht, das iſt mehr."

„Ich bin wahrſcheinlich aus titaniſchem Geſchlecht," fiel Protagoras ein; „ich ſage wahrſcheinlich, denn man weiß überhaupt nichts, kaum das. Nicht wahr, Sokrates?"

„Du weißt überhaupt nichts, kaum was du ſchwatzeſt!"

Die Geſellſchaft ging durch die heilige Straße und begab ſich zuſammen nach dem Dionyſostheater, in deſſen Nähe Alkibiades wohnte.

Der Demagoge Kleon hatte wirklich ungeſehen das Geſpräch belauſcht; das hatte aber auch ein andrer Mann getan. Der hatte eine gelbe Haut und ſchwarzen Vollbart, er ſchien der Handwerkerklaſſe anzugehören. Als die glänzende Geſellſchaft ſich entfernt hatte, trat Kleon vor, legte ſeine Hand auf die Schulter des Unbekannten und ſagte:

„Du haſt das Geſpräch gehört?"

„Gewiß, das habe ich," antwortete der.

„Dann kannst du zeugen."

„Ich kann nicht zeugen, weil ich Fremdling bin."

„Aber du hast doch gehört, wie man die Götter des Staates schmähte."

„Ich bin ein Syrer und kenne nur den einzigen wahren Gott. Eure Götter sind nicht meine."

„Du bist also ein Hebräer und heißest?"

„Ich bin ein Israelit vom Stamm Levi und nenne mich jetzt Kartaphilos."

„Ein Phönizier also?"

„Nein, ein Hebräer. Meine Vorväter kamen aus dem Land Ur in Chaldäa, gerieten dann in Knechtschaft in Ägypten, wurden aber von Moses und Josua ins Land Kanaan geführt, wo wir mächtig waren unter eigenen Königen, David und Salomo."

„Kenne ich nicht!"

„Vor zweihundert Jahren wurde unsre Stadt Hierosolyma von dem babylonischen Nebukadnezar zerstört und unser Volk in die Gefangenschaft nach Babylon geführt. Als dann das babylonische Reich vom Perserkönig genommen wurde, gerieten wir unter persische Gewalt, und wir haben geseufzt unter den Nachkommen eures Xerxes von Salamis, den wir Ahasverus nannten."

„Eure Feinde unsre Feinde; also, Gastfreund, wie bist du hergekommen?"

„Als der Assyrer uns das erstemal in Gefangenschaft führen wollte, flohen die, die fliehen konnten und gingen nach Rhodos, Kreta, den griechischen Inseln; von denen aber, die bereits fortgeführt waren, wurden einige nordwärts nach Medien geschickt. Meine Väter kamen aus Medien hierher, und ich bin eben angekommen."

„Was du sagst, ist mir nur eine dunkle Rede, aber ich habe euer Volk preisen hören, weil es den Göttern des Staates treu sei."

„Gott! Es gibt nur einen, den Einzigen und Wahren, der Himmel und Erde geschaffen und unserm Volk die Verheißung gegeben hat."

„Welche Verheißung?"

„Daß unser Geschlecht die Erde besitzen wird!"

„Beim Herakles! Aber der Anfang ist nicht vielversprechend!"

„So ist unser Glaube, und der hat uns aufrechterhalten während der Wüstenwanderung und der Gefangenschaft."

„Willst du gegen diese Gotteslästerer zeugen?"

„Nein, Kleon, denn ihr seid Götzenverehrer, aber Sokrates und seine Freunde glauben nicht an eure Götzen, und das wird ihnen als Gerechtigkeit angerechnet werden. Ja, Sokrates schien mir eher den Ewigen, Unsichtbaren zu verehren, dessen Name man nicht nennen darf. Darum zeuge ich nicht gegen ihn."

„Bist du auf der Seite? Dann geh in Frieden, aber nimm dich in acht. Geh!"

„Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott wird mich behüten, so lange ich und mein Haus seine Rechte behüten!"

Kleon hatte seinen Freund und Handwerksgenossen Anytos im Pfeilergang gesehen, und darum ließ er den unbeugsamen Hebräer gehen, der geschwind nach der Sykomorenallee des Ölmarktes davoneilte und dort verschwand.

Anytos, der Gerber und Staatsmann, kam herbei, laut aus einer geschriebenen Rede lesend, die er halten wollte:

„Athen oder Sparta; das ist die ganze Streitfrage . . ."

Kleon näherte sich neugierig und unterbrach ihn:

„Was liest du, Anytos?"

„Eine Rede."

„Das hört ich! Athen oder Sparta. Volksherrschaft oder Schweinherrschaft! Das Volk, das Schwerste, das urbarmachende, das hervorbringende, liegt zu unterst, auf dem Boden wie das Gold. Das Vieh, die Bummler, die Reichen, die Vornehmen, die Leichtesten schwimmen oben wie Späne und Korke. Athen, das ist die Volksherrschaft, ist es immer gewesen, wird es immer bleiben. Sparta, das ist die Schweinherrschaft!"

„Alleinherrschaft meinst du, Kleon!"

„Nein, Schwein! Darum, Anytos, ist Athen schlecht geleitet, da Perikles, der reiche Mann, der mit königlichen Ahnen prahlt, zur Herrschaft gekommen ist. Wie kann er mit diesem Volk mitfühlen, da er niemals dort unten gewesen ist? Wie kann er es von oben richtig sehen? Er sitzt auf dem Giebeldach des Parthenon und sieht die Athener als Ameisen, während sie Löwen sind, mit beschnittenen Klauen und ausgezogenen Zähnen. Wir, Anytos, dort unten geboren, bei Gerberrinde und Hundehaus erzogen, wir kennen sie am Geruch sozusagen. Aber gleich und gleich gesellt sich gern; deshalb fühlt Sparta sich zu Athen hingezogen, zu Perikles und seinem Anhang. Perikles saugt Sparta an sich, und wir verkommen."

Anytos, selbst Redner, liebte Beredsamkeit von fremden Lippen nicht, darum schnitt er Kleon schroff das Wort ab:

„Perikles ist krank."

„Ist er krank?"

„Ja, er hat Hitze im Körper!"

„Wirklich? Vielleicht die Pest?"

„Vielleicht!"

Dieser Einwurf von Anytos hatte Kleons langatmige Gedankengänge gekreuzt, und eine neue Hoffnung blitzte auf:

„Und nach Perikles?" sagte er.

„Kleon, natürlich."

„Warum nicht? Der Mann des Volkes fürs Volk, aber keine Philosophen oder Schauspieler. — So, Perikles ist krank. — So? — Hör mal, Anytos, wer ist Nikias?"

„Das ist ein Vornehmer, der an Orakel glaubt . . ."

„Rühr nicht an die Orakel; ich glaube allerdings nicht an sie, aber ein Staat fordert für seinen Bestand eine bestimmte Gleichartigkeit in allem, in Gesetzen, Sitten und Religion. Darum halte ich auf die Götter des Staates — nebst Zubehör.

„Ich halte auch auf die Götter des Staates — solange das Volk darauf hält!"

Die beiden Redner fingen an sich gegenseitig zu ermüden, und Kleon wollte in die Einsamkeit kommen, um die Eier auszubrüten, die Anytos ihm gelegt hatte; darum warf er hin:

„Du sagst, Nikias . . ."

„Ich will baden gehen," unterbrach ihn Anytos, „sonst bekomme ich keinen Nachtschlaf."

„Aber Alkibiades, wer ist das?"

„Das ist der Verräter Ephialtes, der den Perserkönig nach den Thermopylen weisen wird."

„Der Perserkönig im Osten, Sparta im Süden . . ."

„Mazedonien im Norden . . ."

„Und im Westen das neue Rom!"

„In allen vier Himmelsstrichen Feinde! Wehe Athen!"

„Wehe Hellas!"

Die Gäste waren bei Alkibiades versammelt, der sich sofort bei der Ankunft entfernt hatte, in der löblichen Absicht, Flötenbläserinnen zu holen. Da der Abend warm war, hatte man in der Aula oder dem Hof gedeckt, der von korinthischen Pfeilergängen umgeben und von vielen Lampen, die zwischen den Pfeilern hingen, erleuchtet war.

Eine leichte Abendmahlzeit war eingenommen, die Efeukränze ausgeteilt und die Becher vorgesetzt.

Aspasia, die einzige Frau, hatte den Ehrenplatz neben Perikles inne. Sie war zuerst gekommen, von ihren Sklavinnen begleitet, und sie wartete ungeduldig, daß die Rednerkämpfe beginnen würden. Aber Perikles war finster und müde; Sokrates lag still auf seinem Rücken und schaute zu den Sternen empor; Euripides kaute an einem Holzsplitter und war sauer; Phidias knetete Brotkugeln, die unter seiner Hand Tierformen annahmen; Protagoras flüsterte mit Platon, der sich mit einer kleidsamen jugendlichen Schüchternheit im Hintergrund hielt.

Ganz unten aber am Tisch saß das Skelett, das einen Kranz von Rosen um die weiße Stirn bekommen hatte. Um das Unheimliche in der Anwesenheit des ungebetenen Gastes zu verwischen, hatte Alkibiades ihm eine Zwiebel zwischen die Vorderzähne gesteckt und eine Asphodeloslilie in die eine Hand gegeben, an der das Skelett zu riechen schien.

Als das Schweigen schließlich drückend wurde, riß Perikles sich aus seiner Lässigkeit und eröffnete das Gespräch.

„Ich möchte," begann er, „in aller Eintracht und ohne Streit zu erregen, die oft aufgeworfene Frage von Euripides' angeblichem Frauenhaß zur Erörterung stellen. Was sagst du, Protagoras?"

„Unser Freund Euripides ist dreimal verheiratet gewesen und hat jedesmal Kinder gehabt: er kann also nicht Weiberhasser sein. Nicht wahr, Sokrates?"

„Euripides", antwortete Sokrates, „liebt Aspasia wie wir alle und kann darum nicht Frauenhasser sein. Er liebt, mit Perikles' Zustimmung, Aspasias Seelenschönheit, ist also nicht Frauenhasser. Über Aspasias Körper ist nicht viel Gutes zu sagen, und der geht uns auch nichts an! Ist Aspasia schön, Phidias?"

„Aspasia ist nicht schön, aber ihre Seele ist schön und gut; nicht wahr, Perikles?"

„Aspasia ist meine Freundin und die Mutter unsres Kindes; Aspasia ist eine weise Frau, denn sie besitzt Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, Selbsterkenntnis und Besinnung; Aspasia ist klug, denn sie schweigt, wenn weise Männer sprechen. Aber Aspasia kann weise Männer dazu bringen, weise zu sprechen, wenn sie ihnen zuhört; denn sie hilft ihnen, Gedanken zu gebären, nicht wie die Hebamme Sokrates, der die Leibesfrucht nur herauszieht, sondern sie gibt deren Seelen von ihrem Fleisch . . ."

Protagoras fuhr fort:

„Aspasia ist wie unser aller Mutter Kybele; sie trägt uns an ihrem Busen."

„Aspasia ist die Tonleiter der Zither, ohne die unsre Saiten nicht klingen," fügte Phidias hinzu.

„Aspasia ist unser aller Mutter," begann Sokrates wieder, „aber sie ist auch die Amme, die unsre neugeborenen Gedanken wäscht und sie in schöne Schleier hüllt; Aspasia empfängt unsre unreinen Kinder und gibt sie uns gereinigt zurück; sie gibt nichts, aber dadurch, daß sie empfängt, gibt sie dem Geber Gelegenheit zu geben."

Euripides nahm die Frage, die man hatte fallen gelassen, wieder auf:

„Ich war angeklagt und bin freigesprochen, nicht wahr, Aspasia?"

„Wenn du dich selber von der Anklage freimachen kannst, bist du freigesprochen, Euripides."

„Klage, liebste Klägerin, ich werde antworten!"

„Mit deinen eignen Worten bringe ich die Klage vor. Hippolytos sagt an einer Stelle deiner Tragödie gleichen Namens:

Warum hast du, o Zeus, das Weib, dies falsch Gezücht,
Den Auswurf, hier im Sonnenlichte wohnen lassen?
Denn wenn du Menschen schaffen wolltest, brauchten sie
Ja keineswegs dem Schoß des Weibes zu entstammen:
In deinen Heiligtümern könnten Männer ja
Darbringen Kupfer, Silber oder Gold, und so
Sich kaufen Kindersamen, jeder nach dem Wert
Des Dargebrachten. Dadurch würden sie daheim
Als freie Männer hausen können, ohne Weib.
Doch jetzt, sobald wir dieses Ungemach
Ins Haus uns bringen, ist das Glück und Geld dahin.
Wie bös' und schlimm das Weib ist, kann man daraus sehn,
Daß selbst der Vater, der sie doch erzeugt, ihr gern
Die Mitgift schenkt, nur um die Böse los zu sein.

„Nun verteidige dich, Euripides."

„Wenn ich Sophist wäre, wie Protagoras, antwortete ich: Das hat Hippolytos gesagt, nicht ich. Aber ich bin Dichter und spreche durch meine Kinder. Also: ich habe es gesagt, ich habe es gemeint, als ich es schrieb; ich meine es noch! Und dennoch, ich liebe fast immer ein Weib, obgleich ich ihr Geschlecht hasse. Erklären kann ich es nicht, denn ich war niemals pervers wie Alkibiades. Kannst du es erklären, Sokrates?"

„Ja! Man kann ein Weib lieben und es gleichzeitig hassen. Alles wird geboren von seinem Gegensatz, Liebe von Haß, Haß von Liebe. Bei meiner Gattin liebe ich das gute Mütterliche, aber ich hasse das Urböse an ihr; also kann ich sie gleichzeitig lieben und hassen. Nicht wahr, Protagoras?"

„Jetzt ist Sokrates Sophist! Schwarz kann nicht weiß sein."

„Jetzt ist Protagoras einfältig. Dieses Salz hier im Faß ist weiß, aber lösch die Lampen, so ist es schwarz! Das Salz ist also nicht absolut weiß, sondern seine Weiße hängt vom Licht ab. Ich möchte eher glauben, das Salz ist an sich schwarz, denn die Abwesenheit von Licht ist Dunkel, und Dunkel ist nichts für sich, gibt nichts von sich aus Salz, das also im Dunkel eher etwas für sich ist, seine wahre Natur, folglich schwarz ist! — Aber ein Ding kann im Licht sowohl schwarz wie weiß sein. Dieser Meeresaal ist oben schwarz, aber unten weiß. Ebenso kann etwas sowohl gut wie böse sein. Also hat Euripides recht, wenn er sagt, daß er das Weib sowohl liebt wie haßt. Nun ist der, der das Weib *nur* haßt, ein Weiberhasser, aber Euripides liebt ja auch das Weib. Folglich ist Euripides nicht Weiberhasser. Was meinst du, Aspasia?"

„Weiser Sokrates! Du gestehst ein, daß Euripides das Weib haßt, also ist er doch Weiberhasser."

„Nein, mein schönes Kind, ich gestand ein, daß Euripides das Weib sowohl liebt wie haßt, sowohl, merk dir das genau. Ich liebe Alkibiades, verabscheue aber und hasse seine Charakterlosigkeit; nun frage ich die Freunde hier: Bin ich Alkibiadeshasser?"

„Nein, keineswegs!" antwortete der Chor.

Aber Aspasia war gereizt und wollte wieder reizen:

„Du weiser Sokrates, wie stehst du mit deiner Gattin?"

„Der Weise spricht nicht gern von seiner Frau!"

Protagoras hieb ein:

„Ebenso ungern wie von seiner Schwäche."

„Du hast es gesagt! Man opfert der Erde, aber ungern, man bindet sich, aber ohne Vergnügen; man erträgt, aber liebt nicht; man tut dem Staat seine Pflicht, aber schwer. Es gibt nur eine Aspasia, das ist die des Perikles. Das größte Weib dem größten Mann. Perikles ist der größte im Staat wie Euripides auf der Bühne."

Protagoras fand, ohne zu suchen:

„Ist Euripides größer als Äschylos und Sophokles?"

„Gewiß, Protagoras! Er ist uns näher; er sagt *unsre* Gedanken und nicht die der Väter; er kriecht nicht vor den Göttern und dem Schicksal, er kämpft gegen sie; er liebt die Menschen, kennt sie und beklagt sie; seine Kunst

ist kunstreicher, seine Gefühle sind wärmer, seine Bilder lebendiger als die der Alten. Jetzt aber möchte ich von Perikles sprechen!"

„Halt, Sokrates! In der Pnyx und auf der Agora, aber nicht hier! Wohl könnte ich ein gutes Wort der Aufmunterung gebrauchen, da falsche Anklagen hageln. Wir sind hergekommen, um zu vergessen, nicht, uns zu erinnern; und Sokrates erfreut uns am meisten, wenn er von den höchsten Dingen spricht, zu denen ich nicht den atheniſchen Staat rechne. — Jetzt kommt Alkibiades mit Gefolge. Zündet mehr Lichter an, Burschen, und Eis in die Kannen!"

Im Torweg war Lärm zu hören; der Hund bellte, der Türhüter schrie, und herein zog Alkibiades mit Gefolge.

Er war herrlich anzuschauen in seiner Umgebung, die außer den Mädchen aus zwei unbekannten Männern bestand, die er in einem Weinhaus aufgefischt hatte.

„Papaja!" grüßte er. „Hier ist der Wirt! Und hier ist Aristophanes, ein künftiger Schauspieler. Hier ist der Römer Lucillus, der als früherer Dezemvir in die Verbannung gegangen ist. Er hat die Geschichte der Virginia mitgemacht; ihr wißt, die Jungfrau, die gegen ihren Willen einen Mann kriegte. Die Römer haben nämlich Jungfrauen, das haben wir nicht! Nicht wahr, Lais! Dies ist eine von den vielen Lais, die Phidias gesessen haben! — Aspasia darf es nicht übel nehmen! — Und das sind Flötenbläserinnen vom Piräus. Ob sie die Pest haben, weiß ich nicht! Was kann sie mir tun? Ich bin zwanzig Jahre alt und habe noch nichts ausgerichtet. Warum also leben? Jetzt wird Lais tanzen! Papaja!"

Euripides erhob sich und winkte Schweigen:

„Warte mit dem Tanz, Perikles ist nicht ergötzt und sieht ernst aus."

Eine Pause entstand. Die Hitze war drückend und beklemmend. Es war keine Gewitterluft, aber etwas Ähnliches, und die Gemüter aller schienen von einem unruhevollen Warten ergriffen zu sein.

Da fiel, wie von ungefähr, der Arm des Skeletts mit einem kurzen Knacks aufs Knie nieder. Die Blume, die es unter der Nase gehalten hatte, lag auf der Erde.

Alle fuhren zusammen, auch Alkibiades, aber auf sich selber zornig über diese Schwäche, nahm er einen Becher und trat vor:

„Das Skelett ist durstig! Ich trinke ihm zu, wer tut mir Bescheid? Sokrates kann's am besten; er trinkt eine halbe Kanne in einem Zug aus, ohne zu blinzeln."

Sokrates war ja dafür bekannt, daß er unbegrenzt trinken konnte, jetzt aber hatte er keine Lust:

„Nicht heute! Der Wein ist mir bitter!"

Und sich an Perikles wendend, flüsterte er:

„Böse Augen sind hierher gekommen! Dieser Aristophanes ist nicht unser Freund; kennst du ihn?"

„Sehr wenig! Aber er sieht aus, als wolle er uns ermorden."

Alkibiades fuhr fort, das Skelett anzureden:

„So sieht Athen in diesem Augenblick aus! Das Fleisch haben Sparta und der Perserkönig abgenagt, die Haut hat Kleon gegerbt, die Augen haben die Bundesgenossen ausgerissen, die Zähne haben die Mitbürger ausgezogen, diese Mitbürger, die Aristophanes kennt und die er bald abzeichnen wird. Meinen Becher, Skelett! Polla metaxy pelei. kylikos kai cheileos akru!"

Jetzt änderte sich plötzlich die Szene. Das Skelett sank nach rückwärts nieder wie ein berauschter Mann; die Lampen fingen an zu schaukeln an ihren Ketten, das Salzfaß ergoß sich über den Tisch . . .

„Ohioh! Ohioh!" schrie Alkibiades. „Tralall! Ha ha ha! Der Tisch wackelt, das Sofa schwankt: bin ich berauscht oder ist das Zimmer berauscht?"

Alle waren entsetzt, aber Sokrates gebot Ruhe:

„Ein Gott ist nahe! Still! Der Boden schwankt, und ich höre . . . donnert es? Nein! Das ist ein Erdbeben!"

Alle stürzten in die Höhe, aber Sokrates fuhr fort:

„Beruhigt euch! Es ist jetzt vorüber!"

Und nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten:

„Ich war fünf Jahre alt, als Sparta von einem Erdbeben heimgesucht wurde, zwanzigtausend Menschen umkamen und nur sechs Häuser stehen blieben. Das war Sparta! Jetzt ist es Athen. Ja, Freunde, eine Stimme sagt mir: ehe ein Mann das Alter erreicht, sind wir wie Vögel abgeschossen!"

Wieder bellte der Hund und schrie der Türhüter. Herein trat ein Ungeladener, der erregt aussah.

„Nikias," grüßte Alkibiades. „Jetzt werde ich nüchtern; der bedächtige Nikias kommt zum Gastmahl: was ist da los?"

„Erlaubt einem ungeladenen Gast . . ."

„Nikias spreche!"

„Perikles," begann der Neuangekommene zögernd, „dein Freund, unser Freund, die Ehre von Athen und Hellas, Phidias ist angeklagt . . ."

„Halt, still!"

„Angeklagt — o Schande und Schmach — ich kann es nicht sagen, ohne zu weinen . . ."

„Sag es!"

„Phidias ist angeklagt, vom Athenestandbild Gold unterschlagen zu haben."

Das Schweigen, das jetzt entstand, wurde zuerst von Perikles gebrochen:

„Phidias verbirgt sein Antlitz im Mantel, er schämt sich für Athen. — Doch laßt uns bei Göttern und Unterwelt auf Phidias' Unschuld schwören."

„Wir schwören!" riefen alle wie ein Mann.

„Ich schwöre auch!" sagte Nikias.

„Athen ist entehrt, wenn man erst schwören muß, daß Phidias nicht gestohlen."

Nikias war an Perikles herangetreten, und sich vor Aspasia verbeugend, flüsterte er:

„Perikles, dein Sohn Paralos ist krank."

„An der Pest? — Folg mir, Aspasia."

„Es ist nicht mein Sohn, aber es ist deiner, darum folge ich dir."

„Das Haus stürzt, die Freunde scheiden, alles Schöne vergeht, das Häßliche besteht."

„Und die Götter schlafen!"

„Oder sind ausgewandert!"

„Die Götter sind tot! Laßt uns neue machen."

Ein Erdstoß löschte die Lampen, und alle begaben sich hinaus auf die Straße, außer Sokrates und Alkibiades.

„Phidias des Diebstahls angeklagt! Mag die Welt einstürzen!" sagte Sokrates und versank wie gewöhnlich in eine Geistesabwesenheit, die Schlaf glich. Alkibiades nahm einen Doppelbecher von den größten, umhüllte ihn und improvisierte:

„Mag alles stürzen ein vom Pindos bis zum Kaukasus,
Dann wird Prometheus frei und schenkt dann wieder Feuer
Erfrornen Menschen,
Und Zeus zum Hades steigt, verkauft sich Pallas
An geile Jünglinge.
Die Leier schlägt Apoll entzwei
Und flickt nun Schuh'.
Den Schlachthengst läßt dann Ares laufen
Und hütet Schaf'.
Und auf den Trümmern aller ird'schen Herrlichkeiten
Steht Alkibiades allein
Im Vollgefühl seines Allmachts-Ichs
Und lacht!"

Die Pest war in Athen ausgebrochen, und Erdbeben war hinzugekommen. Als Perikles in Aspasias Gesellschaft sein Haus erreichte, war der Sohn von der geschiedenen Gattin tot. Nach herrschender Sitte und um zu zeigen, daß er nicht ermordet worden, war die Leiche im Torweg ausgestellt. Ein kleiner Sarg aus Zedernholz, rot und schwarz angestrichen, stand auf einer Bahre und zeigte den Toten in seinem weißen Totenkleid; er hatte einen Kranz auf dem Kopf, der aus dem Kraut des Todes gewunden war, dem stark duftenden Apium oder der Sellerie; im Mund hatte er den Obolos, das Fährgeld für Charon.

Perikles sprach leise ein Gebet, ohne tiefere Trauer zu zeigen, denn er hatte viel durchgemacht und leiden gelernt.

„Zwei Söhne haben die Götter mir genommen. Sind es genug Sühnopfer?"

„Was hast du zu sühnen?" fragte Aspasia.

„Der eine muß für den andern leiden. Der einzelne für den Staat. Perikles hat für Athen gelitten."

„Verzeih, daß meine Tränen schneller trocknen als deine. Der Gedanke, daß *unser* Sohn lebt, gibt mir Trost."

„Mir auch, aber geringeren."

„Soll ich gehen, ehe deine Frau kommt?“

„Du sollst mich nicht verlassen, denn ich bin krank.“

„Du hast lange davon gesprochen; ist es ernst?“

„Meine Seele ist krank. Wenn der Staat leidet, bin ich krank . . . Da kommt die Mutter des Toten!“

Ein schwarzgekleidetes Weib erschien in der Tür; sie trug einen Schleier, um zu verbergen, daß das Haar abgeschnitten war, hatte einen Kranz in der Hand, und es folgte ihr ein Sklave mit einer Fackel.

Sie bemerkte Aspasias Anwesenheit nicht sofort, begrüßte mit einem Blick ihren frühern Gatten und legte den Kranz dem Toten zu Füßen:

„Ich bringe bloß einen Totenkranz für meinen Sohn. Aber statt des Obolos soll er einen Kuß von den Lippen seiner Mutter mitbringen.“

Sie warf sich über ihn und küßte den Toten.

„Nimm dich vor dem Toten in acht!“ sagte Perikles und ergriff ihren Arm; „er starb an der Pest.“

„Mein Leben war nur ein langsamer Tod; ein schneller ist mir lieber.“

Jetzt bemerkte sie Aspasia, und sich aufrichtend, sagte sie mit Ruhe und Würde:

„Sag deiner Freundin, daß sie geht.“

„Sie geht, und ich folge ihr.“

„So ist es recht! Denn jetzt, mein Perikles, ist das letzte Band, das uns zusammenhielt, gelöst! Leb wohl!“

„Leb wohl, mein Weib!“

Und zu Aspasia gewandt, sagte er:

„Gib mir deine Hand, meine Gattin!“

„Hier meine Hand!“

Die trauernde Mutter verzog:

„Wir treffen uns alle einmal und dann als Freunde, du, sie und er, der vorausgegangen, um den Herzen, die von den engen Gesetzen des Lebens getrennt werden, Wohnung zu bereiten.“

Perikles und Sokrates wanderten in der Platanenallee unterhalb des Hemizyklion umher und sprachen zusammen.

„Phidias ist vom Diebstahl freigesprochen, aber als Lästerer der Götter des Staates verhaftet.“

„Verhaftet? Phidias!“

„Man behauptet, er habe in Athenes Schild mich und sich selber abgebildet.“

„Das ist das Volk, das alles Große haßt. Anaxagoras in Verbannung, weil er zu weise war; Aristides in Verbannung, weil er allzu gerecht war; Themistokles, Pausanias . . . Was hast du gemacht, Perikles, als du dem Volke die Macht gabst?“

„Was Gesetz und Recht war! Ich falle allerdings durch mein eignes Schwert, aber in Ehre. Ich gehe umher und sterbe, Stück für Stück, wie

Athen. Wußten wir, daß wir unser Standbild zum Leichenzug schmückten, daß es unser Totenkleid war, das wir webten; wußten wir, daß es Begräbnislieder waren, die unsre Tragöden sangen?"

„Athen stirbt, jawohl. Aber woran?"

„An Sparta!"

„Was ist Sparta?"

„Das ist Herakles, die Keule, die Löwenhaut, die rohe Kraft. Wir Athener sind die Söhne des Theseus gegenüber den Herakliden, Doriern und Joniern! Athen stirbt an Sparta, aber Hellas stirbt an Selbstmord."

„Ich glaube, die Götter haben uns verlassen."

„Das ist mein Glaube auch, aber das Göttliche lebt."

„Da kommt Nikias, der Unglücksbote!"

Nikias kam wirklich, und als er die Frage in den Gesichtern und Blicken der beiden Wanderer sah, antwortete er ungefragt:

„Von der Agora!"

„Was Neues von der Agora?"

„Die Volksversammlung sucht Hilfe beim Mazedonier."

„Warum nicht beim Perser? Gut, dann ist das Ende nahe. Suchen sie Hilfe beim Feind? Beim Barbaren, dem Mazedonier, der über uns liegt wie ein Löwe auf dem Berg. — Geh, Nikias, und sag, Perikles liege im Sterben. Und bitte sie, den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu wählen! Nicht den Unwürdigsten! Geh, Nikias, aber geh schnell!"

„Ich gehe," sagte Nikias, „aber nach einem Arzt!"

Und er ging.

„Mich heilt kein Arzt!" antwortete Perikles mit matter Stimme, als spreche er nach innen.

Er setzte sich auf seinen alten Platz im Hemizyklion.

Als er eine Weile geruht hatte, machte er Sokrates ein Zeichen, daß er sich nähere, denn er wollte nicht die Stimme erheben.

„Sokrates, mein Freund," begann er, „dies ist der Abschied eines Sterbenden. Du warst der Weiseste; aber nimm es nicht übel auf, sei nicht zu weise; such nicht das Unerreichbare, und verwirre die Geister nicht mit Spitzfindigkeiten. Mach das Einfache nicht doppelt. Du willst die Dinge mit beiden Augen sehen; wer aber mit dem Bogen zielt, muß das eine Auge schließen, sonst sieht er das Ziel doppelt. Du bist nicht Sophist, kannst es aber leicht scheinen; du bist nicht Wüstling, gehst aber mit Wüstlingen um; du hassest deine Stadt und dein Land, mit Recht, aber du sollst sie lieben bis in den Tod, denn das ist deine Pflicht; du verachtest das Volk, aber du sollst es beklagen. Ich habe die Plebs nicht bewundert, aber ich habe ihr Gesetz und Recht gegeben; darum sterbe ich!

„Gute Nacht, Sokrates! Jetzt ist es dunkel vor meinen Augen. Du sollst sie schließen und mir den Kranz geben. Jetzt schlafe ich ein. Wenn ich erwache, *wenn* ich erwache, dann bin ich auf der andern Seite, und dann werde ich dir einen Gruß senden, wenn es die Götter erlauben. Gute Nacht!"

„Perikles ist tot. Hört es, Athener, und weint wie ich!"

Das Volk strömte hinzu, aber es weinte nicht. Sie wunderten sich nur, was jetzt kommen würde, und sie freuten sich beinahe auf das Neue.

Kleon, der Gerber, stand im Rednerstuhl auf der Pnyx. Unter den aufmerksamsten Zuhörern war Alkibiades, Anytos und Nikias zu sehen.

Kleon sprach:

„Perikles ist tot, und Perikles ist begraben; jetzt wißt ihr es! Laßt ihn in Frieden ruhen mit seinen Verdiensten und Fehlern, denn der Feind steht in Sphakteria, und wir müssen einen Feldherrn haben; dazu kann Perikles' Schatten nichts machen. Hier hinten sitzen zwei Spekulanten, vornehme Herren alle beide; der eine heißt Nikias, weil er niemals gesiegt hat; der andre heißt Alkibiades, und seine Siege kennen wir: Becher und Mädchen. Seinen Charakter kennen wir dagegen nicht, aber ihr werdet ihn einmal kennen lernen, Athener, und er wird selbst die Vorderzähne zeigen. — Hier ist zum Feldherrn vorgeschlagen der und der und der, eigentümlich genug alle große Herren und alle vornehm, natürlich. — Athen, das alle Könige und ihresgleichen abgeschworen hat, muß sich nun mit dem königlichen Sparta schlagen und hat, seinen Überlieferungen getreu, sich im Feld unter einem Mann des Volks zu zeigen, auf den ihr euch verlassen könnt. Wir brauchen keinen Perikles, der Statuen bestellt und Tempel baut zu Ruhm und Ehre — Athen hat genug von solchem Krimskrams! Jetzt aber müßten wir einen Mann haben, der die Kriegskunst versteht, ein Herz in der Brust und einen Kopf auf den Schultern hat. Wen wünscht ihr, Männer von Athen?"

Alkibiades sprang auf wie ein junger Löwe und ergriff ohne Umschweife das Wort:

„Männer von Athen, ich schlage den Gerber Kleon vor, nicht weil er Gerber ist, denn das ist etwas andres. Allerdings kann das Heer einer Ochsenhaut gleich erscheinen und Kleon mit einem Messer verglichen werden, aber Kleon hat andre Eigenschaften, nämlich gerade die des Feldherrn. Sein letzter Feldzug gegen Perikles und Phidias schloß ja mit einem Triumph für Kleon. Er hat einen Mut an den Tag gelegt, der nie versagte, und einen Verstand, der über — allen menschlichen Verstand ging. Seine Strategie war allerdings nicht die eines Löwen, aber er siegte, und das ist die Hauptsache. Ich schlage Kleon zum Leiter des Feldzugs vor."

Hier trat nun der Fall ein, daß die grobe Ironie doch noch zu fein war, und daß das Volk sie für Ernst hielt. Alkibiades genoß auch ein gewisses Ansehen wegen seiner Verwandtschaft mit Perikles, und man lauschte gern auf seine Worte. Deshalb rief nun die ganze Volksversammlung Kleon aus, und er war gewählt.

Aber Kleon hatte niemals von einer Feldherrnehre geträumt, und er war klug genug, nicht höher zu streben, als er reichte. Darum protestierte er gegen die Wahl, indem er schrie und bei allen Göttern schwur.

Alkibiades aber ergriff sofort die Gelegenheit bei der Kehle, und einsehend, daß diese Wahl Kleons Tod sei, bestieg er einen freien Rednerstuhl und sprach mit Nachdruck:

„Kleon scherzt und Kleon ist schüchtern; er weiß selbst nicht, was für ein Feldherr er ist, denn er hat sich nicht erprobt, aber ich weiß, wer er ist; ich bestehe auf seine Wahl, ich fordere, daß er seine bürgerliche Pflicht erfüllt, und ich lade ihn vor den Areopag, wenn er sich drücken will, wo das Vaterland in Gefahr ist."

„Kleon ist gewählt!" schrie alles Volk.

Aber Kleon protestierte noch:

„Ich kenne nicht den Unterschied zwischen einem Hopliten und Peltasten, ich kann keine Lanze führen, nicht auf einem Pferd sitzen . . ."

Alkibiades aber überstimmte ihn:

„Er kann alles: den Staat lenken und Kunst beurteilen, Prozesse führen und Sophisten belauern; er kann mit Sokrates die höchsten Dinge erörtern, mit einem Wort, er besitzt alle öffentlichen Tugenden und alle geheimen Laster."

Jetzt lachte das Volk, aber Kleon saß fest.

„Athener!" beendigte Alkibiades die Versammlung; „das Volk hat gesprochen, und eine Berufung gibt es nicht. Kleon ist gewählt! Jetzt ist Sparta verloren!"

Die Versammlung löste sich auf. Nur Kleon nebst seinem Freund Anytos blieb zurück.

„Anytos!" sagte er, „ich bin verloren."

„Wahrscheinlich!" antwortete Anytos.

Alkibiades aber zog mit Nikias ab.

„Jetzt ist Kleon tot wie ein Hund. Dann komme ich!" sagte Alkibiades.

Sokrates ging sinnend zu Hause auf seinem Hof, der sehr einfach war und keine Pfeilergänge hatte, auf und ab. Seine Frau kämmte Wolle, und es sah aus, als zause sie jemanden.

Der Weise schwieg, aber die Frau sprach; das war ihre Natur.

„Was tust du?" sagte sie.

„Alter Bekanntschaft wegen will ich dir antworten," erwiderte der Mann, „obgleich ich nicht verpflichtet bin, dir zu antworten. Ich denke!"

„Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?"

„Gewiß, eine höchst männliche Beschäftigung"

„Es ist wenigstens nicht zu sehen, was du tust."

„Als du ein Kind trugst, war es auch nicht zu sehen; als es aber geboren, war es zu sehen und vor allem zu hören. Also können Beschäftigungen, die anfangs nicht zu sehen sind, später sichtbar werden; sind mithin nicht zu verachten, am wenigsten von denen, die nur an das Sichtbare glauben."

„Ist es so etwas, mit dem Ihr Euch bei Aspasia beschäftigt?"

„So etwas und andres mehr."

„Ihr trinkt auch scharf?"

„Ja, wer spricht, wird durstig im Hals, und der Durstige muß trinken."

„Was ist es an Aspasia, das die Männer anlockt?"

„Das sind gewisse Eigenschaften, welche die Blüte des Zusammenlebens bilden; das ist Rücksicht, Geschmack, Mäßigkeit."

„Das war für mich?"

„Das war für Aspasia."

„Ist sie schön?"

„Nein."

„Anytos behauptet es."

„Er spricht die Unwahrheit. — Triffst du Anytos, Kleons Freund, meinen Feind?"

„Er ist nicht mein Feind."

„Aber meiner! Du liebst immer meine Feinde und hassest meine Freunde, das ist ein schlechtes Zeichen."

„Deine Freunde sind schlechte Menschen."

„Nein, im Gegenteil. Perikles ist der Größte, Phidias der Beste, Euripides der Edelste, Plato der Klügste, Alkibiades der Begabteste, Protagoras der Schärfste."

„Und Aristophanes?"

„Das ist mein Feind, obgleich ich nicht weiß warum. Ich vermute, du hast von der Komödie gehört, die er über mich geschrieben hat."

„Anytos hat sie mir erzählt; hast du sie gesehen."

„Ich habe ‚die Wolken' gestern gesehen."

„War es lustig, war es witzig?"

„Was meinte Anytos?"

„Er brachte mich zum Lachen, als er mir einige Szenen gab . . ."

„Dann muß es lustig sein, denn sonst hättest du nicht gelacht."

„Hast du nicht gelacht, mein Sokrates?"

„Doch natürlich, sonst hätte man mich für einen Dummkopf gehalten. Du weißt, daß er mich als einen Schurken und Narren geschildert hat; da ich keins von beiden bin, so war es ja nicht Ernst, also war es Scherz."

„Glaubst du? Ich glaube, es war Ernst."

„Und du lachst über den Ernst? Weinst du denn über den Scherz? Dann wärst du ja von Sinnen."

„Meinst du, ich bin verrückt?"

„Ja, wenn du meinst, daß ich ein Schurke bin."

„Du weißt, daß Kleon im Feld ist."

„Ich habe es zu meiner Verwunderung gehört."

„Verwunderung? Du glaubst also, daß er im Feld untauglich ist?"

„Nein, ich glaube nichts von seiner Tauglichkeit als Feldherr, denn ich habe ihn niemals im Felde gesehen; ich bin aber verwundert über seine Wahl wie er selber, weil sie unerwartet war."

„Du erwartest also seine Niederlage?"

„Nein, ich warte auf den Ausgang, um zu sehen, ob er gewinnt oder verliert."

„Es würde dich freuen, wenn er verliert?"

„Ich liebe Kleon nicht, aber ich würde als geborener Athener über seine Niederlage trauern, mich also nicht über Kleons Untergang freuen."

„Du hassest Kleon, wünschest aber nicht seinen Untergang."

„Athens wegen, nein."

„Aber sonst?"

„Sonst wäre Kleons Untergang ein Segen für den Staat, denn er ist ungerecht gegen Perikles gewesen, gegen Phidias, gegen alle, die etwas Großes ausgerichtet haben."

„Da kommt Besuch."

„Das ist Alkibiades!"

„Der Elende! Daß du dich nicht schämst, mit ihm zu verkehren."

„Er ist ein Mensch, große Fehler, große Verdienste, und er ist mein Freund. Mit meinen Feinden verkehre ich ungern."

Alkibiades klopfte wirklich an die Tür und stürmte herein:

„Papaja! Die Gatten philosophieren zusammen, sprechen von der gestrigen Komödie. Ein Esel dieser Aristophanes! Will man einen Feind totschlagen, so muß man treffen, Aristophanes aber schlägt in die Wolken. Treffen, ja! Wißt ihr, daß Kleon geschlagen ist?"

„Welches Unglück!" rief Sokrates aus.

„Ist es ein Unglück, daß der Hund entlarvt wird?"

„Ich glaube, Alkibiades ist schlecht unterrichtet," fiel jetzt Xantippe ein.

„Nein, beim Zeus, aber ich wünschte, ich wär es!"

„Still! Anytos kommt!" warnte Sokrates.

„Der Gerber Nummer zwei. Es ist eigentümlich, daß Athens Schicksal von Gerbern bereitet wird."

„Athens Schicksal, wer kennt es?"

„Ich, Alkibiades, bin Athens Schicksal!"

„Hybris! Hüte dich vor den Göttern!"

„Nach Kleon komme ich; Kleon ist nicht mehr, also bin ich!"

„Jetzt ist — Anytos hier!"

Anytos kam:

„Ich suche Alkibiades!"

„Hier bin ich!"

„Muß ich dich vorbereiten? . . ."

„Nein, ich weiß . . ."

„Vorbereiten auf die Ehre . . ."

„Habe ich lange genug gewartet?"

„Daß du an der Spitze gehst . . ."

„Dazu bin ich geboren . . ."

„Die Führung nimmst . . ."

„Das ist mein Platz . . ."

„Und den Triumphzug leitest . . ."

„Was für einen Zug?"

„Ach so! Du hast nicht gewußt . . . Kleons Triumphzug vom Hafen . . ."

Alkibiades fuhr mit der Hand übers Gesicht von oben nach unten, als wolle er die Maske wechseln, und das war in einem Augenblick geschehen.

„Ja gewiß, gewiß, gewiß. Ich bin ja eben hergekommen, um — seinen Sieg zu verkünden."

„Er lügt," fiel Xantippe ein.

„Ich habe mit den Gatten gescherzt! Also Triumph für den Sieger Kleon. — Solch ein Glück!"

„Sokrates," preßte jetzt Anytos, „freust du dich nicht?"

„Ich freue mich, daß der Feind geschlagen ist."

„Aber nicht, daß Kleon gesiegt hat."

„Das ist ja beinahe dasselbe."

Xantippe benutzte die Gelegenheit und hieb ein:

„Er freut sich nicht, und er glaubte nicht an Kleon."

„Ich kenne euch," beendigte Anytos das Gespräch, „ich kenne euch, Philosophen und Wortreiter. Aber hütet euch! — Und nun Alkibiades, komm und empfange den verachteten Kleon, der das Vaterland gerettet hat!"

Alkibiades schüttelte Sokrates die Hand und sagte ihm ins Ohr:

„Was für ein verfluchtes Glück! — Also: noch nicht; aber das nächste Mal!"

Kartaphilos, der Schuhmacher, saß in seinem Laden am Acharnanischen Tor und besserte Kothurne für das Dionysostheater aus, das einen letzten Versuch machen wollte, die Tragödie wieder in die Höhe zu bringen, die eine Zeitlang wegen Aristophanes' Farcen daniedergelegen hatte.

Der Römer Lucillus lungerte am Fensterbrett herum; und da die Philosophie mit Sokrates und den Sophisten in Mode gekommen war, philosophierten der Schuhmacher und der landflüchtige Dezemvir, so gut sie konnten.

„Du, Römer," sagte Kartaphilos, „wie ich Fremdling hier in der Stadt, was meinst du zu Staat und Regierung?"

„Gleicht auf ein Haar der römischen. Die ganze bisherige Geschichte Roms kann man in zwei Worten sagen: Patrizier und Plebejer!"

„Ganz wie hier!"

„Mit dem Unterschied, daß Rom eine Zukunft hat, Hellas nur eine Vergangenheit."

„Was weiß man von Roms Zukunft?"

„Die Cumäische Sibylle hat geweissagt, daß Rom die Erde besitzen wird."

„Was sagst du, Rom? Nein, Israel wird es, Israel hat die Verheißung."

„Das wage ich nicht zu leugnen, aber Rom hat auch die Verheißung."

„Es gibt nur eine Verheißung und einen Gott!"

„Vielleicht ist es dieselbe Verheißung, derselbe Gott! Vielleicht wird Israel durch Rom siegen!"

„Durch den Messias, den verheißnen, wird Israel siegen."

„Wann kommt dein Messias denn?"

„Wenn die Zeit erfüllt ist, wenn Zeus tot ist."

„Mögen wir's erleben! Ich warte, denn Zeus ist nach Rom gegangen und heißt dort Jupiter Kapitolinus."

Aristophanes, der an seinem Kranichhals und offnen Mund zu erkennen war, drängte sich ans offne Fenster.

„Hast du ein Paar niedrige Schuhe, Kartaphilos? Ein Paar Socken; Kothurne hast du genug, sehe ich, aber die Socke hat gewonnen."

„Zu dienen, Herr . . ."

„Wir wollen sie im Theater haben, verstehst du! . . Nein, sieh da, Lucillus! . . . Und aus unbereitetem Leder, nicht gegerbtem."

„Was soll denn nun im Theater gegeben werden?"

„Ja, jetzt kommt Kleon an die Reihe und soll tanzen, und denkt euch, wenn niemand den Gerberhund zu spielen wagt, muß ich selbst es tun. Ich werde Kleon spielen!"

„Wo ist der große Feldherr Kleon jetzt?"

„In neuem Feldzug gegen Brasidas. Als nämlich der Feldherr Demosthenes die Schlacht bei Sphakteria gewann, nahm Kleon die Ehre und erhielt den Triumph; da er sich nun für einen gewaltigen Krieger hielt, zog er aus gegen Brasidas. Der Krug geht so lange zu Wasser . . ."

„Bis er bricht!" war die Stimme eines Dazwischenkommenden zu hören.

Es war Alkibiades:

„Papaja! Kleon ist geschlagen; Kleon ist geflohen! Jetzt bin ich es! Hinauf zur Pnyx!"

Und damit war er fort.

„Zur Pnyx also, und ich bekomme eine neue Komödie, die soll heißen: Alkibiades."

„Du hast vielleicht recht," antwortete Lucillus. „Das Ganze ist nicht wert, daß man's beweint. Darum: laßt uns lachen!"

Alkibiades stand wieder im Rednerstuhl auf der Pnyx. Er war dort zu Hause, und er hatte immer das Ohr des Volkes, denn er war nicht langweilig. Von allen verwöhnt, wirkte er erfrischend mit seiner grotesken Frechheit.

Vorm Rednerstuhl war unter andern der kluge, reiche und vornehme Nikias zu sehen, der immer zwischen Sparta und Athen zu vermitteln gesucht, durch seine Bedächtigkeit aber mehr geschadet als genützt hatte.

Alkibiades, der Nikias und seine Politik kannte und seine Opposition fürchtete, beschloß, einen Meisterstreich zu führen. Er wollte nicht von Sparta und Athen sprechen, wie Nikias erwartete, sondern er wollte eine Wendung machen und von etwas ganz anderm sprechen. Das Volk liebte Neuigkeiten, und heute sollte es etwas ganz Neues bekommen.

„Athener!" begann er. „Kleon ist geschlagen, totgeschlagen, und ich stelle mein unbestrittenes Talent dem Staat zur Verfügung. Ihr kennt meine kleinen Fehler, nun aber sollt ihr meine großen Verdienste kennen lernen. — Höret, Athener! Es war einmal, da besaß Hellas Kleinasien und erstreckte seine Schwingen nach Osten. Der Perserkönig nahm uns diese Ansiedlungen

fort, die eine nach der andern, und er steht nun in Thracien. Da wir also nicht mehr nach Osten gehen dürfen, so müssen wir nach Westen gehen, gegen Sonnenuntergang. Ihr habt mehr oder weniger dunkel vom Staat Roma sprechen hören, der wächst und wächst. Unsre Landsleute haben frühzeitig den Teil der italienischen Halbinsel genommen, der Tarent heißt, und wir sind dadurch nahe Nachbarn der Römer geworden. Und die schönste der Inseln, das reiche Sizilien, wurde unser. Allmählich aber haben die Römer unsre Kolonien umbaut und bedrohen ihre Selbständigkeit. Die Römer bedrängen uns, aber sie drängen auch nach Norden gegen Gallien und Germanien, drängen nach Süden gegen Afrika. Der Perserkönig, der früher unser Feind gewesen, ist beinahe unser Freund geworden, und die Gefahr heißt jetzt nicht mehr Perser, sondern Römer! Darum, und an die Zukunft denkend, sage ich euch, Athener: Laßt uns nach Italien gehen! Laßt uns nach Sizilien gehen; von Sizilien aus können wir dann mit dem Römer um den Besitz von Spanien und den Säulen des Herakles wetteifern. Mit Sizilien besitzen wir das Schloß zu Ägypten; mit Sizilien schützen wir das bedrohte Tarent; mit Sizilien können wir im Notfall das sinkende Schiff Hellas verlassen! Die Welt ist groß, warum sollen wir hier in der Wildnis sitzen und verschimmeln? Hellas ist ein ausgesogenes Land, laßt uns neuen Boden brechen. Hellas ist ein ausgedientes Schiff, laßt uns ein neues bauen und einen Argonautenzug nach einem neuen Kolchis unternehmen, ein neues goldnes Vlies zu holen, dem Weg der Sonne folgend, gen Westen! Athener, laßt uns nach Sizilien gehen!"

Diese neuen Welten, die der Redner ihm öffnete, gefielen dem Volk, das des ewigen Sparta und Perserkönigs müde war; und angefeuert von der Furcht vor dem wachsenden Rom, dem Jungen der Wölfin, nahm es den leichtsinnigen Vorschlag an mit Beifallsrufen und Handerhebung.

Nikias bat ums Wort und warnte, aber niemand hörte zu. Die skythische Polizei, welche in der Pnyx Ordnung hielt, konnte ihm keine Zuhörer schaffen. Und da Nikias einsah, daß er das Unternehmen nicht hindern könne, stellte er seinen Dienst Alkibiades zur Verfügung und begann die Flotte auszurüsten.

Aspasia war nun die Witwe des Perikles und hatte ihn eine lange Zeit betrauert. Der Halbkreis war nicht mehr, aber die wenigen übriggebliebenen Freunde besuchten sie zuweilen. Sokrates war der treueste. Und er saß nun eines Abends bei ihr in der kleinen Villa mit dem Ziegeldach am Ufer des Kephissos.

„Nein, Aspasia," sprach Sokrates, „ich widerriet den Zug nach Sizilien, Nikias widerriet, der Astronom Meton widerriet ihn, aber er sollte geschehen. Alkibiades hatte sich eine günstige Orakelantwort vom Ammonstempel verschafft."

„Glaubst du an Orakel, Sokrates?"

„Ja und nein! Ich habe meinen eignen Dämon, wie du weißt, der warnt, aber niemals mahnt, der rät, aber nicht befiehlt. Diese innere Stimme hat mir gesagt, Hellas wird nicht die Welt erobern!"

„Wird Rom es tun?“

„Ja, aber für einen andern!“

„Du weißt, daß Perikles' großer Gedanke ein einiges Hellas war, eine Vereinigung aller Staaten . . .“

„Das war Perikles' Wunsch, aber der Wille der Götter war ein andrer; Alkibiades' Traum von Hellas' Weltherrschaft war auch groß, aber die Träume der Götter sind größer.“

„Was, glaubst du, bringt Kleons Tod Athen ein?“

„Nichts! Nach Kleon kommt Anytos. Kleon ist ewig, denn Kleon ist der Name für einen Gedanken!“

Protagoras, etwas schal und gealtert, erschien auf dem innern Hof.

„Da haben wir Protagoras!“

„Den Sophisten! Ich liebe ihn nicht,“ sagte Aspasia, „er ist eine Feile, die allen Willen zerfeilt; sein Grübeln nimmt einem alle Entschlossenheit.“

„Du sprichst wahr und verständig, Aspasia, und zu andern Zeiten hättest du auf dem Dreifuß einer Pythonissa gesessen und geweissagt. Du weißt vielleicht nicht, wie die Priesterin, was du sagst, aber ein Gott spricht durch dich.“

„Nein, Sokrates, ich spreche deine Gedanken aus, das ist alles!“

Protagoras trat vor:

„Trauer in Athen, Trauer in Hellas! Wehe!“ So grüßte er.

„Was denn, Protagoras?“

„Phidias, der Unvergeßliche, liegt tot im Gefängnis.“

„Wehe, dann hat man ihn getötet.“

„Die Stadt erzählt es.“

„Phidias ist tot!“

„Wahrscheinlich durch Gift heißt es, das braucht aber nicht wahr zu sein.“

„Alle sterben hier in Athen vorm Alter; wann kommen wir an die Reihe?“

„Wann wir an die Reihe kommen?“

„Fallen wir etwa durch die Pfeile des Pythontöters? Wir werden ja wie Finken geschossen!“

„Wir sind Apollos Kinder — sollte der Vater uns töten?“

„Saturn ist zurückgekehrt, seine Kinder zu fressen.“

Sokrates versank in seine Gedanken und blieb stehen:

„Wir haben die Götter erzürnt!“

Lucillus, der Römer, trat ein.

„Seht den Römer!“ sagte Sokrates, „den Herrn der Zukunft und der Welt. Was verkündet er?“

„Ich komme, um Protagoras zu warnen. Er soll verbannt werden.“

„Ich?“

„Du bist verbannt.“

„In welcher Eigenschaft?“

„Als Lästerer! Du hast die Götter des Staates verleugnet!“

„Wer ist der Angeber?“

„Der Sykophant, der Unsichtbare, der überall anwesend ist.“

„Alles ist wahrscheinlich, nichts ist gewiß,“ fiel Protagoras ein.

„Doch, das ist gewiß.“

„Nun, dann stürzt dieser Gewißheit gegenüber mein Gedankengebäude ein, wie alles andre stürzt!“

„Panta rhei! Alles fließt, fließt davon; nichts besteht, alles entsteht, wächst und stirbt!“

„Lebt wohl denn, Aspasia, Sokrates, Freunde, Vaterland! Lebt wohl!“

Protagoras ging, den Mantel über den Kopf gezogen.

„Wird Athen Protagoras vermissen?“ fragte Aspasia.

„Er hat die Athener das Denken gelehrt, das Zweifeln; und der Zweifel ist der Weisheit Anfang.“

„Aristophanes hat Protagoras ermordet, und er wird dich einmal morden, Sokrates.“

„Das hat er bereits getan, meine Frau hat sich darüber gefreut, aber ich lebe.“

„Da ist der junge Platon, er sieht schicksalsschwanger aus. Neue Trauerkunde vermute ich.“

„Vermute? Ich schwöre! Sing das Trauerlied, Platon.“

„Lieder, denn es ist Plural! — Alkibiades ist angeklagt und zurückgerufen!“

„Was hat er getan?“

„Vor seiner Abreise hat er alle Hermesstandbilder in Athen umgestürzt.“

„Das ist zu viel für einen Menschen, das hat er nicht tun können.“

„Die Anklage ist bestimmt: Götter des Staates!“

„Und jetzt rächen sich die Götter!“

„Hellas' Götter sind nach Rom gezogen.“

„Da hast du die Wahrheit gesagt!“

„Jetzt kommt Nummer zwei: Die Athener sind auf Sizilien geschlagen, Alkibiades ist nach Sparta geflohen, und Nummer drei — Nikias ist enthauptet.“

„Dann können wir uns Gräber auf dem Kerameikos kaufen!“

Neben dem Nemesistempel auf der Agora stand der Gerber Anytos und plauderte mit Thrasybulos, einem bisher unbekannten, jetzt aber aufgetauchten Patrioten.

Anytos plapperte:

„Alkibiades ist in Sparta; Sparta sucht Hilfe beim Perserkönig; uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun.“

„Zum Feinde gehen? Das ist Verräterei.“

„Es ist nichts andres zu machen.“

„Es gab einmal Thermopylä und Salamis!“

„Aber jetzt gibt es Sparta, und die Spartaner stehen bei Dekeleia. Unsre Legaten sind bereits zum Perserkönig abgesegelt.“

„Dann können wir Athenes Standbild vom Parthenon nehmen! Anytos! Sieh mir auf den Rücken; mein Gesicht will ich nicht zeigen, denn es schämt sich, wenn ich jetzt gehe!“

Anytos blieb allein und ging eine Weile vorm Säulengang des Tempels auf und ab. Darauf blieb er stehen und trat dann in die Halle ein.

Die Priesterin, Theano mit Namen, schien ihn erwartet zu haben.

Anytos nahm das Wort:

„Hast du den Auftrag des Rates ausgeführt?“

„Welchen Auftrag?“

„Du solltest ja den Fluch aussprechen über den Feind des Vaterlandes, Alkibiades.“

„Nein, ich bin nur beauftragt, zu segnen.“

„Haben denn die Rachegöttinnen aufgehört, Gerechtigkeit zu üben?“

„Sie haben sich niemals hergegeben zur Rache der Sterblichen.“

„Hat Alkibiades nicht sein Land verraten?“

„Alkibiades' Land ist Hellas, nicht Athen; Sparta liegt in Hellas.“

„Sind die Götter auch Sophisten geworden?“

„Die Götter sind stumm geworden.“

„Dann kannst du den Tempel schließen, je eher, desto besser.“

Der unverbesserliche Alkibiades war wirklich von Sizilien zum Feinde nach Sparta geflohen und saß nun mit dem König Agis zu Tisch, denn Sparta hatte das Königtum beibehalten, während Athen es früh abgeschworen.

„Mein Freund,“ sprach der König, „ich möchte nicht, daß du an dem öffentlichen gemeinsamen Tisch speisest, da du an Athens glänzendes Gastmahl bei Aspasia gewöhnt bist.“

„Ich? O nein! Die einfachste Kost war immer meine Regel; schlafen gehen mit der Sonne und aufstehen mit der Sonne — du weißt nicht, wie streng ich gegen mich selbst bin.“

„Wenn du es sagst, muß ich es glauben. Das Gerücht hat dich also verleumdet.“

„Verleumdet? Ja, gewiß! Du erinnerst dich an die Hermesstandbilder; ich habe sie nicht umgestürzt, aber sie sind mein Verderben geworden.“

„Ist das auch eine Lüge?“

„Es ist eine Lüge.“

„Aber sag mir etwas andres: glaubst du, daß es jetzt der Wille der Götter sei, daß Sparta gegen Athen gewinnen soll?“

„Gewiß! So gewiß, wie die Tugend über das Laster siegen wird. Sparta ist die Wohnung aller Tugenden und Athen die aller Laster.“

„Man sagt, alle Athener hätten sich von den Frauen zu den Männern gewandt. Ist das wahr?“

„Ja, so tief sind sie gesunken, und darum sollen sie von der Erde ausgerottet werden.“

„Jetzt höre ich, daß du nicht der bist, für den ich dich hielt, und jetzt will ich dir den Befehl über das Heer geben. Ziehen wir jetzt gegen Athen?“

„Ich bin bereit!"

„Und ohne Bedenken gegen deine Vaterstadt?"

„Ich bin Hellene und nicht Athener! Sparta ist die Hauptstadt von Hellas."

„Alkibiades ist groß! Jetzt gehe ich zum Strategen, und heute abend ziehen wir."

„Geh, König, Alkibiades folgt!"

Der König ging, aber Alkibiades folgte ihm nicht sofort, denn hinter der Gardine zum Gynäkeion stand die Königin und wartete. Als das Feld frei war, stürzte sie herein.

„Heil, Alkibiades, mein König!"

„Königin, warum nennst du deinen Diener König!"

„Weil Sparta dir gehuldigt hat, weil ich dir meine Gunst geschenkt habe, weil du von einem Heldengeschlecht gezeugt bist."

„König Agis der zweite lebt."

„Nicht zu lange! Gewinn deine erste Schlacht, und Agis ist tot!"

„Jetzt beginnt das Leben zu lächeln gegen den hart geprüften, landflüchtigen Mann. Wenn du meine Kindheit mit ihren Sorgen kenntest, meine Jugend mit ihren Entsagungen! Der Wein war nicht gewachsen für mich, das Weib war nicht geschaffen für mich; Bacchos kannte mich nicht, Aphrodite war nicht meine Göttin. Die keusche Artemis und die weise Pallas führten mich über die Verirrungen der Jugend zu meinem Ziel, welches das Wissen, die Weisheit und die Ehre war! Timia, Königin, als ich zum erstenmal dein Bett teilte . . ."

„Still!"

„Da ging es mir auf, daß die Schönheit mehr ist als die Weisheit."

„Still, man lauscht!"

„Wer lauscht?"

„Ich, Lysander, der Stratege!" antwortete eine scharfe Stimme, und mitten im Zimmer stand er:

„Jetzt kenne ich dich, Alkibiades, und ich habe deinen Kopf unter meinem einen Arm, aber ich habe Spartas Ehre unter meinem andern. Flieh, ehe ich dich ersticke."

„Du hast falsch gehört, Lysander!"

„Flieh, erweis uns die Gnade zu fliehen! Es stehen fünfzig Hopliten draußen und warten auf deinen Kopf."

„Wie viele, sagst du? Fünfzig? — Dann fliehe ich, denn mehr als dreißig zwinge ich nicht. — Meine Königin, leb wohl. Ich habe von Sparta Besseres gedacht. Dies wäre in Athen nie geschehen. Jetzt gehe ich zum Perserkönig; dort versteht man besser, was sich paßt, und dort brauche ich nicht schwarze Suppe zu essen!"

Und Alkibiades sitzt beim persischen Statthalter Tissaphernes. Und Alkibiades, der Redegewandte, spricht:

„Ja, mein Lehrer Protagoras lehrte mich einst, alles wird aus seinem Gegensatz geboren; darum, siehst du, kann mein Herz alle Gegensätze umfassen.

Sparta und Athen sind mir gleich lieb, das heißt, gleich verhaßt, des einen Staatsgötter und des andern Tugenden."

„Du hast ein großes Herz, Fremdling, ist darin auch für Persien Raum?"

„Für die ganze Welt!"

„Was denkst du denn von unsrer Hauptstadt?"

„Ich liebe alle Hauptstädte!"

„Aber augenblicklich sollst du unsre am meisten lieben."

„Das tue ich auch!"

„Und du mußt unsre Bundesgenossen auch lieben."

„Wer, verzeih, ist augenblicklich Bundesgenosse?"

„Heute ist es Sparta."

„Gut, dann liebe ich Sparta."

„Wenn es aber morgen Athen ist?"

„Dann liebe ich morgen Athen."

„Danke! Jetzt verstehe ich, daß Hellas fertig ist. Ist es so verfault, das alte Griechenland, dann ist es kaum eine Eroberung wert."

„Protagoras lehrte, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist; darum messe ich den Wert aller Dinge an mir selber: was Wert für mich hat, das schätze ich."

„So lernt ihr von euren Propheten! Dann haben wir bessere; kennst du Zarathustra?"

„Um euch angenehm zu sein, wünschte ich, ich hätte ihn von Kindheit an gekannt."

„Dann hättest du unterscheiden können Gut und Böse, Licht und Dunkel, Ormuzd und Ahriman. Und du hättest in der Hoffnung gelebt, daß das Licht schließlich siegen würde — und daß sich alle durchs Leiden versöhnen."

„Ich kann ja versuchen! Ist es ein großes Buch?"

„Wie heißen eure heiligen Bücher?"

„Heilige? Was ist denn das?"

„Wo holt ihr eure Religion her, die Kenntnis von den Göttern?"

„Aus Homer, glaube ich."

„Ihr glaubt nicht, daß Zeus der allerhöchste Herr der Welt ist?"

„Doch, das glaube ich gewiß."

„Aber er ist ja Meineidiger und Schlimmeres."

„Ja! Was kann man dazu tun."

Tissaphernes erhob sich:

„Höre, Gastfreund, wir können nichts zusammen unternehmen, denn wir dienen nicht den gleichen Göttern; ihr nennt uns Barbaren; gut, zuerst der Fremdling, dann aber der Wilde! Ich habe keinen Namen, der schändlich genug wäre für ein Volk, das solche Götter verehrt. — Die Athener sind aber ebenso verrottet wie du, denn sie haben dir verziehen. Draußen steht ein Gesandter von Athen und bettelt, du mögest zurückkehren. Geh nach Athen, dort ist dein Platz!"

„Nach Athen? Niemals! Ich traue ihnen nicht."

„Und sie dir nicht; das hebt sich auf! Geh nach Athen und sag deinen Landsleuten: der Perser wolle sie nicht haben! Die Weinrebe sucht die frische Ulme, den Kohlkopf aber flieht sie."

Alkibiades hatte angefangen, im Zimmer auf und ab zu gehen. Das bedeutete, daß er unschlüssig war.

„Steht der Athener wirklich draußen?" fragte er.

„Er liegt draußen auf seinen Knien, um den Verräter Alkibiades um die Gnade zu bitten, ihr Herr zu werden. Aber hör mal, du bist doch ein Mann des Volkes?"

„Ja, natürlich."

„Dann mußt du den Standpunkt ändern, denn jetzt herrschen die Vornehmen in Athen."

„Ja, ach so, ja, ja, aber ich bin ja vornehm, der Vornehmste in der Stadt."

„Kreisel, such eine Peitsche!"

Alkibiades war stehen geblieben:

„Ich glaube, ich muß doch mit dem Athener sprechen!"

„Tu das! Sprich athenisch mit ihm! Persisch versteht er nicht."

Alkibiades kehrte nach Athen zurück; das Todesurteil wurde aufgehoben, und als Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hatte, konnte er im Triumphzug vom Piräus in die Stadt ziehen.

Die Gunst aber war unbeständig, und als er in den Verdacht geriet, nach der Königskrone zu streben, floh er wieder, dieses Mal zum persischen Satrapen Pharnabazes.

Da er nicht ohne Intrigen leben konnte, wurde er bald in eine verwickelt, entlarvt und zum Tode verurteilt.

Alkibiades saß bei seiner Freundin und plauderte in aller Ruhe und Gemächlichkeit:

„Du glaubst also, Timandra, daß Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zieht, um den Thron von Persien einzunehmen?"

„Ich bin dessen sicher und ebenso sicher, daß er zehntausend Athener unter Xenophon bei sich hat."

„Weißt du, ob Artaxerxes gewarnt ist?"

„Ich weiß es!"

„Wer hat ihn warnen können?"

„Das hast du getan."

„Weiß Cyrus das?"

„Ja, das weiß er."

„Wer hat mich verraten?"

„Das habe ich!"

„Dann bin ich verloren."

„Ja, das bist du."

„Daß ich durch ein Weib fallen muß!"

„Hast du etwas andres erwarten können, Alkibiades?"

„Eigentlich nicht! — Kann ich nicht fliehen?"

„Du nicht, aber ich."

„Ich sehe Rauch, ist Feuer im Haus?"

„Ja, das ist es! Und Bogenschützen draußen!"

„Das Lustspiel ist aus! Wir kehren zurück zum Trauerspiel . . ."

„Und das Satyrspiel beginnt."

„Es ist heiß an den Füßen, sonst pflegt der Tod mit Kälte zu kommen."

„Alles wird von seinem Gegensatz geboren, Alkibiades."

„Gib mir einen Kuß!"

Sie küßte ihn, den schönsten Mann von Athen.

„Danke!"

„Geh ans Fenster; da wirst du sehen!"

Alkibiades trat ans Fenster:

„Jetzt sehe ich . . ."

In diesem Augenblick wurde er von einem Pfeil getroffen:

„Jetzt sehe ich dagegen nichts! Es dunkelt, und ich habe geglaubt, es werde hell werden!"

Timandra floh, als die Leiche zu brennen anfing.

Sparta hatte Athen besiegt, und Athen lag in Ruinen. Die Volksherrschaft war aus, und man hatte dreißig Tyrannen bekommen.

Sokrates und Euripides wanderten betrübt unter den Trümmern auf der Agora umher. Sokrates sprach:

„Auf den Ruinen von Athens Mauern! Wir sind Spartaner geworden; wollten keinen Tyrannen haben und bekamen dreißig."

„Ich reise nach Norden," sagte Euripides, „ich gehe nach Mazedonien, wohin ich geladen bin."

„Da tust du recht, denn die Tyrannen haben deine Tragödien verboten."

„Das ist die Wahrheit."

„Und mir haben sie verboten zu unterrichten."

„Haben sie Sokrates verboten zu sprechen? Nein! Also kann er unterrichten, denn er kann nicht sprechen, ohne zu unterrichten. Aber sie müssen den Orakeln zu sprechen verboten haben, denn die haben mit dem Weissagen aufgehört. Alles hat aufgehört. Hellas hat aufgehört! Und warum?"

„Ja, frage nur! Hat Zeus den Sohn gezeugt, der ihn stürzen sollte, wie Äschylos verkündigt?"

„Wer weiß? Das Volk hat einen neuen Gott eingeführt, der Adonai oder Adonis heißt. Er ist vom Morgenland, und sein Name bedeutet der Herr. Wer ist der neue Gott?"

„Sag das, wer kann! Er lehrt sterben wollen und auferstehen von den Toten. Aber sie haben auch eine Göttin bekommen. Hast du von der Kybele gehört, der Mutter der Götter, einer Jungfrau, die in Rom gleich Vesta von vestalischen Priestern verehrt wird?"

„Es ist so viel Neues und Unklares wie Wein in Gärung. Dort kommt Aristophanes. Leb wohl mein Freund, zum letztenmal hier im Leben."

„Warte! Aristophanes winkt! Nein, sieh, er weint! Aristophanes weint!"

Aristophanes kam heran.

„Euripides," sagte er, „geh nicht, ehe ich dich gesprochen habe."

„Kannst du sprechen?" antwortete Euripides.

„Ich weine."

„Fall nicht aus der Rolle! Soll das Tränen vorstellen?"

„Beklage einen Unglückskameraden, Euripides; die Tyrannen haben mein Theater geschlossen."

„Sokrates, soll ich meinen Henker beklagen?"

„Ich glaube, der Nemesistempel ist wieder geöffnet!" antwortete Sokrates. „Aristophanes ist noch nie naiv gewesen, jetzt ist er es. Ich beklage dich also, Aristophanes, daß du mich nicht mehr schmähen darfst. Ich verzeihe dir, aber ich will deinen Komödien nicht auf die Bühne helfen. Das ist zuviel verlangt! Jetzt folge ich Euripides nach Haus!"

Sokrates saß bei Aspasia, die gealtert war.

„Euripides ist nach Mazedonien gegangen," sagte Sokrates.

„Von seinen Frauen."

„Du bist bitter geworden."

„Ich habe die Ruinen und alles andre satt. Die Tyrannen ermorden Bürger."

„Das ist die Beschäftigung von Tyrannen."

„Bekommen wir bald Ruhe?"

„Auf dem Kerameikos in einem Zedernsarg."

„Ich will nicht sterben, ich will leben, aber ruhig!"

„Das Leben ist nicht ruhig."

„Doch, wenn man es nur gut hat."

„Das hat man nie."

„Nein, wenn man schlecht verheiratet ist wie du, Sokrates."

„Meine Frau ist allerdings die Schlimmste; hätte sie mich nicht zum Mann bekommen, wäre sie ermordet worden."

„Xantippe verrät dich mit ihrem Klatsch; und wenn sie nicht versteht, was du sagst, gibt sie entstellte Bilder deiner Gedanken und deiner Person."

„Das weiß ich, kann's aber nicht ändern."

„Warum verharrst du in der Erniedrigung?"

„Warum fliehen? Nur vor der Übermacht hat man ein Recht zu fliehen, und Xantippe ist keine Übermacht für mich."

„Dir ist bei Todesstrafe verboten, Vorlesungen zu halten; das verschuldet sie und Anytos."

„Sie mag meinen Tod verschulden, dann hat sie nur meine Befreiung verschuldet . . . Aspasia, ich höre, daß unsre Freundschaft im Abnehmen ist; du hast neue Freunde bekommen, du bist eine andre geworden; laß mich Lebwohl sagen, ehe Lysikles kommt."

„Kennst du ihn?“

„Ja, und die ganze Stadt spricht von deiner Ehe.“

„Mit dem Viehhändler Lysikles?“

„Ja, das ist deine Sache; davon spreche ich nicht.“

„Aber du findest, Perikles' Andenken hätte besser bewahrt werden müssen?“

„Ich hätte gern Aspasias Andenken besser bewahrt gesehen, aber da ich gesehen habe, wie Athener sich mit Blumenkränzen schmücken, um Athens Untergang zu feiern; da ich Phidias . . .“

„Wie wird denn Sokrates enden?“

„Jedenfalls nicht wie Aspasia.“

„Die Götter treiben Possen mit uns! Hüte dich, Sokrates!“

Sokrates saß schließlich im Gefängnis, angeklagt, die Jugend verführt und die Götter des Staates geschmäht oder geleugnet zu haben. Unter den Anklägern wurden genannt: ein junger schlechter Dichter Melitos, der Gerber Anytos und der Redner Lykon.

Sokrates hielt seine Verteidigungsrede und erklärte, er habe immer an Gott geglaubt und an die Stimme seines Gewissens (daimonion). Er wurde zum Giftbecher verurteilt, im Gefängnis gehalten, wo er jedoch seine Frau und seine wenigen überlebenden Freunde sehen konnte.

Jetzt war die Frau da und weinte.

„Weine nicht,“ sagte Sokrates; „du hast keine Schuld.“

„Willst du die Kinder sehen?“

„Warum sollte ich ihre kleinen Seelen mit einem unnützen Abschiednehmen zerreißen? Geh du zu den Jungen und tröste sie; zerstreu sie mit einer Ausfahrt in die Wälder.“

„Sollen wir uns freuen, während du stirbst?“

„Freut euch, daß meine Leiden ein Ende nehmen; freuet euch, daß ich mit Ehre sterbe . . .“

„Hast du keinen letzten Wunsch?“

„Ich wünsche nichts, doch, Friede, Freiheit von euren törichten Tränen und Seufzern und euern störenden Klagen. Geh, Frau, und denk, daß Sokrates schlafen will, denn er ist müde und mürrisch; denk, daß er wieder erwacht und dann ausgeruht ist, verjüngt, froh und liebenswürdig.“

„Ich wünschte, du hättest mich dies alles früher gelehrt; von mir hattest du nichts zu lernen.“

„Doch, von dir habe ich Geduld und Beherrschung gelernt!“

„Verzeihst du mir?“

„Das kann ich nicht! Denn das habe ich bereits getan. — Sag mir jetzt ‚Leb wohl!‘, als ob ich verreisen wolle. Sag: ‚Auf Wiedersehen!‘, als wäre ich bald zurück!“

„Leb denn wohl, Sokrates, und sei nicht böse auf mich!“

„Nein, ich bin dir sehr gut!“

„Leb wohl, mein Gatte, für ewig!“

„Nicht für ewig! Du wünschest ja mich wiederzusehen. Mach eine heitere Miene und sag: Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

„So! — Und wenn wir uns wiedersehen, gehen wir zusammen mit den Kindern in die Wälder."

„Sokrates war nicht so, wie ich geglaubt habe . . ."

„Geh, ich will schlafen!"

Und sie ging, aber traf in der Tür Platon und Kriton.

„Die Stunde nähert sich, Freunde!" sagte Sokrates matt und mit brennenden Blicken.

„Bist du ruhig, Meister?"

„Die Wahrheit zu sagen, bin ich ganz ruhig; froh, das will ich nicht behaupten, aber mein Gewissen beunruhigt mich nicht."

„Wann, Sokrates, wann — soll es geschehen?"

„Du meinst, wann — es geschehen soll, das letzte? Platon, mein Bester, mein Liebster . . . es eilt . . . ich habe eben einen Schlaf genossen — ich bin über den Fluß gewesen, auf der andern Seite; ich habe in einem Augenblick die Urbilder der unvergänglichen Schönheit gesehen, von denen die Dinge nur dunkle Abbilder sind . . . Ich habe die Zukunft gesehen, die Schicksale des Menschengeschlechts; ich habe zu den Mächtigen, Hohen, Reinen gesprochen; ich lernte die weise Ordnung kennen, welche die scheinbare große Unordnung lenkt; ich bebte über das unergründliche Geheimnis des Alls, das ich ahnend begriff; und ich erfaßte die ganze Weite meiner Unkenntnis. Platon, du sollst es schreiben. Du sollst die Menschenkinder lehren, die Dinge mit maßvoller Geringschätzung anzuschauen, in Ehrfurcht zum Unsichtbaren aufzusehen, die Schönheit zu verehren, die Tugend zu pflegen und auf die Erlösung zu hoffen, während der Arbeit, in Pflichten und durch Entsagung!"

Er ging zu Bett und legte sich nieder.

Platon folgte ihm:

„Bist du krank, Meister?"

„Nein, ich bin es gewesen; jetzt aber genese ich."

„Hast du schon . . ."

„Ich habe schon den Becher geleert!"

„Der Weiseste geht von uns."

„Kein Sterblicher ist weise! Aber ich preise die Götter, die mir Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl gegeben haben."

Es wurde still im Zimmer.

„Sokrates ist tot!"

Römische Wanderungen.

Von

Ernst Steinmann.

Horaz hat nicht umsonst die segenspendende Sonne als den Genius der ewigen Stadt gepriesen. Nicht nur im Hochsommer, auch mitten im Winter kann es geschehen, daß kaum eine Wolke das Blau des römischen Himmels trübt, daß Tage und Wochen die Sonne allmorgentlich ihr leuchtendes Haupt über dem Kapitol emporhebt und an jedem Abend das marmorne Dioskurenpaar und den ehernen Marc-Aurel mit dem milden Glanz ihrer letzten Gluten berührt. Während im Norden die Natur im Bann eines ewig grauen Himmels und eisiger Winde gefesselt liegt, vollzieht sich hier unten fast unmerklich der Übergang vom Herbst zum Frühling, vom Absterben zum Auferstehen. Noch hängen an geschützten Stellen auf dem Palatin und in der Villa Borghese leuchtende Büsche weißer und roter Rosen vom Gemäuer herab, und schon beginnen draußen in den Vignen um San Saba die Mandelbäume zu blühen, und in den Gärten am Pincio leuchten im Sonnenglanze Krokus und Narzissen, und im Vestaheiligtum auf dem Forum Romanum duften die ersten Veilchen. Die Römer nehmen diesen vorzeitigen Frühling mit der ruhigen Gelassenheit hin, die ihnen eigentümlich ist, und der Gärtner, der hinter der Konstantin-Basilica den historischen Boden mit Blumen und Gemüsen bebaut, erntet, ohne überrascht zu sein, schon im Februar die Artischocken, die sonst erst der April gezeitigt hat.

Welch ein Glück, an solchen Frühlingstagen altbekannte Stätten aufzusuchen oder auf neuen Wegen dem Unbekannten nachzugehen, im unerschöpflichen Buche der Geschichte dieser Stadt nie gelesene Blätter aufzuschlagen! Und um sich ganz in Rom zu fühlen, suchen wohl die meisten erst die Trümmerstätten auf. Den Begriff der ewigen Stadt erfassen wir vollkommener auf Palatin und Forum als im marmorglänzenden St. Peter; denn nichts Bestehendes und Gegenwärtiges reicht an die versunkene Größe der weltbeherrschenden Roma heran.

Auf dem Palatin bereitet sich eben eine bedeutsame Veränderung vor. Als die italienische Regierung nach dem Fall Napoleons die Farnesinischen Gärten, das Kloster S. Bonaventura und die Villa Mills erwarb, wurde es den Nonnen, die sich in geräumigem Kloster neben der Villa angesiedelt hatten, gestattet, so lange auf dem Palatin zu bleiben, bis ihre Zahl auf vier reduziert worden wäre. Dieser Moment ist vor einigen Monaten eingetreten; die Nonnen haben Kloster und Villa bereits verlassen, und im Juli dieses Jahres wird die Regierung voraussichtlich das ganze seit dreihundert Jahren nicht durchforschte Gebiet der Villa der Verwaltung des Palatin und ihrem bewährten Direktor, Professor Gatti, übergeben. Ich verdanke seiner Güte das Zauberwort, welches mir endlich die Türe der Villa öffnete, die seit Jahrzehnten kein Fremder mehr betreten hat, und die ich selbst seit zwölf Jahren mit spähenden Blicken und sehnsüchtigen Wünschen umkreist hatte, ohne jemals einen Weg in das verschlossene Paradies gefunden zu haben. Nun tat sich endlich vom Peristyl der Domus Augustana aus das schwere eiserne Gitter auf und Olivieri, der weißbärtige Kustode, ließ mich mit der finsteren Miene eines Schatzhüters in den geweihten Bezirk. Aber das erlösende Sesam, welches mir dies Tor geöffnet hatte, gab mir auch zugleich die Vollmacht, allein und ungehindert Garten, Villa und Kloster zu durchstreifen. Ein Bild des Verfalls von unsäglichem Zauber erschloß sich meinen Blicken. Vor mir ein weiter grüner Plan von Rosen- und Lorbeerhecken durchschnitten, mit einzelnen hochragenden breitästigen Pinien besetzt, ringsum von hohem, teilweise antikem Gemäuer eingefaßt. Zur Rechten Villa und Kloster von Zedern und Pinien beschattet; die Villa ein phantastischer Bau um 1825 in gotisierendem Tudorstil restauriert und seit Jahrzehnten gänzlich dem Verfall preisgegeben; das Kloster, niemals vollendet, von ziellos emporstarrenden, efeuumsponnenen Mauern wie von einem Bollwerk beschützt. Die Villa mit Zacken und Türmen, ausgebrochenen Fenstern und zertrümmerten Säulen, rotglühend im Licht der scheidenden Sonne, das Kloster kalt und starr daneben mit geschlossenen Läden und vergitterten Fenstern. Ich scheute mich, so ohne weiteres in dieses Reich der Vergangenheit einzudringen, und so lenkte ich unwillkürlich die Schritte nach der andern Seite, dem Hauptportal des Gartens zu, das eine düstere Gruppe von Zypressen und Lorbeergebüsch bedeckte. Hier ist über dem Tor eine Inschrift zu lesen, welche besagt, daß der gütige Benedikt XIV. um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einmal diesen Garten besuchte und von den Besitzern festlich empfangen wurde. Rings auf dem Boden lagen wenige antike Fragmente zerstreut, vor allem die Volute eines jonischen Kapitäls von ungeheuren Dimensionen. Ich wanderte weiter an der Mauer entlang, die steil zum Stadion herabfällt. Von den Zitronenbäumen hatten die Nonnen wohl noch, ehe sie ausgezogen, die gelben Früchte abgestreift, aber um ein mächtiges Bassin, mit klarem blauen Wasser bis an den Rand gefüllt, blühten die gelben Narzissen, die blauen Krokus und ein Wald von Veilchen.

Eben riefen den Kustoden einige Arbeiter, die in einem Winkel des Gartens mit Graben und Schneiden beschäftigt waren. So war ich völlig

unbeobachtet, als ich, durch dichtes Lorbeergestrüpp hindurchdringend, mich endlich der Villa näherte. Über einem der gotischen Portale stand mit großen Lettern geschrieben: „Confessionale delle Monache della purificazione.“ Ich fand die Tür nur angelehnt und schlüpfte hinein, entschlossen, in das Herz dieses Geheimnisses einzudringen, die ungestillte Erwartung langer Jahre endlich zu befriedigen. Totenstille empfing mich in den dämmernden Räumen, die sich im Erdgeschoß rings um eine flach gewölbte Halle gruppieren. In einer zierlichen Loggia prangten noch anmutige Grotesken im Stil der Zuccari, aber sonst rings umher Verwüstung und Verfall. Die Treppen, die Wände, die Fußböden waren jeglichen Schmuckes beraubt, ja selbst die Türrahmen und alle Marmorstufen waren ausgebrochen. Ich eilte das holperige Treppengemäuer hinauf, vorbei an einer verwüsteten Veranda und zertrümmerten Säulen, immer höher hinauf, bis ich unter dem Dach der Villa in einem großen dämmernden Raume stand, dessen Läden geschlossen, der sein Licht nur durch die Schäden des Einsturz drohenden Daches empfing. Der tiefgesenkte moos- und grasbewachsene Boden schien kaum noch die Last eines Menschen tragen zu können. Eine Schar von Vögeln fuhr erschreckt empor, als ich die morschen Fensterläden aufstieß, begierig, einen Blick in den hinteren Garten der Villa zu tun, zu dem ich unten vergeblich einen Zugang gesucht hatte. Schlinggewächse jeder Art hingen an der Dachröhre tief über das Fenster herab, aber sie hinderten nicht, den Blick in die Tiefe auf den hoch zwischen steilen Mauern sich türmenden Garten, unter dem ein Teil der sogenannten Domus Augustana noch bis heute begraben liegt. Das Wasser plätscherte dort unten in einer Wildnis von Gestrüpp und Bäumen leise in drei riesige Bassins, die gelben Mimosen schaukelten ihre schlanken Zweige in der klaren Luft, und glühende überreife Orangen leuchteten aus dunklem Grün hervor. All der Zauber, den die Phantasie der Dichter um verwunschene Schlösser und verlassene Paradiesgärten gewebt hat, hier schien er Wirklichkeit geworden zu sein. Denn um diesen verlassenen Garten, den die Zypressen in der Abendglut wie düster leuchtende Fackeln umkränzen, breitet sich nach allen Seiten hin die größte historische Landschaft, die Campagna di Roma, aus. Tief unten zur Linken fallen die Mauern schroff ins Stadium hinab, darüber türmen sich die Mauern des Septizonium Severi, und gleich dahinter ragen die düsteren Steinmassen der Caracalla-Thermen empor. Und weit über die Tore Roms hinaus, in einem blauen Meer gesättigten Sonnenglanzes entdeckt das Auge das spitze Haupt der dunklen Cestius-Pyramide und den weißschimmernden Turm der Caecilia-Metella. Und immer weiter schweift der Blick, an den verfallenen Bogen der Aqua Claudia dahingleitend, hinauf zu den sanft ansteigenden Albanerbergen, bis er endlich auf dem trotzigen Sabinergebirge ruht, auf dessen höchsten Gipfeln sich der letzte Winterschnee scharf vom blauen Himmel abhebt.

Wie lange noch wird man auf dieser Warte eine Vision der Vergänglichkeit schauen können, die Shakespeare einmal im Geist geschaut und im „Tempest“ dem Vater der Miranda in den Mund gelegt hat? Wie lange werden noch die Rosen mit leuchtendem Glanz das graue Gemäuer umspinnen,

wie lange wird noch in diesen Brunnen lebendiges Wasser fließen, wie lange werden noch die Vögel in diesen Bäumen sichere Schlupfwinkel finden? Bald wird das weihevolle Schweigen, das Jahrzehntelang auf dieser Stätte geruht, für immer gebrochen sein; Gelehrte und Ungelehrte werden, von Neugierde und Wissensdrang beseelt, in Scharen durch die nicht mehr gehüteten Tore hineinströmen. In wenigen Jahren werden vielleicht schon Kloster und Villa vom Erdboden verschwunden sein, und man wird die Erde begierig in ihren Tiefen durchwühlen. Denn wenn man auch nicht hoffen kann, die vielgesuchten Spuren des Apollo-Tempels in diesen Gärten zu entdecken, es wird doch sicherlich gelingen, den Grundriß des Flavierpalastes vollständig klarzulegen. Und wer kann sagen, welche ungehobenen Schätze marmorner Cäsaren-Herrlichkeit sich hier noch im Schoß der Erde bergen, die von den Räubern antiker Überreste weniger aufgewühlt worden ist als irgendein andrer Bezirk auf dem Palatin?

Einstweilen allerdings scheinen für eine umfassende Ausgrabung der Villa Mills noch die Mittel in Italien zu fehlen. Wurden doch schon seit zwei Jahren die Ausgrabungen der Ara pacis unter dem Palazzo Fiano unterbrochen, ohne daß es gelungen wäre, das herrlichste aller dort entdeckten Fragmente aus dem Grundwasser ans Licht zu ziehen. So wendet sich das allgemeine Interesse nach wie vor ungeteilt den Ausgrabungen Bonis auf dem Forum zu, die sich noch immer nach allen Richtungen in die Breite und Tiefe ausdehnen. Vor kurzem erst wurde zwischen dem Lacus Curtius und dem Equus Domitiani ein glänzender Marmorfußboden entdeckt, in dem Boni die Spuren des von Trajan errichteten Tribunals zu erkennen glaubt. Ja, die bloßgelegten Fundamente, meint er, berechtigen sogar zu der Annahme, daß auch die berühmten Forumsschranken, die „Anaglypha Trajana", zu diesem Denkmal gehörten. Wenn Bonis viel umstrittene Entdeckung sich bestätigen sollte, dann hätten wir auf dem Forum Romanum eine der historisch merkwürdigsten Stätten wiedergefunden. Denn Trajan, der einen Kriegszug unterbrach, um einer Witwe Recht zu sprechen, wurde im ganzen Mittelalter und noch bis tief in die Renaissance hinein als Typus eines gerechten Richters verehrt und als solcher häufig in den Gerichtssälen dargestellt. Bonis epochemachende Ausgrabungen haben zahllose Kontroversen hervorgerufen und dem Studium der Römischen Topographie ein Material geliefert, das vielleicht erst in Jahrzehnten ganz verarbeitet werden kann. Wie er hat es wohl noch niemand verstanden, dem Erdboden seine Geheimnisse zu entreißen, und er hat für die Methode der Ausgrabung Gesetze aufgestellt, die ihm in der Geschichte der Römischen Ausgrabungen einen Ehrenplatz sichern. Das ehrwürdige Kloster von San Francesca Romana wird als Museo Forense in seinen weiten Räumen alle die Reliquien des Forums aufnehmen. Die Arbeiten dort sind gut vorangegangen, und in absehbarer Zeit wird dieses seltsame Museum, welches einen Klosterhof und die Apsis des Templum Veneris et Romae umfaßt, dem Publikum erschlossen werden. Ja, wenn sich die Pläne Bonis verwirklichen, der seine eigene Bibliothek dem Museo Forense gestiftet hat, dann werden sich bald in diesem ehrwürdigen Kloster den Gelehrten

große Bibliotheksräume öffnen, welche alles enthalten sollen, was sich auf die wechselvolle Geschichte des Forum Romanum bezieht.

Was Giacomo Bonis vielgerühmter Name für das Forum Romanum bedeutet, das ist in den letzten Jahren der Name Mariano Borgattis für die Engelsburg geworden. Beide Männer haben die ihnen anvertrauten Monumente in ein neues Stadium ihrer Geschichte geführt; beide liefern einen glänzenden Beweis dafür, daß eine einzige Persönlichkeit über Menschen und Verhältnisse oft mehr vermag als alle Kommissionen und Institute. Zwar bietet das Museo dell' ingegneria militare Italiano, das jüngst vom König eröffnet wurde, nur für Fachleute Interesse; aber was sonst in den letzten fünf Jahren in der Engelsburg geschehen ist, verdient allseitige Anerkennung. Es ist erstaunlich, wie schnell und geschickt Borgatti ein Chaos von Fragmenten der Kunst aus allen Perioden moderner Geschichte, ein Zwischending von Kaserne und Nationaldenkmal, in ein wohlgeordnetes Museum umgewandelt hat, das dem Besucher die Geschichte Roms seit der Errichtung der Moles Hadriana im Jahre 135 bis auf unsre Zeit veranschaulicht. Man kann sich kaum vorstellen, welch eine Fülle von historisch und künstlerisch merkwürdigen Dingen heute in den vier Stockwerken der Engelsburg wohlgeordnet und organisch gegliedert dem Besucher sich darbieten. Außer einem großen Museum der Kriegsbaukunst, welches sich durch drei Stockwerke hinzieht, hat Borgatti im Erdgeschoß des Appartamento Papale zwischen dem Cortile delle Palle und dem Cortile dell' olio ein historisches Museum der Engelsburg angelegt. Daneben wird sowohl hier wie im oberen Stockwerk die glänzende Reihe der Papstgemächer wieder hergestellt, welche Clemens VII. und vor allem Paul III. bewohnt haben. Bekanntlich war es Alexander VI., der durch Guiliano da Sangallo die Engelsburg zuerst als uneinnehmbare Festung wiederherstellen ließ. Dann begannen die Päpste Julius II., Leo X. und Clemens VII. im Kern des Denkmals die Anlage eines Päpstlichen Palastes. Wir verdanken Borgatti auch die Wiederherstellung der zierlichen Loggia Julius II. hoch über der Engelsbrücke, aus der man direkt in die große Sala Paolina gelangt, die Paul III. von den Schülern Raffaels mit einem glänzenden Freskenzyklus ausmalen ließ. Überhaupt ist er der Farnese-Papst gewesen, welcher den Prunkräumen in der Engelsburg den Charakter aufgeprägt hat. In einigen, heute zum Teil noch unzugänglichen Gemächern fand man unter dem Kalk alle Wände mit Grotesken bemalt, und darüber entdeckte man an den gewölbten Decken die seltsamen Embleme und Impresen, welche Annibale Caro für die neue Papstdynastie entworfen hatte.

Die Fremden klagen nicht mit Unrecht darüber, daß ihnen der Eingang in die Engelsburg nur truppweise unter besonderer Führung gestattet ist. Wie sich die meisten allerdings in diesem Labyrinth ohne Führer zurechtfinden würden, ist schwer zu sagen, und nicht minder schwierig wird das Problem zu lösen sein, die Kustoden in einem Museum zu verteilen, welches sich in einer endlosen Reihe von Sälen und Gemächern durch vier Stockwerke dahinzieht. Und doch wird man sich auf die Dauer der Forderung nicht entziehen können, die Besuchsordnung des Castells Sant' Angelo zu verändern. Wie

ein gutes Buch in Ruhe gelesen werden will, so verlangt auch das Studium eines Monumentes die Sammlung, die der Mensch nur in sich selbst oder mit wenigen gleichgestimmten Seelen findet. Dazu bietet die Terrasse der Engelsburg unter den ausgebreiteten Schwingen des Bronze-Engels eine herrliche Aussicht, welche niemand in der Begleitung eines Kustoden oder mit lärmenden Forestieri genießen möchte. Ja, vielleicht erhält man nirgends sonst in Rom einen gleichbeherrschenden Blick auf den Petersplatz und die ihn bekrönende Kuppel, und nirgends kann man so deutlich wie hier den historischen Mauergang verfolgen, der einst die Päpste aus der Engelsburg in den Vatikan zurückführte. So meint man hier oben in einem monumentalen Gleichnis das Verhältnis von Staat und Kirche im modernen Italien erfassen zu können. Trotzig wie zwei Festungen schauen sich die beiden gewaltigen Denkmäler ins Auge, und der Verbindungsgang, der einst Vatikan und Engelsburg verband, scheint für immer abgebrochen zu sein.

Aber wie kühl sich auch noch heute trotz des persönlichen Patriotismus seiner Heiligkeit Vatikan und Quirinal gegenüberstehen, in der Pflege und Erhaltung ihrer ungeheuren „Patrimonio artistico“ verfolgen sie dieselben Ziele. Gerade neuerdings hat es sich mehrfach gezeigt, daß auch ein so durchaus geistlichen Interessen zugewandter Papst wie Pius X. den Künsten und Wissenschaften ein freundlicher Beschützer sein will. Zurzeit ist es die Einrichtung einer neuen Pinakothek, für die man im vatikanischen Palast die Pläne entwirft. Jedermann weiß, wie wenig vorteilhaft und wie gedrängt die Bilderschätze des Vatikans hoch oben im vierten Stock über dem Damasushof aufgehängt sind. Wenige aber haben vielleicht die Feuersgefahr realisiert, der die Gemälde hier oben ausgesetzt sind. Pius X. stiftete bereits die Madonna della Rota der Antoniazzo Romano und den großen heiligen Georg des Paris Bordone aus den päpstlichen Vorzimmern in die Gemäldegalerie, und es soll ihm besonders am Herzen liegen, die ganze Sammlung mit den Gemälden im Lateran und in der Bibliothek zu vereinigen und in dem von Pius IV. erbauten Arm des Belvederehofes unterzubringen.

Es wird von den Lichtverhältnissen in diesen Räumen abhängen, wie bald die Übersiedlung stattfinden kann — schneller jedenfalls wird sich ein andrer Plan verwirklichen, den eine jüngste, besonders glückliche Entdeckung gezeitigt hat. Hoch oben im dritten Stock des alten Palastes, neben dem Staatssekretariat, in einem der luftigsten und exponiertesten Winkel des Vatikans wohnte bis vor kurzem Don Giulio Massarenti, der uralte, nicht immer glückliche Sammler von Kunstschätzen aller Art. Nach seinem Tode wurde die Wohnung nicht wieder vergeben, denn Papst Pius X. verfolgt das Prinzip, die Zahl der Inquilinen im vatikanischen Palast nach Kräften zu beschränken. Wohl aber wurde eine sehr notwendig gewordene Restauration des kleinen Appartamento sofort in Angriff genommen, und man machte, ehe man es sich versah, eine überraschende Entdeckung. Zunächst stellte sich heraus, daß drei durch spätere Mauern getrennte durcheinandergehende Räume ursprünglich eine einzige offene, etwa 16 m lange und mehr als 3 m breite Halle gebildet hatten, die in der Anlage an die allerdings viel geräumigere

Loggia der Farnesina erinnert. Vier durch zierliche Nischen gegliederte Pilaster trugen die offnen Bögen. Eine Galerie von schlanken Balaustern aus dem leider sehr vergänglichen Peperin lief zwischen den Bögen entlang, und ihre Spur ist draußen am Gemäuer der Loggia noch deutlich zu erkennen. Dann fand sich bei weiteren Forschungen etwa $^1/_2$ m unter dem modernen Fußboden einer jener herrlichen Beläge von Majolikafließen, wie er einst die Loggien Raffaels zierte, und wie er vor wenigen Jahren im Appartamento Borgia nach alten Mustern wiederhergestellt worden ist. Nur die fast unzugängliche Villa Pia in den vatikanischen Gärten besitzt einen ähnlichen Schatz künstlerisch ausgeführter Mattonelli, aber aus viel späterer Zeit, und einige Fragmente des künstlichen Fußbodenbelags haben sich auch noch in S. Maria del Popolo und in San Silvestro al Quirinale in der Kapelle des berühmten Buffone Leos X., Fra Mariano, erhalten. Denn nichts war naturgemäß der Abnutzung mehr preisgegeben als der farbenprächtige, aber im Vergleich zu dem fast unzerstörbaren Opus Alexandrinum wenig widerstandsfähige Fußbodenbelag der Renaissance. In der wiederentdeckten Loggetta des Vatikans aber hat eine relativ frühe Erhöhung des Fußbodens den Schatz gerettet, da man den älteren Fußbodenbelag einfach unter dem späteren liegen ließ. Die Fließen sind im Stil der Hispano-Maurischen Azulejos, aber ohne Goldlüster und ohne plastische Vertiefung ausgeführt. Ja, die alten, so überaus kunstvoll eingelegten Motive des Alhambra-Fußbodens sind größtenteils einfach kopiert worden. Leider aber gingen diese Fließen sehr schnell zugrunde, denn schon vor Jahrhunderten mußten sie an vielbenutzten Stellen durch andre Mattonelli ersetzt werden. Man hat damals alte Fußbodenfragmente, wie sie in den Loggien, den Stanzen und dem Appartamento Borgia noch überall zu finden waren, aufgelesen und zur Ergänzung schadhafter Platten benutzt. So hat uns der Zufall in dieser Loggetta eine einzigartige Sammlung der so selten gewordenen, vielgesuchten Majolikafließen der Früh- und Hochrenaissance erhalten.

Daß auch die bauliche Anlage der Blütezeit der Renaissance entstammt, beweisen schon ihre edlen architektonischen Verhältnisse. Die anmutige Pracht zum Teil noch wohlerhaltener Grotesken, welche überall unter der Tünche an den Wänden und der Decke aufgefunden wurden, gibt aber die Möglichkeit, den Zeitpunkt der Anlage und Ausschmückung der Loggetta noch genauer zu bestimmen. Leider wurde allerdings ein Drittel des Tonnengewölbes niemals übertüncht, sondern die blaß gewordenen Grotesken wurden in stilloser Weise übermalt. Aber alle Malereien, die soeben ziemlich frisch und unverdorben aus der Tünche hervorkommen, tragen so deutlich die Inspiration des großen Urbinaten, daß man sie ohne weiteres seinem größten Schüler in der dekorativen Malerei, dem Giovanni da Udine, zuschreiben kann, der schon im Jahre 1509 als Jüngling von 22 Jahren im vatikanischen Palast beschäftigt war. Keine Feder vermag den Reichtum der Phantasie zu beschreiben, der sich hier in der Fülle der Motive, in der Sicherheit der Farbengebung und in der wunderbaren Fähigkeit offenbart, antike Motive in völlig neue Zusammenhänge zu bringen und in nie gesehene Gebilde umzugestalten. Götter-

bilder und Heroen erscheinen unter luftig aufgebauten Tempeln, Liebesgötter tummeln sich auf der Erde und in den Lüften, Blumengewinde und zierliche Mäander teilen die Felder ein, und alle Tiere der Erde, alle Vögel in den Lüften scheinen in diesem zauberhaften Spiel der Phantasie ihren Platz gefunden zu haben. Es kann kein Zweifel sein, diese Kunst steht nicht minder im Banne Raffaels als Bibbienas vielgerühmtes, wenig zugängliches Badezimmer, das gar nicht weit auf demselben Stockwerk im Appartamento des Monsignore della Chiesa liegt. Ja, was dort eigentlich halb zerstört und ganz in Dunkelheit verborgen ist, scheint hier der Forschung an zugänglicherer Stätte in helleren Farben und hellerem Licht wiedergeschenkt worden zu sein.

So frei und ungehindert sich die Fremden im allgemeinen im ersten und zweiten Stock des alten Palastes Nikolaus V. bewegen können, so schwer ist es von jeher gewesen, in das dritte Stockwerk einzudringen, welches seit lange von hohen Würdenträgern bewohnt wird und außerdem die päpstliche Kanzlei umschließt. Und doch weiß schon Vasari von den Wundern der Malerei zu erzählen, die man einst in diesen Räumen sah. Hier oben ließ Papst Julius II. eine Wandelhalle bauen und von Baldassare Peruzzi in Chiaroscuro mit der Darstellung der zwölf Monate ausschmücken. Er legte hier auch ein Vogelhaus an in luftiger Höhe direkt unter dem Dach. Cardinal Bibbiena ließ hier nach Raffaels Entwürfen sein Badezimmer ausmalen. Allerdings ist dies obere Stockwerk, eben weil es dauernd benutzt wurde, schon sehr früh einer vollständigen Umwandlung anheimgefallen. Als der kenntnisreiche Sienese Agostino Taja vor mehr als zweihundert Jahren seine Beschreibung des vatikanischen Palastes niederschrieb, las er in der Wandelhalle des Roverepapstes nur noch eine Inschrift, welche besagte, daß Julius II. den luftigen Korridor gebaut, um hier oben fern von den Mühen und Sorgen der Staatsgeschäfte Ruhe und Erholung zu finden. Alle Gemälde waren schon damals zerstört, und heute wird man auch die Inschrift in dem langen, völlig ausgebauten Korridor, der alle Räume des Staatssekretariats verbindet, vergebens suchen. Nur „die ausgezeichneten Grotesken von erlesenem Stil," die Taja damals noch unweit der zerstörten Wandelhalle, wenn auch schon in drei getrennten Gemächern sah, sind eben wieder ans Tageslicht gekommen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Loggetta Julius II. und zwei bis jetzt noch unerforschte Gemächer daneben mit der von Vasari gepriesenen „Uccelliera" identifiziert. Bis zur völligen Wiederherstellung dieser Räume werden noch Monate vergehen, und auch dann werden sie dem Publikum nur mit Beschränkung zugänglich gemacht werden können. Denn Pius X., der die Loggetta mit ihren Arkadenbogen und der Balaustergalerie ganz nach dem alten Plan wiederherstellen läßt, hat beschlossen, hier oben das Archiv der Sänger der Sixtinischen Kapelle unterzubringen, das zurzeit provisorisch in der vatikanischen Bibliothek Aufnahme gefunden hat.

Welche Schätze unentdeckter Freskomalereien noch überall in Rom verborgen sind, haben erst vor kurzem die Funde in S. Maria Maggiore und im Pantheon gezeigt, wo sich über einem der Altäre eine wohlerhaltene Verkündigung fand, die man nicht mit Unrecht dem großen Melozzo da Forli

zuschreiben konnte. Die Aufdeckung der Loggia Julius II. im Vatikan ist aber nicht nur für die Entwicklungsgeschichte der Groteske in der Freskomalerei ein hochbedeutsames Ereignis; sie bietet auch für die so verwickelte Topographie des Palastes Nikolaus V. neue, wichtige Anhaltspunkte dar. Möchte der glückliche Fund ein gutes Omen sein für alle Förderung, die der neue Papst so hochsinnig den Künsten und Wissenschaften versprochen hat. Man spürt ja heute überall im Vatikan den persönlichen Einfluß Sr. Heiligkeit, ein Einfluß, der um so wohltuender wirkt, als Leo XIII. sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr durch eine lebendige Mauer von der Außenwelt getrennt sah. Es ist in der Tat erstaunlich, wie schnell und sicher sich der Nachfolger Giovachino Peccis in seiner schwierigen Rolle zurechtfand. Von Leo XIII. wird erzählt, er habe noch am Tage seiner Wahl das Dekret unterzeichnet, das seine Familie in den Grafenstand erhob. So wurden die Pecci, kaum, daß ihr Name ein historisches Gepräge erhalten, urbi et orbi als Mitglieder des hohen römischen Adels vorgestellt. Giuseppe Sarto aber scheint nicht die Absicht zu haben, der Mit- und Nachwelt, was seine Herkunft anlangt, irgendwelche Rätsel aufzugeben. Vor kurzem erschien einer seiner nächsten Verwandten in Rom. Der Papst war hocherfreut und pries einem Vertreter des römischen Adels gegenüber ganz harmlos die Providenz besonders billiger Billetts für die jüngsten Pferderennen in Rom: „Mein Schwager ist ein armer Teufel vom Lande, und er hätte ohne diesen Rabatt die Kosten der weiten Reise nach Rom nicht erschwingen können."

Der tiefgehende Unterschied zwischen Pius X. und seinem Vorgänger in der Auffassung ihrer erhabenen Stellung muß sich in den mannigfachsten Äußerlichkeiten jedem offenbaren, der einmal Gelegenheit gehabt, von diesen Päpsten in Privataudienz empfangen zu werden. Unter Leo XIII. herrschte schon in den Vorzimmern eine feierliche Stimmung, und man schritt nicht ohne Beklommenheit durch die endlose Reihe der Gemächer und die Scharen der Schweizer, der Palafrenieri, der Gendarmen, der guardia nobile, der Prälaten und Kammerherren hindurch, die sie in dichten Scharen füllten. Unter Pius X. fand ich die hohen Räume halbgeleert, die straffe Haltung hatte vielleicht gar einem liebenswürdigen Sichgehenlassen Platz gemacht. Nur die Ausstattung der Räume hatte sich kaum verändert. In dem letzten, mit rotem Seidendamast ausgeschlagenen Eckſalon hingen noch dieselben weißseidenen Vorhänge vor den Fenstern, die den wunderbarsten Blick auf ganz Rom erschließen. Auf dem Marmorkamin standen noch die kostbaren Empire-Leuchter und in der Ecke eine monumentale Bronzeuhr. Leo XIII. ließ oft in öffentlichen und Privataudienzen lange auf sich warten — jetzt wurden wir schon nach zehn Minuten eingeführt. Wir durchschritten schnell die Räume, in denen einst der greise Pecci empfangen hatte, und gelangten durch das Thronzimmer in die geräumige Bibliothek, in der Pius seine Audienzen erteilt. Der Papst in einfacher weißer Soutane, auf der nicht einmal das Bischofskreuz glänzte, trat uns freundlich lächelnd entgegen, reichte jedem die Hand und lud uns ein, neben ihm an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Ich war durch diese Zwanglosigkeit des Empfanges nicht wenig betroffen, und wieder

trat mir das Bild seines neunzigjährigen Vorgängers vor die Seele, der nebenan, unter einem Thronhimmel sitzend, in feierlichem Zeremoniell und mit der Würde eines geborenen Souveräns seine Gäste zu begrüßen pflegte, und die Geister aller, die ihm nahetraten, mit dem durchdringenden Adlerblick seines Auges unterjochte. Wie ich diesen schlichten Mann betrachtete, der eben die treuherzigen, blauen Augen erhoben hatte und einer Ansprache lauschte, wurde mir auf einmal das Geheimnis seines Wesens offenbar, und ich verstand den Zauber, den seine Erscheinung auf die Römer ausübt, wenn er sie an sonnigen Frühlingstagen im Damasushof um sich sammelt, um ihnen wie ein Apostel das Evangelium auszulegen. Und nun begann er selbst zu reden in der einzigen Sprache, die er beherrscht, in jenem weichen venezianischen Dialekt, der selbst die melodischen Accente der italienischen Sprache noch zu mildern scheint. Er schien sich noch als Haupt einer einzigen, großen, ungeteilten Gemeinde Christi auf Erden zu fühlen, als er uns väterlich willkommen hieß und den Vatikan ein Haus mit offnen Türen für die ganze Menschheit nannte. „Fast alle christlichen Nationen," fügte er nicht ohne Stolz hinzu, „sind zurzeit in den Räumen der Bibliothek und des Archivs vertreten, und wir nehmen jeden auf und lassen ihn in alles Einsicht nehmen, was wir besitzen." Dann lud er uns ein, ihm an einer langen Tafel in der Mitte der Bibliothek die Tafeln des Sixtina-Werkes zu zeigen, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben erschloß ihm die Kunst ihre herrlichsten Wunder in den Meisterwerken Michelangelos. Er ließ sich Blatt für Blatt erklären, und er hatte Worte des Dankes und der Anerkennung für jeden, jetzt ganz Souverän wie sein Vorgänger, der es wie wenige verstand, das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden. Besonders warm lautete die Botschaft an den deutschen Kaiser, und man erhielt den Eindruck, daß es diesem schlichten Manne nicht schwer fiel, der mächtigen Persönlichkeit Wilhelms II. gerecht zu werden. Wenden doch beide Herrscher die Summe ihres ganzen Lebens, ihrer ganzen Kraft im Dienst ihrer erhabenen Stellung auf!

Man kann Pius X. gegenüber nicht befangen sein, und wie er sich selbst so einfach menschlich gibt, so bleibt man auch selber, was man ist und knüpft — möchte ich sagen — in Augenblicken ein gegenseitig inneres Verstehen an, wie es sonst oft ein jahrelanger Umgang kaum gewährt. Man fühlt, für diesen Mann ist aller äußere Glanz nur eine leere Formel, welche ihm die Tradition aufgezwungen hat, und selbst das Bewußtsein, eine geistige Kraft darzustellen, welche immer noch auf das Geschick der Völker über alle Beschränkung durch Sprache und Nationalität hinaus einen bestimmenden Einfluß ausübt, scheint über ihn keine Gewalt gewonnen zu haben. Ja, wer ihm tiefer ins Auge schaut, der entdeckt unter der lächelnden Miene einen Zug von Melancholie, von der hoffnungslosen Trauer eines Gefangenen, der seine Freiheit für immer verloren hat. Denn wie sehr man auch die Kraft und Energie dieses Papstes rühmen mag, der nur Männer der Arbeit in seiner Umgebung sehen will, wie anmutig auch die harmlosen Erzählungen seiner geliebten Venezianer die natürliche Heiterkeit ihres unvergessenen Patriarchen charakterisieren, man fühlt doch, daß er alle seine Neigungen und Affekte zum Opfer brachte, ehe

er dies stille Lächeln fand, das sein Inneres verbirgt. „Ignis ardens!“ Diese uralte Papstprophezeiung hat sich in der Tat an Giuseppe Sarto erfüllt, in dessen Seele ein reines Feuer warmer Menschenliebe glüht. Aber die Weissagung „religio depopulata“, die der griechische Mönch auf den Nachfolger Pius X. geprägt hat, scheint schon auf seine Regierung ihre Schatten vorauszuwerfen.

Beim Abschied reichte mir der Papst als letztem die Hand, und als ich sie berührte, konnte ich nicht umhin, ihm mit bewegter Stimme für die unvergeßlichen Eindrücke dieser Stunde zu danken. Er verstand sofort den tieferen Sinn dieser Abschiedsworte, und als ich mich verbeugte, tönte über mir seine gütige Stimme: „Ci rivedremo, ci rivedremo!“

Wir schritten die lange Reihe der Vorsäle zurück durch das kalte Treppenhaus Sixtus V. und den sonnenbeschienenen Damasushof und stiegen endlich die Treppe zur ersten Loggia empor, wo uns im Appartamento Borgia Se. Eminenz der Staatssekretär zur Audienz erwartete.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Vom

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

II. Die Eidesleistung des Präsidenten.

Am Mittag des 3. März 1905 war der Pennsylvanische Bahnhof der City von New York gedrängt voll von Reisenden. Leute jeden Standes eilten den Bahnsteig auf und ab; Beamte und Schaffner waren in einem Zustande der Erregung, wie ich ihn niemals auf dieser Seite des Ozeans gesehen habe. Alle Viertelstunde gingen Extrazüge ab. So ungeheuer war der Verkehr am Vorabend des Tages, an dem die Eidesleistung des Präsidenten stattfinden sollte.

Unser Salonwagen ward an den Zug gehängt, der Jersey City um 1½ Uhr nachmittags verließ. Als unsre Gesellschaft auf dieser Station ankam, wurden wir von den Bediensteten in den rollenden Palast geführt, wo das Frühstück in einem geräumigen Speisezimmer uns erwartete. Dieses machte einen wohnlichen Eindruck, war behaglich eingerichtet, hübsch dekoriert, und die Tafel war mit Blumen und Früchten bedeckt.

Der Zug fuhr mit einiger Verspätung ab, und ihm folgte der Südexpreß, der direkt nach Florida und Texas ging. Wie die meisten Luxuszüge, mag ihr Ziel nun Kalifornien oder Mexiko sein, hatte auch dieser Schlaf-, Speise- und Bibliothekwagen, die den Reisenden alle Bequemlichkeiten eines Hotels bieten, während er den Ort seiner Bestimmung erreicht.

Wir kamen beim Beginn unsrer Fahrt durch geschäftige Vororte; Stätten harter Arbeit und des Gewerbefleißes, Fabriken und Werkstellen wurden auf beiden Seiten sichtbar, und ein Wald dunkler Schornsteine blies unaufhörlich schwarzen Rauch gegen den strahlenden Himmel.

Unser erster Halteplatz war Newark, einer der industriellen Mittelpunkte New Jerseys und die Haupthandelsstadt dieses Staates, mit Gerbereien, Fabriken für Baumwollen- und Wollwaren, Eisenhämmern und Stahlschmieden. Mannigfach wie die Industrien dieser Stadt, sind auch die Nationalitäten ihrer Bewohner — Iren und Engländer, Deutsche, Slawen,

Ungarn, Russen und nicht zum geringsten Teil Orientalen; und wie der Zug über die Straßen, in der Nähe der verschiedenen Niederlassungen dahinrollt, sieht man die nach ihrem Äußern leicht zu unterscheidenden Kirchen der einzelnen Konfessionen und Bekenntnisse. Neben den schlanken gotischen erscheinen die heimatlich blickenden ungarischen Türme, neben den vergoldeten ruthenischen Kuppeln die englischen Belfriede und die süddeutschen Giebel.

Dieser Teil von New Jersey, einschließlich Passaic, Elisabeth und Patersan, zeigt das interessanteste Bild nationaler und religiöser Kombinationen. All diese Ortschaften oder Städte sind in Siedlungen geteilt, welche die verschiedenen Sprachen und Dialekte sprechen und eigne Kirchspiele bilden. Sicherlich ist dies Verhältnis der Nationalitäten eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Tag für Tag kommen in den Häfen Schiffe mit Einwandererermengen aus allen Teilen der Welt an, die nicht eine Silbe Englisch verstehen und eine sehr schwache Vorstellung von dem Lande haben, das ihre neue Heimat werden soll; und doch, während diese Leute ihr Leben lang Fremde bleiben, werden ihre Kinder unweigerlich durch und durch Amerikaner, sprechen keine andre Sprache als die englische und haben keine andern Begriffe, Ideen und Ideale als amerikanische.

Endlich sind wir im offenen Lande und rollen mit einer Geschwindigkeit von einer (engl.) Meile die Minute — ja, oft noch geschwinder — durch eine lange Strecke freien Feldes. Das Geleise der Bahn ist vortrefflich, und indem der Zug mit solcher Schnelligkeit dahineilt, fühlt man kaum mehr als ein leichtes Schwingen des Wagens, wie auf einem gut gepolsterten Sofa. Der Eisenbahnbau ist ohne Zweifel einer der großen Triumphe amerikanischer Entwicklung und Vollendung. Ihre mechanischen Institute und technischen Schulen gereichen dem menschlichen Intellekt für Erfindungen und materielle Errungenschaften zum höchsten Ruhme, und diese sind es, die auf den fremden Beobachter den stärksten Eindruck machen. Wenn man solch ungeheure Gebäude wie die Bahnhöfe von Boston oder Chicago sieht, wenn man architektonische Probleme wie die East-River-Brücken oder die Untergrundbahnen prüft oder an den dreißig und vierzig Stock hohen Palästen, den sog. „Wolkenkratzern", wie das Flatiron Building oder die Times-Office, hinaufblickt, so ist es nicht möglich, über diese Schöpfungen der letzten Stufe technischer Errungenschaften nicht zu staunen. Man könnte diese Frage sogar von einem künstlerischen wie von einem philosophischen Standpunkt aus erörtern; und dann ist es natürlich auch Sache des Geschmacks, sein Urteil über die ästhetischen Eigenschaften eines Bauwerks abzugeben. Im allgemeinen möchte man horizontale Linien den vertikalen vorziehen, und Kunstkritiker, die einen dieser Kaufhaustürme abscheulich finden, würden vielleicht einen endlos flachen, einstöckigen Bau von altertümlicher Form bewundern. All dies ist in weitem Umfang Sache der Konvention; aber wenn man sich rein objektiv auf den architektonischen Standpunkt stellt, wird man zugeben, daß hier höchst interessante Probleme kühn und geschickt gelöst worden sind. Ich, für meinen Teil, gehe sogar so weit, einige dieser neueren wolkenhohen Gebäude, auf die ich gestoßen

bin, schön zu nennen, wie z. B. die Fassade des jüngst erbauten St. Regis-Hotels in New York. Doch wenn man die philosophische Seite des materiell Erstrebten und Erreichten, den Wert solcher Begriffe wie Raum und Zeit in Betracht zieht, dann wird es für immer eine offene Frage bleiben, ob dadurch, daß wir unser Dasein verdichten, vergrößern und — sagen wir — verwickelter machen, das Leben als solches, das Wohl und die allgemeine Zufriedenheit der Menschheit in gleichem Verhältnis zunehmen. Ich werde darauf in einem andern Artikel, der ausschließlich mit den psychologischen Zügen des Landes sich beschäftigen soll, zurückkommen.

Auf beiden Seiten der Strecke ist die Gegend uninteressant und gewöhnlich. Freilich ist dies die ungünstigste Jahreszeit; die Bäume sind kahl, die Äcker nackt; kaum hier und da sieht man die Spuren eines Pflugs, der nun, da der Schnee schmilzt, mit der Vorbereitung der Feldarbeit beginnt. Es ist ein reiches Land; der Boden zeigt bemerkenswerte Eigenschaften der Fruchtbarkeit, und wenn wir die Landschaft unter dem Gesichtspunkt des Ackerbaues und der Nützlichkeit betrachten, vergessen wir, daß ihr das Malerische fehlt. Viele Farmen sind da, einige mit hübschen kleinen Holzhäusern; aber zweifelsohne sind auch in diesen ländlichen Heimstätten die Schuppen, die Ställe, die Molkereien die hervorstechendsten Anblicke; man erkennt, daß sie mit größerer Sorgfalt angelegt und mit größerem Aufwand eingerichtet sind. Man sieht sogleich, daß das hauptsächliche Bestreben des Farmers ist, sein Leben vor allem nutzbringend zu machen und so viele Prozente, wie er irgend kann, aus seiner Besitzung zu ziehen. Der Ackerbau im östlichen Teile Amerikas ist höchst ausgiebig und trägt in der Nähe der Städte von 8—18 Prozent. Die amerikanischen Farmer haben den großen Vorteil vor den unsern, daß sie mit verschwenderischer Hand Anlagen in allen neuen Erfindungen und Gerätschaften machen und im Streben nach Fortschritt beständig weiter voran kommen.

Aber wenn es der Natur in diesem unfreundlichen Märzmonat an Farbe mangelt, hat die menschliche Phantasie dafür einen Ersatz in den mannigfachen Arten von Anzeigen geschaffen. Es sind dies riesige Bretterwände, die, den Äckern und Feldern entlang, von „Omaya-Öl" bis zu den „Kleinen Leberpillen" alles anpreisen, was alle Krankheiten, denen der menschliche Körper unterworfen ist, zu heilen vermag. Andre Reklamen gehen weiter in ihren Zielen, indem sie Schutz vor dem niederdrückenden „Spleen" versprechen, und einige sind gar so kühn, ein Glückselixier anzubieten. Sie sind von jeder erdenklichen Gestalt und Größe und strahlen in allen Farben des Regenbogens. Die anziehendsten, ohne Zweifel, sind diejenigen, die Personen oder Tiere, Vierfüßler und Vögel darstellen; ein grüner Riesenfrosch, der ein Mittel gegen Halsleiden ankündigt, scheint der Liebling von Kindern und Erwachsenen zu sein; aber für eines der gelungensten halte ich doch das überlebensgroße Bild einer weidenden Herde: zwanzig Kühe, in den Feldern zerstreut, und gehütet von einem Hirten. Auch einige Kälber sind zu sehen, von denen eines hinter dem Milchmädchen herjagt, welches das arme Geschöpf seiner Abendmahlzeit berauben will.

Weiterhin kommen wir an verschiedenen Bächen und Flüssen vorbei, und in der Ferne, zur Rechten, begrenzen einige Hügel den Horizont.

Unser nächster Haltepunkt war Philadelphia, die dritte von den größten Städten Amerikas. Für dies neue Land hat diese Stadt eine alte Geschichte: sie geht zurück bis in die Tage von William Penn, der sie gegründet hat, und nach dem der Staat Pennsylvanien, in dem Philadelphia liegt, benannt wurde. Seine große historische Erinnerung ist, daß hier am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der dreizehn ursprünglichen Staaten der Union zuerst proklamiert ward. Immer seitdem ist die Stadt eines der leitenden Zentren dieses Landes gewesen, und die Nähe von New York hat ihr zu raschem Wachstum verholfen. Als Stadt ist sie eine der schönsten der Vereinigten Staaten, mit großem Geschmack angelegt, besonders in den vorstädtischen Distrikten, die sich meilenweit um die einzelnen Stadtteile erstrecken. Der Zug, ehe man vom Ost- zum Nordbahnhof gelangt, umfährt sie ringsherum, so daß man Gelegenheit hat, die Stadt und den Fairmund Park, einen der berühmtesten in Amerika, wie aus der Vogelperspektive zu sehen. Und schön sind die Ufer des Delaware, dessen Mündung einen prächtigen Hafen bildet, in dem jährlich über hunderttausend Schiffe aller Nationen einlaufen. Der Reichtum Philadelphias ist sehr beträchtlich, und Fabriken jeder Art beschäftigen an die dreimalhunderttausend Arbeiter.

Aber stolzer noch ist Philadelphia auf seine alte Kultur; mit Boston und Washington teilt es den Ruf ererbter Feinheit, und da es sich zweier Jahrhunderte rühmen darf, ist es in der Tat nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten.

Die letzte Station, bevor wir Washington erreichten, war Baltimore. Dies ist eine andre wichtige Stadt, die über eine halbe Million Einwohner zählt und einen großen Hafen besitzt, in dem gleichfalls die Flaggen aller Nationen vertreten sind. Baltimore ward im Jahre 1729 angelegt und empfing seinen Namen vom Titel der Barone von Baltimore (aus der Grafschaft Longford in Irland), den Gründern und Eigentümern der Kolonie Maryland. Im Jahre 1770 hatte der Ort an Bedeutung schon so zugenommen, daß er zu einem Eintrittshafen gemacht wurde, und 1796 ward er als Stadt inkorporiert. Nach Beendigung des Krieges von 1861—1865 wuchs die Bevölkerung rapide, und in den letzten Jahren sind mehrere volkreiche Vorstädte in das Weichbild eingeschlossen worden, so daß die Gesamtzahl der Einwohner jetzt wohl 600 000 beträgt. Baltimore ist in einer Beziehung glücklicher gewesen als andre Städte der Südstaaten. Während des Unabhängigkeitskrieges ward es bedroht, aber nicht angegriffen; 1814, im Kriege mit Großbritannien, widerstand es erfolgreich einem Angriff zu Wasser und zu Lande, und im Sezessionskriege lag es außerhalb des Kampfgebietes. Seine Geschichte ist daher eine fast ununterbrochene Chronik von Frieden und Gedeihen. Dr. Holmes hat bemerkt, daß drei kurze amerikanische Gedichte, jedes das beste seiner Art, alle drei in Baltimore geschrieben worden sind: nämlich Edgar Poes „Rabe“, Randalls „Maryland, mein Maryland“ und

Keys „Sternbesätes Banner“ (Star spangled Banner). Letzteres ward gedichtet im Jahre 1814, als sein Verfasser ein Gefangener auf einem der britischen Schiffe war, die Fort Mollmoy bombardierten. Jérôme Napoléon, der Bruder Napoléons I., heiratete eine Miß Patterson aus Baltimore, und ihre Nachkommen leben noch in der Stadt.

Der Gesamtwert der Fabriktätigkeit Baltimores beläuft sich auf 148 Millionen Dollars, und 87000 Arbeiter sind darin beschäftigt. Es ist der Hauptplatz der Konserveninduſtrie, der die Chesapeake-Bai die berühmten Austern und die Küsten die Früchte liefern. Die jährliche Produktion beträgt 50 Millionen Büchsen und die Zahl der Arbeiter 15000. Eisen, Stahl und Kupfer werden erzeugt; die Bessemer Stahlwerke in Sparrows Point haben eine Leistungsfähigkeit von täglich 2000 Tonnen, was einem Drittel der Gesamtproduktion Großbritanniens gleichkommt. Die Kattunfabriken in und bei Baltimore haben 150000 Spindeln in Betrieb, beschäftigen ungefähr 6000 Arbeiter und produzieren drei Viertel des Segeltuchs, das in den Vereinigten Staaten gemacht wird. In der Ziegelfabrikation steht Baltimore mit 150 Millionen Stück jährlich an vierter Stelle unter den amerikanischen Städten. Nächst New York hat es den größten Getreidemarkt an der atlantischen Küste; die jährlichen Eingänge beziffern sich auf 40—46 Millionen Scheffel. Der Import im Steuerjahr 1897—98 betrug 6905200 Dollars, der Export 118782000 Dollars. Im Jahre 1890 liefen im Hafen ein und löschten ihre Ladung 1651 Schiffe mit 2127247 Tonnen Fracht.

Von Baltimore nach Washington ist nur eine Stunde Fahrt. Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Kurz nachdem wir den Bahnhof von Baltimore verlassen hatten, fühlten wir einen Stoß, als ob unser Zug durch Auflaufen auf ein Hindernis erschüttert worden wäre. Erstaunt und ohne eine Silbe zu äußern, blickten wir einander an, in Erwartung aller Möglichkeiten. Nicht ein Laut ward vernommen, und dies tödliche Schweigen von Sekunden schien mit der Langsamkeit von Stunden vorüberzugehen. Wer jemals ein Eisenbahnunglück miterlebt hat, kann sich die peinliche Unsicherheit und den Schrecken dieser endlosen Minuten vorstellen, bis wir zuletzt die Ursache der Erschütterung entdeckten. Meine erste Erfahrung in dieser Beziehung reicht weit, bis 1884, zurück, da ich als Knabe von London nach meiner Schule reiste und mein Zug mit einem, der aus der entgegengesetzten Richtung kam, in der Nähe von Croydon Junction, zusammenstieß, einige der Wagen ineinanderschiebend und andre zertrümmernd. Nie werde ich diese grausige Szene vergessen, und das Jammern der Opfer klingt meinen Ohren so frisch wie am Tage jenes Unfalls.

Diesmal kamen wir mit nichts Ernsterem als ein wenig Furcht davon. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, erfuhren wir von den Eisenbahnbediensteten, daß der Zug vor uns entgleist sei, was unsre Lokomotive veranlaßte, plötzlich zu halten. Aber bis die Strecke für den Verkehr wieder frei gemacht werden konnte, vergingen Stunden, und die Verzögerung gewährte hinreichend

Zeit, das umliegende Land zu betrachten und darüber nachzudenken. Der Punkt, an dem der Zug hielt, war typisch amerikanisch. Zur Rechten erblickte man die Außenränder einer Stadt, Gebäude von Backstein und Holz, von Bretterstaketen umgeben; Häuser wie diese habe ich immer und immer wieder gesehen, wo Angelsachsen sich ansiedelten, mochte es in Südafrika, Australien oder Amerika sein. Dem Beobachter wird sogleich die nahe Verwandtschaft all dieser Niederlassungen auffallen, wie jede von genau denselben Grundgedanken ausgeht, wo immer diese Rasse der Pionier gewesen ist; mag es nur ein sehr bescheidenes Dörfchen gewesen sein, das allmählich zu einer Metropole herangewachsen, wie New York, Melbourne, Kapstadt und so viele andre: sie haben sich in durchaus der gleichen Weise entwickelt und sind von den gleichen Empfindungen erwärmt. Die Ideen und Ideale der ersten Ansiedler, wohin diese auch gewandert, sind aus derselben Quelle mitgebracht; es war derselbe Stamm, der aus demselben Vaterland kam, um in die so verschiedenen Kontinente einzudringen, und die neuen Einwanderer aus andern Teilen der Alten Welt haben sich in die bestehenden Bedingungen gefügt und bereitwillig die Formen und Muster angenommen, die sie vorfanden.

Während des Jahres, das ich in Australien, Tasmanien und Neuseeland zubrachte, hat es mir große Befriedigung gewährt, dies Prinzip der Kolonisation in die Erscheinung treten zu sehen und die markantesten Züge ihrer psychologischen Seite festzustellen. Von der größten Wichtigkeit ohne Zweifel sind die ursprünglichen Faktoren, die Gründe, die Menschen bestimmen, ihre Heimat zu verlassen; die notwendigen individuellen Eigenschaften, die dazu führen, neue Länder aufzusuchen und ein neues Leben zu beginnen. Diejenigen, die Kolonien gründen, geben damit schon einen Beweis ihrer persönlichen, moralischen und psychischen Stärke; denn um Erfolg zu haben, muß der erste Ansiedler nicht nur den Beschwerden des Pionierlebens körperlich gewachsen sein, sondern in einem höheren Grade noch bedarf er der seelischen Widerstandskraft. Er muß ein Kämpfer sein, um die Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art zu überwinden, denen man in den Anfangsstadien einer neuen Niederlassung begegnet; er muß geistige Fähigkeiten und einen hellen Kopf besitzen, um ein neues Dasein zu planen und zu glücklichem Ende zu führen.

Wir mußten die letzte Hoffnung, Washington zur Speisestunde zu erreichen, aufgeben; so deckten unsre schwarzen Diener, in ihren tadellos weißen Livreen, den Tisch, trugen die Mahlzeit auf, die während unsers unerwarteten Aufenhalts mit nicht zu bestreitendem Geschick bereitet worden war, und der Hausherr lud uns ein, Platz zu nehmen, indem er lächelnd bemerkte: „Eisenbahnunfälle gehören zum Reisen in Amerika."

Es war halb zehn Uhr abends, als ich endlich in Washington ausstieg. Die ersten Eindrücke der Hauptstadt am Vorabend der Inauguration des Präsidenten würde ich zu beschreiben niemals wagen. Chaos käme der Vorstellung am nächsten. Um mit dem Bahnhof zu beginnen, so war ich in meinem Leben nicht Zeuge eines Wirrwarrs, der mit diesem zu vergleichen

gewesen wäre. Aus Zug um Zug ergossen sich Besucher zu Hunderten und Tausenden. Männer und Frauen jeden Alters und, ich darf sagen, jeder Farbe drängten und rannten hin und her nach allen Richtungen, scheinbar ohne bestimmtes Ziel und überlegte Absicht; und zu dieser wogenden Bewegung, die der Flut einer wildbewegten See glich, kam ein Getöse von Stimmen, von unartikuliertem Geschrei, von Gekreisch und gellenden Willkommsrufen, untermischt mit klagenden Ausrufen — einige sahen verdrießlich aus, weil sie daran verzweifelten, ihre Freunde oder Verwandten zu finden, andre lieferten schwere Schlachten, um zu den Wagen zu gelangen, die vor dem Bahnhof standen. Alle Arten von Fahrzeugen waren da; was immer der menschliche Geist ersonnen hat, um auf Rädern zu rollen, bewegte sich durcheinander, vom schmucken Landauer bis zum Einspännerchen, den ein schäbig aussehender Neger fuhr; oder vom neuesten Typ des Automobils bis zum Penny-Straßenbahnwagen. Infolge meiner Verspätung hatte der Wagen, der mich abholen sollte, nicht gewartet, und den Versuch, einen der andern zu erobern, die von kräftiger Vordrängenden im Sturm genommen wurden, mußte ich aufgeben. Also händigte ich den Gepäckschein meinem Kurier ein und machte mich zu Fuß auf den Weg. Man sagte mir, daß mein Ziel nicht weit vom Bahnhof sei, und daß ich das Haus leicht erkennen würde.

Ich hatte immer gehört, daß Washington die schönste von allen amerikanischen Städten sei; aber für die bevorstehende Feier schien es sich noch schöner machen zu wollen. Fast von jedem Balkon und Fenster hingen Fahnen herab, und alle öffentlichen Gebäude waren illuminiert. Die Straßen waren überfüllt, auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger, und Wagen, mit Bänken für die Schaulustigen wie in einem Theater hergerichtet, fuhren umher, begleitet von Führern, welche die Straßen, bemerkenswerten Plätze, öffentlichen Gebäude und Denkmäler nationaler Helden mit der gleichen schrillen und monotonen Stimme erklärten.

Von einer Stadt unter solchen Umständen sich einen klaren Begriff zu machen, ist schwer; und ich möchte nicht von den ersten lärmenden und unzusammenhängenden Eindrücken beeinflußt sein.

Der 4. März brach mit einem glänzenden Sonnenaufgang an. Es war einer jener strahlenden Frühlingstage, an denen die ganze Natur zu feiern scheint. Von den frühesten Stunden an herrschte in der Stadt ein ungewöhnliches Leben, und der aus allen Richtungen herbeiströmenden Bevölkerung sah man es an, daß sie Außergewöhnliches erwartete. Ich begann meinen Tag um 6 Uhr früh in der schönen Matthäikapelle, einer getreuen Nachbildung der berühmten Capella del Santo in der Kirche St. Antonio zu Padua, dieser Perle Sansovinoscher Baukunst, in der Feinheit der Linie und Reichtum des Materials sich so harmonisch vereinigen.

Meine Einladung nach dem Kapitol lautete auf 11^{50} Uhr vormittags. Aber als ich um ungefähr 10 Uhr abfuhr, waren die Straßen schon so gedrängt voll, daß es eine volle halbe Stunde dauerte, ehe ich durch die Stadt kam.

So hatte ich reichlich Gelegenheit, den Morgen des Festes in all seinem Überschwang mitzuerleben, die Volksmenge zu beobachten und die mannigfaltigen Dekorationen mir anzusehen. Ich fürchte, daß das Malerische keine der hervorstechenden Eigenschaften der Modernität ist. Die Menschen sind heute zu praktisch, als daß sie viel Zeit damit verlieren möchten, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Die nüchternen Tendenzen verdrängen die mehr empfindsamen Regungen der menschlichen Natur. Der Straßenschmuck Washingtons für die Festlichkeiten mag ganze Vermögen gekostet haben, aber ich muß gestehen, in seiner Wirkung ist er sehr arm gewesen, und besonders arm, was die Erfindung betrifft. Da gab es keine sanft abgetönten Draperien, keine Blumengewinde mit leuchtenden Farben, überhaupt keine frischen Blumen — nur ein wenig Zweige und grünes Laub am Stande des Präsidenten. Tatsächlich bestand die ganze Ausschmückung der Stadt in Fahnen. Aber Fahnen von jedem Umfang und jeder Gestalt, von kleinen Spielzeugpapierfahnen, einen Cent das Stück, an den bescheidensten Fenstern, auf Kinderwagen und im Geschirr der Pferde, bis zu Ellen über Ellen langen Fahnen, die von Balkonen, Dächern und Turmspitzen niederhingen. Allem voran kamen die „Streifen und Sterne" zur Geltung, und das Volk der Hauptstadt wie der verschiedenen Staaten schien von ihrer Bedeutung erfüllt zu sein. Und wenn die Dekoration meinen Erwartungen nicht entsprach, so machten die Kundgebungen des Patriotismus doch ihren vollen Eindruck auf mich.

Vor dem Kapitol sperrte eine lange Wagenreihe den Weg. Equipagen der Diplomaten, Botschafter, Senatoren, Abgeordneten drängten sich vor dem Haupteingang. Beide Seiten des Weges waren mit Truppen besetzt, und hinter ihnen wurde die Menge durch einen Kordon von Polizisten zu Pferde und zu Fuß abgehalten. Die polizeilichen Maßregeln waren außerordentlich streng. Wieder und wieder wurde meinem Wagen der Passierschein abverlangt, und ohne besondere Erlaubnis war es ausnahmslos verboten, den Toren der Anlagen zu nahen, die das Kapitol umgeben. Aber auch innerhalb dieser Anlagen und — zu meinem Erstaunen — im Kapitol selbst waren ungewöhnliche Vorkehrungen getroffen. Die Weitläufigkeit der Formalitäten überraschte mich einigermaßen in einem demokratischen Lande. Ich sah, wie einige der Eingeladenen auf den geringsten Zweifel an ihrer Person hin oder wegen irgendeines Versehens in der Form ihrer Einladungen am Eingang zurückgewiesen wurden. Ich stand gerade an einer der Türen, als einem der führenden Senatoren der Einlaß verwehrt wurde, weil er sich nicht genügend ausweisen konnte, und erst nach langen Erörterungen und Debatten gelang es ihm, seine Identität festzustellen und zu den Senatszimmern zugelassen zu werden. Zugleich hatte ich Gelegenheit, eine sehr charakteristische Beobachtung zu machen, nämlich den Unterschied zwischen der Grobheit und Härte, mit welcher der Hüter des Gesetzes und der Ordnung den Mann behandelte, von dem er glaubte, daß er nur ein gewöhnlicher Bürger sei, und der ausgesuchten Höflichkeit, ich möchte sagen: Unterwürfigkeit, die er in dem Augenblick zeigte, wenn er entdeckte, daß er es mit einer einflußreichen Person zu tun habe.

Ehe ich zu meinem Platz im Sitzungssaale des Senats kam, hatte ich viele Treppen, Vorzimmer und Gänge zu durchwandern, so daß ich einen guten Begriff von den inneren Einrichtungen erhielt; unzweifelhaft sind die schönen Verhältnisse des Raumes eindrucksvoll, aber der Schmuck im einzelnen ist zuweilen roh. — Als ich in den Senatssaal kam, war er, obwohl noch eine Stunde vor der festgesetzten Zeit, bis an die Türen gefüllt, und kein Sitz schien mehr leer zu sein. In einer Abteilung der Galerien saßen die Familien der Diplomaten, Senatoren und Regierungsmitglieder; ein andrer Teil war für die Presse reserviert, und unten hatten die Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses Platz genommen. Die Botschafter und Gesandten bildeten einen Kreis um den Präsidentensessel, und in ihren goldverbrämten Uniformen, mit den Großkreuzen und Ordenssternen, den Bändern und Schärpen brachten sie etwas Farbe in das Dunkel der Versammlung und das Meer schwarzbefrackter Politiker und Richter, sämtlich in demselben traurigen Anzug. Es war ordentlich erfrischend, dazwischen einen Farbenfleck wie den roten Fez des türkischen Botschafters oder das Brokatgewand des chinesischen Mandarinen zu sehen.

Pünktlich zur bestimmten Stunde wurde der erwählte Präsident von dem Ordnungsausschuß (Committee of Arrangements) in das Kapitol geleitet. Er trat ein durch die Bronzetüren des Senatorenflügels und begab sich in das Präsidentenzimmer, wo er wartete, bis er in den Sitzungssaal des Senats geführt ward. Hier setzte er sich an den für ihn reservierten Platz nieder, gegenüber dem Pult des Vizepräsidenten. Dieser ward in der gleichen Weise wie der Präsident eingeführt, und der Präsident des Senats pro tempore, d. h. vor Vertagung des gegenwärtigen Senats, nahm ihm den Diensteid ab.

Die Zeremonie war sehr kurz und puritanisch in ihrer Einfachheit. Nach dem Gebet eines Kaplans hielt der Vizepräsident seine Antrittsrede und vereidete die gewählten Senatoren. Sobald hiermit die Organisation des Senats vollendet war, begab sich die ganze Versammlung durch die Rotunde nach der vor dem Mittelportal des Kapitols errichteten Plattform.

Diese ganze Handlung erforderte kaum mehr als 20 Minuten; hier gab es keine der hergebrachten Höflichkeiten und Komplimente, welche für die Staatszeremonien in den älteren Ländern der Welt so bezeichnend sind.

Der Zug, in dem der Präsident, der Vizepräsident, die Diplomaten, Kongreßmitglieder, Häupter des Exekutivdepartements, Gouverneure der Staaten und Territorien durch die hohen Hallen dahinschritten, glich mehr einem Leichengefolge als dem Schauspiel einer feierlichen Einsetzung. Doch scheint es, als ob die Amerikaner selber bis zu einem gewissen Grade den Mangel an Farbe und künstlerischem Wert in der offiziellen Vertretung ihres Landes gefühlt hätten: Wünsche nach Uniformen und besonderer Kleidung für ihre Diplomaten sind zu verschiedenen Zeiten laut geworden. Als zuletzt, am Ende dieser traurigen Parade, der Admiral der Flotte und der Generalstabschef der Armee, begleitet von ihren Offizieren, kamen und vorüberschritten, war die Freude allgemein beim Anblick der Epauletten und blanken Knöpfe.

Der Präsident, als er die Plattform erreicht hatte, nahm den für ihn reservierten Platz ein, mit dem Oberrichter zu seiner Rechten, dem Ordnungsausschuß und Vollziehungsbeamten des Senats (sergeant of arms) zu seiner Linken.

Die Expräsidenten, Exvizepräsidenten und Mitglieder des Höchsten Gerichtshofes, der Vizepräsident, der Sekretär, die Senatoren und Exsenatoren setzten sich rechts vom Präsidenten, die ausscheidenden und die neugewählten Mitglieder des Repräsentantenhauses hinter den Senat, und links vom Präsidenten nahm das diplomatische Korps Platz. Die Gouverneure der Staaten und Territorien, die Abteilungschefs, der Admiral, der Generalstabschef, die Offiziere der Flotte und des Heeres, die, namentlich aufgerufen, den Dank des Kongresses empfingen, setzten sich rechts vom Präsidenten. Den übrigen Teil der Tribüne nahmen diejenigen Personen ein, die programmgemäß der Feier beiwohnten.

Das Bild, das sich darbot, wenn man von der Säulenhalle niederblickte, war in der Tat imposant. Tausende umwogten die Postenkette des Militärs auf dem Rasengrunde vor dem Kapitol. Es war nicht so sehr die Menschenmenge, die sich an Zahl mit derjenigen nicht vergleichen ließ, die bei dem diamantenen Jubiläum der Königin Viktoria zusammengeströmt, und nicht bunt war, wie die Volkshaufen eines indischen Durbars: es war der Anblick dieser neuen Klasse der Menschheit, der so stark und — ich finde keinen andern Ausdruck dafür — so suggestiv wirkte. Das Kapitol ist eines der prachtvollsten, wenn nicht das prachtvollste öffentliche Gebäude, das in neueren Zeiten errichtet worden ist. Eine oder die andre Einzelheit mag nicht ganz korrekt sein, als Ganzes aber wirkt es außerordentlich schön in der Großartigkeit seiner Verhältnisse und mit dem vollendeten Rund seiner Kuppel. Das Kapitol steht auf einem Hügel und mißt 751 Fuß in der Länge, 384 Fuß in der Breite. Das Hauptgebäude ist von hellem Sandstein, und die Flügel sind von weißem Marmor. Weiß ist auch die Kuppel, und ihre Höhe beträgt 300 Fuß. Eine der hübschesten Teile des Gebäudes ist die von breiten Treppenfluchten umgebene, 900 Fuß lange Terrasse. Mehrere Architekten sind bei dem Bau beschäftigt gewesen, von denen Mr. T. Z. Walter, der den Dom entworfen hat, besonders gerühmt zu werden verdient. Die Statue der Freiheit, die das Ganze krönt, ist das Werk Mr. Crawfords. Die Baukosten beliefen sich auf über sechzehn Millionen Dollars. Der große Park, der diese ungeheure Masse von Stein und Mörtel umgibt, vervollständigt das Bild, und in der Tat, wenn ich rundblicke, ist es eben der Sinn für schöne Verhältnisse und verfeinerte Harmonie zwischen dem Kapitol und seiner Umgebung, den ich zumeist bewundere. Washington wird mit Recht die Stadt der großartigen Entfernungen genannt; die weiten Boulevards, die sie durchschneiden, die Squares und Parks, mit denen sie übersät ist, machen sie zur schönsten in der Neuen Welt.

Nachdem die ganze Versammlung Platz genommen hatte, trat der Oberrichter vor, um dem Präsidenten den Eid abzunehmen. Nicht eben von hohem Wuchs und dem Herkommen zuwider mit einem Schnurrbart, machen ihn seine reingeschnittenen Züge, sein scharfer Gesichtsausdruck und seine bleiche Farbe

zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit. Sein wehendes, schneeweißes Haar und seine wallende schwarze Robe fügen seiner Erscheinung etwas Malerisches hinzu. Er schritt zu einem Tische, an dem er den Präsidenten traf, und dieser, indem er seine Hand auf die Heilige Schrift legte und gegen das Kapitol blickte, wiederholte den Eid, den ihm der Vertreter des Gesetzes vorsagte. Die kurzen Sätze wurden mit einer klaren, vernehmlichen Stimme gesprochen, und nachdem er mit den Worten „So help me God" geschlossen hatte, war Mr. Theodor Roosevelt der sechsundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Menge brach in Hochrufe aus, die ringsum widerhallten; Hunderte von Hüten und Taschentüchern wurden in der Luft geschwenkt und noch ehe der Präsident mit seiner Inauguralrede begann, war die Postenkette durchbrochen und drängte das Volk zur Plattform. Ich weiß nicht, ob dieser kleine Zwischenfall aus freien Stücken erfolgte, oder weil man der Polizei den Wink gegeben hatte, weniger streng in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu sein — er kam unerwartet und machte deshalb um so größeren Eindruck.

Als der Präsident sich endlich erhob, um zu sprechen, lauschte jedermann gespannt. Mr. Roosevelt ist ein hochgewachsener Mann von gebietender Gestalt; seine Bewegungen haben etwas Plastisches, und sein Minenspiel ist höchst lebendig. Sein Gesicht spiegelt deutlich seine Empfindungen, und seine Augen lassen erkennen, was in seinem Innern vorgeht; er ist unzweifelhaft eine erregbare Natur. Wenn jemand mich fragen wollte, was den Reden Mr. Roosevelts die große Popularität verleiht, so glaube ich, daß es eben diese natürlichen Regungen sind, und die Aufrichtigkeit, mit der er ihnen Ausdruck gibt.

Die Rede des Präsidenten war kurz und klar gefaßt. Sie handelte von den Pflichten der Bürger und des Staats; Pflichten, die das Verhalten der einzelnen wie des Gemeinwesens regeln müssen und der Regierung die Sorge für das Wohl aller und die Größe Amerikas auferlegen. Sie war äußerst patriotisch, voll von Selbstvertrauen und voll von Ehrgeiz; aber was ihr den höchsten Wert verlieh, war ihr erhabener moralischer Ton. In jeder Rede und in jedem Trinkspruch des obersten Exekutivbeamten der Vereinigten Staaten ist immer ein Satz oder ein kurzer Ratschlag enthalten, der, wenn die achtzig Millionen Einwohner der Union und den von ihr abhängigen Gebieten ihn befolgen, sie weiser und glücklicher machen wird; und ich bin ganz sicher, daß, wenn ein der Öffentlichkeit angehörender Mann für die schwere Bürde, die ihm auferlegt, und alle Unannehmlichkeiten, die mit seinem Amt verbunden sind, irgendeinen Lohn empfängt, dieser vor allem in der Überzeugung besteht, daß er sich seinen Mitmenschen hilfreich erwiesen hat, daß sein Leben von einigem Nutzen für die Welt war. Wenn ein Redner ebenso wie ein großer Schriftsteller oder Künstler oder Politiker sich nur rühmen könnte, etwas Glänzendes vollbracht, eine wirksame Rede gehalten, ein amüsantes Buch geschrieben, ein gutes Bild gemalt oder in einer Wahlschlacht gesiegt zu haben, so würde er fürwahr wenig Grund haben, sich zu rühmen. Der Wert ihrer Arbeit kann nur so groß sein, als sie sich segensreich für den einzelnen oder die Gesamtheit erwiesen hat; und ich denke, die Berufsarten der Menschen

mögen verschieden sein, aber ihr Ziel sollte dasselbe sein zum Besten der Menschheit und der größeren Ehre Gottes.

Die Inauguralrede des Präsidenten war eine von denen, die solche Ideale ausdrücken, und es war dieses hohe Maß, ich darf sagen: nicht nur ihres moralischen, sondern auch ihres geistigen Tones, der in allen Herzen widerhallte. Die Wirkung war groß und aufrichtig, wie es immer geschieht, wenn wir uns, sei es von der Tribüne oder der Kanzel, an die besseren und feineren Gefühle der menschlichen Natur wenden.

Das Programm des Nachmittags begann mit einem halboffiziellen Frühstück im Weißen Hause, einem sehr hübschen und geschmackvollen, aber anspruchslosen Marmorbau, der dem kleinen Trianon ähnlich sieht. Es ist ein ansprechendes Beispiel der Architektur aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts und erscheint wie ein traulicher Landsitz, der an die kolonialen Häuser der vermögenden ersten Ansiedler erinnert. Man sagte mir, daß das Weiße Haus den gegenwärtigen Bedürfnissen längst nicht mehr genüge, und daß von einem neuen Präsidentschaftsgebäude bereits die Rede sei.

Ungeachtet der demokratischen Natur des Landes, hat doch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl privilegierter Personen den oben beschriebenen Zeremonien beigewohnt. Der Saal des Senats faßte nicht mehr als höchstens zweitausend, und da die umgebenden Anlagen für solche geschlossen waren, die nicht irgendeine Art von Erlaubnis hatten, so mochten nur eine geringe Zahl derer, die von fern und nah zusammengeströmt waren, etwas von dem großen nationalen Ereignis gesehen haben. Es gab für sie keine öffentlichen Festlichkeiten, keinen Platz nationaler Freudenkundgebung; kein Ochse ward unter freiem Himmel gebraten, kein Becher dem Volke zugetrunken. Es mußte sich mit dem begnügen, was die mehr Begünstigten erzählten, und zufrieden sein, zu wissen, daß zu einer bestimmten Stunde dem Präsidenten der Eid abgenommen worden war. Von irgend einem Schauspiel, das der allgemeinen Neugierde geboten worden wäre, war wenig zu sehen; das einzige, was die Menge für ihr langes Warten einigermaßen entschädigen konnte, war das Defilee der Truppen, das um drei Uhr begann und mit Eintritt der Dunkelheit endete. Soldaten sind überall populäre Erscheinungen, und die Entfaltung militärischen Prunks verfehlt niemals, Bewunderung zu erregen, obwohl die Bestimmung, zu verwunden und zu töten, nicht das höchste Ideal der Menschheit sein kann. Aber Instinkte sind stärker als Gefühle, und Leidenschaften werden für manches Jahr noch über Gedanken und Reflexion herrschen.

Die Siege im letzten Kriege gegen Spanien haben natürlicherweise die Volkstümlichkeit der amerikanischen Armee noch erhöht. Als vor einigen Jahren der Angriff auf Kuba gemacht ward, war die Welt erstaunt, daß die friedfertigen Staaten, die scheinbar nur Handelsinteressen hatten und kaum mehr als 25000 reguläre Truppen zählten, einer fremden Macht den Krieg erklärten. Man scheint vergessen zu haben, wieviel Pulver während der beiden letzten Jahrhunderte in Amerika verbraucht worden ist. Nachdem der

Kongreß die Unabhängigkeit erklärt hatte, ging der Krieg jahrelang fort; und nachdem der Feind besiegt worden war, brach die Revolution aus, und die ruhigsten der Bürger griffen zu den Waffen. Europa scheint außer acht zu lassen, daß dieses Volk Schritt vor Schritt die Freiheit und die Macht, die es besitzt, erkämpft hat, und die öffentliche Meinung der Nationen sowohl wie der Kabinette hat sich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika das Recht haben, außer ihrer Sphäre Krieg zu führen. Als ob man eine Lawine hindern könnte, von ihrer Höhe zu ihrem Gravitationszentrum niederzurollen! Eine Nation, deren Bevölkerungszahl jährlich um 15—18% zunimmt, deren Reichtum auf Millionen und Billionen gestiegen ist, und deren Kongreß die Macht hat, Hunderttausende von Freiwilligen gegen den Feind ins Feld zu stellen — ein Land, das in verhältnismäßig kurzer Zeit den größeren Teil dieses ganzen Kontinents erobert hat, wird kaum auf halbem Wege stehen bleiben. Die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten war leicht vorauszusehen; nachdem ihr allgemeiner Bestand gesichert und ihre inneren Angelegenheiten geordnet, war es nur zu natürlich, daß sie für ihre Betätigung ein weiteres Feld sich aneigneten oder suchten. Die Annexion Kubas, das noch in amerikanischen Gewässern liegt, ward dessen Befreiung genannt; bezüglich der Philippinen konnte eine solche Entschuldigung nicht vorgebracht werden, sie wurden ohne jede Erklärung annektiert. Gegenwärtig trifft man Kriegsschiffe, über denen die Sterne und Streifen im Winde flattern, auf allen Meeren an; amerikanische Kreuzer, Kanonenboote oder Torpedos begegnen im Golf von Petschili, fahren durch den Suezkanal und ankern in der Nähe des Bosporus. Imperialismus scheint die letzte Phase der Tendenzen der Vereinigten Staaten und ihres politischen Ehrgeizes zu sein; er ist die Unterströmung des Patriotismus und schließlich — vox populi, vox dei.

Der Imperialismus begreift in sich den Militarismus. Ist es nicht ganz natürlich, daß der Vorbeimarsch der Soldaten vom Anfang bis zum Ende mit der größten Sympathie betrachtet ward? Zuerst kamen die regulären Truppen, Kavallerie und Infanterie; ihnen folgten die Miliz, die Freiwilligen und die Kolonialtruppen. Dann, nach einer Abteilung von Polizisten, kam ein Zug roter Indianer mit all ihrem Federschmuck und Lederstrümpfen, eine höchst wirksame Gruppe, die den Bildern glich, mit denen Coopers Romane illustriert sind; und den Beschluß machte eine berittene Schar der vom Wetter gehärteten Söhne der Prärien, der wohlbekannten „cow-boys“.

Ein militärisches Schauspiel in Amerika mit einer europäischen Truppenschau zu vergleichen, würde nicht billig sein. Der Glanz der Adjustierung und die stramme Haltung der Mannschaften fehlen hier gänzlich. Die Uniformen, wie ich sie hier sah, waren sehr grob in der Farbe, saßen schlecht und paßten noch schlechter. Die Röcke und Hosen mochten wohl bequem zu tragen sein, aber sie waren nicht schmuck wie das „Khaki“ des britischen Soldaten oder die kriegerischen Helme und Kürasse der deutschen Truppen. Die Pferde waren

recht erbärmliche Tiere und erschienen selbst bei dieser Gelegenheit so struppig, als ob sie erst gestern auf der Weide mit dem Lasso eingefangen worden wären. Alles dies sind freilich nur die Äußerlichkeiten, die dem Beobachter aufgefallen; denn es ist eine hinlänglich bekannte Tatsache, daß von seiner Kampftüchtigkeit das amerikanische Heer glänzende Proben abgelegt hat.

Die Matrosen und die berühmten Kadetten von West Point waren die Helden des Nachmittags; besonders die letzteren wurden mit Händeklatschen und Hurrarufen begrüßt, wo immer sie vorbeimarschierten; die ganze Nation schien mit Bewunderung auf diese heranwachsenden Generäle der Zukunft zu blicken. West Point ist für Amerika, was Sandhurst für England und St. Cyr für Frankreich ist. Es ist das nationale Institut für die Erziehung der Offiziere. In vielen Punkten allerdings unterscheidet sich das dortige System von dem unsrigen, da das ganze Heerwesen in den Vereinigten Staaten auf andern Prinzipien beruht. Die regulären Truppen, wie bereits gesagt, sind an Zahl sehr gering; die Masse des Kampfmaterials besteht aus Miliz oder Freiwilligen. Die Leute, die zum stehenden Heer gehören, werden für fünf Jahre angeworben, während welcher Zeit sie eine Löhnung von monatlich zwölf Dollars und außerdem Beköstigung und Kleidung erhalten. Die Miliz ist eine Organisation, deren Mitglieder für gleichfalls fünf Jahre freiwillig Dienst tun, keinerlei Sold empfangen, sich ihre Uniformen selbst stellen, in ihren eigenen Häusern leben und ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen, ausgenommen in Kriegszeit, zu der sie einberufen werden können, so oft die Gelegenheit es erfordert. Dieser Zweig der Armee findet Verwendung nicht nur im Krieg mit fremden Mächten, sondern auch in Fällen innerer Unruhen, wie Aufruhr von Arbeitern und Streiks.

Als der letzte Rinderhirt der Prärie, in seinem grauen Flanellhemd und weichem Filzhut mit schwankem Rande vorbei war, begann es zu dunkeln, und die Lichter, welche die Portale und Gesimse schmückten, fingen an zu schimmern; Feuerwerk schoß empor aus dem Nationalpark, und Raketen, in goldnem Staub niederprasselnd, bezeichneten den Schluß des Tages der Eidesleistung.

Mein Aufenthalt in Washington dehnte sich über meine ursprüngliche Absicht aus, und ich blieb noch einige Zeit nach der Inaugurationsfeier. Den regelmäßigen Verlauf des Lebens in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu beobachten, war doch recht interessant. Wenn Chicago und Pittsburg vorzügliche Gelegenheit bieten, zu sehen, wie Gold geschmiedet und Reichtum gemacht wird, und von einem soziologischen oder psychologischen Standpunkt zu studieren, bis zu welchem Grade die menschliche Intelligenz auf die Hervorbringung von Dollars angewendet wird; wenn einige der Ausflugsorte wie Bar Harbor und vor allem Newport zeigen, wie man Geld ausgibt — und wenn uns im ersteren Falle die Findigkeit, im andern der gänzliche Mangel an Einbildungskraft in Erstaunen setzt, so ist Washington die Werkstatt für die Politik des Landes. Vor Jahren habe ich alle wichtigen Handelszentren besucht und mich mit den überraschenden Eigenschaften der Einwohner für

Arbeit und Fabriktätigkeit näher bekannt gemacht, und dann wieder hatte ich Gelegenheit, am Seestrand die ziemlich naive Weise zu sehen, in der man die Mußestunden verbringt; und so sehr ich die Kühnheit, den Mut, den Scharfsinn und die lebhafte Phantasie bewunderte, mit der Millionen erworben werden, konnte ich doch nicht umhin, über die kindische Art, wie diese selben Millionen ausgegeben werden, zu lächeln.

In Washington war ein andres Feld der Beobachtung. Während eines früheren Besuches hatte der Kongreß keine Sitzungen, und die Stadt war leer. Diesmal war das Leben in vollem Schwung und die politische Tätigkeit in ihrem Höhepunkt. Senatoren, Mitglieder des Repräsentantenhauses, Staatssekretäre bewohnten die hübschen Häuser, in deren einigen ich manche angenehme Stunde verbracht habe. Obwohl kleiner als die herrschaftlichen Häuser in New York, machen diese doch mehr den Eindruck des Dauerhaften und des ehrwürdigeren Alters. Und so ist die ganze Stadt: sie sieht ernst und nachdenklich aus. Die Leute in Washington scheinen Zeit zum Überlegen zu haben, sie brauchen sich nicht beständig abzustürzen, sondern können sich's erlauben, sich an ihren Schreibtisch zu setzen. Man sieht mehr Bücher als Kuriositäten, und ebenso umfaßt die Unterhaltung eine höhere Sphäre als die gewöhnlichen Neuigkeiten des Tages. Häuser wie die der Senatoren Lodge, Depew, Kaun oder der Staatssekretäre Hitschcock und Hay (seitdem verstorben) sind Mittelpunkte nicht nur der Politik, sondern auch des literarischen, künstlerischen und intellektuellen Lebens. Die gebildeten Amerikaner sind in der Regel außerordentlich wohlbelesen, und, was mehr ist, sie kennen aus eigener Anschauung alles Sehenswerte in den verschiedenen Teilen der Welt, was ihnen den Vorteil gewährt, Vergleiche anstellen zu können. Seit meinem letzten Besuch vor etwa sechs Jahren bemerkte ich im ganzen Lande einen großen Fortschritt in bezug auf Kultur und geistige Bildung.

Die Sitzungen des Senats und des Repräsentantenhauses fügten meinem Aufenthalt noch einen weiteren Reiz hinzu. Die Amerikaner sind gute Redner. Sie sind enthusiastischer und erfinderischer als die Briten. Man muß sich freilich an ihren eigentümlichen Accent oder, besser gesagt, ihre Betonung, die so gänzlich verschieden ist von der der Redner in Westminster Hall, erst gewöhnen.

Wie die amerikanische Politik gemacht wird, ist oft genug erörtert worden; und es ist allgemein bekannt, daß ihre Kehrseiten auf das Wahlsystem zurückzuführen sind, das bis zu den äußersten Übertreibungen geht. Tatsächlich wird ein großer Teil der nationalen Energie in den Wahlkämpfen verschwendet — Wahlen für die Staaten, Wahlen für das Repräsentantenhaus, Wahlen für den Senat, Wahlen für den Präsidenten und Wahlen für die Wähler. All dies schließt natürlich Gelegenheiten ein, nicht nur die nationalen Überzeugungen zu beeinflussen, sondern auch sie durch Bestechung zu verändern. Die größten Staatsmänner und Patrioten der Neuen Welt haben sich mit dieser Frage beschäftigt, ohne sie bis jetzt lösen zu können.

Mehr noch als diese Seite des öffentlichen Lebens interessierten mich die Schulen und Erziehungsanstalten in Washington. Von den Bibliotheken ist die des Senats die in ihrer Ausstattung vollendetste. Durch einen bewunderungswürdigen Apparat kann man vermittelst einer Art pneumatischen Drucks in wenigen Minuten jedes gewünschte Buch aus irgendeinem Teile dieses kolossalen Gebäudes auf seinem hübsch eingerichteten Lesepult haben. Die über das ganze Land verstreuten Volks- und Gelehrtenschulen sind frei und werden in der Regel von den Städten unterhalten, in wenigen Ausnahmen, wie Westpoint, von der Regierung.

In der Nähe von Washington ist die berühmte katholische Universität, die sich über ein weites Terrain erstreckt. Umgeben von schönen Gartenanlagen und schattigen Baumgruppen gleicht das Ganze einem englischen Park; und die Gebäude von palastartigen Verhältnissen, die man dazwischen erblickt, erhöhen die malerische Wirkung. Die verschiedenen Orden haben jede ihre eignen Kollegien oder, besser gesagt, Genossenschaften. Bemerkenswert erschien mir besonders das Heim der amerikanischen Pauliſten, in dem junge Priester für die Missionsarbeit im Lande selbst erzogen werden. Diese, wie ich gehört habe, sind vor allem segensreich tätig in den großen Industriestädten und Fabrikdistrikten, wo die Arbeiterbevölkerung der geistlichen Fürsorge so sehr bedarf. Der ganze mächtige Gebäudekomplex mit seiner prachtvollen Mittelhalle und all seinen reichen Einrichtungen ist aus freiwilligen Schenkungen errichtet worden. Die Vereinigten Staaten bieten ein glänzendes Beispiel in bezug auf persönliche Freigebigkeit; viele Bürger spenden Millionen für neue Schulen, Kollegien und Universitäten: die von Wolseley ward von einer einzigen Familie begründet und einer der reichsten Männer der Union schenkte der Universität Chicago über vier Millionen Dollars.

Eine andre katholische Universität, eine der ältesten und schönsten, ist die von Georgetown. Das Gebäude selbst, massiv und ehrwürdig, erinnert an eine Abtei des Mittelalters; im Innern aber entspricht es allen modernen Anforderungen, und wiewohl alles sehr einfach ist, gewährt es doch den zahlreichen Studenten jede Annehmlichkeit. Die Bibliothek, die von der Riggs-Familie gestiftet worden ist, und die Kapelle sind die hervorragendsten Räume, und beide werden von den jungen Leuten fleißig besucht. Die Georgetown-Universität kann sich großer Erfolge rühmen: viele marmorne Gedenktafeln rufen die Namen solcher Studenten in Erinnerung, die sich im späteren Leben ausgezeichnet haben. Eines Tages wohnte ich hier einer Vorlesung des Monsieur Bonaparte bei, der ein bekannter Soziologe und Nachkomme König Jérômes ist.

Die religiöse und moralische Erziehung erobert täglich weitere Gebiete in den Vereinigten Staaten. Wenn noch vor wenigen Jahrzehnten der öffentliche Unterricht und die Verbreitung von Kenntnissen das einzige Ziel derjenigen war, welche die Wohlfahrt der heranwachsenden Geschlechter zu begründen wünschten, so sieht man jetzt immer mehr ein, daß Erziehung wichtiger ist; und nicht am wenigsten hat die katholische Kirche sich an dieser Arbeit beteiligt.

Wenn wir die großen Schwierigkeiten in Betracht ziehen, mit denen sie zu kämpfen hatte, und wissen, welche geringe Mittel ihr zur Verfügung standen, so ist die Zahl ihrer Kirchen, Klöster, Schulen und andrer religiösen Anstalten geradezu erstaunlich. In jeder Stadt finden wir unter den schönsten Gebäuden diejenigen, die der katholischen Kirche gehören; sie sind in den besten Lagen errichtet, zeichnen sich nicht nur durch praktische, sondern auch durch künstlerische Eigenschaften aus, und die schönste Zierde sogar der weltberühmten Fifth Avenue, der Straße der Millionäre in New York, ist die St. Patricks Kathedrale. Und was noch schöner, ist die Geschichte dieser Kirche, die vom Fundament bis zur Turmspitze aus den Pfennigbeiträgen der Armen erbaut worden.

Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten erhält sich ganz und gar aus eignen Mitteln; Kirchen und Schulen werden aus freien Beiträgen errichtet, und aus freien Beiträgen werden die Kosten für Priester und Lehrer gedeckt. Das Band zwischen Kirche und Haus beruht auf den gesundesten Prinzipien: jede katholische Familie in Amerika betrachtet ihr Kirchspiel und dessen religiöse Arbeit bis zu einem gewissen Grade als eigne Sache. Und dasselbe herzliche Verhältnis besteht zwischen dem Staat und der Kirche: sie blicken aufeinander als gute Freunde. Die Kirche schätzt die Freiheit, die von seiten der Regierung ihr gewährt wird; und der Staat hinwiederum erkennt mit Dankbarkeit die großen Dienste an, die die katholische Kirche für das allgemeine Wohl des Landes geleistet hat.

Bevor ich Washington verließ, hatte ich eine sehr genußreiche Unterhaltung mit dem Präsidenten Roosevelt, die mir meinen Besuch im Weißen Hause für immer denkwürdig macht. Das Gebäude an sich schon stellt ein glänzendes Blatt der Geschichte dar; man kann sagen, es sei der Eckstein im Aufbau der neuen Nation: sein erster Bewohner war Washington.

Für das Haupt einer Nation mag es nicht gerade ein prächtiger Bau sein; aber in seiner Einfachheit macht es einen tiefern Eindruck, als wenn es ein prunkender Palast wäre; und wenn es dem Reichtum und der Macht der Vereinigten Staaten, wie sie jetzt sind, nicht mehr entspricht, so ist es in seiner edlen Reinheit eine schöne Illustration der ursprünglichen Ideale, welche die Nation beseelten und zu ihrer Unabhängigkeit führten.

Mr. Theodor Roosevelt hat eben seine zweite Amtsperiode begonnen und wird, zur allgemeinen Befriedigung, weitere vier Jahre in den historischen Mauern residieren. Ein ausgezeichneter Staatsmann, ist er zugleich ein vollendeter Wirt; er empfängt mit großer Herzlichkeit, hat die gefälligsten Manieren und besitzt in hohem Grade die Gabe der Unterhaltung. Er spricht mit bewundernswerter Geläufigkeit und geht bereitwillig nicht nur auf allgemeine Gegenstände, sondern auch auf solche ein, die ihm besonders am Herzen liegen. Und wenn er auf seine Lieblingsansichten für die höhere Entwicklung seines Landes und sein Bestreben zu reden kommt, den moralischen Stand seiner Nation mehr und mehr zu heben, dann wird er immer wärmer

und seine Beredsamkeit immer bilderreicher. Aber der Schlüssel zu seiner Macht liegt, um es noch einmal zu betonen, in der Wahrhaftigkeit seines Gemüts und der Aufrichtigkeit, mit der er von seinen Meinungen und Grundsätzen überzeugt ist. Er ist ein großer Enthusiast, und durch seinen Enthusiasmus überzeugt er auch seine Zuhörer und reißt sie mit sich fort.

Unsre Unterhaltung bezog sich zumeist auf die Lage der arbeitenden Klassen, auf landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit, auf die Auswanderung usw. Bei jeder dieser Fragen zeigte Mr. Roosevelt neben der tiefen Einsicht in den Gegenstand auch den heißen Wunsch, so viel es in seiner Macht steht, die Dinge zu bessern.

Auch über Erziehung sprachen wir. Mr. Roosevelt schien vollkommen einzusehen, welche zweifelhafte Resultate im allgemeinen erzielt werden, wenn der öffentliche Unterricht nicht durch moralische Erziehung unterstützt wird. Alle diese Gedanken über Volksmoral, Familienbande und religiöse Pflichten hatte er während der wenigen vorangegangenen Wochen in seinen öffentlichen Reden mit noch größerer Bestimmtheit und mehr Nachdruck ausgeführt. Er ist offenbar überzeugt, daß nationales Gedeihen nicht durch harte Arbeit allein erreicht werden kann, sondern vor allem dadurch, daß die Bevölkerung gesittet sei; daß Macht und Größe am sichersten auf einem geordneten Familienleben ruhen; und wenn Präsident Roosevelts Reden nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern in der ganzen Welt populär sind, so verdanken sie das, sollte ich denken, mehr noch als ihren rhetorischen Vorzügen, ihrem innern Wert. Schließlich sind die schönsten Reden doch diejenigen, die weiser, edler und besser machen, wie es mehr ist, ein durchaus guter Mann zu sein, als einfach ein berühmter Mann.

Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath.

Ihre freundschaftlichen, ihre dichterischen Beziehungen und ihr Briefwechsel[1]).

Von

Dr. **H. Gerstenberg** in Hamburg.

Mit Fug und Recht werden die Namen Hoffmanns von Fallersleben und Ferd. Freiligraths so oft in einem Atem genannt. Denn beide gehören in der Tat zusammen. Als echte deutsche Männer haben sie sich in gleicher Liebe und gleichem Hasse gefunden, als freie Dichter haben sie ihre gute Waffe, das streitbare Lied, im Dienste der gemeinsamen Sache kräftig geführt, als treue Freunde haben sie trotz jahrzehntelanger Trennung fest aneinander gehalten.

Neben äußeren und inneren Verschiedenheiten erscheint in dem Wesen und Geschicke beider Dichter mancher verwandte Zug, mancher Berührungspunkt. Beide sind der niederdeutschen Erde entsprossen, an der sie mit heißer Liebe zeitlebens hingen. Hoffmann ist um zwölf Jahre älter, er stammt noch aus dem 18. Jahrhundert; aber während er die Freiheitskriege schon als denkender, begeisterungsfähiger Jüngling erlebt, bildet doch auch bei Freiligrath der Durchzug der preußischen Reiter und der Kosaken durch Detmold im Jahre

[1]) Literatur:

Hoffmanns von Fallersleben Gesammelte Werke. Bd. I—VIII. Berlin 1890—1893.

Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann v. Fallersleben. Bd. I—VI. Hannover 1868.

F. Freiligraths gesammelte Dichtungen. Bd. I—VI. Fünfte Auflage. Stuttgart 1886.

F. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Bd. I, II. Lahr 1882.

Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Bd. I: Deutsche Dichtercharaktere. Stuttgart 1879.

1815 eine der frühesten und bedeutendsten Kindheitserinnerungen. Beide werden auf dem Gymnasium tüchtige Lateiner und Griechen, schon in den Schuljahren regt sich aber auch in ihnen der Drang nach eignen dichterischen Versuchen. Dann freilich beschreitet beider Entwicklung zunächst völlig verschiedene Bahnen. Hoffmann besucht die Lateinschule bis zu ihrem Abschluß und hierauf die Universität, um sich dem gelehrten Berufe zu widmen; Freiligrath hingegen bricht den Schulbesuch ab und tritt sofort ins praktische Leben ein, um Kaufmann zu werden. Und wie ihre Berufe, so sind ihre geistigen Interessen und Neigungen, ihre Vorbilder und ihre eignen Dichtungen völlig verschieden. Die Liebe zu allem, was deutsch heißt und ist, führt Hoffmann zur Germanistik, zum Durchforschen der altdeutschen Literatur, auf deren Gebiete er ein glücklicher Finder und Sammler geworden ist, und besonders zur gründlichen Kenntnis des Volksliedes, das ihm für sein eigenes Dichten vorbildlich wird.

Auch Freiligrath, dessen reicher Geist im Kaufmannsberufe keine befriedigende Nahrung findet, wendet sich den Studien über Volkspoesie zu und sucht während seines Aufenthalts in Amsterdam nach alten holländischen Volksliedern, wodurch er, wohl zum ersten Male, auf den Herausgeber der „Horae belgicae“ aufmerksam wird. Ja, es fehlte nicht viel, so hätten sich beide Männer im Jahre 1836 im Hause des deutschen Buchhändlers Johannes Müller in Amsterdam, den Hoffmann auf seinen Reisen nach Holland wiederholt besuchte und bei dem Freiligrath viel verkehrte, getroffen und kennen gelernt. In einem Briefe Freiligraths vom 12. Dezember 1836 an Gustav Schwab heißt es: „Buchhändler Müller schreibt mir, daß Hoffmann im September acht Tage lang in Amsterdam sich aufgehalten hat — hätte ich das voraus gewußt, ich wäre wahrlich das Vierteljahr länger dort geblieben und hätte mit ihm für Uhland gesucht.“ Aber trotz dieser den Hoffmannschen verwandten Neigungen fühlt sich Freiligrath viel mehr durch die modernen ausländischen Dichter, vor allem durch Victor Hugo und Robert Burns, angezogen und gefesselt. Sein erstes selbständig erschienenes Werk ist eine Übersetzung der Oden und Gedichte V. Hugos (1836). Der Einfluß der französischen und englischen Lyriker auf seine eigenen dichterischen Schöpfungen ist unverkennbar. So zieht Hoffmann aus dem heimischen Boden, Freiligrath aus fremdländischem die Nahrung und Kraft für seine Lyrik.

Zu Ausgang des vierten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts werden beide Dichter allgemeiner bekannt, Hoffmann durch seine beiden Gedichtsammlungen (1827 und 1834) nur langsam; Freiligrath hingegen ist durch die erste Ausgabe seiner Gedichte (1838) mit einem Schlage der Lieblingslyriker weiter Kreise. Hoffmanns Ruf in ganz Deutschland wurde erst durch seine „Unpolitischen Lieder“ (1840—41) begründet. Die damalige Lyrik beider weist nur wenig Berührungspunkte, aber um so mehr Unterschiede auf. Die Verschiedenheit ihrer Stoffe liegt auf der Hand. In Hoffmanns, dem Volksliede nahe verwandten Liedern, besonders im Kinder-, Liebes- und Vaterlandsliede, spiegelt sich getreulich deutsches Volks- und Gemütsleben, aus dessen reiner Quelle er unmittelbar trinkt. Bei Freiligrath treten die volkstümlichen

Stoffe, die nicht völlig fehlen, hinter den exotischen zurück, die ihm, der aus Büchern schöpft, seine glühende Phantasie lebhaft vergegenwärtigt. Hoffmann bevorzugt das Gemütliche, Sinnige, Freiligrath das Gegenständliche, eine Situation oder ein Bild. Daher neigt jener mehr zur reinen Lyrik, dieser zur lyrischen Erzählung mit epischen Bestandteilen. Bei Hoffmann finden wir ferner gemüt- und humorvolle Darstellung in schlichtem, natürlichem Ausdruck, bei Freiligrath mehr große Leidenschaft und Glut in volltönender, oft prunkvoller Sprache, doch frei von Phrase. Im Reime herrscht bei Hoffmann Einfachheit, wir möchten sagen, Bescheidenheit, bei Freiligrath Wucht und Bevorzugung des Auffallenden, ja Grellen. So trägt Hoffmanns Lyrik nach Inhalt und Form das Gepräge schlichten, deutschen Wesens, Freiligrath hingegen neigt bei größerer dichterischer Gestaltungskraft entschieden zum Fremden hin.

Auch die Weiterentwicklung beider während der ersten Jahre des fünften Jahrzehnts scheint sich in entgegengesetzter Richtung zu vollziehen. Während Hoffmann 1840 und 1841 mit seinen „Unpolitischen Liedern" auf den Plan tritt und somit seine Muse in den Dienst der politischen Kämpfe stellt, prägt Freiligrath im November 1841 das vielgenannte, an Goethes „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied" erinnernde Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei —

das ihm Herweghs Angriff zuzog:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?

Um Neujahr 1842 erhielt bekanntlich Freiligrath von Friedrich Wilhelm IV. ein Jahresgehalt, an das sich die Aussicht auf gelegentliche Versorgung durch ein Amt knüpfte; im April desselben Jahres wurde Hoffmann von seinem akademischen Lehramte suspendiert und ging seiner Absetzung entgegen. Aus jenen Tagen, vom 3. Mai 1842, stammt Hoffmanns Lied „Naturpoesie" (erschienen in den „Deutschen Liedern aus der Schweiz" 1843; vgl. Ges. W. IV, 278), das sich zweifellos gegen Freiligrath und seine exotische Lyrik wendet. Die beiden ersten Strophen lauten:

O wie lieblich läßt sich träumen!
Lieder wehen aus den Lüften,
Lieder säuseln aus den Bäumen,
Aus der Blumen süßen Düften.
Aber Vetter Michel bleibet
Nur bei Raffs Naturgeschichte,
Holt sich daraus Stoff und schreibet
Große deutsche Prachtgedichte.

O wie fröhlich läßt sich singen,
Wenn die Nachtigallen schlagen,
Trost dem deutschen Herzen bringen
In des Frühlings lichten Tagen!

Vetter Michel will nur singen,
Was die Elefanten machen,
Wie die Leu'n und Tiger springen
Und die Paviane lachen.

Auch durch das am 9. Juni 1843 entstandene Lied „Schweigethaler" (erschienen in den „Deutschen Salonliedern" 1844; vgl. G. W. IV, 301) mit dem Anfange: „Wollt' ein König mir doch geben Pension" konnte sich Freiligrath, der es im Sommer 1843 aus des Dichters Munde kennen lernte, getroffen fühlen, obwohl es schwerlich allein gegen ihn gemünzt war, sondern wie andre ähnliche Lieder Hoffmanns allgemein die Abhängigkeit des Dichters vom Fürsten und Hofe geißelte.

Da fand am 16. August 1843 die erste Begegnung beider Dichter im Hause des bekannten Buchhändlers Karl Bädeker in Koblenz statt; an sie schloß sich jene „Nacht im Riesen" und der Besuch Hoffmanns in Freiligraths Heim in St. Goar, wo er auch Geibel kennen lernte. Hoffmann erzählt diese Begebnisse (in M. L. IV, 66 ff.) mit anschaulicher Ausführlichkeit. Daß Freiligrath in der Tat von dieser Begegnung durchaus befriedigt gewesen ist, beweisen seine Worte im Briefe an K. Buchner vom 24. August 1843 (Buchner II, 73): „Auch Hoffmanns Bekanntschaft ist mir lieb und hocherfreulich gewesen. Wir haben uns bald verstanden, und sein Vorsatz, wieder herkommen zu wollen, ist mir Bürge, daß auch er sich wohl und zu Hause hier gefühlt hat."

Allerdings wurde es zunächst durchaus noch nicht offenkundig, daß Freiligrath ins Lager der politischen Opposition abgeschwenkt war und, seinen früheren Standpunkt verlassend, sogar zum politischen Liede seine Leier stimmte. Wurde doch selbst Hoffmann damals an der Aufrichtigkeit von Freiligraths Freundschaft und Gesinnungswechsel wieder irre!

Die „Rhein- und Moselzeitung" enthielt unter dem 31. August eine kurze Nachricht aus Koblenz, in der die Zufälligkeit und Harmlosigkeit des Zusammentreffens beider Dichter geflissentlich hervorgehoben wurde. „Es ist ein gutes Zeichen unsrer politischen Fortbildung," so schloß der Artikel, „wenn ausgezeichnete Männer, von verschiedener Gesinnung über Fragen des öffentlichen Lebens, dennoch im Privatleben sich freundlich die Hand bieten, wie dies in England schon längst zu geschehen pflegt." Der Artikel verriet offenkundig das Bestreben, Freiligrath von einem Makel, der auf ihn infolge seiner Begegnung mit Hoffmann fallen könnte, reinzuwaschen. Darüber war natürlich die liberale Presse empört. Die „Mannheimer Abendzeitung" vom 5. September 1843 brachte eine ziemlich gallige Erwiderung, in der es heißt: „Herr F. Freiligrath scheint einer solchen Advokatur zu bedürfen, damit man höchsten Ortes nicht übel deute, daß er es gewagt, mit dem abgesetzten Breslauer Professor zu verkehren." Am Schlusse wird Freiligrath die Pistole auf die Brust gesetzt: er soll sich über den Artikel der „Rhein- und Moselzeitung" öffentlich erklären. Da Hoffmann in jenen Tagen des Septembers selbst in Mannheim weilt und zu den dortigen Liberalen und ihrer Zeitung enge Beziehungen hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er, an Freiligrath

zweifelnd, hinter diesem Artikel steht. Auch die „Sächsischen Vaterlandsblätter", die damals wiederholt sehr warm für Hoffmann eingetreten sind, bringen am 19. September 1843 über die Berichtigung der „Rhein- und Moselzeitung" die spöttische Bemerkung: „Zu solchen Entschuldigungen führen 300 Thaler Gnadengehalt."

Allen diesen Anzapfungen gegenüber schwieg Freiligrath. So erklärt sich Hoffmanns Angriff gegen ihn im „Liede eines pensionierten Poeten" vom 3. Mai 1844 (erschienen unmittelbar darauf im „Maitrank"; vgl. G. W. IV, 320):

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch' ich's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Thaler
Gutes preußisch Courant.

Willkommen, Bruder Geibel!
Und Bruder Freiligrath!
Und du lieber Bruder Kopisch!
Ich bin euer Kamerad.

Diese und ähnliche Verdächtigungen und Vorwürfe gegen Freiligrath sind ungerechtfertigt. Schon im Herbst 1843 hatte er neue, ungehörte Töne angeschlagen und vollendete in demselben Monate, in dem Hoffmann sein eben erwähntes Lied dichtete, in stiller Zurückgezogenheit zu Aßmannshausen sein „Glaubensbekenntnis", dessen Druck er von Kronthal im Taunus aus, wo er elf Sommerwochen zur Kur lebte, leitete. Am 3. Juli 1844 traf er in Mainz zum ersten Male wieder mit Hoffmann zusammen, und konnte ihn von der Aufrichtigkeit seines Gesinnungswechsels überzeugen. Da Hoffmann in den nächsten vier Wochen ebenfalls eine Kur in dem benachbarten Bade Soden durchmachte, so bot sich für die Dichter reiche Gelegenheit zu häufigem Verkehre und gegenseitiger Aussprache. Daraus erwuchs jene innige Freundschaft, die beide für ihr ferneres Leben verbunden hat. Am 1. August begrüßte Hoffmann den Freund mit dem Liede „Willkommen im Freien!" (erschienen in den „Hoffmannschen Tropfen" 1845; vgl. G. W. IV, 347), dessen Schlußstrophe lautet:

Sing fort, o freier Vogel,
Dein Lied im Freiheitston!
Der stumme Dank des Volkes
Ist mehr als Königslohn.

Interessant für Hoffmanns Verhältnis zu Freiligrath ist folgende Stelle aus einem Briefe an seinen mecklenburgischen Freund Rudolf Müller vom 25. August 1844:

„Ich habe es nie mit Personen zu thun. Die Sache, der ich mein bestes Sein, meine ganze Thatkraft gewidmet, ist die große Sache der Zeit und des Vaterlandes, ist mehr und verlangt mehr als eine Rücksicht auf Personen, auf Einzelwesen, ein Schonen philisterhafter Erbärmlichkeiten und Lumpereien . . . Ich unterscheide überall den Menschen von seinem Stande und Staatsberufe, die Sache von der Person. Freiligrath hatte mich nie beleidigt. Ich haßte ihn nie, aber ich haßte in ihm seine Richtung und das Anlehnen an Leute, die Feinde meiner Sache sind, und darum darf es keinen wundern, daß es von ihm in meinem Liede heißt: ‚Willkommen Bruder Geibel! Und Bruder Freiligrath!' In Mainz fanden wir uns jetzt wieder bei einem Freunde. Ich hatte eine Stunde vorher erfahren, daß er ein ganz anderer seit Jahr und Tag geworden sei und es nächstens sogar öffentlich zeigen würde, daß er ganz zu uns gehöre. Von dem Augenblicke an waren wir die

besten Freunde. Wir sahen uns dann später oft, in Soden, wo ich, und in Kronthal, wo er die Cur gebrauchte. Ich habe es ihm bald gesagt, daß wieder ein Lied von mir gegen ihn losgelassen wäre — er konnte darüber nicht weiter böse sein. Ließe ich es jetzt drucken, dürfte er mich eines persönlichen Angriffes anklagen."

Ende des Sommers 1844 erschien dann das „Glaubensbekenntnis", nachdem dessen Sänger, um unliebsamen Folgen aus dem Wege zu gehen, für sich die Verbannung gewählt hatte. Das vorletzte Gedicht dieses Kriegsrufes, im Mai 1844 entstanden, ist „An Hoffmann von Fallersleben" gerichtet, mit dem bekannten Anfange:

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen;
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich Alles wußte,
Bis ich Deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Die nähere Bekanntschaft mit Hoffmann in Kronthal veranlaßte den Dichter, wie Buchner berichtet, die scharfen Stellen des Liedes, die Hoffmanns Neigung zu kleinlicher Krittelei rügten, zu streichen.

Ein solches „Glaubensbekenntnis" aus dem Munde eines Freiligrath wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel und war für viele seiner Freunde und Verehrer eine unerklärliche und höchst schmerzliche Erkenntnis. Trat er doch mit seinen Kampfliedern an die Spitze der politischen Sänger jener Tage, an Wucht und Leidenschaftlichkeit keinem nachstehend, an revolutionärer Gesinnung Hoffmann bald weit überholend. Wie war das möglich bei einem Dichter, dessen Phantasie bisher in den fernen Tropen geschwelgt hatte! Das mußte der böse Hoffmann angestiftet haben, und der arme Freiligrath war der Verführte! Dies erschien als einzig mögliche Erklärung für die unbegreifliche Tatsache, daß der Lieblingslyriker seiner Zeit von seiner hohen Warte auf die Warte der Partei — und welcher Partei! — niedergestiegen war und auf sein königliches Jahrgehalt verzichtet hatte. — Seit jenem Sommer 1844 erbt sich bis in unsre Tage die Auffassung fort, daß Hoffmann der Verführer und Freiligrath der Verführte sei. Selbst Adolf Bartels spricht noch in seiner Literaturgeschichte von den „Überredungskünsten" Hoffmanns und der „Bekehrung" Freiligraths durch diesen. Mag Freiligrath in seinem Vorworte zum „Glaubensbekenntnisse" offen bekennen, daß die schmerzliche Enttäuschung der letzten Jahre (der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., die so viele Hoffnungen betrogen) auch ihn in die Reihen der Opposition ge-

trieben hat, mag er in einem Briefe vom 18. August 1844[1]) versichern, „daß das ‚Glaubensbekenntnis' ein aus innerem Drange hervorgegangenes Werk, daß es eine Notwendigkeit ist, der ich ohne Widerstreben folgen mußte," mag er beteuern (Buchner II, 31), daß der 16. September 1842, der Tag seiner Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV. und dem Erzherzog Johann von Österreich, ihn zum Demokraten gemacht hat, mag Buchner vermittelst verschiedner brieflicher Äußerungen Freiligraths aus der Zeit vor jenem 16. August 1843 den Nachweis führen, daß sich Freiligraths Umwandlung ganz allmählich und ohne äußere Einflüsse innerlich vollzogen hat: das Märchen von der Bekehrung Freiligraths durch Hoffmann wird noch heutigen Tages gläubig nacherzählt[2]).

Freiligraths nur scheinbar plötzlicher Gesinnungswechsel erklärt sich aus einem tieferen Wandel, den er schon Ende der dreißiger Jahre durchgemacht hat: aus dem Wiedererwachen des deutschen Heimatsgefühls in ihm. Dieses Gefühl, das noch dem im Sommer 1832 entstandenen Gedichte „Die Auswanderer" zugrunde liegt, ist während der nächsten Jahre in Freiligrath vor andern Eindrücken zurückgetreten, regt sich aber wieder noch während seines Aufenthalts in Amsterdam (1836), wie Strodtmann nachweist. Mit der damaligen Rückkehr in die deutsche Heimat steigt seine Liebe zu ihr, und in demselben Jahre, in dem Hoffmann jubelt: „Deutsche Worte hör' ich wieder," singt Freiligrath in seinem „Malerischen und romantischen Westfalen" (1839):

Aus Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein Anderer, und doch derselbe!

So spinnen sich unsichtbare Fäden zwischen Freiligrath und dem Sänger von „Deutschland über Alles!"

Auch das Interesse an den politischen Zeitfragen entsteht damals in Freiligrath und wächst langsam und stetig. Je mehr er in diesen Jahren ausreift und sich zu einer klaren Lebensanschauung durchringt, um so entschiedener lenkt er, vielleicht zunächst ohne sich dessen klar bewußt zu sein, in freiheitliche Bahnen. Dem Tage, den er als den eigentlichen Wendepunkt seiner politischen Gesinnung bezeichnet, liegt die Entstehung des Gedichts „Ein Flecken am Rhein" nahe, in dem er ausruft:

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen —

und in der Antwort an Herwegh, „Ein Brief aus dem Januar 1843", klagt er um die durch dessen Vorgehen gefährdete Freiheit:

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauschen, hörbar kaum;
Das ist der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!

---

[1]) Von Hoffmann abgedruckt in „Meinem Leben", Bd. IV, S. 173; ähnlich in einem Briefe vom 11. Dezember 1844 bei Buchner, Bd. II, S. 134.

[2]) Zu vergleichen ist ein interessanter Brief Hoffmanns an seinen Neffen Adolf zum Berge, den dieser in seinem anonymen Aufsatz „Freiligrath und Hoffmann v. F." in der „Gartenlaube" 1867, Nr. 37, S. 584–586, mitgeteilt hat.

Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geschmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle fast geknickt!

So erscheint uns Freiligraths politische Lyrik nicht als ein aufgepfropftes Reis, sondern als etwas Stammechtes, natürlich Gewachsenes, und es wird Zeit, daß das Märchen von Hoffmanns „Überredungskünsten" endgültig aus den Literaturgeschichten verschwindet.

Mit Freiligraths Abreise von Soden (August 1844) beginnt der Briefwechsel zwischen beiden Dichtern, der leider durch ein unaufgeklärtes Mißgeschick nicht mehr ganz erhalten ist. Dreizehn Briefe Hoffmanns — man darf annehmen, daß diese Sammlung vollständig ist — sind aus Freiligraths Nachlasse in den Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar übergegangen, dessen Direktor, Herr Geheimrat Suphan, ihre Benutzung und erstmalige Veröffentlichung gütigst gestattet hat. Von den Briefen Freiligraths liegen handschriftlich im Nachlasse Hoffmanns, der sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, nur drei Originalbriefe und die von Hoffmann selbst angefertigte Abschrift eines Teils eines vierten Briefes vor, die von Dr. G. Manz in der „Unterhaltungsbeilage zur Täglichen Rundschau" (1904, Nr. 94 vom 22. April) veröffentlicht sind. Ferner hat schon Buchner drei andre Briefe Freiligraths mitgeteilt und berichtet, daß ihm für sein Freiligrath-Werk neun Briefe an Hoffmann zugänglich gewesen sind. Daß die vier auf der Berliner Bibliothek erhaltenen Originalbriefe Freiligraths einen Teil der neun von Buchner benutzten bilden, ist unwahrscheinlich. Der Briefwechsel wird auch von seiten Freiligraths aus dreizehn Nummern bestanden haben, von denen die neun, die Buchner vorgelegen haben, vorläufig als verloren gelten müssen.

Beide Freunde waren in den ersten zehn Jahren ihres Briefwechsels infolge ihrer politischen Gesinnung und Tätigkeit den Behörden verdächtig und wurden polizeilich überwacht. Schon wer mit Freiligrath in persönlichen Verkehr trat, mußte, wie Strodtmann an sich selbst erfahren hat, befürchten, die Augen der Polizei auf sich zu lenken. Da von dieser auch das Briefgeheimnis gefährdet erschien, so haben beide Dichter, wie sich an mehreren der erhaltenen Briefe feststellen läßt, die Vorsicht angewendet, sich ihre Briefe unter Deckadressen oder unter Abkürzung ihrer Namensunterschrift zuzusenden. Vielleicht ist durch diesen Umstand der Verlust der neun Freiligrath-Briefe zu erklären.

Die Briefe umspannen die Zeit von 1844—1869, deren weitaus größten Teil Freiligrath im Auslande zugebracht hat. Nur 1848—1851 weilte er in Deutschland, am Rhein. Damals haben sich die beiden Freunde wiederholt, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiedergesehen. Auch Hoffmanns junge Frau Ida hat Freiligrath kennen gelernt und ist ihr, wie wir gelegentlichen Bemerkungen entnehmen dürfen, nahe getreten. Hoffmann schloß 1849 seine Wanderzeit durch seine Heirat ab, wohnte 1849—1851 in Bingerbrück, bis 1854 in Neuwied, hierauf bis 1860 in Weimar; erst dann fand er in Schloß Corvey an der Weser den Ruhehafen nach langer, wechselreicher, oft stürmischer Lebensfahrt. Dies vorausgeschickt, mögen nunmehr die beiden Dichter zu Worte kommen!

1. Freiligrath an Hoffmann.

(Höfliche Bemerkung Hoffmanns über den Empfang des Briefes: „Geisenheim 20. August 1844.")

Lieber Hoffmann!

Von Gepäck behindert und durch die Zeit beschränkt, können wir leider nicht mehr zu Geisenheim aussteigen, um Dir und den verehrten Dreselsleuten [1]) noch einmal persönlich Lebewohl zu sagen. Doch wollen wir nicht vorüberfahren, ohne wenigsten einen schriftlichen Gruß abzugeben! Leb' wohl, lieber, theurer Hoffmann! Gott mit Dir und Deinem Streben! Auf Wiedersehn!

Ich bin, im Gewühl und Wirrwarr der Reise, zu unruhig und zu wenig gesammelt, um Dir eben jetzt Alles sagen und ausdrücken zu können, was mir das Herz bewegt. Wozu helfen auch die lumpigen Buchstaben? Davon kannst Du überzeugt sein, daß ich Dich liebe und Dir Freund bin ohne Wandel und ohne Wanken. Unser Abschied in Soden, mit Deinem lieben Liede und dem unerwarteten, mich momentan fast bewältigenden Smollis, hat mich tief bewegt und erschüttert. Ich kam mit nassen Augen in Höchst an, und war doch in mir selbst froh und glücklich. Meine Frau, die Gute, Klare, verstand mich.

In kurzer Zeit wirst Du mehr von mir hören. Ich hoffe, daß Alles gut gehen, und daß man namentlich auch von liberaler Seite die Ehrlichkeit und Reinheit meiner Motive nicht verkennen wird. Aber vielleicht wird es doch Noth thun, daß Männer von bereits erprobter und anerkannter Tüchtigkeit zu einem richtigen Urtheile den Ton angeben. Und da wollte ich Dich fragen, ob Du es erlaubst, daß ich Dein Lied an mich [2]), zu der Zeit, welche mir die richtige scheint, im Feuilleton der Köln. Zeitung drucken lasse? Ich würde Dir's Dank wissen! Schreib' mir, wo möglich umgehend, mit zwei Worten Deine Meinung nach Köln, Adr. M. Du Mont-Schauberg. Ich gehe, eh' ich von Köln nach Ostende rutsche, erst auf zwei Tage zu meinen Verwandten in Westfalen, und finde dann, wenn ich zu DuMont komme, Deinen Brief vor.

Und nun Lebewohl, lieber Hoffmann! Ich denke, wir haben uns nun erkannt, und verlieren uns fortan nimmer!

Wie froh bin ich, daß wir, als „arme Spittelleute" in Soden und Kronthal „so viel zu thun hatten!" [3])

Grüße sämtliche Dresels, Damen und Herren, auf's Herzlichste von mir und meiner Frau. Vor Allem drücke dem trefflichen Vater warm und innig für mich die treue deutsche Hand! Ida dankt Dir nochmals für alle Blumensträuße [4]), und abonnirt für künftigen Sommer, wo wir auch sein mögen, auf neue.

Ich komme aber gar nicht zum Ende. Hol' der Teufel das Geschwätz! Gott mit Dir! Halt' mich lieb!

In alle Wege Dein ohne Wandel

Mainz, 19. August 44. F. Freiligrath.

---

[1]) Karl Dresel in Geisenheim, in dessen Familie Hoffmann damals Aufnahme fand, und den auch Freiligrath in Soden kennen gelernt hatte.

[2]) „Willkommen im Freien!"

[3]) Anspielung auf Hoffmanns Lied:

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun! (G. W. III, 124.)

[4]) Es war eine Liebhaberei und Geschicklichkeit Hoffmanns, der ein großer Blumenfreund war, aus selbstgepflückten Blumen Sträußchen zu winden, die er gern als kleine Aufmerksamkeit seinen Freundinnen verehrte.

2. Hoffmann an Freiligrath.

(Briefadresse nur: „Für Freiligrath." Der Brief ist also durch Vermittelung an Freiligrath gegangen.)

Geisenheim, 20. Aug. 44.

Ganz einverstanden, l. F.! füg nur noch die Überschrift hinzu: „Willkommen im Freien!" Ich glaube, sie ist der Censur wegen ganz gut. Doch überlasse ich Dir ganz eine passender scheinende zu wählen. Ich habe auch eine Melodie gefunden, eine hübsche Volksweise. Füg die beiden Anfangszeilen ebenfalls hinzu, weil sie zugleich als Motto gelten können;

Melodie: Mein Schatz, ich hab' es erfahren,
Daß Du willst scheiden von mir.

Veranlasse Deinen Buchhändler, für Deine Rechnung 50 Exemplare Deiner politischen Gedichte zum Buchhändlerpreise an mich hieher zu senden unter Adresse: „Herrn Dresel und Sohn in Geisenheim," NB. sobald sie erschienen sind. Das Geld werde ich Dir noch vor Michaelis zahlen, weil ich hoffe, daß ich bis dahin alle untergebracht habe.

Es wäre gut, wenn Du Dir hier eine kleine Niederlage anlegtest, weil man ja nicht wissen kann, wie der Teufel in Mainz sein Spiel treibt. Von hier aus würde Dir Karl Dresel beliebige Sendungen an Deine Freunde und Bekannten machen. Überleg Dir die Sache! ich halte es unter den gegenwärtigen Umständen für sehr zweckmäßig.

Wir müssen doch endlich einmal practisch werden! Die Vergangenheit gab und die Gegenwart giebt uns so schöne Lehren und wir wollen uns immer noch nicht daran kehren. In meinen Buchhändlercontracten bedinge ich mir immer aus, daß mir jedes Exemplar, welches ich selbst vom Buchhändler beziehe, zu 33 $^1/_3$ % abgelassen wird. Hast Du das nicht gethan, so ist es ein Fehler, den vielleicht aber die Gutmüthigkeit des Verlegers wieder gut macht.

Heutiges Tages ist es nicht genug, daß man für das Volk schreibt und dichtet, man muß auch seine eigenen Sachen noch an den Mann zu bringen wissen. Die Censur ist noch zu umgehen, aber die Polizei leider nicht. Die Polizei schnüffelt in jedem Laden und confisciert frisch darauf los. Hat doch sogar neulich in Mannheim die Mauth, die nichts mit der Polizei zu schaffen hat, das Polizeiamt geübt und 100 Salonlieder angehalten und mit Beschlag belegt. Wenn auch der Buchhändler, der jetzt die Mauth verklagt hat, seinen Prozeß gewinnt, so ist die schöne Zeit zum Lesen und Singen unterdessen verloren gegangen. Wir dürfen dem Feinde auch nicht einen Finger breit abtreten.

Ich dichte jetzt fleißig wieder, seit ich neue hübsche Volksweisen gewonnen habe. Ich behandele die neuesten Tagesfragen und Ereignisse: den ungenähten Rock Christi, die Unterofficiere als Landschulmeister, das Schlagen der Soldaten, das Brieferbrechen pp.[1]).

---

[1]) Diese vier Stoffe behandelte Hoffmann in den Gedichten:

„Ein Pröbchen englischer Freiheit." („Von Freiheit singst du groß und breit") vom 13. August 1844;

„Nützliche Vorkehrung." („Wir sprangen hoch vor lauter Freude") vom 14. August 1844;

„Wallfahrtslied zum heil. ungenähten Rock." („Werft fort, werft fort, die Bibel fort") vom 18. August 1844;

„Die Emancipation des Kriegers." („Wir sind seit hundert Jahren") vom 19. August 1844.

Sämtliche vier Gedichte sind in den „Hoffmannschen Tropfen" (Zürich und Winterthur 1844) veröffentlicht, wegen ihres geringen Wertes aber nicht in die G. W. aufgenommen worden.

Das letzte Lied sende doch an Howitt. Ich ließ es zum Einrücken in die Kölner Zeitung abgehen, es scheint aber von der Censur gestrichen zu sein. Laß es Dir von Dumont geben!

Karl Dresel schreibt eben an seinen Schwager Julius Meyer, der jetzt auf Holte wohnt; er meldet ihm, daß Du in seine Gegend kommst, besuche ihn doch ja!!! er ist vom größten Einflusse auf die Liberalen der ganzen Gegend.

Ich bleibe vorläufig hier, weil mir das Wetter zum Weiterreisen denn doch zu schlecht ist. Ich bin ziemlich fleißig. Ich lese jetzt die Schriften von J. Weitzel für mein großes politisches Vademecum.

Vielleicht gehe ich später nach Westphalen, wenn die Luft rein ist. Die große Theilnahme der Polizei ist mir doch etwas lästig.

Leb recht wohl! und sei frohes Muthes! Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüße!

Nur todt anders H. v. F.

N. S.

Frau von Stael sagt mir eben: En Allemagne tout ce passe en théorie. — Celui qui ne s'occupe pas de l'univers en Allemagne, n'a vraiment rien à faire.

3. Hoffmann an Freiligrath.

Geisenheim, 1. Dec. 44.

L. F.

Schon in Rom erfuhr ich, daß Deine Zeitgedichte erschienen seien. Meine Bekannten wunderten sich, ich nicht. Ich hätte ja das mir zugedachte Exemplar schon mit auf die Reise nehmen können, es war das erste gebundene. Als ich in Zürich war, Mitte Octobers, ging der Lärm los. Dein Buch mußte gewaltiges Aufsehen machen, da man auf jeder Seite darüber verwundert und überrascht war. Mich freut, daß die Presse sich im Ganzen gut benahm. Der Rhein. Beobachter ist vielleicht das einzige Blatt gewesen, welches Deine Gesinnung angegriffen und verdächtigt hat. Aber darüber wollen wir uns trösten. Wenn behauptet wird: so lange jemand eine Pension bezog, war er ein bedeutendes poetisches Talent, und nachdem er die Pension aufgiebt, ist er weder ein Talent noch ein selbständiger Charakter — so müssen wir uns freuen, daß unsere Feinde so lächerlich und abgeschmackt sind. Dein Buch hat seine Früchte getragen und wird noch mehr tragen.

Ob Deine Person in Preußen gefährdet ist, kann ich vorläufig nicht berichten. Ich bin schon seit einem halben Jahre dem Norden fern und weiß nicht, wie weit der Polizeistaat vorgeschritten ist. Ich würde mir in Deiner Lage jedenfalls sicheres Geleit verschaffen. Sobald ich etwas Näheres höre, melde ich es Dir. Übrigens glaube ich, daß Du unangefochten in allen sonstigen Bundesstaaten leben kannst, und ich wünsche, daß Du Dich in künftigem Jahre zur Heimkehr entschließest. Du wirst bald selbst einsehen, daß sich vom Auslande aus gar nicht wirken läßt. Ebendarum mag ich nicht einmal einen nitstap nach den Niederlanden machen. Ich will die Leiden und Freuden meines Vaterlandes theilen so lange als sich meine persönliche Sicherheit behaupten läßt.

Wenn Du nach Gent kommst, besuch Willems, Mitglied der Brüss. Akademie und directeur de l'enregistrement. Wenn seine Sammlung flamänd. Volkslieder erschienen ist, so besorg mir ein Exemplar. —

So weit hatte ich geschrieben und konnte nicht weiter: der Kopf war mir ganz eingenommen, ich fühlte mich an allen Gliedern gelähmt. Ein starkes Schnupfenfieber war in vollem Anmarsch. Das Schlimmste habe ich hoffentlich überstanden. Es ist heute nun der 4. Dec. und ich will den begonnenen Brief suchen zu vollenden.

Wir haben heute seit langer Zeit den ersten heiteren Wintertag, reinen Himmel, Sonnenschein, nur 3 Grad Kälte. Der Rhein mit seinen drübigen Bergen zeigt

sich gar „prächtig". Es sieht sich gar lustig an. Ich bin um Mittag draußen gewesen und habe in der schönen Aussicht das Frankf. Journal gelesen und im Garten die letzten Blumen zu einem Sträußchen gewunden. Jetzt sitze ich daheim und freue mich, daß ich wieder einigermaßen lebe. Auch freut mich, daß es im Vaterlande rings umher ziemlich lebendig ist. Das geharnischte Sendschreiben des kathol. Priesters Joh. Ronge an den Bischof Arnoldi zu Trier wegen des ungenähten Rocks bewegt alle Köpfe und Herzen. Auch wir sind thätig und bereiten eine Dankadresse vor. Wie hübsch, wenn etwas der Art auch in Brüssel geschähe[1])! Die Université libre und die Freimaurer dürften nur aufmerksam gemacht werden. Versuch's! Ich habe eben in die Schweiz geschrieben, daß man auch von dort aus sich für Ronge vernehmen läßt. Was könnte jetzt auch für uns Belgien sein, wenn es nicht so verflucht pfäffisch wäre! Ich habe gar keine Freude mehr an dem Lande, das ich einst so lieb hatte. Ich habe meine Studien für seine Sprache und Litteratur mit dem 7. Theile der Horae belgicae wol aufgegeben und werde alle meine niederl. Werke, Samml. und Pergament- und Papierhandschriften verkaufen. Ich stehe mit der Berliner Bibliothek seit Jahr und Tag in Unterhandlung.

Kennst Du den Dr. Wolf? Er soll in Köln leben, war aber früher in Belgien und hat sich dort mit vlaemscher Sprache beschäftigt. Ich höre, er ist verlobt mit der Plönnies, die neulich vlaemsche Gedichte übersetzt hat.

Glaubst Du, daß sich Belgien *jemals* Deutschland nähern wird? Ich glaube es nicht. Die Leute sind *zu* französisch, wissen nichts, gar nichts, ganz und gar nichts, weniger als nichts von Deutschland! Großer Gott, und sie wollen nichts lernen! Wie leicht wäre es für sie, wenigstens deutsch zu verstehen. Es sind halt Franzosen. Auf die musicalischen Wettkämpfe gebe ich gar nichts. Man kann bei der größten Unwissenheit für Musik Empfänglichkeit haben und Liebe an den Tag legen. Mir kommen die Geschichten vor, als ob sich die Belgier und die Achener und Kölner hätten Complimente machen wollen.

Kennst Du Reiffenberg, Baron, Oberbibliothecar und Vielschreiber? Er kann kein Wort deutsch.

Oken meinte neulich, es sei doch hübsch, wenn ich wieder eine Professur annähme; eine regelmäßige Thätigkeit mit einem bestimmten Wirkungskreise, eine gesicherte Lage pp. müsse mir doch wünschenswerth sein, Belgien oder die Schweiz dürfte dazu Gelegenheit geben. Ich antwortete ihm: ich theile die Freuden und Leiden meines Vaterlandes, und werde es gerade jetzt nie verlassen, wenn ich nicht vertrieben werde. Es ist eigen, daß sich Leute, die man doch gar nicht zu den Philistern rechnen mag, gar nicht denken können, daß man nichts sein will und mag! Das Streben in Deutschland, auch äußerlich etwas zu sein, hat schon manchen edlen Menschen verdorben, manches Talent gemeinen Zwecken hingeopfert, und richtet täglich noch Unheil an. Ein Volk von unabhängigen Menschen müßte Gewaltiges wirken, aber unser Volk von geistreichen, gelehrten und wohlhabenden Bedienten — es ist ein Jammer! Jeder tüchtige Mensch sollte sich schämen, *dieser* deutschen Nationalität zu huldigen. Ich freue mich, daß Du *weißt*, daß Deine Hand ebenso gut Gedichte schreiben kann, als Rechnungen und Handlungsbriefe, und daß Dich dies Bewußtsein mehr adelt als ein Orden pour le mérite Friedensklasse, wovor wir beide sicher sind. Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüße.

H. v. F.

Briefe für mich besorgen Victor und Theodor von Zabern[2]).

[1]) Freiligrath hielt sich damals (Winter 1844) vorübergehend in Brüssel auf, bevor er nach Baden übersiedelte.

[2]) Buchhandlung in Mainz.

4. Hoffmann an Freiligrath.

Geisenheim 29. Nov. 46.

Lieber Freiligrath!

„Fortsetzung folgt" dachte ich mir, als ich Dich scheiden sah. Aber leider läßt die Fortsetzung lange auf sich warten oder kommt am Ende — nie. Wäre unser Leben in Kronthal und in Soden wie ein schlechtes Buch gewesen, das Schicksal hätte gewiß längst eine Fortsetzung zum Besten gegeben, das Schlechte läßt nie lange auf sich warten.

Ich las dieser Tage Joh. Weitzels Rheinreise und darin: „In dem Menschen ist nichts ewig als der Schmerz. Er wird mit dem Wunsche geboren, begleitet den Besitz und überlebt den Verlust." Und das fühle ich und fühlte ich oft — mein Leben ist ein ewiges Abschiednehmen. Ich schwimme am Strande umher; eine Welle wirft mich dann wol an ein blumiges Ufer, und ich habe kaum Zeit mich daran zu freuen und zu laben, so kommt eine andere Welle und wirft mich schadenfroh wieder in die Brandung zurück.

Ich hatte Dir mal nach Brüssel geschrieben. Der Brief ist wol nie in Deine Hände gekommen. Ich weiß nur noch, daß ich mich freute über ein Wort, das Du nach Mainz geschrieben haben solltest: „ich kann immer wieder Kaufmann werden, das habe ich gelernt."

Ich kann leider weiter nichts mehr werden: mein Leben war abgeschlossen, als ich den unglückseligen Gelehrten-Beruf wählte, einen Beruf, der auch ohne politische Mißliebigkeit und Verfolgung mich nicht einmal so weit brachte, daß ich mir einen eigenen Heerd gründen und eine heitere Zukunft hoffen konnte. Das deutsche Gelehrtenthum ist selbst unter günstigen Verhältnissen nur immer ein glänzendes Elend, reich an Hoffnungen, noch reicher an Entbehrungen und Bedürfnissen aller Art. Ich stieg zu der höchsten Höhe, die ein deutscher Gelehrter erreichen kann, ich war Professor ordinarius, und fiel wieder herab und wurde nur glücklicher dadurch, nachdem ich Amt und Gehalt verloren hatte. Nun lebe ich freilich frei von amtlichen Beziehungen, von jedem Staatszwange, aber bin abhängig geworden von der Güte meiner Freunde, denn auf eigene Hand vermag ich nicht zu leben. Ob ich mich wieder emancipieren werde und dabei dann eben so sorgenfrei wie jetzt leben kann, ich weiß es wahrlich nicht. Mit Schriftstellerei bringe ich es nicht zu Wege. Ein Capital von 10,000 Thaler wäre dazu nöthig, das mir im besten Falle 500 Thaler abwürfe, und das läßt sich von unser einem in Deutschland schwer erwerben. Meine Bibliothek habe ich zu 2000 Thaler ausgeboten. Wenn mir aber auch diese Summe zukommt, so fehlt mir an den 10,000 Thalern noch sehr viel. Da bin ich nun eben diesen Augenblick auf einen Gedanken gekommen, der mir ein unabhängiges Dasein gründen kann. Ich will nach Newyork gehen und den dortigen Deutschen öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteratur bis auf die neueste Zeit halten. Ich brauche dazu nur meine alten Hefte fortzusetzen und zu ergänzen und werde dann Belege sammeln und die neuesten Hülfsmittel durchstudieren. Das kann in den nächsten drei Vierteljahren geschehen. Dann will ich den Winter 47 in Frankfurt meine Weisheit auskramen. Dadurch hoffe ich so viel Geld einzunehmen, daß ich meinen Plan weiter zu verfolgen im Stande bin. Ich lerne unterdessen englisch, halte mich zwei Sommermonate 48. in London auf, um mich in der Sprache zu vervollkommnen und gehe nach Newyork.

Wie gefällt Dir dieser Lebens- und Reiseplan? Ich hörte gern Deine ausführliche unumwundene Meinung darüber!

Sollte ich bis dahin meine Bibliothek noch nicht verkauft haben, so würde ich persönlich in London den Verkauf betreiben und Du könntest mir dann durch Deine ausgebreiteten Bekanntschaften mit den Lords des Landes wichtige Dienste leisten[1]).

[1]) Dazu am Rande: „Schreib mir doch auch über das Leben der Deutschen in London, über Deinen Verkehr, Deine litt. Arbeiten und den Londoner Communismus ꝛc.!"

Hast Du den Katalog meiner Bibliothek schon zu Gesicht bekommen? Er ist diesen Sommer erschienen: Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis. Leipzig 1846. 8°. Ich habe hier einige Exemplare und kann Dir eins schicken, wenn Du mir nur den Weg angeben willst, auf welchem es am besten an Dich gelangen kann. Schücking habe ich gebeten, Dir vorläufig eine Anzeige aus der Kölner Zeitung mitzutheilen. Wenn Du die Kölner Zeit. dort habhaft werden kannst, so findest Du die Anzeige in Nr. 307 vom 3. November.

Nun noch Einiges über meine Irrfahrten, seit wir uns nicht mehr gesehen haben. Ende Augusts 44. ging ich mit dem Grafschaftsbesitzer Tenge (Schwiegervater von Karl Dresel) nach Italien. Ich ging über den Splügen nach Mailand, von da an der Küste entlang: Genua, Livorno, Civitavecchia nach Rom. Den 1. Oct. trafen wir in Florenz ein und kehrten an den Apenninen entlang über Pisa nach Livorno, Genua und Mailand zurück. Ich blieb dann den Vorwinter in Zürich, war später im Badenschen und im Rheingau und zu Weihnachten wieder in Meklenburg. Im Sommer 45 besuchte ich Hamburg und das Nordseebad Cuxhaven. Meine Freunde lockten mich ins Land Hadeln, ich war ganz vergnügt dort drittehalb Wochen und wurde dann von der hannöv. Regierung ausgewiesen. Ich besuchte das Itzehoer Sängerfest und blieb wieder einige Zeit in Hamburg. Darauf machte ich eine Reise durch Schleswig und Holstein. Zu Anfang des Jahres 46. holte ich meine Bibliothek aus der Nähe Berlins, besuchte Glaßbrenner in Neustrelitz und einige Freunde im östlichen Meklenburg und blieb dann bis zum Mai in Holdorf. Den 6. Mai ging ich nach Hamburg, besuchte meine Hadeler Freunde in Cuxhaven und reiste mit ihnen nach Meklenburg. Seit dem 16. Juni war ich in Althaldensleben bei Phil. Nathusius, seit dem 25. Juli bei seinem Bruder Wilhelm in Königsborn. Ich ging dann in der Mitte August's über Leipzig nach Braunschweig. Hier sah ich meine beiden Schwestern und ihre Kinder; ich hatte sie dahin bescheiden müssen, weil ich das Hannöversche, worin sie wohnen, nicht berühren darf. In Holzminden war ich bei meinen alten Universitäts-Freunden Steinacker (Präsident der braunschw. Kammer) und Dauber. Darauf lebte ich 3 Wochen im Lippischen (eine Zeitlang in Barkhausen, einige Tage in Detmold), 3 Wochen an der Ruhr u. 3 auf Haus Roland bei Düsseldorf. Seit dem 2. Nov. bin ich wieder in meinem geliebten Geisenheim bei Karl Dresel, der Dich mit den Deinigen herzlich grüßt. In Hallgarten besuchte ich neulich Vater Itzstein. Er hat mich zu sich nach Mannheim eingeladen. So werde ich denn wohl den Winter nicht nach Meklenburg, wo ich jetzt Bürgerrecht besitze (ich habe nämlich die Ehre nicht mehr Preuße zu sein), wandern.

Leb nun recht wohl und grüße Deine liebe Frau herzlichst von

Deinem H. v. F.

Adresse: Dresel und Sohn Geisenheim im Rheingau.

Schreib mir recht bald! morgen schon — das wäre **prächtig!**

5. Hoffmann an Freiligrath.

Geisenheim Aschermittwoch 1847.
(17. Febr.)

Lieber Freiligrath!

Den 29. Nov. v. J. hatte ich Dir von hier aus geschrieben. Hast Du diesen Brief nicht bekommen? Es ließe sich schon denken, daß er unterschlagen wäre.

Es beschäftigte mich eben damals ein Plan, den ich, wenn auch nicht so, wie ich dachte, doch noch einmal ausführe: nämlich in Nordamerica Vorlesungen zu halten über deutsche Literaturgeschichte. In meinem Novemberbriefe fragte ich um Deinen Rath.

Ferner bat ich Dich, die Aufmerksamkeit der Engländer auf meine Bibliothek zu lenken.

Jetzt sende ich Dir durch Gustav Dresel, den Texas-Vereins-Agenten für Galveston, meinen Katalog. Sei so gut, übersetze die Vorrede und mach auf den Inhalt aufmerksam. Durch Deine vielen Freunde und Bekannte kannst Du vielleicht recht bald ein für mich günstiges Ergebniß herbeiführen.

Meine Bibliothek steht jetzt in einer kleinen Stadt Meklenburgs, Brüel; ich habe sie dort bei einem Apotheker eingemiethet und bezahle außer der Miethe für sie noch jährlich Brandcassengelder. Nicht allein daß ich die Zinsen daran verliere, muß ich auch noch diese jährlichen Unkosten tragen. Es wäre mir lieb, wenn ich einem Mylord diesen schönen Besitz gegen etwelche ℔ abtreten könnte! Je mehr je lieber — also nicht wie jener Kaufmann sagte: an jedem ℔ Butter einen Schilling Schaden, aber — die Masse muß es bringen.

Wenn Du Gebote bekommst, so schreib sie mir und bemerke auf dem Briefumschlag nur: Herrn Dresel und Sohn
Geisenheim im Rheingau,
dann bekommt Alles sicher Dein Dich herzlich grüßender
H. v. F.

6. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 6. Dec. 1849,
4 Uhr Nachmitt.

Lieber F.

Ich bin am 30. v. M. Mittags 1 Uhr wohl und munter hier angekommen[1]). Es war eine sehr langweilige, mitunter gefahrvolle Fahrt. In Windhorst stürzten uns drei Pferde und von St. Goar ab hatten wir einen kollrigen (simpeln) Gaul, der uns viel zu schaffen machte. Ich zog wohlgemuth in meine 4 Wände ein. So etwas war mir noch nie vorgekommen. Ich fand 3 leere Bettstellen, 2 Tische, 1 Dutzend Stühle und 2 kalte Öfen. Nach wenigen Stunden war ein Bette herbeigeschafft, beide Öfen wurden geheizt und ich schlug meine Bude auf — wie ein Jahrmarktsreisender. Die Tage darauf kaufte ich ein und kaufte und kaufte so lange, bis ich denn endlich heute für meine Person so eingerichtet bin, daß ich ganz gut lebe. Von meinem Arbeitstische aus sehe ich links die Nahe hinab auf den Niederwald mit Ehrenfels und Rossel, gerade vor mir auf Bingen und rechts auf die Klapp, Bingerbrücke und ins Nahethal. Alles sehr hübsch. Was einmal schön ist, bleibt unter allen Wandelungen schön. Du würdest Dich freuen, wenn Du Alles das im Schnee von der Abend- und Morgensonne beleuchtet sähest.

An meine Frau schrieb ich von hier aus einen sehr langen Brief, worauf ich sie von Deinem Arbeitstische aus hingewiesen hatte. Sie hat mir noch nicht geantwortet und ich weiß nun gar nicht, ob sie noch bei ihren Eltern weilt oder bereits unterwegs ist. Sollte sie dieser Tage in Köln eintreffen, so bitte ich Dich, sie zu bestimmen, sofort mit dem Dampfschiffe hieherzukommen. Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du vorher bei J. F. Hellmers und Söhne (Traßburgergasse 20.) anfragen wolltest, ob unsere Kisten bei ihnen eingetroffen sind. Sollten sie da sein, so bitte dies Haus, mir die Kisten per Dampfboot zu senden. Der Centner per Achse kostet von Köln hieher 1 Thaler 10 Sgr., per Dampf aber nur 9 Sgr. 6 Pf. Ich würde mir viele Kosten ersparen. Sollte meine Frau eintreffen, wenn die Dampfschiffahrt wieder aufgehört hat, so sorg dafür, daß sie mit ihrer Schwester

[1]) Auf der Reise nach Bingerbrück kehrte Hoffmann am 29. November auf einige Stunden bei Freiligrath in Köln ein. Dieser schenkte ihm seine Übersetzung von Shakespeares „Venus und Adonis", die damals erschienen war (Düsseldorf, Schaub. 1849).

einen Cabrioletplatz im Postwagen (also Nr. 5 und 6) erhält. Im Wagen selbst ist es vor Qualm und Gestank, wenn des Nachts die Fenster zufrieren, kaum auszuhalten. Es wäre also wol gut, wenn sie sich zeitig nach einem solchen Platz umsähen. Da die meisten Passagiere die Bonner Eisenbahn benutzen, so läßt sich, wenn man früh zur Post geht, schon ein Cabrioletplatz beschaffen.

Deinen Adonis habe ich in Angriff genommen. Ich muß Dir unverholen gestehen, daß ich höchlich überrascht worden bin über Deine natürliche Sprache, man glaubt oft, daß es gar keine Übersetzung ist, so schön liest sich Alles weg. Das Buch wird bei allen Shakespeares Freunden und den Deinigen groß Glück machen.

Daß Freiherr von Reden ebenfalls bei Euler[1]) wohnt, wußte ich noch nicht, als ich bei Dir war. Er hatte hier im zweiten Stock schon 8 Wochen mit Frau, Kindern und Dienstboten gewohnt. Seine Frau ist sehr musikalisch und eine famose Sängerin und dabei wie ich allgemein höre höchst liebenswürdig. Reden ist seit August auf Wartegeld gesetzt, er war früher geh. Oberlegationsrath im Manteuff. Ministerium! Jetzt lebt er mit den Seinigen in Frankfurt.

Waldecks Freisprechung haben wir heute mit Jubel begrüßt.

Itzstein's Sache steht gut, obschon er selbst vor einigen Wochen fliehen mußte. Die badische Regierung hat bereits zweimal das Carlsruher Stadtamt aufgefordert, entweder die Verfolgung Itzsteins und die Beschlagnahme seiner Sachen in Mannheim aufzuheben oder die Anklage besser zu begründen. Glücklicherweise kann man aber nichts begründen.

Solltest Du einen billigen Flügel wissen, so mach meine Frau darauf aufmerksam. Der hiesige Eulersche wird nichts taugen.

Ich verspüre seit 8 Tagen einen so gewaltigen Arbeitstrieb, daß ich mich gar wenig nach geselligem Verkehr sehne. Sind nun erst die meinigen da, so werde ich mich ganz aufs Haus beschränken und mich für den Winter einspinnen.

Du würdest mich jedoch sehr erfreuen, wenn Du mitunter ein flüchtiges Blatt Deinem harrenden Freunde sendetest. Damit niemand dahinter kommt, so schreib: Herrn Christian Euler in Bingerbrück mit einem X hinter Bingerbrück, oder mach einen Umschlag. Ich werde dagegen meine Briefe durch Euler adressieren lassen, der hat eine gar hübsche Kaufmannshand.

Noch eins. Das bleibt aber unter uns. Man geht in Bingen damit um, die Zukunft Deiner Familie zu sichern. Die Sache ist bereits in einem Vereine, dem auch Euler angehört zur Sprache gekommen und wird wol später verwirklicht werden. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Es ist doch noch viel Gutes und Edles im Volke, was kein Teufel, selbst kein — teufel[2]) todt machen kann.

1000 herzliche Grüße den lieben Deinigen von Deinem H. v. F.

7. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 12. Dec. 1849.

Deine Wohnung muß nach Deiner Beschreibung reizend gelegen sein, und es ist rechtschaffen von Dir, daß Du Deine Thätigkeit in ihr gleich mit der Lectüre von „Venus und Adonis" begonnen hast. Die Übersetzung ist allerdings fürtrefflich, doch wird eine 2te Auflage immer noch Anlaß zu einigen Verbesserungen geben, namentlich in den ersten 68 Stanzen, die (schon vor 10 bis 12 Jahren gearbeitet) nicht überall so treu sind, wie ich wohl wünschte, daß sie es wären.

Den Rest (Stanze 69 bis 199), welchen ich theils im Februar, theils im Juli und August dieses Jahres übersetzte, wirst Du bei einer gelegentlichen Vergleichung mit dem Original eben so wohllautend, dabei aber meistens weit wortgetreuer, als

[1]) Der Hauswirt Hoffmanns in Bingerbrück.

[2]) Statt der ersten Silbe „Man" hat Hoffmann ein Männchen hingemalt.

jene ersten 68 Stanzen finden. Man macht doch auch im Technischen Fortschritte. Scheller drängte mich zu sehr mit dem Manuscript, überdies lag meine Frau in den Wochen und die Scharlachfieberzeit begann, sonst hätt' ich das Ding schon in der ersten Auflage möglichst makellos gemacht. Nun soll's in der zweiten geschehen. Was bleibt einem im Augenblick übrig, als solche Bosselei?

Die Nachricht, man gehe in Bingen damit um, die Zukunft meiner Familie zu sichern, war mir, der ich im Fall meines Todes so gut wie nichts hinterlasse und die Existenz der Meinigen nur gesichert sehe, so lang ich gesund und am Leben bin, wohlthuend und erfreulich. Nur ist die Sache eigentlich zu erfreulich, als daß ich sie schon glauben oder wenigstens als etwas Gewisses annehmen könnte. Wir wollen sehen, was wird. Eventuell würde ich mich nicht schämen, einen Theil dessen, was ich dem Volke mit freudigem Bewußtsein im Exil, wie im Kerker geopfert habe, für meine Kinder und mein Weib aus den Händen des Volkes zurückzuempfangen.

8. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 17. Decbr. 1849.

Unseliger,

der Du, als eine männliche Ariadne, verlassen dasitzest auf dem Naxos Deiner Bingerbrücke und wahrscheinlich, leider! auch schon dahin gekommen bist, Bacchum den Thyrsusschwinger als letzten Retter und Tröster liebend zu umfangen!

Soweit die Anrede! Und nun, auf daß der Freudenspender vom Indus (oder sein Stellvertreter an Rhein und Nahe, der Herr Soherr) die Arbeit des Tröstens fortan nimmer allein zu versehen habe, die wahrhaftige Versicherung, daß die Mitgift wohlbehalten hier eingetroffen ist und sich, in Erwartung der Frau, gestern und heute weidlich auf dem Zollamte ennuyirt hat.

Denn allerdings — die Frau ist noch im weiten Felde und scheint die mütterlichen Laren den Deinigen (oder vielmehr ihren eigenen) auf schier ungehorsame Weise beharrlich vorzuziehen. Nach Deinem vorletzten Briefe hatte ich sie wenigstens gestern mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet und mich deßwegen einem früheren Engagement (einer Tour nach Bonn) pflichtschuldigst entzogen — wer aber bis zur Stunde, Montag Nachmittag, weder gekommen ist noch geschrieben hat, das ist die gnädige Frau von Fallersleben. Fast glaube ich, das Töchterchen läßt sich jetzt auch noch die Christbescherung zu Hause gefallen, und der mit Recht unwillige Eheherr wird höchstens in der letzten Woche des alten Jahrs dazu kommen, mit dem allerdings nötig scheinenden Geschäfte der Dressur und Erziehung einen ernstlichen Anfang zu machen.

Scherz bei Seite — Deine Sachen, wie mir Hellmers und Söhne bei der Abgabe Deines Briefes heute sagten, sind wirklich hier, und so wird das saumselige Gespons ja auch wohl bald folgen. Es ist nur schlimm, daß wir nicht wissen, *wann* das sein wird. Ginge noch längere Zeit damit hin, so wäre es wohl gerathen, die Kisten, bei dem augenblicklich wieder offenen Wasser, sofort dem Dampfschiff zu übergeben. Im andern Fall könnten sie natürlich immerhin ein paar Tage bis zum Eintreffen Deiner Frau hier liegen bleiben und dann gemeinschaftlich mit ihr weiterreisen. Zum Glück ist das Wetter im Augenblick so weich und milde, daß ein plötzliches Umschlagen in Frost nicht zu befürchten scheint . . .

Der Titel Deines Anekdotenbuches[1]) will mir nicht *ganz* gefallen. Vielleicht fällt Dir noch ein prägnanterer ein. Willst Du nicht einmal den Versuch machen, ob sich mit Rütten-Löwenthal (Frankfurt würde Dir wegen der Nähe bequem sein) keine Geschäfte machen lassen?

[1]) Gemeint ist „Das Parlament zu Schnappel" (Bingerbrück 1850, Selbstverlag), dem Hoffmann ursprünglich den Titel „Die lustige Gartengesellschaft" oder „Der Nationalclub" geben wollte.

Nun Adieu für heute, armer Ariadnerich (oder auch Richterich)![1]) Iß gut und trink gut, dahingegen sorge auch, daß Dir an Deiner Nachtruhe nichts abgeht. Ich grüße Dich mit meiner Frau herzlich, und bin (von meinem an den Schreibtisch verlangenden Stammhalter hart bedrängt) Dein F. Frh.

9. Freiligrath an Hoffmann.

(Der Briefumschlag mit genauer Adresse und dem Poststempel „Coeln 23/3" befindet sich bei den Handschriften auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Das Siegel ist mit anderm Siegellack überklebt und daher nicht deutlich; daneben ist über den zusammengefalteten Umschlag geschrieben: „Ein schlechtes Plaisir!" Es scheint, als ob der Brief (polizeilich?) geöffnet und wieder geschlossen worden ist. — Daß der Brief bei Buchner II, 230 nicht vollständig abgedruckt ist, ergibt sich aus M. L. V, 107 und aus dem Briefe 13. An beiden Orten führt Hoffmann eine Stelle des Briefes an, die bei Buchner fehlt, in M. L. ausführlicher, indem er am Schlusse des Zitats hinzufügt: „man sieht Dich, wenn man es liest; man hört Dich sprechen. Ich kann genau die Stellen bezeichnen, wo Du mit den Augen zwinkerst, wo Du Deinen Nachbar in die Rippen stößest oder ihn in den Schenkel kneifst."

Köln, 23. März 50.

Edler Freund,

(wo öffnet sich dem Frieden ect.) — ich hätte Dir allerdings längst schreiben sollen, aber ich bin faul von Gottes Gnaden, habe dazu auch wirklich viel Arbeit, Unruhe und gelegentlichst selbst Sorge gehabt, und erscheine somit zur Genüge gerechtfertigt.

Aber, liebster Hoffmann, wie kannst Du, — aber sehr geehrte Frau Ida Hoffmann, geborene von Fallersleben, wie können Sie mein neuliches Ausbleiben so arg schelten? Sind denn nicht Sie, Frau Ida zum Bergen, geborene Hoffmann, eine ärgere Ausbleiberin, als ich je ein Ausbleiber war — sind Sie nicht ein Muster alles Warten- und Zappelnlassens? Und dürfen Sie darum den Stab mit mir brechen? Und Dich, mein Freund, hätte ich nach der Geduldprobe des vorigen Decembers auch für ruhiger und weiser gehalten. Wofür heißt man Dich denn Hoff- und Harrmann? Ist nicht das Harren Dein Beruf (wozu Dich Gott im Himmel schuf) und mußt Du Dich nicht darin fügen, auch ohne zum Narren zu werden?

Spaß bei Seite, es war damals doch recht dumm von mir, daß ich nicht vollends bis Bingen ging. Hätte ich auch nur ahnen können, daß Ihr „was auf mich gemacht" hättet — Du Gedichte und Deine Frau Braten! Die Sache ging so zu. Ich war allerdings bis Boppard gedampft, um dort ein mir empfohlenes Quartier in Augenschein zu nehmen. Es entsprach leider meinen Wünschen und Bedürfnissen nicht. Nun wäre freilich nichts einfacher und natürlicher gewesen, als weiter zu fahren nach Bingen. Aber der Tag war rauh und kalt, dazu hatte mich die einstweilige Fehlreise verstimmt, und endlich zog es mich alten Esel mit einem wahren Heimweh nach Hause. Ich kam noch am selben Abend wieder hier an, nach gerade 24stündiger Abwesenheit, und bin noch jetzt froh darüber, da ich meine Älteste am Croup schwer erkrankt und meine Frau bekümmert und erschöpft fand. Die Kleine ist seitdem, Gottlob, vollständig wieder genesen — an jenem Tage schwebte sie aber in Lebensgefahr. Ich kann mich, will ich meinem Herzen und meinen Besorgnissen folgen, eigentlich gar nicht mehr von den Meinen trennen.

Seitdem bin ich nun auch zweimal am Siebengebirge (Godesberg, Plittersdorf, Mehlem, Rolandeck, Königswinter, Honnef) herumgestiegen, aber auch ohne eigentliches Resultat. Eine einzige Wohnung, hübsch und wunderschön gelegen, aber doch auch

[1]) Anspielung darauf, daß Hoffmanns Frau Ida geb. zum Berge seine Nichte war.

nicht ohne Aber (da sie zu Königswinter in Einer Reihe mit den großen Gasthöfen, zu sehr à la portée de chacun ist) könnte uns gefallen, und wir sollen weitern Bescheid darüber hören. Möglich also, daß wir uns dort ansiedeln, möglich auch nicht. Im letzten Falle hol' ich Euern Braten doch wahrscheinlich noch nach. Ich möchte nicht gern aus dem Preußischen heraus, da ich hier Staatsangehöriger (d. h. als solcher Anerkannter) bin, und danach respectirt werden muß, während mich die „Ausländer" ad libitum ausweisen können. O rara temporum felicitas!

Einstweilen aber den herzlichsten Dank für Eure freundlichen Einladungen und (ohne Spaß) die angelegentlichsten Entschuldigungen namentlich der bratenden Hausfrau gegenüber. Ich hoffe, ihrer Bratkunst sicher noch einmal die gebührende Ehre erweisen und mich alsdann im strictен Wortsinn, aus ihrer Ungunst herausbeißen zu können.

Wie hat denn der Wahlsieg der Sozialisten bei Euch eingeschlagen? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete! Ja, es wird noch Alles gut werden! Aber erst, wenn in Frankreich die rothe Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird!

10. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 15. April 1850.

Bon Soir!

Den ganzen Morgen habe ich mich mit buchhändlerischen Handtierungen befassen müssen und nun geht es wieder von vorn an. Euler meldet mir eben, daß er eine gute Gelegenheit nach Köln hat und so schicke ich Dir denn die zweite und dritte Lieferung gut geholländert

à 10 Sgr., das macht also	3 Thaler 10 Sgr.	
davon ab 33 1/3 % für dich:	1 Thaler 3 Sgr.	4 Pf.
bleibt also mir	2 Thaler 6 Sgr.	8 Pf.

Richtig gerechnet. Diese Summe schreib mir gut. . . .

Sorg nun für eine Besprechung des Parlaments, oder, was mir freilich sehr lieb wäre, mach selbst eine. Ich hoffe, Du wirst Anlaß genug dazu finden. Lies erst den Schluß und dann fang mit dem Dinstag an!

Euler eult und ich muß leider schon schließen, ich war so hübsch im Zuge.

Dein letzter Brief ist besorgt.

Tausend herzliche Grüße! Dein H. v. F.

Die Blumen von meiner Frau.

11. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 4. Mai 1850.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Guter Logau, Du hast nicht geahndet, daß die Kosacken an unsern Grenzen stehen und die Gagernmänner siegestrunken von Erfurter Schafmilch durch unsere Gauen spazieren. Es ist verflucht kalt! Gestern hatten wir Abends 10 1/2 Uhr nur 3° W.

Das Erfurter Parlament ist aufgelöst, ich wollte, meins würde es auch. Es geht damit nicht allein schlecht, sondern gar nicht. Um meine Auslagen zu decken, muß ich heute noch 111 Thaler einnehmen. Ach! wenn es Schoppen zu 6 × oder Seidel zu 2 × wären, dann machte ich wol demokratische Geschäfte! Das sagt meine Frau auch, die mich eben unterbricht und Euch einen recht herzlichen Gruß einflicht.

Wolltest Du nicht ein paar Worte sagen, wie Du bereits über das 1. Heft gethan[1]), nur ein paar Worte, auf daß die Philister lüstern würden? Ein paar Worte von Dir genügen und Du sollst erleben, daß ein glänzender Erfolg meinen Wunsch rechtfertigt.

Schade, daß Du damals nicht zu uns kamst! Alle meine Poesien liegen nun druckfertig da und ich habe keine Lust, sie jemandem anzubieten, weil ich sie erst einem Freunde vorlegen möchte.

Könnten wir denn nicht irgendwo am Rhein, wenigstens Einen Tag, beisammen sein? Ich will gern den größeren Weg daran wagen. Godesberg ist mir nur gar zu weit!

Nun, wenn es nicht eher ist, Ende Junis oder Julis gewiß, dann reise ich mit den Meinigen in die Heimath.

Schreib mir, wann Ihr aufs Land geht und was Du weiter beginnen wirst. Euler wird Dir alles Übrige erzählen.

Unsere herzlichsten Grüße! Dein H. v. F.[2])

12. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 10. Mai 1850.

— Heute ist hier meine Miethe abgelaufen — ich weiß aber noch nicht wohin. Zum Glück ist die Wohnung noch nicht wieder vermiethet, ich kann also noch tagweise bleiben, bis wir endlich unser Bündel schnüren.

Ich habe Dir früher geschrieben, warum ich nicht an den Oberrhein zu ziehen wünsche. Nun hat sich aber von Boppard (so hoch wäre ich allenfalls gegangen) bis Roisdorf abwärts nichts Passendes gefunden. Entweder hatte das Wasser beim letzten Eisgange mannshoch in den Häusern gestanden, oder die Wohnungen waren zu klein resp. zu groß, oder es fehlte an einem Hausgarten für die Kinder, oder die herrlichste Aussicht war durch eine ziegelrothe Scheune verbaut u. s. w. u. s. w. — Dabei diese Bigotterie, dieses Schwarzweißthum, diese Unkultur allenthalben. Für einen Sommer ließe sich's ertragen; wenn ich aber an Jahre denke (und wenn ich mit meinem ganzen Mobiliar, mit Bibliothek ect. ect. irgendwohin siedle, so kann es eben nur auf längere Zeit sein), so sehe ich ein, daß ein derartiges Leben, wenn auch meinetwegen in der herrlichsten Natur, eine Unmöglichkeit für mich geworden ist. Ich habe den Rhein auf diesen neuerlichen kleinen Entdeckungsreisen erst wieder kennen gelernt. Gräßliches Volk! Vielen Vermiethern war ich schon nicht recht, weil ich als Demokrat verabscheut bin. Ich habe nun, da Köln mir auf keinen Fall konvenieren kann, die Absicht, mich vor den Thoren Düsseldorfs, in Derendorf oder Pempelfort, anzusiedeln und werde morgen oder übermorgen auf Häuserschau hingehen. Dort sind hübsche, in Gärten gelegene Häuser (Immermann wohnte in einem solchen), die Gegend ist nicht grandios, aber freundlich, meine Kinder haben frische, gesunde Landluft, und mir selbst liegt die Stadt mit ihren geistigen Ressourcen, mit ihrem jetzt wieder frischeren und auch politisch geweckteren Künstlerleben, mit manchem bewährten Freunde und mit einem anständigen Verleger nahe genug, um meine ländliche Einsamkeit zuweilen mit Genuß unterbrechen zu können.

Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man ist hier so dicht bei England und Amerika! Bei gewissen möglichen Wendungen immer höchst angenehm!

---

[1]) In Hoffmanns Nachlasse findet sich ein Zeitungsausschnitt, zu dem er die Jahreszahl 1850 hinzugeschrieben hat, der eine recht günstige Besprechung des „Parlaments zu Schnappel" enthält. Dies könnte wohl die erwähnte Anzeige aus Freiligraths Feder sein.

[2]) Unter den Schluß des Briefes ist ein Zeitungsabschnitt geklebt, der folgenden Text hat: „In der Gelliusschen Buchhandlung wurden heute 500 Exemplare des Freiligrathschen ‚Ça ira!' confisciert." Hoffmann hat handschriftlich hinzugefügt: „5. März 1850".

13. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 11. Mai 1850.

Du kennst die hübsche Geschichte! Zwei Väter trösten sich über den Verlust ihrer Söhne. Meiner, sagt der Eine, blieb an der Berezina. Und meiner, fährt der Andere fort, bei Düsseldorf. — Düsseldorf — ohch ne schöne Gegend! erwiedert der Erste.

Ich dachte früher auch viel an Düsseldorf und sah es mir daraufhin an. Es hat gewiß vor vielen Rheinstädten bedeutende Vorzüge und was unser einen leicht hinziehen kann, ist der Verkehr mit Künstlern. Ich habe meine schönsten Stunden mit Künstlern verlebt und habe gefunden, daß man dort noch am ersten Menschen findet. Aber der Niederrhein stieß mich ab — Alles was Du an Roisdorf—Boppard Schreckliches erlebt hast, sah ich und glaubte ich in D. zu sehen: widerwärtige Sprache, dumme Gesichter, viel Schmutz und Roheit. Alles das sehe ich hier nicht vor der ewig schönen Natur. Sonnenschein auf den Bergen, Glanz und Schimmer auf der Nahe zu meinen Füßen und eine schlagende Nachtigall in den Weidenbäumen. Und täglich etwas Neues und immer etwas Schönes wohin man geht und sieht! Es ist wahr, ich würde hier viel entbehren, wenn ich überhaupt etwas entbehren wollte, aber ich *will* nicht. Mir fehlt ein Instrument, mir fehlen Bücher, mir fehlen Menschen, mir fehlt Vieles, Vieles, aber — mir fehlt Nichts. Wir sind uns eben genug, beschränkt auf unsere Unterhaltung, unser Hauswesen und unsere Spaziergänge und der Abwechselung wegen schriftstellere ich „zum Spaß" (wie jener von seinem wohlhabenden Schwiegervater sagte: er verkauft Tuch zum Spaß) und hacke Holz.

Es ist übrigens gut, daß Du rasch ans Werk gegangen bist[1]). *Wohnen* muß ein Mensch, der Frau und Kinder hat. Der Umzug wird Dir viel Last und einigen Ärger obendrein machen. Aber Du hast ja Dampfschiffahrt und Eisenbahn und das kostet die kleine Strecke auch nicht die Welt.

Suche Dir eine Wohnung in der Nähe von Lessing[2]). Ich denke mir die Gegend am mindesten feucht, denn feucht ist doch wol die Stadt mit ihren nächsten Dörfern. Ich wollte, Du könntest dem Fahne Haus Roland abmiethen, das liegt hoch und doch geschützt mitten im Walde. Hast Du nicht an Ratingen gedacht und das nach der andern Seite liegende Städtchen an der Eisenbahn?

Nun, suche recht schnell zur Ruhe zu kommen und dann wohne Probe. Nach einem halben Jahre wirst Du uns sagen können, ob der Aufenthalt in D. angenehm und billig ist und dann, wenn Alles nach Deinen und unseren Wünschen ausfällt, wäre es nicht so unmöglich, daß ich alle meine Herrlichkeiten hier aufgäbe und Dir nachfolgte.

Daß mein armes Parlament unter Deinem Wohnungswechsel leiden muß, ist mir gar nicht recht. Mußt Du denn erst eine neue Wohnung haben, um *darüber* einige Worte zu sagen? Setz Dich hin und schreib ab was Du mir früher geschrieben hast und gieb das als *vermischte Nachricht sofort* der Westdeutschen Zeitung — wozu eine Recension? wozu die deutsche Gründlichkeit, die immer zu spät kommt und am Ende wegen der Länge doch nicht wirkt? Du schriebst mir und das war hübsch und genügend:

„Das Parlament zu Schnappel (der Titel ist jetzt vortrefflich) macht Dir Ehren und Andern Freude. Das Buch ist mehr als ein bloßes Vademecum: es hat auch ästhetisches und politisches Verdienst. Die Sonderung und Durchführung der erzählenden Charaktere ist Dir ausnehmend gelungen. Für Deine Freunde hat das Ding noch einen ganz besondern Werth: man sieht Dich, wenn man es liest; man hört Dich sprechen." [3])

---

[1]) Übersiedelung Freiligraths nach Bilk bei Düsseldorf.

[2]) Karl Friedrich Lessing, der berühmte Maler, nachmals Direktor der Karlsruher Galerie (gest. 1880).

[3]) Ausführlicher in „Mein Leben", Bd. V, S. 107; vgl. oben S. 239.

In einigen Tagen also schickst Du mir dies nebst dem Titel, der anbei als Umschlag erfolgt, gedruckt unter Kreuzband zu!

Große Ehre für mich, daß Du mein Schuldner bist, Du wirst mich also für 2.12.8 erkennen!

Die Meinigen grüßen mit mir Euch alle recht herzlich und freuen sich mit mir schon darauf Euch wohl und munter und zufrieden in Pempelfort zu besuchen!

Bon soir, Messieurs! H. v. F.

14. Freiligrath an Hoffmann.

(Erhalten in Abschrift von Hoffmanns Hand; ein Teil davon ist in der „Gartenlaube" 1867 veröffentlicht.)

Freiligrath 17. Juli 50 nach Bothfeld.

Das erste Heft von Schenckels Poeten ist soeben erschienen, und scheine ich nach dem beigegebenen Namensverzeichnisse das 2te eröffnen zu sollen. Wie Du mir sagtest, hast Du die biographischen Notizen über mich gelesen, und hieltest sie für richtig und genügend. Jedenfalls darf ich jetzt wohl hoffen, daß die lächerliche Mythe, als habest Du mich zum politischen Convertiten gemacht, nicht auch in diese neueste Anthologie Eingang gefunden hat. Herr Karl Gödeke ist simpel genug gewesen, sie dem ci-devant „Rheinischen Beobachter" nachzuerzählen. Perfider und (gleichzeitig stupider ist noch wohl kein Gedicht von der Gegenpartei ausgebeutet worden, als jenes von mir Dir zugesungene.

15. Freiligrath an Hoffmann.

(Äußere Adresse: „Herrn Christian Euler Weinhandlung Bingerbrück bei Bingen." Der Brief ist sehr flüchtig geschrieben, manche Worte sind stark verkürzt.)[1])

Lieber Hoffmann,

Die Inlagen erklären Dir mein Schweigen und mein Nichtkommen. Ich schicke sie Dir, damit Du nach dem vielen Falschen, was namentlich Frankfurter Blätter über die Sache gefabelt, endlich den wahren Hergang erfahren, zugleich auch versuchen mögest, beiden Artikeln, sei es in extenso, sei es auszugsweise, durch Mainzer Blätter (oder durch andere, die Dir in Eurer Gegend vielleicht zu Gebote stehn) weitere Verbreitung zu geben.

Am längeren Bleiben in Preußen und Deutschland liegt mir natürlich Nichts unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Ich will mich nur nicht schubsen lassen wie einen Vagabunden, ich will mein Recht haben ... Oder, wenn ich dennoch geschubst werden soll, so sollen sie auch die Schmach davon haben! Ich nehme von jedem Buchstaben Akt, den sie mir schreiben, von jedem Pochen des Gensd'armen an meine Zimmerthür.

Mein jüngstes Kind ist jetzt 11 Wochen alt, und war durch Schuld der ersten Amme (die ihren Mangel an Milch verheimlichte) so heruntergekommen, daß wir vor einigen Wochen an seinem Aufkommen zweifelten. Jetzt ist es auf dem besten Wege sich durchzubeißen, muß aber doch noch immer gehütet werden wie ein rohes Ei. Und auch solch ein zartes, Hülfe- und wärmebedürftiges Wesen will man in den Winter hinausschicken! Der kürzeste Transport könnte ihm tödtlich werden! Und das geschieht im Staate der Intelligenz par excellence!

[1]) Freiligrath erhielt im November 1850 einen Ausweisungsbefehl. Er berief sich auf sein preußisches Staatsbürgerrecht, das die Regierung nach langem Zögern anerkennen mußte. Am 12. Mai 1851 floh er nach England.

Muß ich fort, so setz' ich es jedenfalls durch, daß man meine Familie bis zum Frühjahr ungeschoren hierläßt! Ich hole sie dann im März oder April zu Rotterdam oder Bremen, nachdem ich über Zürich, Genf, Paris nach London vorausgegangen bin. Dies einstweilen unter uns, denn sie dürfen nicht wissen, daß man eine solche Eventualität auch nur für möglich hält!

Tritt sie ein, so besuch' ich Euch dann auf einen Tag! Grüß Deine Frauen herzlich von mir und Ida!

Ddorf 1. Nov. 50. Dein F. Freiligrath.

16. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 6. Februar 1851.

Kaum gedacht, kaum gedacht
Ist der Lust ein End gemacht.

Unser unausstehlicher Wirth hat es denn endlich so weit gebracht, daß ich ihm neulich kündigen mußte — wir ziehen aus und hoffen noch vor dem 1. Mai anderswo uns heimisch niedergelassen zu haben. Wohin wir gehen, weiß ich noch nicht, nur so viel ist gewiß, daß wir am Rhein bleiben. Wir denken viel an den Strich von Koblenz bis Bonn, aber am rechten Ufer. Ich werde nächstens mit einem Freunde nach Neuwied gehen. Vielleicht findet sich dort eine Wohnung wie wir sie brauchen. In Unkel, Erpel, Honnef, Königswinter soll es sehr theuer sein, auch lebt man dort zu sehr auf dem Lande. Da Du übrigens die Gegend genau kennst, so schreib mir etwas darüber.

Wir verlieren hier eine schöne Natur, aber auch manche Unbequemlichkeit. Die erste finden wir bald wieder und die andere verlangen wir weiter nicht. Billiger Wein wächst auch anderswo und Menschen, gute und schlechte, langweilige und kurzweilige sind überall. Haben wir nur erst wieder eine Wohnung und dann unsern Umzug bewerkstelligt, dann wird sich Alles finden.

Bingerbrück 14. Febr. 51.

So weit hatte ich vor acht Tagen geschrieben. Ich wollte noch denselben Tag meinen Brief vollenden. Da erhielten wir noch Abends einen Besuch und zugleich die Nachricht: F. muß den preußischen Staat verlassen, er hat endlich Bescheid von der Regierung erhalten, es ist ihm nur eine Frist von 6 Wochen gestattet. So steht's mit großer Schrift in der heutigen Kölner Zeitung. — Den andern Tag sah ich in der Kölner und sonstigen Zeitungen nach. Bis jetzt habe ich nirgend diese Nachricht gefunden. Ich bitte Dich nun dringend, schreib mir recht bald, wie es steht.

Ich war mehrere Tage in Hallgarten. Itzstein ist recht wohl und munter, aber alt geworden. Der lange Aufenthalt in der Fremde hat sehr nachtheilig auf ihn gewirkt, mehr aber noch seine (freilich unnöthige) Angst, sein ganzes Vermögen zu verlieren. Sein Gedächtniß hat sehr gelitten: er kann sich oft weder auf Namen noch Orte recht besinnen. Vielleicht wird sich das Alles geben, wenn er sich ganz sicher wieder fühlen darf und die gehörige Zerstreuung in seinem ländlichen Treiben und vermehrten Verkehr mit Freunden findet.

An Cotta hatte ich geschrieben. Er antwortete ablehnend und ich habe nichts dadurch gewonnen als ein theueres Autographon des Hrn. Freiherrn zu besitzen.

Da habe ich denn die „Liebeslieder" an J. G. Wirth Sohn in Mainz gegeben, sowie auch zwei kleine Liedersammlungen mit Musik: „Rheinleben" und „Soldatenlieder."

Ich arbeite jetzt wieder eifrig an den Volksliedern. Zunächst beabsichtige ich mit Erk eine große Sammlung alter und neuer Volkslieder nach den besten Lesarten herauszugeben. Erk übernimmt den musicalischen Theil. Es ist ein schwieriges und

langwieriges Unternehmen. Gut, daß wir soviele Vorarbeiten und reiche Hülfsmittel haben.

So gern ich wieder etwas Litterarhistorisches ausarbeiten möchte, so darf ich hier doch gar nicht daran denken. Ich habe weiter keine große Bibliothek in der Nähe als die Wiesbadener und die ist im Fache der deutschen Litteratur sehr arm. Wohne ich später näher an Bonn, so hoffe ich die dortige Bibliothek benutzen zu können und durch Simrock Manches zu erhalten, wonach ich hier vergebens suchen muß. Es ist ein schönes Ding um den Schoppen; wenn man aber Nichts darüber hinaus kennt und kennen will, das ist ein großes Trauerspiel.

Alle grüßen herzlich. Schreib mir bald unter Adresse: Fräulein Alwine zum Berge Bingerbrück.

17. Hoffmanns Gedicht.

(G. W. V, 153.)

An Freiligrath in London.
9. Januar 1858.

Von dem Sturm der Zeit vertrieben
Weilest du am fremden Strand,
Und ich bin daheim geblieben
Hoffnungsvoll im Vaterland.

Doch getrennt auch eint uns beide
Eine Sehnsucht noch hinfort:
Wie in Freud' einst so im Leide
Sind wir eins, ich hier, du dort.

Unser Hoffen, unser Lieben,
Nein, es kann nicht untergehn!
Ja, es ist auch dir geblieben:
Deutschland steht und wird bestehn!

18. Hoffmann an Freiligrath.

Weimar 14. April 1858.

Es hat uns innig gefreut, l. F., daß Ihr unser so freundlich gedenkt. Auch wir haben Euch nicht vergessen und sprechen noch oft von den schönen Tagen am schönen Rhein. Was mich aber fortwährend betrübt, ist der Gedanke, daß wir uns nie wieder sehen werden — Die Vergangenheit muß uns also hinfort Gegenwart und Zukunft sein.

Wie traurig es uns diesen Winter ergangen ist, hat Dir Frau B. erzählt. Die leiseste Erinnerung daran ist mir so schmerzlich, daß ich Wochen lang keinem Freunde noch Verwandten zu schreiben vermochte. Laß mich also schweigen! Denn es ist heute noch Winter für mich[1]).

Neulich hat mir Herr Thomas Wright ein vortreffliches Buch gesendet: A volume of vocabularies (angels. Glossarien). Er hat mich schriftlich gebeten, das Buch in einem deutschen Blatte anzuzeigen und des Mannes zu gedenken, der die

[1]) Am 16. Dezember 1857 schenkte ihm Ida einen Knaben, der in der Taufe den Namen Edward erhielt. Zum tiefsten Schmerz der Eltern starb dieser am 26. Januar 1858 ziemlich unerwartet. Hoffmanns stille Trauer klingt in dem Liede „So viele Blumen blühen nun" (G. W. I, 111) vom 7. Mai 1858 nach. Auch die anhaltende Kränklichkeit Idas erfüllte damals Hoffmann mit banger Sorge.

Kosten dazu hergegeben hat, nämlich des Goldschmids Herrn Joseph Mayer. Ich werde das thun, so gut es gehen will, ich habe bereits Einiges gesammelt, damit die Anzeige etwas mehr ist als bloße Anzeige. Es wäre mir lieb, wenn Du das Hrn. Wright sagen wolltest mit meinem besten Danke für das schöne Buch. Solltest Du ihn aber nicht kennen, so solltest du seine Bekanntschaft machen, er ist ein großer Freund und ich glaube auch Kenner der deutschen Sprache und Litteratur. Er wohnt 14. Sydney Street, Brompton London. Bei der Gelegenheit könntest Du mir dann noch einen großen Liebesdienst erweisen. Ich habe vor einigen Jahren eine Sammlung franz. Lieder, alle mit Musik, lauter einzelne Doppelblätter aus den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts erworben — 9 Bände mit 1500 Stück. Ich möchte diese Sammlung verkaufen. Ich verlange 400 Thaler, die Berliner Bibliothek hat mir 100 geboten. Könnte nun nicht Hr. Wright diese Sammlung dem Brittischen Museum empfehlen und den Ankauf vermitteln? Wir sind jetzt in großer Geldverlegenheit. Mein Wartegeld beträgt nur 375 Thaler und wir brauchen hier über 1000, und ich kann mit wissenschaftlichen Büchern nichts verdienen, die Buchhändler mögen sie nicht einmal umsonst. Glaub nicht, daß ich übertreibe! So schreibt mir Gödeke: „Ich habe Celle satt und werde wieder nach Hannover ziehn. Meine Bibliothek verkauf' ich. Die literarhistorischen Studien werden für mich wohl zu Ende sein. Das Publikum ist nicht darnach beschaffen, um Beschäftigungen dieser Art zu unterstützen. Da will ich lieber Romane schreiben und recensieren oder ‚populäre Wissenschaft' treiben." So steht es in unserm lieben Deutschland. Dennoch rufe ich mit Walther von der Vogelweide:

Noch kumpt vröude und sanges tac,
wol im ders erbeiten mac,

obschon ich erst neulich 60 Jahr alt geworden bin.

Meinem lieben Gödeke habe ich sofort geschrieben, er möchte sich doch zu nichts eher entschließen, als bis ich mit ihm gesprochen hätte. Der Geldschwindel ist auch in die Litteratur gerathen und wird auch einmal wieder gut gemacht werden. Es wäre sonst eine ewige Schmach, daß so viel redlicher, beharrlicher Fleiß unerkannt und unbelohnt bleiben müßte. Sieh Dir einmal Carl Gödeke's Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung an! Bis jetzt sind 4 Hefte erschienen (Hannover bei Ehlermann), 912 Seiten in 8°. Göthe umfaßt S. 709—908! Du mußt es haben, wenigstens kennen!

Ich dichte wenig — es ist hier keine Anregung. Die Hofräthe mögen uns nicht und Publicus hat genug, zu sehr genug an seinem Göthe und Schiller. Es ist mehr als Scherz, wenn ich zuweilen sage: Weimar, mir graut vor Dir.

Nun leb recht wohl! grüß die lieben Deinigen alle recht herzlich von uns und erfreue bald mit einigen Zeilen Deinen H. v. F.

19. Hoffmann an Freiligrath.

Altes Pitschier: Après la peine le plaisir. Weimar 31. März 60.

Nur heute, l. F., einige flüchtige Worte.

Ich verlasse Weimar. Bald nach Ostern übersiedele ich mit meiner Familie nach Corvey in dem lieblichen Weserthal. Der Herzog von Ratibor hat mir die Verwaltung der dortigen Bibliothek übertragen. Ich bekomme freie Wohnung im Schlosse, 10 Klaftern Buchenholz und ein Jahrgehalt. Die Bibliothek beläuft sich auf 90 000 Bände. Sie ist neueren Ursprungs und nur für Belletristik, Geschichte, Reisen, Naturwissenschaften bedeutend. Sie wird mir nach und nach wol auch gute Dienste leisten, denn es sind 2000 Thaler für Vermehrung jährlich ausgesetzt . . .[1])

[1]) Eine hier unterdrückte Stelle über Weimar als „Dorf- und Acker-Residenz der Hof- und sonstigen Räthe" erklärt sich teils aus dem Mißerfolge des „Weimarischen Jahrbuches", das

Lange, sehr lange warte ich schon auf den Brief, den Du mir im November v. J. mit wenigen Zeilen ankündigtest.

Schreib nun jetzt endlich einmal und bald, recht bald

Deinem sehnlichst
harrenden
und herzlichst grüßenden
H. v. F.

20. Hoffmann an Freiligrath.

Schloß Corvey 27. März 1867.

Endlich also, lieber Freiligrath, wonach ich mich so viele lange Jahre gesehnt, ein Lebenszeichen von Dir und noch dazu mit Musik. Meinen herzlichen Dank! Ich habe mich sehr gefreut. Aber Après la peine le plaisir war für mich bisher Après le plaisir la peine des Wartens. Nun, ich habe dennoch mich Deiner gefreut in der Erinnerung und in dem was Andere über Dich kundthaten.

Seit dem Tode meiner Ida fühlte ich mehr als je das Bedürfniß, mich mit mir zu beschäftigen und so begann ich denn schon im Winter 60, mein Leben zu schreiben. Eine schwierige Arbeit, da erst meine Tagebücher mit 43 beginnen. Die Arbeit wurde oft unterbrochen, aber immer wieder aufgenommen, bis ich denn endlich vor einiger Zeit bei dem J. 49. anlangte. Da kam Rümpler[1]). Wir einigten uns und er nahm den Anfang des Ms. zum Drucke sofort mit nach Hannover. Auf seinen Wunsch werde ich nun erst beim J. 1860 Halt machen. Die Vorarbeiten zu diesen zehn Jahren sind bereits gesammelt. Meine Reisen in die Niederlande (1854. 55. 56.) werde ich wol zuerst in Angriff nehmen. Die weimarische Zeit wird mir zu schaffen machen: Großherzog, Jahrbuch, Liszt, Hofräthe, Neu-Weimar-Verein pp.

Deine Geschichten habe ich so weit sie in Beziehung zu mir stehen, sehr ausführlich behandelt und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein.

Schreib mir nun bald wieder und mach es nicht wie der Fleischer Lehmann in Breslau. Dem sagte ein Herr, der Minister Rother habe sehr viele fette Hämmel stehen, er (Lehmann) möchte doch mal an ihn schreiben. Lehmann erwiederte: ‚Lieber Herr, ich will Sie was sagen: schreiben Sie es ihm mündlich!'

Dir und Deiner lieben Frau meine herzlichen Grüße! Den 2. April feiere ich meinen 69 Geburtstag und werde einen Schoppen auf Euer Wohl trinken.

Heut und Immer Dein H. v. F.

21. Hoffmann an Freiligrath.

Schloß Corvey 3. Juli 1869.

Lieber Freiligrath!

Zunächst meinen Dank für Deine Mittheilungen! Leider kamen sie post festum, aber sie waren für mich doch ein festum, nun habe ich ja endlich nach vielen Jahren ein schriftliches Lebenszeichen von Dir. Mag Dir in Deinem bewegten Leben das Briefschreiben eine Last gewesen sein, mir war es, namentlich in meiner stillen zehn-

---

Hoffmann mit O. Schade herausgegeben hat, teils aus seinem Gegensatze zu den weimarischen Hofräten Adolf Schöll und Ludwig Preller, die gegen den Liszt-Kreis, dem auch Hoffmann angehörte, Stellung nahmen. (Vgl. Gerstenberg, Aus Weimars nachklassischer Zeit. 1901. S. 48—51.)

[1]) Carl Rümpler, Verlagsbuchhändler in Hannover, bei dem auch Hoffmanns „Gedichte", vierte Auflage (1853) erschienen sind.

jährigen corveyer Einsamkeit eine Erquickung und wurde mir wie das Reisen zum Bedürfniß.

Unterdessen habe ich mich begnügen müssen mit dem was ich aus öffentlichen Blättern oder sonst gelegentlich über Dich erfuhr. Ungeschwächt blieb meine innige Theilnahme an Dir und mit großer Freude habe ich die glückliche Wendung Deines Lebens begrüßt und Dein Familienglück. Empfang auch für die letzte Mittheilung „Zur Hochzeit" meinen freudigen Dank!

Alles Übrige mündlich, denn ich hoffe, daß wir uns morgen über 14 Tage in Bielefeld sehen. Da mir der Weg dorthin auf der Eisenbahn ein zu großer Umweg ist, so werde ich den kürzeren und mir angenehmeren mit der Post einschlagen: den 15. nach Steinheim, den 16. von da nach Detmold und so den 17. nach Bielefeld.

Den 20. wird wol die Arionfestlichkeit ihre Endschaft erreicht haben und da wäre es sehr hübsch, wenn Du mich nach Corvey begleiten und einige Tage bei uns verleben wolltest — das wäre eine billige Abschlagszahlung für das lange Warten, womit Du mich zwanzig Jahre gequält hast.

Dir, Deiner lieben Frau und unseren Freunden meine herzlichen Grüße!

Damit Du unter den vielen Arionen einen ohne Delphin, nur mit gewöhnlicher Fahrpost reisenden bald wieder findest, erfolgt anbei sein neuestes Bild.

Heut und Immer Dein H. v. F.

Auf dem Feste, das der Gesangverein „Arion" in Bielefeld auf dem dortigen Johannisberge am 18. und 19 Juli 1869 veranstaltete, um den in seine deutsche Heimat zurückgekehrten Sänger der Freiheit auf westfälischer Erde zu begrüßen, sahen sich die beiden Freunde nach fast zwanzigjähriger Trennung wieder, Hoffmann, der mehr als siebenzigjährige im Silberhaare, der Ewigjugendliche mit seinem warmen Herzen und dem unverwüstlichen Humor, und Freiligrath, auch schon ergraut und durch des Lebens schwere Schule stiller und ernster geworden, aber innig gerührt von der herzlichen Verehrung und Liebe, die ihm von allen Seiten so überreich zuströmte, und um die beiden Kämpen treugeschart das jüngere Dichtergeschlecht des Fortschritts, Albert Träger, Adolf Strodtmann, Emil Rittershaus, Julius Wolff und viele andre[1]). Damals brachte Hoffmann in seiner unübertrefflichen Art auf seinen „alten Kriegskameraden" einen Trinkspruch aus, der von der Festversammlung begeistert aufgenommen wurde (G. W. VI, 252):

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Wahrheit gewandelt hat,

mit dem Schlusse:

Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!

Und noch einmal zogen die beiden Veteranen ihr gutes Schwert für des Vaterlandes Herrlichkeit, als Alldeutschland nach Frankreich hineinflutete. Da ließ Freiligrath seinen Kampfruf „Hurra Germania" erschallen, da pries er in seiner „Trompete von Gravelotte" den deutschen Heldenmut, da half er

[1]) Strodtmann über Hoffmanns und Freiligraths Anteil an dem Feste, Bd. I, S. 9 ff., 60 ff.; aus Julius Wolffs Feder stammen die Berichte in der „Harzzeitung" 1869, Nr. 94—96. Als Sonderdruck, wahrscheinlich aus der „Rheinischen Zeitung", ist erschienen „Das Fest in Bielefeld am 18. Juli 1869". Köln 1869.

mit seinem „Freiwillige vor!“ die Wunden des blutigen Krieges heilen. Das waren echte Perlen Freiligrathscher Vaterlandslyrik, wuchtige Lieder, denen Hoffmann kein gleichwertiges an die Seite zu setzen hatte. Aber auch er war von der Größe der Zeit, die seinen heißesten Wünschen die langersehnte Erfüllung brachte, gewaltig ergriffen und sang sein „Wer ist der greise Siegesheld.“ So klang bei beiden die politische Lyrik in den Preis Deutschlands aus, und manches bittere und verletzende Wort, das in der Hitze des Kampfes den Lippen beider entfahren ist, wird man den beiden wackeren Söhnen unsres Vaterlandes verzeihen, die in dem jungen deutschen Reich ihren Frieden und das Glück ihres Lebensabends gefunden haben.

Ein Brief Hoffmanns an seinen Hamburger Freund Theodor Ebeling, der sich auf das Lied „Wer ist der greise Siegesheld“ bezieht, läßt erkennen, wie verschieden Hoffmann damals seine und seines Freundes Freiligrath Stellung zur Öffentlichkeit aufgefaßt hat. Er hatte zu Anfang des Krieges 1870 manche seiner Kriegslieder als Flugblätter ohne Nennung seines Namens drucken lassen und an die Tagespresse versandt; auch sein „Königslied“ wollte er ohne seinen Namen verbreitet haben, während Ebeling ihn unter Hinweis auf Freiligrath und Rittershaus dringend bat, auch seinerseits bei diesem Liede die Vaterschaft offen zu bekennen. Darauf antwortete Hoffmann am 28. August 1870 (ausführlicher mitgeteilt G. W. VIII, 379, 380):

„Ich werde meinen Namen nie verleugnen, wozu ihn aber immer und überall nennen, zumal da, wo Freund und Feind Gelegenheit finden würden, mich eines Gesinnungswechsels zu zeihen? Was ich gesungen habe, ist meine feste Überzeugung. Wer aber wird das glauben und einsehen? . . . Was Freiligrath und Rittershaus thun können, kann für mich nicht maßgebend sein: beide stehen zum deutschen Volke, zu seinen Parteien und zum preußischen Staate in ganz anderem Verhältnisse als ich, sie waren von je unabhängig, nie Staatsbeamte, nie in der Art wie ich mißliebig, verfolgt, gehaßt, nie in der Lage, selbst von Freunden angezweifelt zu werden . . . Damit also harmlos, unangefochten mein Lied bleibt, so verzichtet es auf die Flagge, denn keine Flagge soll bei mir die Waare decken . . . Könnte ich mich doch ganz aussprechen gegen Sie! Ich bin überzeugt, Sie würden alle meine Gefühle theilen und mir auch darin beistimmen, daß in einer so großen Zeit nur von einem großen Volke die Rede sein kann und daß der Einzelne in dem gewaltigen Kampfe um Freiheit und Einheit verschwinden muß, wie's auch nicht anders will

Ihr herzlich grüßender H. v. F.“

Man beachte die merkwürdige Umkehr der Verhältnisse: 1842 hatte Hoffmann seiner Absetzung entgegengesungen:

Der Professor ist begraben,
Ein freier Mann erstand —
Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

und hatte in dem obenerwähnten „Liede eines pensionierten Poeten“ Freiligrath angegriffen, der sein Jahresgehalt vom König bezog. Jetzt war Freiligrath von Volkes Gnaden durch die Dotation völlig frei und unabhängig, während Hoffmann, der vom preußischen Staate sein Wartegeld bezog, sich als Staatsbeamter in Abhängigkeit fühlte und fürchtete, man könne sein „Königslied“ als ein Haschen nach Fürstengunst deuten. Andrerseits war er

sich aber auch bewußt, daß sein Name in manchen Kreisen die Verbreitung seines Liedes, auf das er große Hoffnung setzte, beeinträchtigen würde. Darum sollte es ohne Flagge gehen und durch sich allein wirken.

Noch einmal flammte Hoffmanns Zorn auf und rang nach dichterischem Ausdrucke: am Kulturkampfe nahm er, vierundsiebzigjährig, den leidenschaftlichsten Anteil. Freiligrath hat damals geschwiegen; weder in seinen Gedichten noch bei Buchner haben wir eine Spur seiner Beteiligung an diesem Geisteskampfe gefunden, und auch Ernst Scherenberg, der unter dem Titel „Gegen Rom! Zeitstimmen deutscher Dichter" (Elberfeld 1874) die Kulturkampflieder gesammelt hat, bringt keines von Freiligrath. Dieser hat vielmehr nach 1870 erkannt, daß für ihn wieder die Zeit zum Schweigen gekommen sei, und es scheint, als ob er auf Hoffmanns letzte Kampfeslyrik hinzielt, wenn er am 25. Februar 1874 an Julius Wolff schreibt (Buchner II, 443): „Überhaupt soll man einmal aufzuhören wissen. Auch unser geschiedener Freund Hoffmann hätte das beherzigen sollen; es würde seinem Poetenrufe nicht geschadet haben." Vom dichterischen Standpunkte hat er gewiß recht; aber in Hoffmanns Gesamtbilde möchten wir seine Kulturkampflieder nicht missen.

Am 19. Januar 1874 hat Hoffmann in seinem stillen Corvey die Augen geschlossen. Manche briefliche Äußerung bezeugt Freiligraths Trauer über das Hinscheiden des lieben, treuen Freundes und seine Ahnung von der Nähe des eigenen Hingangs. „Nun sprießt es auch schon auf dem Hügel über unserm alten Hoffmann! Bald wohl auch auf dem meinigen!" schreibt er am 3. April 1874 einem Freunde (Buchner II, 444). Aber noch einmal trat das Bild des geschiedenen Kameraden lebhaft vor seine Seele, als er die achte Auflage der „Gedichte" Hoffmanns in den Händen hielt. Damals, ein Jahr nach dessen Tode, pries er das kerndeutsche Wesen und das dichterische Lebenswerk des Freundes in dem tiefempfundenen Liede — es ist das drittletzte der „Gesammelten Dichtungen" —

Dies Buch ist wie 'ne Laube,
Ist wie 'ne Laub' am Rhein;
Mit heiterm Gruß der Alte
Winkt uns zu sich herein.

Als im folgenden Jahre die Frühlingsstürme die Erde aus ihrem Winterschlaf aufrüttelten, da fand auch Freiligrath, zwei Jahre nach dem Freunde, die Ruhe unter dem grünenden Rasen.

Über Staatsformen.

Von

E. Fitger.

„Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie" nannte der greise Wilhelm Roscher das vortreffliche Buch, in dem er die Erfahrungen seines Lebens, das Ergebnis seines Nachdenkens zusammenfaßte. Wahrlich keine bloße Spekulation, wie man sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts liebte, sondern eine auf Erfahrung gegründete „geschichtliche Naturlehre". Wer in diese Fragen tiefer eindringen will, kann das Buch nicht entbehren. Seit es 1892 erschienen ist, ist eine ereignisreiche Reihe von Jahren dahingerauscht, wert, daß man auf sie anwende, was sich damals als Quintessenz der Wissenschaft darbot, wert auch, daß man hinzufüge, was die neuen Vorgänge uns gelehrt haben. Roscher war ein Mann des Bismarckschen Zeitalters. Er war zwei Jahre jünger als der große Staatsmann und hat eine ähnliche Höhe des Alters erreicht wie dieser. Ohne dessen Größe zu verkennen, vielmehr in voller Würdigung derselben ist er doch im Herzen ein Liberaler. Ein Liberaler ist er auch in volkswirtschaftlicher Beziehung, wiederum ohne blind zu sein gegen den Wert der Saat, die aus der staatssozialistischen Durchackerung unsres politischen Lebens ersprossen ist.

In der Tat, Bismarcks Erscheinen hat die Gedankenwelt über Monarchie, Aristokratie und Demokratie mächtig beeinflußt. Es hat eine enge Verbindung von Monarchie und Aristokratie geschaffen, die Deutschland in eine Richtung gedrängt hat, vollständig anders als man 1862 annehmen mußte. Damals schien der frühere oder spätere Sieg der Demokratie sicher zu sein. Nicht einmal der ländliche Großgrundbesitz stand geschlossen hinter der Reaktion. Die Industrie, der Handel, die gelehrten Stände, die Arbeiterschaft bildeten beinahe eine geschlossene Phalanx hinter den Vorkämpfern der liberalen Partei. Die Sozialdemokratie zeigte ihre ersten Keime. In der preußischen Fortschrittspartei steckte viel bürgerliche Demokratie; ihr linker Flügel hatte wohl republikanische Ideale. Verwandte Erscheinungen boten sich in Österreich dar, während in Frankreich ein pseudodemokratischer Cäsar sich mit Gewaltmitteln

auf dem Thron behauptete und schon das mexikanische Abenteuer eingeleitet hatte, das sein Ansehen so sehr untergrub und zu seinem Sturze so viel beitrug. Die Autokratie in Rußland trat in den Kampf mit den Polen ein, aus dem sie siegreich hervorgehen sollte. Die polnische Aristokratie stand mit der Demokratie wie mit der polnischen Landeskirche in innigstem Bunde. Ihr Sieg wäre sicher gewesen, wenn der ausländische Gegner nicht eine gar so gewaltige Übermacht gehabt hätte.

Unterdessen setzte der weitästige Stamm der englischen Aristokratie einen Jahresring nach dem andern an. Der Begriff der Aristokratie wurzelt in einem starken Idealismus. Das Wort sagt: Herrschaft der Besten. Im politischen Leben der Wirklichkeit knüpfen die Aristokraten selbst und ihre Anhänger daran den Glauben, daß durch die Bevorrechtung der Geburt und des Besitzes wirklich die „Besten" nach oben kommen, um den Staat zu lenken. Die Erfahrung lehrt, daß das manchmal vorkommt, z. B. in dem Rom der samnitischen und pyrrhischen Kriege und in gewissen Zeiten des deutschen Mittelalters. Häufiger noch sind die Beispiele, daß eine Aristokratie ihre Aufgabe vor allem in der Erkämpfung und Behauptung von Vorteilen der regierenden Geschlechter auf Kosten ihrer Mitbürger und Landsleute erblickt. Das Ideal verwirklicht sich nur selten; vollständig wohl niemals — so wenig wie die andern Regierungsformen vollkommen sind. Die englische Aristokratie hat natürlich viel auf dem Gewissen. Alles in allem genommen, wird es wenig geben, was dem Namen der Aristokratie so viel Ehre macht wie sie. Sie ist es vornehmlich gewesen, die die Gewalt des Monarchen eingeschränkt hat. Und zugleich hat sie sich, je mehr die Zeiten vorrückten, desto mehr tolerant gegen das Bürgertum verhalten. Beständig hat sie aus diesem neue Elemente in sich aufgenommen, und selbst die nachgebornen Söhne von Herzogen und Marquis treten, wenn sie nicht persönliche Verdienste erwerben, unter ihrem bürgerlichen Namen ins Bürgertum ein. Die Beteiligung an der Industrie, dem Handel und der Schiffahrt dünkt Lords und Herzogen nicht standeswidrig. Die trennenden Schranken sind so niedrig, daß das redliche Streben sie leicht überwindet und daß ein beständiges Hin- und Herströmen der Säfte zwischen Aristokratie und Bürgertum stattfindet. Der englische Adel hat sich vor mehr als zweihundert Jahren in zwei Heerlager gespalten und in beiden eine früher maßgebende, noch immer sehr bedeutsame Stellung behauptet. Von Herrschaft kann allerdings seit lange keine Rede mehr sein. Die konservative Partei, die eben jetzt verdrängt worden ist, hat in der Mehrzahl der englischen Großstädte ihren festen Sitz gehabt, während die Liberalen, verleitet durch Gladstones fehlerhafte irische Politik, sich hauptsächlich auf Schottland zurückgedrängt und auf die Hilfe der Iren angewiesen sahen. Jetzt freilich ist das Pendel heftig nach links geschlagen, so daß die liberale Partei eine Mehrheit erlangt hat, wie seit siebzig Jahren niemals eine Partei besessen. Sie ist für sich allein zur Mehrheit gelangt, ohne auf die Arbeiterpartei angewiesen zu sein, die sie klug herangezogen, und der sie in der Person des John Burns einen Platz im Kabinett gegeben hat; und vollends ist sie völlig unabhängig von den Iren geworden.

Einen besonders glücklichen Verlauf haben in England bis jetzt die sozialen Kämpfe genommen, dank einerseits der Mäßigung und dem gesunden Sinn der Arbeiter, anderseits dem Bemühen der Unternehmer, mit den politischen Wünschen ihrer Arbeiter in engen Beziehungen zu bleiben und deren Führer zu sein. Es gibt in England nichts, was sich mit der tiefen Kluft zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum in Deutschland vergleichen ließe. Die Arbeiter wollen nicht den Staat und die gesellschaftliche Ordnung umstürzen; sie hängen nicht dem Traum vom Zukunftsstaat und von der Vergesellschaftlichung aller Produktionsmittel nach. Die beiden großen bürgerlichen Parteien haben den Freihandel wesentlich aus dem Grunde verfochten, weil er den Arbeitern billige Lebensmittel und der Industrie durch die Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse reichen Absatz im Auslande gewähre. Erst in den allerletzten Jahren schwankt die unionistische Partei, ob sie nicht statt dessen auf den Plan Chamberlains eingehen solle, nämlich nur den Kolonien vollen Freihandel zu verbürgen, um von diesen Zollvorteile zu erlangen, das übrige Ausland dagegen mit niedrigen Schutzzöllen zu differenzieren, selbst mit solchen auf die notwendigsten Lebensmittel. Dieses Schwanken ist ihr schlecht bekommen; sie büßt es mit einer schweren Niederlage, während die liberale Partei die Verbindung des Bürgertums mit dem Arbeiterstande darstellt und durch Aufnahme einer ganzen Anzahl Arbeiterkandidaten einen großen Sieg gewinnt. Es ist indes ein wesentlicher Umstand, daß diese letzteren keine Sozialdemokraten sind. Wie weit die liberale Partei dadurch stärker in die demokratische Bahn gedrängt wird, müssen die nächsten Jahre lehren. Praktische Fragen, an denen sich dies betätigen könnte, gibt es genug: Reform oder gar Abschaffung des Oberhauses, Freihandel in Grund und Boden, Neueinteilung der Wahlkreise, Lösung der irischen Frage. — Einige leise Anzeichen treten hervor, daß das Königtum, das nach dem gesegneten drei- und sechzigjährigen Regiment einer vortrefflichen Frau in die Hände eines Mannes gekommen ist, wieder zu höherer Macht gelange. In der äußeren Politik ist König Eduard VII. offenbar tätiger, als seine Mutter gewesen ist; gelegentlich hat auch diese in auswärtigen Angelegenheiten ihren Willen erfolgreich geltend gemacht, ihr Sohn tut es von vornherein stärker.

England ist uns immer noch das Beispiel, daß Aristokratie und Königtum sich auch in einem übervölkerten und daher präsumtiv zur Demokratie neigenden Lande sehr wohl einen großen Einfluß und unerschütterte Stellung sichern können, wenn sie verstehen, den Zeiten Rechnung zu tragen und auf eine Politik der Ausnutzung der Staatsgewalt zur Förderung materieller Standesinteressen sich nicht einlassen.

Gleichwie die Aristokratie beruht auch der Sinn der Demokratie auf einem Idealismus, der sich selten oder nie in der Welt der Realitäten verwirklicht. Schon daß der Demos, die Volksmasse, wirklich die Herrschaft ausübe, kommt nicht vor, es sei denn in ganz kleinen Volksgemeinden, wo jeder alle Angelegenheiten übersehen kann. Die berühmte Demokratie des Perikles bestand darin, daß er selber, der ausgezeichnetste und uneigennützigste Mann seiner Zeit, das unbedingte Vertrauen des athenischen Volkes genoß und durch

die demokratischen Regierungsformen allmächtig war. Als er die Leitung über die Massen verlor, bestanden diese Formen fort; nunmehr aber der Leitung des erprobten Kapitäns entbehrend, geriet das Schiff in verhängnisvolles Schwanken und ging nach wenigen Jahrzehnten unter. Die ideale Anschauung der Demokratie ist die, daß die klügsten und selbstlosesten Menschen stets das Vertrauen der Massen finden müssen. Gewiß sollte es so sein, aber es ist nicht immer so. Neben dem Demokraten — nicht nur neben ihm — steht der Demagoge, der das Volk zu verführen weiß. Er packt es bei seinen schwachen Seiten, schmeichelt ihm, verspricht ihm Wunderdinge und treibt es auf eine gefahrvolle Bahn. Mitunter spielt gröbliche Bestechung eine schlimme Rolle. In den Vereinigten Staaten ist die Bearbeitung der Massen in das ausgebildetste System gebracht. Die Stadt New York wird seit vielen Jahrzehnten mit seltenen Unterbrechungen durch den Tammany-Club regiert, der einen ganzen Stab von Offizieren und Unteroffizieren unterhält, die das Drillen der Wahlmannschaften berufsmäßig betreiben. Dazu gehören riesige Fonds, und diese bilden sich aus dem, was bei der Beraubung des Gemeinwesens und aus den Geldopfern plutokratischer Mächte abfällt. Eine schlimme Korruption ist die Folge der rein demokratischen Staatsordnung in den Vereinigten Staaten gewesen. Gerade in der Stadt New York zeigen sich allmählich deutliche Keime einer Besserung; doch ist die Tragweite dieser Wandlung noch nicht zu übersehen. Der Mann, der mit herkulischer Kraft den Augiasstall der amerikanischen Korruption reinigte, ist noch nicht erschienen. Die Höhe des Unrats rührt zum Teil daher, daß die weitaus meisten Ämter nur auf vier Jahre vergeben werden. Diese Einrichtung hatte den edlen Zweck, die Beamten zu zwingen, sich immerfort das Vertrauen des Volkes zu sichern. Er ist nicht erreicht worden. Vielmehr sucht der Beamte, dem obendrein hohe Beiträge zu den Parteifonds abgenötigt werden, bei der Unsicherheit der Wiederwahl schon in vier Jahren sein Schäfchen zu scheren. Man hat allmählich wichtigen Kategorien von Beamten lebenslängliche Anstellungen gesichert und sie dadurch diesem Getriebe entzogen. Leider ist das noch unzureichend gewesen.

Obwohl auf einer so von Grund aus andern politischen Ordnung als die englische beruhend, bieten die Vereinigten Staaten doch ein ähnliches Bild der Beharrlichkeit dar wie Großbritannien. Ihm liegt die Dauerhaftigkeit des materiellen Fortschritts zugrunde, der die große Republik vor allen Ländern auszeichnet. Das ganze Volk erfreut sich eines Individualeinkommens von einer anderwärts wenig bekannten Höhe, und das läßt es über manche Schäden hinwegblicken. Der Geschäftsmann genießt seine großen Gewinne, der Arbeiter seinen hohen Lohn; beide blicken mit geringer Achtung auf den Politiker. Doch scheint es, als ob die Gewitterwolken sozialer Kämpfe sich bereits ballen. Die Assoziation des Kapitals hat sich nirgends so stark ausgebildet wie dort. Die Trusts legen allmählich einen eisernen Ring um das ganze wirtschaftliche Leben. Sie walzen die konkurrierenden Einzelunternehmer nieder; die Konsumenten müssen sich ihnen fügen; die Arbeiter geraten immer mehr in Abhängigkeit, weil sie nur noch einen einzigen Arbeitgeber haben. Dazu kommt der schon berührte plutokratische Einfluß, den sie auf

die politischen Staatsorgane haben, seien es die der Verwaltung oder die der Vertretung. Das Auseinanderfallen des Volkes in eine kleine Minderheit von Milliardären, deren Vermögen alles hinter sich läßt, was man in Europa kennt, und von besitzlosem Proletariat hat nirgends so große Fortschritte gemacht wie dort. Es wird verdeckt durch die außerordentliche absolute Höhe der Arbeitslöhne und durch eine noch aus früheren Verhältnissen vorhandene breite Schicht wohlhabenden Mittelstandes. Auch neigt das amerikanische Volk weniger als irgend ein andres kopfhängerischen Spekulationen über den besten Zukunftsstaat nach. Es freut sich seiner republikanischen Einrichtungen, ehrt seine Verfassung, blickt mit Verachtung auf die Monarchien und stehenden Heere in dem altersschwachen Europa und widmet sich seinen Geschäften. Es gehört zu den großen Problemen der Zukunft, wie lange das dauern wird.

In der zweiten großen Republik, in Frankreich, kann von einem annähernd ähnlichen Korruptionsschaden nicht die Rede sein. Hier ist dieses Übel so wenig ausgebildet, daß bei der Schwierigkeit des Maßstabes am besten jeder Versuch unterbleibt, zu entscheiden, ob es größer oder geringer ist als in andern auf der Höhe der Kultur stehenden Großstaaten Europas. Republik und Demokratie sind je länger, desto mehr in Frankreich befestigt. Über fünfunddreißig Jahre besteht die Republik, doppelt so lange wie irgendeine der andern Staatsformen seit dem großen Umsturz von 1789. Die Republik trat unter einer Volksvertretung ins Leben, die sich Frankreich unter dem erschütternden Eindruck des Krieges erkoren; ihre Mehrheit war monarchistisch. Sie hätte 1873 das Königtum wieder eingesetzt, wenn nicht der letzte Sproß des Hauses Bourbon so hirnverbrannt gewesen wäre, daß er weder in der Verfassungs- noch in der Fahnenfrage irgendein Zugeständnis machen wollte, sondern einfach die bedingungslose Zurückberufung als König verlangte. Seitdem ist es, wenn auch mit einigen Ebbe- und Flutbewegungen, mit dem monarchischen Gedanken in Frankreich immer weiter bergab gegangen. Es hat ihm nichts genützt, daß durch den Tod Chambords die Legitimisten und Orleanisten dasselbe Haupt hatten; ebensowenig, daß die Affegais der Zulukaffern den Sohn Napoleons III. aus der Reihe der Lebenden austilgten und damit die Bonapartisten des letzten anerkannten Hauptes beraubten. Die beiden monarchistischen Familien rücken immer mehr in Entfernung und Vergessenheit. Männer von ungewöhnlicher Bedeutung, die dem Schicksal in die Räder fassen könnten, besitzen sie nicht. Ein solcher war auch der General Boulanger nicht. Mommsens geistvolles Wort, daß Pompejus der „nachgemachteste aller großen Männer" sei, kann auf diesen nicht angewandt werden, denn er hatte nicht einmal den trügerischen Anschein eines großen Mannes. Nur ein kindliches Urteil konnte in ihm den zukünftigen Diktator Frankreichs wittern. Und nicht klüger war die Annahme, daß das Frankreich von 1889 für eine Diktatur reif gewesen wäre. Gesetzt, es hätte sich ein Diktator gefunden — einen solchen muß man am Ende doch als ihre unerläßlichste Ingredienz ansehen — jeder Diktator wäre in dem Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts bald den vereinigten Angriffen aller Gegner unterlegen.

Der monarchistische Gedanke verblaßt in Frankreich immer mehr. An seine Stelle ist der mit Nationalismus und Chauvinismus durchsetzte Klerikalismus getreten. Dieser ist mit dem Monarchismus verbunden, kann aber auch ohne ihn fertig werden. Einer seiner erprobtesten Führer sagte: „Wenn der Wagen der Republik unwiderstehlich daherfährt, so wollen wir uns nicht von ihm zermalmen lassen, sondern auf den Bock springen und die Zügel ergreifen." Gewiß wird er das einst tun, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Zurzeit ist er aber für sich zu schwach dazu. Er hat es nicht weiter bringen können, als daß er die sogenannten gemäßigten Republikaner, Méline und Genossen, befähigt hat, Ministerien zu bilden. Auch das ist schon eine Reihe von Jahren her. Seitdem macht der radikale Republikanismus Fortschritte, so daß er die Regierung unausgesetzt in Händen hält. Durch Waldeck-Rousseaus und Comtes Bemühungen hat sich der „Block der Linken" gebildet, d. h. die Verbindung zwischen bürgerlichen Radikalen und Sozialdemokraten, die, wie ihre englischen Genossen, sich durch Mäßigung und Besonnenheit sowie durch Festhalten an dem Vaterlands- und Nationalgefühl vor den deutschen auszeichnen. Die radikalen Regierungen seit Waldeck-Rousseau haben zwei große Aufgaben gelöst. Die erste war die Umwandlung des höheren Offizierstandes der Armee aus einem Hort des Klerikalismus in eine der Republik treu ergebene Körperschaft. Die zweite war die Trennung der Kirche vom Staat. Allen bösen Prophezeiungen zum Trotz ist auch dieses letztere Werk gelungen und zuletzt mit einer gewissen Mäßigung durchgeführt worden. Der Abschluß hat auch nicht, was man wohl befürchtete, das Mitleid und die Sympathie der leicht zum Wechsel geneigten Franzosen den Radikalen entzogen. Das Ministerium Rouvier hat er allerdings verschlungen. Das Gewicht der beiden Umwälzungen kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Demokratie hat damit für die Gegenwart ihre Macht betätigt; für die Zukunft hat sie sie befestigt.

Eben jetzt hat sie sie auch bei der Wahl des neuen Oberhaupts der Republik gezeigt. Fallières, der Kandidat der Linken, hat mit ansehnlicher Mehrheit über Doumer gesiegt, der, selber ein Radikaler, nach der Rechten schielte und deren Kandidat war. Gerade diese Neuwahl erinnert daran, auf einem wie verschiedenen Boden doch die republikanisch-demokratischen Staatsordnungen in Frankreich und in den Vereinigten Staaten stehen. Dort Zentralismus und starke stehende Armee, hier Föderalismus und Mangel eines nennenswerten Heeres. Dort eine uralte Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat, die erst jetzt gelöst wird, hier seit Bildung des Gemeinwesens vollständige Unabhängigkeit des einen vom andern. Dort eine einzige Zentralgewalt, die Volksvertretung, von der selbst der Präsident abhängig ist, hier ein von der Wählerschaft selber eingesetzter, mit eigenen Befugnissen ausgestatteter, jedem Mißtrauensvotum des Kongresses unerreichbarer, diesem vielmehr nebengeordneter Präsident. Diese Unterschiede werden leicht unterschätzt. Sie liegen aber in der Entstehung des Staates und der Stellung seiner ersten Häupter begründet. Die amerikanische Republik hatte nicht nur ihre eigne Geburtsstunde im Kriege (das war in Frankreich ebenso), sondern auch die ihrer Verfassung. Im Kriege mit den Engländern mußte ein Mann mit

weitreichenden Vollmachten an der Spitze stehen; man fürchtete von George Washington nicht, daß er sie mißbrauche. Die Franzosen hatten soeben das Joch eines Napoleon III. abgeschüttelt, der aus dem Präsidenten der Republik ein Cäsar geworden war. Die Amerikaner taten sich genug, indem sie die Macht des Präsidenten, der ohnehin in Friedenszeiten kein Heer hatte, beschränkten. Die Franzosen, die auch die höchste militärische Exekution in seine Hand legen mußten, machten ihn völlig von der Volksvertretung abhängig. Die amerikanische Armee ging 1865 nach Beendigung des Bürgerkrieges an die Pflüge, Webstühle und in die Handelskontore zurück, und ruhig machte man General Grant, später Oberst Roosevelt zu Bundespräsidenten. Frankreich zittert, wenn ein populärer General Präsident wird; von einem Mac Mahon, einem Boulanger fürchtet es den Staatsstreich. Dagegen fühlt es sich sicher, wenn der Präsident bei der Truppenrevue von Châlons mit den Damen im Wagen zum Manöver fährt, wohin sich die Generale mit dem Zaren zu Pferde begeben. Die oberste Gewalt der französischen Republik liegt in den Händen von Advokaten, Richtern, Literaten, Fabrikanten, Kaufleuten, Gutsbesitzern. Stets ist man auf die Armee eifersüchtig, denn man hätte ihr nichts entgegenzusetzen.

Der amerikanische Präsident regiert durch Staatssekretäre, die er selbst einsetzt, die im Kongreß gar nicht einmal erscheinen und durch dessen Mißtrauensvoten nicht gestürzt werden könnten. Er sowie auch seine Minister bleiben im Amte, auch wenn während seiner vierjährigen Dauer das alle zwei Jahre sich erneuernde Repräsentantenhaus eine andre Mehrheit erhält. Das ist oft vorgekommen, noch während Clevelands zweiter Präsidentschaft. Der Senat, der sich alle zwei Jahre zu einem Drittel ergänzt, hat noch leichter eine von der Parteistellung des Präsidenten abweichende Mehrheit. Wenn amerikanische Staatssekretäre Niederlagen erleiden, verlassen sie nicht, wie ihre französischen Kollegen, sogleich das Feld; sie bleiben ruhig im Amte. So tat noch Staatssekretär Hay, als der Senat seinen Hay-Pauncefote-Vertrag über den Nicaragua-Kanal mit großer Mehrheit verwarf.

Die französische Kammer stürzt die einzelnen Minister wie die ganzen Ministerien nach ihrem Belieben. Alle Parteien wahren es als ein Grundgesetz, als die Handhabe zur Macht der Kammer, daß ein geschlagener Minister sein Amt verliert. Es hat sich gezeigt, daß sie darin sogar ein Mittel besitzen, den verfassungsmäßig unabsetzbaren Präsidenten zum Rücktritt zu zwingen. Als die Schwindeleien Wilsons, des Schwiegersohnes des Präsidenten Grévy, ans Licht kamen, sah sich dieser außerstande, irgendein Ministerium aus der Mehrheit zu bilden. Alle, denen er die Portefeuilles anbot, lehnten sie ab, da sie der alsbaldigen Niederlage durch die Kammer gewiß waren. Es blieb dem Präsidenten nichts übrig, als selber zurückzutreten. Der französische Präsident hat keine eigene Macht. Das hat Casimir-Périer bezeugt, als er, angeekelt von der Nullität, zu der er verdammt war, wenige Monate nach seiner Erwählung die Würde von sich warf.

Die Republik ist unerschütterlich zurzeit. Das Land macht Fortschritte. Solange drei Bedingungen erfüllt werden: Frieden, Mäßigung der Parteien

oder wenigstens Machtlosigkeit der Extremen und endlich wirtschaftliches Gedeihen, wird nach menschlichem Ermessen die Republik nicht ernstlich bedroht sein.

Während die konstitutionelle Monarchie in England, die vollständig durchgeführte Demokratie in den Vereinigten Staaten trotz mancher Schäden in bestem Gedeihen sind, ist die letzte große europäische Autokratie zusammengebrochen; die letzte, denn die halb asiatische, halb theokratische des Sultans braucht hier nicht herangezogen zu werden. Das zarische Regiment wurde noch bei Beginn der jetzigen russischen Revolution als ein Bollwerk der bestehenden Verhältnisse gefeiert. Aber es war bereits dem Zusammenbruch verfallen. Sein riesiger Sturz bedeutete ein Freudenfest für die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung und der bestehenden Verfassungsformen. Es konnte wohl mit Recht gespottet werden, daß eine Verfassung für Rußland ein richtiger Retorten-Homunkulus sein werde, der für die ihm zugemuteten Leistungen ganz unfähig sein müsse; sie werde nicht das Heilmittel für Rußlands Nöte sein. Daran ist sicher viel Wahres. Wenn wirklich eine Verfassung in dem weiten Reiche funktionieren wird, muß man doch fühlen, daß man aufs Neue vor einem Berge steht. Wird dadurch aber unrichtig, daß der russische Autokratismus vollständig abgewirtschaftet hatte? Auch diese Staatsform kann unter gegebenen Umständen Unvergleichliches leisten. Dazu gehört in erster Linie ein Autokrat, der seine Umgebung, sein ganzes Volk weit überragt: ein Julius Cäsar, ein Friedrich der Große. Und selbst Männer dieser seltenen Art müssen geeignete Umstände, der Zeit nach wie der Volkskonstitution nach, antreffen. Es gibt Zeiten, wo selbst hochgebildete Völker eine gute Autokratie gern hinnehmen, und andre, wo sie ein persönliches Regiment unter keinen Umständen ertragen wollen und selbst große Schäden, die sie mit der Selbstregierung verknüpft sehen, lieber in den Kauf nehmen. Die russische Autokratie seit Katharina hat keine Leistungen aufzuweisen, auf Grund deren erwachende Völker sich veranlaßt sehen könnten, den Mangel an Freiheit zu verschmerzen. Die fünf letzten Zaren — mit dem wirklich irrsinnigen Paul darf man nicht ins Gericht gehen — nehmen in der Schar gleichzeitiger Monarchen einen ganz ehrenwerten Platz ein. An der Spitze geordneter Staaten würden sie als Persönlichkeiten ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Aber der Autokrat erntet, wo er nicht gesäet hat; er erntet Gutes und Böses. Die Trefflichkeit des Staates pflegt auf sein Konto geschrieben zu werden, und ist er gar nachweisbar der Schöpfer eines Staates, so setzt man ihn unter die Halbgötter. Leidet umgekehrt das Gemeinwesen an schweren Schäden, so nützt es ihm nichts, wenn er ein noch so braver Mann ist. Ein Alleinherrscher muß mehr sein. Diesen Anforderungen sind die Zaren des neunzehnten Jahrhunderts nicht gewachsen. Noch Peter I., ein Mann, der sie alle an Bedeutung übertraf, hatte ein völlig im politischen Schlummer liegendes Volk zu regieren; es ist gerade seine Größe, es aufgerüttelt zu haben. Im neunzehnten Jahrhundert ist über die Russen ein Erwachen ganz andrer Art gekommen, als Peter es sich dachte. Schon unter Alexander I. waren kleine Kreise von „westlichen" Ideen erfaßt.

Ihr Zusammenstoß mit dem Alleinherrschertum hätte wahrscheinlich für einen gesunderen, leistungsfähigeren Staat eine schwere Krisis mit sich gebracht. Rußlands Verhängnis war es, daß der Staat nur durch eine gewisse Brutalität sich widerstandsfähig erwies, daß aber in Wahrheit die innere Fäulnis der Korruption und der Unzulänglichkeit immer mehr um sich fraß. Der Nihilismus war eine furchtbare Mahnung zu Reformen. Man beachtete sie nicht und beschränkte sich auf die an sich vollauf berechtigte gewaltsame Unterdrückung der geheimen Mordgesellschaften. Von all dem wachsenden Können, das von einem heutigen Staat verlangt wird, leistete die russische Verwaltung nur weniges. Dieses wenige, z. B. die Eisenbahnbauten in Asien, die Ersetzung einer elenden Papierwährung durch die Goldwährung, die Konvertierung der Anleihen, womit Ordnung ins Friedensbudget kam, soll willig anerkannt werden. Für gewöhnliche Verhältnisse wäre es sogar sehr achtbar. Um den ungeheuren Abstand zwischen einem nach heutigen Begriffen normal verwalteten Staat und Rußland auszufüllen, reichte es nicht aus. Heer und Flotte waren in einer traurigen Verfassung, obwohl Unsummen auf sie verwendet wurden, ja die ganze Regierungsorganisation auf Ausnutzung der Chancen der auswärtigen Politik zugeschnitten war. Gleiche Mißwirtschaft herrschte in der Rechtspflege, dem Verkehrswesen, dem Unterrichtswesen, der allgemeinen Wohlfahrtspflege. Dem Staat mangelte alle Kontrolle über sich selbst, die doch sonst in einer Autokratie am stärksten ausgebildet zu sein pflegt. Zu allem übrigen endlich eine höchst aufreizende Polizeiwillkür im Detail.

Es kam, was kommen mußte. Die Kette war gespannt, die Ereignisse gaben den Einschlag. Die langjährige nihilistische Wühlerei ist einem Wurmfraß im Gebälk zu vergleichen; mit der Ansammlung des Proletariats kam die sozialdemokratische Agitation; endlich brachten die Entfernung vieler Truppen nach Ostasien, der Krieg mit seinen Schrecken, die Niederlage mit ihren demoralisierenden Folgen auch im Innern einen ausgesprochenen Zusammenbruch. Das russische Volk hatte durch eigne wirkungsvolle Schriftsteller sowie durch auswärtige Einflüsse zu viel Ferment in sich aufgenommen, als daß der Ausbruch hätte unterbleiben können.

Der Verlauf der Revolution kann hier nicht einmal skizziert werden. Nur die neueste Wendung ist auch für diese kleine Darstellung von Belang. Die reformfreundlichen, auch revolutionären Elemente des Bürgertums konnten sich weder zu einer eignen Leitung der großen Umwälzung aufraffen noch entschließen, die ihnen vom Zaren durch die angekündigte Verfassung, die Reichsduma, die Ernennung Wittes zum maßgebenden Staatsmann weit entgegengestreckte Hand zu ergreifen. Wirklich tätig wurden mehr und mehr die sozialdemokratischen Elemente, mit denen die anarchistischen und nihilistischen in der Praxis Hand in Hand gingen, so diametral einander auch die Doktrinen gegenüberstehen. In den sogenannten deutschen Ostseeprovinzen haben sie furchtbar gehaust und damit gezeigt, was von ihnen zu erwarten ist. Die Waffe des politischen Massenstreiks in Rußland gab im ersten Augenblick einen beinahe imponierenden Chok; in Wahrheit mußte sie schon nach wenigen Tagen außer Gebrauch gesetzt werden, damit der Mißerfolg einigermaßen verborgen bleibe.

Zu schnell hatte sich gezeigt, daß gerade die unbegüterten Volksmassen bei einem Massenstreik am schwersten leiden und sich alsbald der terroristischen Disziplin der Führer entziehen. Kurz vor dem Schluß des Jahres 1905 sollte noch ein zweiter Versuch in Verbindung mit Barrikadenbauten in Moskau gemacht werden. Er erreichte das Gegenteil. Die Truppen kehrten zum Gehorsam zurück; die Regierung griff wieder nach den am Boden schleifenden Zügeln und fand sich mit einer wahrscheinlich sie selbst verblüffenden Leichtigkeit wieder im Besitze der Gewalt. Wenigstens für die letzten drei Monate, bis Anfang April, ist die Ordnung nicht ernstlich gestört worden. Die Dumawahlen gehen vor sich. Die unbesonnene Revolution hat zur Folge gehabt, daß das Maß der Zusagen betreffs Schaffung einer Verfassung und Sicherung von Grundrechten eingeschränkt worden ist.

Man fühlt sich beinahe versucht, die mit Recht vielverspottete Hegelsche Lehre vom Stoß und Gegenstoß heranzuziehen. Gewiß ist, daß Polizeiwillkür, Korruption und Unzulänglichkeit in den Leistungen die ganz besondere Heftigkeit der russischen Revolution verschuldet haben; daß in Ermanglung bürgerlicher Kreise, die zur Durchführung der Umwälzung befähigt gewesen wären, die radikalsten Elemente zeitweilig die Oberhand bekommen mußten, daß diese aber keinen Staat zu leiten vermochten, ihr sinnloses Wüten also nur bewirken konnte, daß die besonnenen Schichten die Gemeinschaft mit ihnen zurückwiesen und wieder die Regierung gewähren ließen, die trotz ihrer Sündenlast für die Zukunft denn doch noch mehr versprach als der rote, blutige Umsturz. Das ist eben nicht neu, man hat es mutatis mutandis stets erlebt. Aber daß sich auch diesmals nach einer tollen Ausartung der Revolution der eiserne Besen wieder in seiner Überlegenheit gezeigt hat, ist denn doch eine wertvolle Erfahrung. Man darf die Sozialdemokratie Rußlands und andrer Länder nicht ohne weiteres über einen Leisten schnallen. Dennoch bleibt es ein Ergebnis, das man gar nicht hoch genug veranschlagen kann, daß die Sozialdemokratie sich nicht einmal in einem so morschen Staatsbau wie dem gegenwärtigen russischen, unter so vielen das alte Regiment schädigenden äußern Umständen auch nur vorübergehend hat in den Sattel schwingen können; daß sich vielmehr alle Volksschichten überraschend schnell von ihr zurückgezogen haben, und daß ihre Wirksamkeit sogar der verhaßten und zum Sturze wahrlich reifen Bureaukratie im Dienste der Autokratie wieder zu einiger Popularität verholfen hat.

Die Wirkung nach außen war ein ungewisses Problem. Das Aufsehen in der Welt war riesig. Die letzte Erscheinung des Autokratismus in Europa sollte plötzlich verlöschen, und das in einer Zeit, wo der Parlamentarismus in den meisten Ländern wachsende Schäden zeigt und an Kredit offenbar verliert. Doch kam hier zur Geltung, daß zur Zeit der Parlamentarismus das einzige Hilfsmittel ist, an das man überhaupt appellieren kann. Niemand denkt mehr, daß er eine Panacee sei. Im Gegenteil: der Obstruktionismus und der Absentismus lähmen sein Rückenmark; Roheiten, an die man früher gar nicht dachte, beeinträchtigen das Ansehen der Volksvertretungen; die hervorragenden geistigen Kräfte werden immer spärlicher in den Räumen der hohen Häuser.

Dennoch glaubte die Sozialdemokratie, aus den russischen Vorgängen eine starke Förderung ihrer Bestrebungen ziehen zu können. Sie gebärdete sich, als habe der bürgerliche Staat seine Hauptstütze an dem allmächtigen russischen Zartum und seinem gefürchteten Heer gehabt.

Wasser auf ihre Mühle kam ihr gleichzeitig von andrer Seite: aus dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaat. Über dieses sonderbare politische Gebilde ließen sich lange Abhandlungen schreiben, doch widerstehen wir der Versuchung. Die Weltgeschichte kennt kein ähnliches Reich, bestehend aus so vielen Nationalitäten, die alle nach Selbständigkeit oder Übermacht ringen, von denen die meisten gar nicht einmal geneigt sind, dem Reiche zu geben, was des Reiches ist. Dabei fällt es noch in zwei Hälften auseinander, die jede für sich die gleiche Erscheinung bieten würden — wenn nicht in Ungarn eine Nationalität, obwohl nur fünfundvierzig Prozent der Bevölkerung ausmachend, die unbedingte Herrschaft an sich gebracht hätte. Gerade in Ungarn sind daraus Verwicklungen entstanden, die die Frage nach der Staatsform in den Hintergrund geschoben hätten. Die andern Nationalitäten, rings um das in der Mitte, in der Ebene geschlossen sitzende Magyarentum herum wohnend, sind aus der ungarischen Volksvertretung beinahe ausgeschlossen. Allein der ungarische Stamm herrscht und aus diesem allein der Adel. Die Formen der Verfassung sind demokratisch; aber da in Wahrheit eine ausgesprochene Oligarchie alle Mandate behauptet, so sind die Institutionen eben pseudo-demokratisch. Nicht nur der Krone, sondern auch den Volksmassen gegenüber behauptet die Aristokratie ihre Allmacht. Die Verhältnisse haben es nun zu einer Krisis getrieben, dahin, ob die Aristokratie die Krone beugt, oder ob diese mit oder ohne Hilfe des Proletariats Herr über den Adel wird.

Seit dem Ausgleich vom Jahre 1867 ist König Franz Joseph in Ungarn das Muster eines konstitutionellen Monarchen gewesen. Im Parlament zeigte sich stets eine operationsfähige Mehrheit Deakscher Tradition. Der König entnahm ihr einfach seine Minister und regierte in ihrem Sinne. In Wahrheit war sie die Lenkerin der Ereignisse. Das ging so lange, bis sie auch das Magyarische als Kommandosprache für die in Ungarn liegenden Linientruppen verlangte. Die Honved-Armee (die Landwehr) besitzt es schon lange. Für die Linie ist aber wie für die ganze kaiserliche Armee das Deutsche die Kommandosprache. Es gibt in der Linie keine ungarische Armee. Der Kaiserstaat hat nur einen Reichskriegsminister; dieser disloziert auf Befehl der Krone die Truppen. Er kann Deutsche, Tschechen, Polen, Italiener nach Ungarn versetzen und Magyaren in alle diese Landesteile. Die Offiziere werden weit mehr aus Zisleithanien genommen als aus Ungarn, schon weil man dort des Deutschen in ungleich höherem Grade mächtig ist. Infolgedessen kann man die in Ungarn liegenden kaiserlichen Truppen nicht annähernd mit der norwegischen Armee vergleichen, die, vom Höchstkommandierenden bis zum letzten Rekruten aus Norwegern bestehend, dem Parlament treu ergeben war und die Unabhängigkeitserklärung vertrat. Gleiches läßt sich in Ungarn nur erreichen, wenn dort ausschließlich transleithanische Rekruten eingestellt werden und das Magyarische Kommandosprache wird, womit die nichtmagyarischen

Offiziere über die Leitha zurückkehren müssen. Dann allein ist Aussicht, daß die ungarische Linie mit den Honveds zusammen ein magyarisches Parlamentsheer wird. Vielleicht auch dann nicht einmal, weil das Volk nicht, wie in Norwegen, eine einheitliche Nationalität hat. Indes ist dies doch wohl das Ziel. Daher die Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft wird. Erreicht der magyarische Adel, was er jetzt will, so hängt es nur noch von ihm ab, ob er die Verbindung mit der habsburgischen Krone noch aufrechterhalten oder lösen will. Entschließt er sich dann zur Losreißung, so kann Ungarn nicht wieder unterworfen werden; das lehren nicht nur die Erfahrungen aus dem Burenkriege und Norwegen, sondern vor allem ein Blick auf die Buntscheckigkeit des zisleithanischen Heeres. Es ist kaum denkbar, daß Deutsche, Tschechen und Polen zusammenwirken könnten, um ein widerspenstiges Ungarn gehorsam zu machen.

Ob dem magyarischen Adel eine von ihm maßgebend beherrschte Republik vor der Seele schwebt, bleibe dahingestellt. Sollte es sein, so müßte er gleich Macbeth das Gespenst sehen, das sich bereits auf seinem Platze niedergelassen. Bisher war die Opposition des Magyarentums eine gemeinsame *nationale*. Doch schon spaltet sie sich. Deutlich sondert sich eine *soziale* aus, die einer Adelsrepublik viel zu schaffen machen würde. Daß das Proletariat von Budapest am Tage der Parlamentseröffnung einen Demonstrationsumzug zugunsten des allgemeinen Stimmrechts machte, ist noch das wenigste. Daß aber Kaiser Franz Joseph, ein konservativer, klerikaler Monarch, sein Ministerium Fejervary ermächtigte, beim ungarischen Reichstag das allgemeine Stimmrecht zu beantragen, das ist ein Menetekel von blutrotem Flammenglanz. Er würde das nicht getan haben, wenn ihm nicht die Erhaltung der Monarchie auf dem Spiel gestanden hätte. Noch einmal wurde der magyarischen Parteikoalition eine Chance geboten. Das Ministerium Fejervary strauchelte ob des unerhört heftigen Widerstandes, reichte zum zweitenmal seine Entlassung ein und erhielt sie. Während es provisorisch im Amte blieb, verhandelte der Monarch aufs neue mit den Radikalen, selbst Kossuth nicht ausgenommen. Es wurde wieder zweifelhaft, ob er an dem allgemeinen Stimmrecht festhalte. Die Koalition stieß alles von sich. Darauf löste die Regierung das Parlament auf und ließ mit Truppen rumänischer Nationalität — welch ein Wink! — den Sitzungssaal gewaltsam räumen. Bis jetzt, Anfang April, ist noch keine Neuwahl des Parlaments angeordnet. Fejervary ist noch im Amt und sein Regiment steht unter der Wirkung der Tatsache, daß die Krone die Ermächtigung gegeben hatte, mittels des allgemeinen Stimmrechts den sich demokratisch gebärdenden, in Wahrheit ganz oligarchischen magyarischen Adel und seine Unabhängigkeitsgelüste zu bekämpfen. Das parlamentarische Leben ist vollkommen zum Stillstand gebracht. Rekruten können nicht ausgehoben werden. Die Steuererhebung stößt auf die größten Schwierigkeiten; die von der Regierung eingesetzten und in ihre Amtsbezirke geschickten Verwaltungsbeamten werden durch Volkstumulte zur Umkehr genötigt. Lange andauern kann dieser Zustand nicht. Der Konflikt kann, ja muß alsbald wieder ausbrechen und kann die schärfsten Formen annehmen. Der Zusammenhalt des habsburgischen Reiches und die Staatsform in

Ungarn sind dabei aufs innigste verknüpft. Wie sich da die soziale Frage geltendmachen wird, bleibe der Vermutung überlassen. Das Proletariat ist in die unerwartete Lage gekommen, von beiden Parteien als Bundesgenosse umworben zu werden.

In Österreich ist die Sache ungleich glatter gegangen. Auch dort stockt die konstitutionelle Maschinerie, ja das ganze staatliche Leben bedauerlich durch den Nationalitätenhader. Doch ist dort noch die Verabschiedung des Budgets gelungen, ebenso die Annahme des Handelsvertrags mit Deutschland, der in Ungarn nicht einmal zur Verhandlung gekommen ist. Die Formen der Verfassung sind weit weniger demokratisch als in der andern Reichshälfte. Nun stürmten die demokratischen Eindrücke mit einem Male von zwei Seiten herein: aus Rußland und aus Ungarn. Sollte, so fragte die Linke, Österreich bei seiner alten Wahlrechtsbeschränkung bleiben müssen, wo selbst das russische Volk bei dem unvergleichlich niedrigeren Stande seiner Bildung das allgemeine Wahlrecht erhält? (So schien es nämlich damals.) Noch viel wichtiger war der Hinweis auf Ungarn. Kann, so fragte man, ein Wahlrecht, das dort die Krone als letztes Hilfsmittel selbst anwendet, für Österreich verderblich sein? Das Ministerium Gautsch hatte diese Rückwirkung vorausgesehen und, so sagte man wenigstens, dem Kaiser die Folgen vorgestellt, worauf Franz Joseph das erstemal den Vorschlag des Ministeriums Fejervary ablehnte. Als aber der Monarch das zweitemal ausdrücklich die Ankündigung sanktionierte, konnte weder er noch das Ministerium Gautsch umhin, der gleichen Einrichtung für die diesseitige Reichshälfte ihre Zustimmung zu geben. Schon schickte die österreichische Sozialdemokratie sich an, mit einem Generalstreik das allgemeine Stimmrecht zu erzwingen. Der Eisenbahnverkehr begann zu stocken. Es blieb ihr erspart, das Mittel vollständig auszuprobieren; denn die Regierung zog es vor, den Schwierigkeiten, unter denen sie schon zu seufzen hatte, nicht noch einen Kampf mit den Volksmassen um das Stimmrecht hinzuzufügen. Sie erklärte sich einverstanden und nahm die Reform selbst in die Hand. Jetzt ist die Sache in vollem Gange. Die Regierung hat den Gesetzentwurf über die Einführung des allgemeinen Stimmrechts eingebracht, alle Parteien haben sich zu seinem Grundsatz bekannt. Nur der so bedeutsame Nationalitätenhader tobt um die Verteilung der Mandate auf Provinzen und Volksstämme. Die Deutschen kämpfen dabei gegen die Zermalmung durch eine slawische Mehrheit. Die Sozialdemokratie mag erkennen, daß auf dem Wege der Reform ganz andre Fortschritte zu erreichen sind als auf dem des gewaltsamen Umsturzes. Wer aber diese Begebenheiten aus einer höheren Perspektive betrachtet, kann den Siebenmeilenstiefelschritt nicht verkennen, den die österreichische Hälfte des Donaustaates im Sinne der Demokratisierung macht, und den zu machen oder abzuwenden für Ungarn ein entscheidendes Problem geworden ist.

Wendet man sich nun zu den deutschen Verhältnissen, so ist die Gefahr groß, daß man auf einen Parteistandpunkt gerät. Eben das ist durchaus zu vermeiden. Es sollen, soweit das einem doch immerhin subjektiv urteilenden Menschen möglich ist, ohne Parteimeinung nur die Tatsachen

betrachtet und in den allgemeinen Kreis der Erscheinungen eingeordnet werden. Bismarcks große Schöpfung hat die inneren Einrichtungen der Einzelstaaten im wesentlichen unverändert bestehen lassen. Nur die drohende Demokratisierung hat er in einer noch heute unvermindert fortwirkenden Weise abgewendet. Dem Reiche hat er das allgemeine, gleiche Wahlrecht gegeben, das an demokratischem Charakter nur durch die veraltete, die Industrie, die Städte, den Westen nicht mehr genügend berücksichtigende Wahlkreiseinteilung beeinträchtigt, im übrigen aber von keiner ähnlichen Einrichtung übertroffen wird. Als dessen Korrektiv galt ihm — weniger 1867 als vielmehr in späteren Jahren — der Fortbestand des eingeschränkten Wahlrechts der Einzelstaaten. Seit die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause überwiegend konservativ ausgefallen sind, hat er nicht mehr auf das Dreiklassenwahlrecht gescholten, auch keinen Schritt zu seiner Reform getan. Dagegen ist nun die Linke zu Angriffen von wachsender Heftigkeit übergegangen. Konnte man schon früher tadeln, daß die Summe der gezahlten direkten Staatssteuern zum Maßstab genommen wurde, um, in drei gleiche Teile zerlegt, die drei gleichberechtigten Wählerklassen zu bezeichnen, so verlor dieses Verfahren alle Berechtigung, als durch Miquel die Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerksteuern für den Staat aufgehoben wurden, dennoch aber die Fiktion ihrer Fortbezahlung bestehen blieb, so daß sie bei der Bildung der drei Wählerklassen angerechnet wurden. Die Wahlkreiseinteilung ist noch veralteter als die für den Reichstag. Die im Besitz der Macht befindlichen Parteien kämpfen dennoch unnachgiebig für den unveränderten Fortbestand. Ihnen hat sich die Regierung mit ihrem Gesetzentwurf zugesellt, der nur einige allzugroße Wahlkreise zerlegt und einige Mißstände abstellt, im übrigen alles beim alten läßt.

Im übrigen Reiche sieht es bunt aus. Sachsen hatte ein milderes Wahlrecht. Es hat es abgeändert, um das Eindringen der Sozialdemokratie in die zweite Kammer zu verhindern, und hat so gründliche Arbeit gemacht, daß selbst das städtische Bürgertum gänzlich zu kurz gekommen ist und das zu drei Vierteln von der Industrie lebende Land eine fast ausschließlich agrarische Volksvertretung hat. Das Wahlrecht ist dem preußischen ähnlich geworden, ohne das Alter für sich zu haben, noch auch — bei seiner Einführung — den Grundsatz: „Das Bestehende ist das Vernünftige." Ein bestehendes Übel wird leichter getragen als die Schaffung eines neuen. — Das empfinden auch Hamburg und Lübeck. Diese Stadtstaaten glaubten sich in Gefahr, daß die Sozialdemokratie, wenn auch nicht die Mehrheit in den Bürgerschaften, doch so viel Stimmen erlange, um Verfassungsänderungen durch ihren Widerspruch unmöglich zu machen; in Hamburg gehört eine Mehrheit von drei Vierteln der Bürgerschaft dazu. Da nun in Hamburg nur die Hälfte dieser Körperschaft aus Klassenwahlen, die andre Hälfte aber aus allgemeinem Wahlrecht hervorging, so brauchte von diesen letzteren wiederum nur die Hälfte sozialdemokratisch auszufallen, um dieser Partei ein Veto gegen Verfassungsänderungen zu geben. Anstatt das Heilmittel in einer Umgestaltung der Bedingungen für die Verfassungsänderungen zu suchen, haben die Senate

vorgeschlagen, für die Wahlen nach allgemeinem Stimmrecht einen Zensus einzuführen, der zwar die Sozialdemokratie nicht ganz ausschließt, ihr aber doch nur eine kleine Minderheit von Vertretern gewährt. Es muß selbstverständlich zugegeben werden, daß die Städte das Recht haben, sich gegen eine allmähliche Sozialdemokratisierung der Bürgerschaft und damit des Senats zu schützen. An sozialdemokratische Bundesstaaten im Gefüge des Deutschen Reiches ist nicht zu denken. Die Einschränkung des Wahlrechts hat heftige Zuckungen hervorgerufen; am 17. Januar, als die Hamburger Bürgerschaft darüber verhandelte, gar arge Straßenunruhen mit Blutvergießen, Zertrümmerung und Ausraubung von Schauläden und Wirtschaften. Damit hat die Opposition der Gasse das Zustandekommen befördert: nur drei Stimmen über die erforderliche Mehrheit waren vorhanden; man nimmt an, daß sie erst durch die Revolte zur Mehrheit gedrängt sind.

Den umgekehrten Weg haben Baden und Bayern eingeschlagen. Baden hat das allgemeine Stimmrecht eingeführt. Als 1905 zum ersten Male auf Grund der neuen Einrichtung gewählt werden sollte, verbanden sich Nationalliberale und Sozialdemokraten und verhinderten damit eine ultramontane Kammermehrheit. In Bayern verbanden sich schon nach der bloßen veränderten Wahlkreiseinteilung umgekehrt die Sozialdemokraten und das Zentrum. Sie besiegten die Liberalen vollständig. In der neuen Kammer wurde alsdann das auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhende neue Wahlgesetz einstimmig angenommen. — Württemberg schickt sich an, ähnlich zu verfahren. Süddeutschland steht damit in ausgesprochenem Gegensatz zu Preußen, Sachsen, Hamburg und Lübeck. — Zwischen diesen beiden Gruppen steht die Masse der übrigen Kleinstaaten mit sehr verschiedenartigen Wahlrechten. In einzelnen thüringischen Ländchen ist es vorübergehend schon zu sozialdemokratischen Landtagsmehrheiten gekommen. — Ganz am Ende sieht man die beiden Mecklenburg, noch im zwanzigsten Jahrhundert ohne Verfassung, ohne gewählte Volksvertretung. Also eine bunte Musterkarte. Von einem gemeinsamen Charakter kann keine Rede sein. Die kleinen, der allzu großen Demokratisierung ausgesetzten Bundesglieder stehen in dem mächtigen Banne des Reiches. Ohne diesen würden in erster Linie die hanseatischen Stadtstaaten den größten Gefahren für Fortbestand des bürgerlichen Staates oder — für ihre Selbständigkeit entgegengehen.

Deutschland ist in keine der bekannten Kategorien: Monarchie, Aristokratie, Demokratie einzureihen. Bismarck hat dem monarchischen Gedanken aufs neue ungeahnte Kraft eingehaucht, mehr als er später als grollender Einsiedler für gut befunden hat. Aber er hat ihm auch durch das Reichstagswahlrecht eine ansehnliche Dosis Demokratie beigemischt, gleichfalls mehr als er später selber für gut befunden hat. Durch die ehrwürdige Gestalt des alten Kaisers wie durch die bewegliche, vielseitige, tatendurstige Natur seines Enkels — ohne alle Frage eine der markigsten, begabtesten Persönlichkeiten unter den gekrönten Zeitgenossen — hat der preußisch-deutsche Thron eine überraschende Bedeutung erlangt. Natürlich denken wir dabei nicht einmal an die auswärtige Politik, sondern nur an die innere. Das persönliche Regiment ist ungleich mehr in den Vordergrund getreten als seit lange. In Deutsch-

land ist es begrenzt durch die Verfassung und die Volksvertretung. Innerhalb dieser Schranken hat es ein weites Feld zur Betätigung gefunden, während es in Rußland, wo solche gar nicht bestanden, durch die persönliche Unzulänglichkeit seiner Träger an die Bureaukratie übergegangen ist. Vor jeglicher Verletzung der deutschen oder preußischen Verfassung hat sich Wilhelm II. sorgsam gehütet. Dennoch ist er im Bereich seiner Befugnisse ein Mann von seltener Machtfülle. Sein Wille lenkt die ihm verantwortlich dienenden Beamten; er gibt zu vielen Dingen den entscheidenden Anstoß.

Wie das im Laufe der Zeit wirken wird, kann niemand vorhersehen. Die Gefahren eines persönlichen Regiments sind zu allbekannt, als daß sie hier geschildert zu werden brauchten. Und doch hat manchmal eine bedeutende Persönlichkeit das Glück an ihren Wagen gefesselt. Hoffen wir es inbrünstig für unsern jetzigen Kaiser! Vergessen wir auch nicht, daß das deutsche Volk selber in seiner beispiellosen Zerfahrenheit ihm die Arena dazu bereitet. Eine solche Mannigfaltigkeit von Parteien und Fraktionen kennt man nirgends. Bismarck hat nur die Stämme geeint; die Stände sind durch die Politik der materiellen Interessen einander eher fremder, feindlicher geworden; die konfessionelle Spaltung sondert die größere und die kleinere Hälfte unsres Volkes noch mehr voneinander als zuvor. Gerade die protestantische Mehrheit ist der tiefsten Zerklüftung ausgesetzt. Zwischen einer vom Staat verwöhnten ländlichen Aristokratie und einer umstürzlerischen Sozialdemokratie ist keine Gemeinschaft möglich. Aber auch die bürgerlichen Schichten sind einander tief entfremdet. Zur Verneinung findet sich immerhin noch leicht eine Mehrheit zusammen, zum positiven Schaffen selten, eigentlich nur unter Führung des Zentrums, das dafür der deutschen Politik seinen Stempel aufdrückt.

Betrachtet man aus objektiver Ferne die deutschen Angelegenheiten, so wird man sich mancher schweren Sorgen nicht erwehren können. Die Sozialdemokratie hat durch die Parteitage von Dresden und Jena einen heftigen Ruck nach links gemacht, der die Hoffnungen der bürgerlichen Sozialreformer auf Gewinnung der Partei für den bestehenden Staat durch Reformen stark herabgestimmt hat. Die Partei wächst an und drillt ihre Scharen für die Revolution. Noch ist der Staat stark, so daß die klugen Agitatoren auch noch keinen Sturm wagen. Die Wahlrechtsdemonstrationen sind kein Versuch gewesen, auf diesem Gebiete zu bessern, sondern nur die Leute zu erbittern und zu disziplinieren. Das günstige Verhältnis der Staatsgewalt diesen acherontischen Mächten gegenüber mag sich erhalten, langsam oder rasch verschlechtern — niemand weiß es. Nach den Erfahrungen mit dem Sozialistengesetz ist von ähnlichen Maßregeln wenig zu hoffen. Wer den Staat stark machen will, sollte das Bürgertum sammeln. Die Politik hat allzusehr den Charakter angenommen, einzelne Gesellschaftsklassen auf Kosten der Gesamtheit zu begünstigen. Das zeigt sich vor allem auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik wie des einzelstaatlichen Wahlrechts. Dauer wohnt den abgestorbenen Formen des letzteren nicht mehr inne. Die Zeit, wo sie abgestoßen werden müssen, kommt doch. Dabei gilt denn das tiefsinnige Wort: Volentem ducunt, nolentem trahunt. Rußland kann davon erzählen.

Ein Jahrhundert deutscher Malerei.

Von

Walther Gensel.

V.

Wir sind daran gewöhnt, München als die eigentliche deutsche Kunststadt, zum mindesten in der Malerei, anzusehen, während der märkische Sand uns ziemlich unfruchtbar für die Kunst galt. Um so mehr sind wir erstaunt, auf der Jahrhundert-Ausstellung Berlin in den dreißiger und vierziger Jahren der süddeutschen Schwester ein ganzes Stück voraus zu sehen. Wie Klenze hinter Schinkel, Schwanthaler hinter Schadow und selbst hinter Rauch zurücksteht, so verhält es sich auch in der Malerei. Natürlich müssen wir von Cornelius und Schnorr absehen, aber diese gehören keiner einzelnen Stadt an. Es ist, als habe das Direktorat von Cornelius wie ein Albdruck auf der Münchner Kunst gelastet und jede selbständige Regung unterdrückt. Nun wird zwar in Münchner Kreisen behauptet, die süddeutsche Kunst sei auf der Ausstellung absichtlich stiefmütterlich behandelt worden. Allein warum hätte eine Ausstellungsleitung, die einem Spitzweg einen ganzen Raum und den Münchner Künstlern der siebziger Jahre den größten Teil des unteren Stockwerks eingeräumt hat, der älteren bayrischen Kunst den gebührenden Platz verweigern sollen? Wenn man den Katalog der Münchner Neuen Pinakothek durchblättert, kann man auch wirklich nicht finden, daß irgendwelche bedeutenden Künstler vernachlässigt worden wären. Allerdings fehlen auch hier, wie bei Berlin, die historischen und religiösen Bilder. Der fruchtbare Peter von Heß, der außer in München und Wien auch in Frankreich, Rußland und selbst in Griechenland tätig war, ist nur mit einer winzigen Landschaft und einem männlichen Bildnis, sein Bruder Heinrich Maria von Heß, der einstmals gefeierte Madonnenmaler, nur mit einem Frauenbildnis und einem Mädchen aus Albano vertreten, das in die Nähe Wilhelm Schadows zu rücken ist.

Als ein besonderes Verdienst der Münchner Kunst galt es von jeher, daß sie die alte, gute, von den Niederländern überkommene Technik treu gehegt und über eine Periode hinweg, in der das Malenkönnen beinahe abhanden

kam, in bessere Zeiten gerettet habe. Dieses Verdienst ist unbestreitbar. Es gab in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an der Isar eine ganze Anzahl braver Meister, die ihre Farben noch selbst rieben und mit allen Geheimnissen der Untermalung und der Lasur vertraut waren. Aber wie ängstlich gingen sie mit ihrem Pfunde um, wie spitz und kalt und unpersönlich ist ihre Malerei! Sie haben den Niederländern nicht nur das Wie, sondern auch das Was abgesehen. Der eine malt Wouwermansche Pferde, der andre van de Veldesche Kühe, der dritte eine Landschaft in der Art Berchems. Immer guckt ihnen irgendein alter Meister über die Schulter. Vor den Originalen merkt man sofort den Abstand; aber wenn man im Werke eines der damaligen Lithographen niederländische und Münchner Bilder nebeneinander sieht, dann verwischen sich die Unterschiede zwischen den um zwei Jahrhunderte auseinander liegenden Werken fast gänzlich. Mit diesen Dorner, Wagenbauer, Albrecht Adam ist wirklich nicht sonderlich Staat zu machen. Sie entwickeln sich auch gar nicht recht, sondern malen 1830 und selbst 1840 noch genau so kleinlich wie 1810. So sehen wir von Dorner eine 1842 datierte Waldpartie, bei der jedes Blättchen an den Bäumen gezählt scheint. Aber selbst ein neuerdings so in den Vordergrund geschobener Künstler wie der fast eine Generation jüngere Heinrich Bürkel enttäuscht uns. Auch er ist noch ganz befangen und unselbständig. Er beobachtet das Leben der Bauern und Gebirgsbewohner ganz hübsch und ist für atmosphärische Erscheinungen empfänglich (Regenschauer in Partenkirchen); aber zwischen den Natureindruck und die Ausführung drängen sich auch bei ihm die Erinnerungen an die Niederländer der Münchner Galerie. Dazu ist seine Zeichnung zuweilen recht flau und die Farbe flackernd. Man hat Cornelius und den Nazarenern vorgeworfen, daß sie alte Formen benutzt haben, aber sie gossen doch neuen Geist hinein. Bei diesen Kleinmeistern finden wir den alten Geist im alten Gewande.

Nur mit einem möchte ich eine Ausnahme machen, das ist einer der ältesten von allen, Wilhelm v. Kobell (geb. 1766), der Lehrer von Adam und Heß. Da er beinahe neunzig Jahre alt geworden ist, erstreckt sich sein Schaffen über mehrere Generationen und ist sehr umfangreich. Aber es fehlt ihm darum auch nicht an Abwechslung. Unter den siebzehn großen und kleinen Bildern der Ausstellung finden wir ein Bildnis, mehrere Landschaften, Tierbilder, Soldatenbilder, drei größere Kriegsszenen und ein sehr amüsantes Bild von dem ersten Münchner Pferderennen (1810), das mit seinen wie aus der Spielschachtel genommenen Pferdchen allerdings mehr kulturhistorischen als künstlerischen Wert besitzt und darum auch nicht der Pinakothek, sondern dem historischen Museum angehört. Dagegen eignet den dem bayrischen Armeemuseum entnommenen Kriegsbildern auch ein ganz ansehnlicher malerischer Wert. Auch hier sind die Figuren einigermaßen hölzern, aber sie sind vortrefflich mit der Landschaft zusammengesehen, und diese Landschaften, das stark kupierte, zum größten Teil im Wolkenschatten liegende Terrain von Bar-sur-Aube mit den violetten Höhen dahinter und das in Morgendunst gehüllte Odertal mit der Festung „Kosel“, über deren Türme die ersten Sonnenstrahlen streichen, zeigen nichts von der Ängstlichkeit der andern

Münchner. Bei den Tierbildern finden wir besonders den Einfluß Cuyps, von dessen Sonnenschein und Transparenz wenigstens etwas in Kobells Werke gekommen ist.

Zu den Architekturmalereien des Berliners Gärtner geben die Stadtansichten Quaglios und Michael Nehers die Gegenstücke. Nehers Bilder sind mit unendlicher Sorgfalt ausgeführt und wirken sehr anmutig mit ihren ganz hellen, klaren Lufttönen, besitzen aber nicht die große Auffassung der Gärtnerschen Schloßhöfe. Erwähnt sei noch ein mir bisher völlig unbekannter Maler, Josef Hauber, der 1825 ein biederes Wirtspaar, den Bichlbräu-Hierl und seine Frau, schlecht und recht abkonterfeit hat.

Einen Teil der Schuld an dem wenig günstigen Eindruck, den man von der Münchner Kunst in unserm Zeitraum, also bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, erhält, mag die Aufstellung tragen. Während die andern Städte für ihre intimen Bilder freundliche Kabinette bekommen haben, hängen die Münchner mit großen Werken aus andern Städten zusammen in dem vorderen der beiden unglücklichen Säle, die, für die farblosen Riesenkartons von Cornelius bestimmt, den ganzen Bau der Nationalgalerie beeinträchtigt haben. Berlin ist mit dem zweiten Cornelius-Saal allerdings auch nicht besser daran; aber Wien hat seinen Erfolg zum großen Teil ganz entschieden der geschickten Gruppierung zu verdanken. An wirklichen Überraschungen sind seine Säle ziemlich arm, wenigstens für den, der das Hofmuseum und die moderne Sammlung im Belvedere kennt. Im Mittelpunkte steht der liebenswürdige Ferdinand Waldmüller, dessen Bilder nunmehr alle Phasen der Wertschätzung durchgemacht haben, vollkommene Mißachtung, halb mitleidiges Wohlwollen, Enthusiasmus, und der seine heutige Überschätzung merkwürdigerweise nicht seinen mit größter Liebe und Sorgfalt ausgeführten Hauptbildern, sondern Nebenwerken verdankt. Seine Hauptwerke sind nämlich Genrebilder — anekdotische Genrebilder, und die werden heutzutage immer noch keinem Meister verziehen. Einige von diesen Werken sind ziemlich bunt in der Farbe und unruhig in der Komposition, andre aber kann man neben die besten Bilder von Knaus und Vautier stellen. Die Bewunderung des Meisters gilt jetzt jedenfalls seinen Landschaften und Bildnissen. Von den sehr fein und spitz, in etwas konventionellen blauvioletten Tönen ausgeführten Landschaften reicht keine an die mit ausgestellte Rüsterngruppe im Wiener Prater heran, eine der glücklichsten Erwerbungen der Nationalgalerie aus den letzten Jahren. Daß er aber mit solchen Werken nicht allein stand, beweisen die gleichzeitigen der beiden Alt. Von den Bildnissen möchte ich dem ungemein schlichten, in fein zusammengestimmten blauen und grünen Tönen gemalten eines alten Mütterchens den Preis zuerkennen; es stammt ungefähr aus der Zeit der Oldachschen und Speckterschen Porträts, ist aber gemütvoller und liebenswürdiger. Die späteren stehen offenbar unter dem Einflusse von Ingres, bleiben aber doch erheblich hinter dessen Meisterwerken zurück.

Stärker noch äußert sich die Anlehnung an Fremdes bei den Werken der andern Genremaler, die in ihrem Kolorit den Pariser Bildern derselben Zeit

oftmals zum Verwechseln ähnlich sind. Bald sentimental, bald mit rechtem Wiener Humor schildern sie, wie vor allem Peter Fendi, Begräbnisse, Taufen, das Eintreffen schlimmer Botschaften, Pfändungen oder, wie Karl Schindler, Szenen aus dem Soldatenleben. Noch entschiedener leiten Amerling und Danhauser zum Kolorismus französisch-belgischer Richtung über. Während des letzteren „Mutterliebe" in ganz kühlen Tönen gehalten ist, weist sein „Liszt am Klavier" deutlich auf seine Studien in Holland und Belgien hin.

Von den übrigen Städten ist nicht viel zu erwähnen. Aus Frankfurt finden wir einige schüchterne landschaftliche Versuche und das bekannte Bildnis Börnes (den der Katalog zum „Dichter" stempelt) von Moritz Oppenheim; aus Karlsruhe Tierstücke und Landschaften des Mannheimers Karl Kuntz, die den besprochenen der Münchner täuschend ähnlich sehen; aus Heidelberg einige hübsche unbefangene Naturstudien von dem ganz unbekannten Hessen Georg Wilhelm Issel. Recht wenig ergiebig ist auch der Raum mit den Bildern aus Stuttgart, das doch mit Hetsch, Schick, Wächter, dem Bildhauer Dannecker eine frühe Kunstblüte entfaltet hatte. Aus Norddeutschland wäre höchstens Danzig zu nennen, wo der später ganz zum Berliner gewordene Eduard Meyerheim seine hübschen spitzen Jugendwerke geschaffen hat. Die mitteldeutschen Städte wie Breslau, Leipzig, Braunschweig, Magdeburg und auch Hannover haben so gut wie nichts zu der Ausstellung beigesteuert. Nur auf Dresden ist noch einmal zurückzukommen. Wir haben den Norweger Dahl schon erwähnt, der hier seit 1818 wirkte. Dem Direktor des Kristianenser Museums, Andreas Aubert, der seinem Landsmann eine monumentale, leider nicht verdeutschte Biographie gewidmet hat, ist es gelungen, eine ganz prächtige Sammlung seiner Werke aus den skandinavischen Museen und Privatbesitz für die Ausstellung zusammenzustellen, eine Sammlung, die nicht nur einige der durch kraftvolle und charakteristische Behandlung der Bäume und Berge ausgezeichneten Hauptwerke, sondern auch eine große Reihe jener wundervollen Wolken- und Nebelstudien umfaßt, die jeden Besucher des Museums in Kristiania aufs höchste überraschen und in der damaligen Zeit (1820) nur in den Studien Constables ein Gegenstück haben. Auch sein Schüler Thomas Fearnley, der in seinem kurzen Leben (1802—1842) fast ganz Europa bereist hat, ist vortrefflich vertreten. Wie Friedrich und Runge, haben auch sie beide die Kopenhagener Akademie besucht, deren Rolle für die Entwicklung der deutschen Kunst bisher viel zu wenig beachtet worden ist, und dort hat auch der erst ganz neuerdings wieder zu Ehren gekommene Georg Friedrich Kersting seine erste Ausbildung erlangt. Kersting, der 1813 den Feldzug mitgemacht und das eiserne Kreuz erworben hatte, dann in Dresden und schließlich in der Meißner Porzellanmanufaktur tätig war, darf als der vortrefflichste deutsche Interieurmaler seiner Zeit bezeichnet werden. Um seiner Vorzüge ganz inne zu werden, braucht man nur sein Selbstbildnis von 1811 mit dem sechs Jahre später entstandenen „Paar am Fenster" des so tragisch ums Leben gekommenen Gerhard von Kügelgen zu vergleichen. Während bei diesem die Figuren ganz hart in dem kalten Raume stehen, ist bei Kersting das ganze Zimmer von Luft und Licht erfüllt.

Freilich sind fast alle diese Künstler doch nur Spezialisten. Man gewahrt die Grenzen, die ihren Talenten gezogen sind, sofort, wenn man sie etwa mit einem Moritz von Schwind vergleicht, dem fast ein ganzer Raum angewiesen ist. Auch Schwind hat in seiner „Morgenstunde", einem Pendant zu dem bekannten Bild der Schack-Galerie, ein entzückendes Interieur geschaffen, auch er hat prächtige Bildnisse gemalt, darunter ein leider unvollendetes mit den Kindern des Malers Schnorr von Carolsfeld, reizende Landschaften und anmutige Genrebilder. Aber er besaß auch noch etwas, was sie alle nicht hatten, eine übersprudelnde Phantasie und das Vermögen, seinen ihm unaufhörlich zuströmenden Einfällen die rechte Form zu geben.

VI.

„Aller Maßstab fiel den Zuschauern aus den Händen, als mit Anfang Novembers unvermutet die zwei belgischen Riesenbilder aufgestellt wurden, die schon am Niederrhein ein Aufsehen ohnegleichen erregt hatten. Ein dichter Schwarm steht seitdem tagtäglich vor den beiden Werken und streitet laut, ob die Abdankung Karls V. oder die Unterzeichnung des Kompromisses den Vorzug verdiene... Hier sehen wir endlich einen geschichtlichen Stil vor uns, wir erkennen in beiden Werken ein Gemeinsames, den Geist einer gewaltigen Schule, die ihren höchsten Entwicklungen erst entgegen geht." So wird uns der Eindruck geschildert, den die Bilder Gallaits und Wièfves auf ihrer Reise durch Deutschland 1842 in Berlin machten. Und dieser Eindruck war allgemein, in Düsseldorf wie in Frankfurt, in München wie in Dresden. Hatte doch sogar ein Jakob Burckhardt schon ein Jahr vorher geschrieben, daß die Bilder „zu den herrlichsten Erinnerungen gehören, die er aus Belgien mitgebracht habe." Wie ist es möglich, daß Werke, die damals auch bei den Besten einen Rausch des Entzückens hervorriefen, uns schon nach sechzig Jahren nicht nur vollkommen kalt lassen, sondern direkt unleidlich erscheinen, selbst dann unleidlich erscheinen, wenn wir alle Vorurteile gegen die Historienmalerei abzustreifen und uns in die Zeit der damaligen Beschauer zurückzusetzen versuchen?

Wir müssen hier zwei Dinge unterscheiden, die allerdings erst in ihrem Zusammenwirken die Erscheinung voll erklären. Auf der einen Seite steht das literarische Interesse der Gebildeten. Wie vorher die homerischen Götter und Helden des Cornelius die Gemüter der Beschauer nach den verschiedensten Richtungen bewegt hatten, so taten es hier die Gestalten aus der spanisch-niederländischen Geschichte, die den Deutschen ja durch Goethes „Egmont" und Schillers „Don Carlos" so vertraut sind. Da sah man bei der Abdankung den greisen Kaiser und seinen unheimlichen Sohn, die Statthalterin der Niederlande und den Kanzler Granvella, den gelehrten Vesalius, den klugen Oranier, die unglücklichen Grafen Egmont und Hoorn. Aber während die sagenhaften Gestalten des Cornelius durch den Stil des Meisters in eine ideale Ferne gerückt waren, standen die historischen Männer Gallaits in greifbarer Wirklichkeit da, als könnten sie aus dem Bilde hervortreten und zu reden und zu

handeln anfangen. Die Bilder bedeuteten damals also einen Sieg des Realismus über den Idealismus. Heute dagegen, wo wir in Literatur und Kunst an die Wiedergabe der momentansten Lebensäußerungen gewöhnt sind, fällt uns gerade das Unrealistische der Szenen auf. Karl V. und Philipp II. machen auf uns nicht mehr den Eindruck historischer Gestalten, sondern den von Schauspielern, die auswendig gelernte Rollen agieren.

Ebenso wichtig wie das Gegenständliche aber war das Technische der Bilder für ihren Erfolg. Wir sahen, wie spitzpinselig und ängstlich die Münchner, Stuttgarter, Karlsruher, ebenso wie die Hamburger und Danziger Kleinmeister damals malten. In Berlin herrschte zwar eine etwas freiere Mache, aber kaum eine Spur von wirklichen koloristischen Reizen, und in Düsseldorf gingen zwar allerhand Rezeptchen für warme und leuchtende Farbengebung von Atelier zu Atelier, aber die Werke wirkten im Grunde doch mehr koloriert als koloristisch empfunden. Von breiter, energischer Pinselführung, von kräftiger Gegenüberstellung leuchtender und dunkler Massen war fast nichts zu finden. Da mußten denn die Belgier allerdings wie eine Offenbarung wirken. „Große Kraft und Klarheit, Tiefe und Glanz, wie wir sie an Tintorettos Werken wahrnehmen, herrschen hier durchaus." Bewunderte doch selbst ein Gottfried Schadow die „herzhafte Pinselführung." Heute denken wir auch hierüber ganz anders. Wir sehen, wie diese Farbenköche mit Hilfe von Asphalt Mixturen zusammengebraut hatten, die nicht die ursprüngliche Farbenkraft von Rubens und Tintoretto, sondern den Galerieton nachahmen, den diese im Lauf der Jahrhunderte erhalten haben, und wie sich nun ihre Farben wiederum geändert haben und wie in eine braune Sauce getaucht erscheinen.

Ob der dauernde Einfluß der Belgier wirklich so groß gewesen ist, wie man in manchen Kunstgeschichten lesen kann, ist zweifelhaft. Unmittelbare Nachfolger haben sie jedenfalls in Deutschland nur wenige gehabt. Aber es scheint allerdings, daß durch ihre Bilder hauptsächlich der Glaube bestärkt wurde, daß man die echte Malerei daheim nicht lernen könne, sondern im Ausland an den Quellen studieren müsse. War vorher Rom das Ziel der meisten Deutschen gewesen, während nur wenige nach dem Westen gingen, so begann jetzt eine wahre Völkerwanderung nach den Stätten der eigentlichen „modernen" Malerei. Freilich sah man bald ein, daß die belgische Malerei doch auch nur eine Kunst aus zweiter Hand war, und daß es deshalb besser sei, gleich vor die rechte Schmiede nach Paris zu gehen. In den fünfziger Jahren scheinen Künstler, die nicht wenigstens ein Jahr in Paris gewesen waren, einfach nicht für voll angesehen worden zu sein. In den Ateliers von Delaroche, Gleyre, Cogniet, besonders aber von Couture muß es geradezu von jungen Deutschen gewimmelt haben; rechneten sich doch allein von den bekannteren Berliner Geschichtsmalern Gustav Richter, Wilhelm Gentz, Otto Heyden, Rudolf Henneberg, Karl Plockhorst, Gustav Spangenberg, Otto Knille, Ernst Ewald, August von Heyden zu ihren Schülern. Einige von diesen, wie Spangenberg und Ewald, sind sogar sechs und sieben Jahre an der Seine geblieben.

Da nun alle oder fast alle Historienbilder dieser Zeit an den erwähnten Mängeln, an theatralischer Pose und konventioneller Farbengebung kranken, so ist uns heute geradezu eine instinktive Abneigung gegen das ganze Fach eingeimpft, dergestalt, daß wir über dem unsympathischen Gesamteindruck oft versäumen, die Qualitäten im einzelnen zu prüfen und dem Künstler zu gute zu rechnen. Die Franzosen sind hier viel gerechter; sie erkennen den grand effort des Künstlers auch an, wenn er zu keinem befriedigenden Gesamtergebnis geführt hat. Da in Paris im allgemeinen strenger und konzentrierter gearbeitet wird, kann man eben diese „Anstrengung" auch besser abschätzen. Wir dagegen, die schlechter Erzogenen, empfinden es zunächst als eine Erleichterung, daß die Ausstellungsleitung uns die Auseinandersetzung mit solchen Gemälden überhaupt erspart hat, und protestieren erst hinterher vom historischen Standpunkte dagegen, daß uns ein Bild von einer Epoche der deutschen Kunst entworfen wird ohne alle die Werke, die von den Künstlern wie vom Publikum als die wichtigsten angesehen wurden. Mit Ausnahme der Fresken von Kaulbach im Neuen Museum, die in der zweiten Auflage des Katalogs in die Ausstellung einbezogen worden sind, und der Catarina Cornaro von Makart, die man in ihrem schweren Rahmen belassen hat, finden wir von all den gefeierten Meistern des Historienbildes nur mehr oder minder belanglose Skizzen oder Bildnisse und Ähnliches; so von Julius Schrader, dem Führer der Berliner Historienmalerei, nur ein historisches Genrebildchen aus dem Hohenzollernmuseum, von Piloty die Skizzen zu Wallensteins Zug nach Eger und zur Schlacht am weißen Berge, von Rudolf Henneberg ein kleines ausgeführteres Bild und ganz flüchtige Studien. Selbst von Karl Friedrich Hausmann, der als eine der interessantesten „Entdeckungen" der Ausstellung gelten darf, obwohl die Nationalgalerie und die Hamburger Kunsthalle seit langem Werke von ihm besitzen, hat man nicht das große Bild „Galilei vor dem Konzil", sondern nur die Skizze dazu gebracht. Die Schönheit dieser Skizze soll keineswegs geleugnet werden. Bei einigen seiner Kircheninterieurs wird man geradezu an Goya, bei kleineren Figurengruppen an Daumier erinnert. Wie ausgezeichnet ist die Verteilung der Massen und die Bewegung bei dem Galilei; zu welch seltener Harmonie ist der grüne Teppich bei der Ostermesse in der Sixtinischen Kapelle mit den roten Kardinalsgewändern zusammengestimmt! Aber gute Skizzen haben damals sehr viele Künstler gemacht. Das Schwierige am Bilde ist nach dem Ausspruche eines großen Franzosen „die Skizze nicht zu verlieren", d. h. bei der sorgfältigsten Durchbildung das Momentane der ersten Vision zu bewahren. Wenn dies fast allen Modernen, Franzosen und Belgiern wie Deutschen, nicht geglückt ist, so ist das kein Beweis gegen die Historienmalerei, sondern für das Unvermögen der modernen Maler gegenüber dem schwierigsten aller Fächer. Tizian, Rubens, Velazquez haben es gekonnt, und David und Delacroix sind ihnen, wenn sie sie nicht erreicht haben, doch sehr nahe gekommen. Von den Deutschen läßt sich nur einer neben ihnen nennen: Adolph Menzel. Auch sein Krönungsbild erreicht nicht ganz die Unmittelbarkeit der Skizze, aber es ist doch nur verschwindend wenig davon verloren gegangen. Von den kleineren Friedrichsbildern meinte vor

einiger Zeit ein Franzose, sie seien eine unleidliche Zwischengattung zwischen dem Historienbilde und dem Genrebilde. Wir kümmern uns nicht um solche Doktorfragen. Das Flötenkonzert ist nicht nur die glaubhafte Rekonstruktion eines geschichtlichen Vorgangs, sondern auch die geniale Lösung eines wundervollen Beleuchtungseffektes. Auch Menzel ist ohne den allgemeinen koloristischen Umschwung nicht denkbar; auch er verdankt seinen Pariser Reisen und dem Studium Pariser Bilder sehr viel. Aber seine Natur war stark genug, um die fremden Einflüsse völlig zu verdauen und, statt ihnen zu erliegen, sie nur seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Über Kaulbach sind die Akten wohl geschlossen. Wir brauchen uns heute nicht mehr, wie die Zeitgenossen, den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sich in den Wandmalereien des Treppenhauses im Neuen Museum „eine neue Ära der geschichtlichen Bilder eröffne", oder ob sich in ihnen der „Angstschrei, die letzte Anstrengung kundgebe vor dem Erlöschen der Kunst." Diese Art Kunst ist tot und gründlich tot. Er war vielleicht der größte Akademiker der neuen deutschen Kunst. Keiner vermochte den Kontur einer Figur in so leichtem Schwunge zu umreißen, keiner eine figurenreiche Komposition so aus dem Ärmel zu schütteln. Seinen Wandbildern ist ein gewisser festlicher Gesamteindruck nicht abzusprechen. Aber die Kompositionen sind von einem Schematismus, der in seiner Banalität seinesgleichen sucht, die Figuren von einer Schönrednerei, die auch nicht einen Moment zu ergreifen vermag, und selbst der geistige Gehalt geht kaum über den Gedankenflug eines leidlich begabten Primaners hinaus. Nur Kaulbachs satirische Zeichnungen haben ein Anrecht darauf, nicht vergessen zu werden. Dagegen ist der gegen Makart geführte Prozeß der Kunstgeschichte, der vorschnell mit seiner Verdammung endete, zu revidieren. Makart hängt wenigstens seinen aus schönen Frauenleibern, glänzenden Gewändern und Schmucksachen zusammengestellten Bildern kein philosophisches Mäntelchen um. Seine Kompositionen sind theatralisch oder vielmehr Bilder von Künstlerfesten. Sie sind der lebendige Ausdruck einer Zeit, die sich nach einer langen Periode kunstgewerblicher Dürftigkeit an den Schätzen der Renaissance berauschte, die sich auf ihren Festen in die Glanzzeit Venedigs, in die Zeit eines Veroneſe hineinträumte. Man braucht keineswegs blind zu sein gegen die Mängel und Fehler der Makartschen Kunst, vor allem nicht gegen die fünf ausgezogenen Damen in Wien, die sich als die fünf Sinne präsentieren. Aber wer kann denn heute noch eine zehn Meter lange Leinwand — so viel mißt die Catarina Cornaro — mit einem so rauschenden Farbenspiel bedecken? Von einem solchen Bilde wird man noch mit Respekt sprechen, wenn manches viel bewunderte Werk unsrer heutigen Kunst überhaupt keinem Verständnis mehr begegnet.

Ist so die Ausstellung für die Geschichte des Historienbildes nur wenig ergiebig, so zeigt sie die Entwicklung um so deutlicher auf drei andern Gebieten, dem Porträt, dem Genrebild und der Landschaft. Bei allen dreien aber schlug diese Entwicklung wesentlich andre Wege ein.

VII.

Am stetigsten ging die Entwicklung beim Bildnis vor sich. Wir haben gesehen, wie auf die fröhliche Porträtkunst eines Anton Graff die Befangenheit der Nazarener, besonders ihres Hamburger Zweiges, folgte. Am freisten von dieser Ängstlichkeit hielten sich die direkt unter französischem Einfluß stehenden Maler, wie Schick und Kolbe. Wir sahen aber auch, wie sich in den zwanziger und dreißiger Jahren allerorten wieder eine vortreffliche Bildnismalerei entwickelt. Es ist eigentümlich, wie ähnlich sich um 1835 bis 1840 die Bildnisse an so verschiedenen Orten, wie Paris, Brüssel, Düsseldorf, Berlin, Wien, sahen. Zum Teil liegt dies natürlich, zumal bei den Frauen, an der Gemeinsamkeit der Moden. Aber auch die Charaktere der Dargestellten zeigen eine gewisse Ähnlichkeit. Es ist das zum Selbstbewußtsein erwachte und zur Wohlhabenheit gekommene Bürgertum, das sich gut zu kleiden liebt und sich im Sonntagsstaate malen läßt. Zumal das Schimmernde seidener Stoffe lernen die Künstler vortrefflich wiedergeben. Dabei geben sich die Leute aber nicht mit parvenühafter Gespreiztheit, sondern einfach natürlich. Als drittes kommt endlich dazu die Übereinstimmung der Technik. Auf saubere, korrekte Zeichnung wird großer Wert gelegt, auch bei der Modellierung der Hände; die Farben sind meist kühl und werden zu feinen, zuweilen etwas herben Harmonien zusammengestellt. Als höchster Meister kann dafür der Franzose Ingres gelten. Waldmüller in Wien, Wach, Begas, Magnus in Berlin, Sohn und Hildebrandt in Düsseldorf geben dazu die Parallelen. Aber auch die Nazarener können sich diesem Einfluß nicht entziehen. So ist von Veit das Bildnis einer am Fenster sitzenden Dame von 1838 ausgestellt, das mit sinnend liebenswürdigem Gesichtsausdruck doch auch eine gewisse mondäne Eleganz verbindet. Auch bei Schwind und Steinle finden wir Ähnliches. Das hübscheste Bildnis Steinles ist das seines Töchterchens Caroline von 1842, das in blauem Kleid und violettroten Strümpfen neben seinem Spielzeug im Zimmer steht. Es hat ein Gegenstück in dem schon einmal erwähnten acht Jahre früher gemalten Bildnis eines kleinen Mädchens von Julius Hübner, das, im Freien an eine Mauer gelehnt, an seinen Zöpfen nestelt. Ähnlich Runge, aber auch noch etwas zaghaft, hat hier Hübner versucht, die Gestalt von hellem Sonnenschein überfluten zu lassen. Bei beiden Werken ist der kindliche Charakter aufs glücklichste getroffen. Auf dem Bildnis seiner Frau hat Hübner dagegen versucht, ein ganzes Farbenkonzert zu geben. Aus dem schwarzen Kleid quillt gelbseidenes Ärmelfutter hervor, der Vorhang ist rot, die Tischdecke blaugrün, und dazu kommt ein orientalischer Teppich. Der Eindruck der Buntheit ist freilich nicht ganz überwunden.

Diese Freude am Äußerlichen verstärkt sich nun noch in der Periode des Kolorismus. Man malt Samt, Seide und Spitzen nun noch viel virtuoser als die Früheren, und man will zeigen, was man kann. Zuweilen leidet das Wesentliche, der Ausdruck, darunter, aber doch nicht so stark, wie man denken könnte. Selbst die Bildnisse des ganz zum Pariser gewordenen Winterhalter sind nicht so oberflächlich, wie sie verschrien sind; das der Fürstin Woronzoff im braunen Samtkleide zeigt nicht nur eine schöne, schmelzende Pinselführung,

sondern auch im Gesicht einen mit lässiger Vornehmheit gepaarten Ausdruck von Sensibilität, der uns einen Blick in das Innere der anmutvollen Frau tun läßt, Eduard Magnus' und Gustav Richters Berliner Damen sind nicht tief, aber immer fein und liebenswürdig. Das Höchste von Eleganz aber hat Ferdinand von Rayski in dem schon 1843 gemalten Bildnis des Meißner Domherrn von Schroeter gegeben, bei dem Schwarz und Violett zu einer Harmonie von größter Vornehmheit vereint sind. Dabei ist die Illusion des Stofflichen — Haar, Rock, Stiefel, Stuhlpolster — mit so breiten Strichen erreicht, daß man viel eher auf die siebziger Jahre raten würde, in denen Carolus-Duran, Bonnat und andre Velazquez die Geheimnisse seiner Pinselführung wieder abzusehen versuchten. Daneben malen alle Künstler auch ganz schlichte Köpfe und Brustbilder. Sie wissen wohl zu unterscheiden, ob es sich um ein Repräsentationsstück oder lediglich um das Festhalten geliebter Züge handelt. In den sechziger Jahren scheint dann das intime Bildnis wieder zu überwiegen. Knaus wählt auch für ganzfigurige Bilder ein kleines Format und sucht ganz trauliche Wirkungen. Dazu kommt der Einfluß der frühen Werke van Dycks, der Bildnisse Rembrandts und Tintorettos. So entstehen die Porträts Lenbachs und Leibls, bei denen das Kolorit auf ein Minimum reduziert, dem Ausdruck völlig untergeordnet erscheint.

Genremalerei war in den dreißiger und vierziger Jahren, zumal in Düsseldorf, fast gleichbedeutend mit Anekdotenmalerei gewesen. Nicht der farbige Eindruck reizte die Künstler, sondern diese suchten für einen guten literarischen Einfall die passende Form. Auch die Besten konnten sich dem Zeitgeschmack nicht entziehen. Waldmüller hat damals nicht mit seinem schlichten Kirchgang im Frühling das Publikum gewonnen, sondern mit den Familienszenen, in denen das Rührsame oder Lehrreiche recht hübsch unterstrichen war, mit der Adoption, dem Abendgebet, Großvaters Geburtstag usw. Der erste deutsche Meister des rein malerisch gesehenen Genrebildes ist wiederum Adolph Menzel. In seiner Jugend ist er ein paarmal sentimental gewesen, in den Guaschen seines Alters verliert er sich in einer Überfülle mosaikartig zusammengesetzter zeichnerischer Details; in seiner besten Zeit aber, die etwa die Jahre 1845—1870 umfaßt, ordnen sich die Figuren, wenn überhaupt welche vorhanden sind, ganz dem malerischen Gesamteindruck unter. Die Zimmerecke, das Schlafzimmer des Künstlers, die stofflich so durchaus uninteressante Atelierwand, vor allem aber die Vorstellung im Théâtre Gymnase, das Bild aus dem Berliner Opernhaus, der Tuileriengarten, der Gottesdienst in der Buchenhalle bei Kösen, der Pariser Wochentag und die wundervolle Serie des Kinderalbums gehören koloristisch zum Köstlichsten, was die deutsche Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Freilich steht Menzel gerade bei den allerkostbarsten Perlen aus dieser Reihe sichtlich unter französischem Einfluß. Aber auch sie erinnern nie direkt an bekannte Vorbilder, auch hier wie bei den Historienbildern hat sich der Meister stets nur das Äußere angeeignet. Von den Berliner Malern haben besonders zwei seinen Einfluß erfahren, Paul Meyerheim, der seine Erlebnisse mit dem Altmeister in Paris und Berlin neulich an dieser Stelle so anschaulich geschildert hat, und Fritz Werner.

Meyerheim, der beste Berliner Tiermaler — genauer ausgedrückt: der beste Maler des Zoologischen Gartens und der Menagerien — sollte diesmal, wie wir sehen werden, von einer andern, heute beinahe vergessenen Seite gezeigt werden und kann deshalb nicht in seinem Verhältnis zu Menzel studiert werden; bei dem greisen, noch in Berlin lebenden Fritz Werner, auf den in der vorjährigen Großen Kunstausstellung wieder die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, kreuzt sich Menzels Einfluß mit dem Meissoniers, bei dem er in die Schule gegangen war. Ein deutscher Meissonier ist er nicht; wenigstens reichen seine Bilder nicht an die besten, einst überschätzten, jetzt viel zu sehr unterschätzten Werke des Franzosen heran. Aber ungemein fein im Ton und liebenswürdig in der Auffassung sind sie, besonders „Der Ausstopfer in seinem Atelier". Daß man in einer Zeit, da in vielen Kreisen die Maler nach der Breite des Pinselstriches eingeschätzt zu werden scheinen, diesen Kabinettstücken wieder seine Aufmerksamkeit schenkt, ist ein bedeutsames Symptom.

Ganz pariserisch in seiner Technik ist der Wiener August von Pettenkofen, von dem man in Deutschland so selten etwas zu sehen bekommt, daß man sich nur darüber freuen kann, ihn hier so reich vertreten zu finden. Seine meist nicht viel mehr als handgroßen Bildchen sind in bezug auf Tonschönheit und Feinheit der Luftstimmung vielleicht das Aristokratischste, was je von einem deutschen Maler geschaffen worden ist. Daß diese ungemein subtile Behandlung auf die gewöhnlichsten Stoffe, ungarische Fuhrwerke, Zigeunerlager und dergleichen, angewendet ist, hat eigentlich einen pikanten Beigeschmack; aber dessen wird man sich nicht bewußt, weil das Stoffliche bei dem Meister überhaupt kaum mitspricht. Die Bildchen wollen bewundert sein wie mattgeschliffene Edelsteine oder kostbare Fayencen. Es gewährt einen eigenen Reiz, sie mit denen Karl Spitzwegs zu vergleichen, die ungefähr die nämlichen Formate besitzen, ihnen an Tonschönheit nahestehen, bei denen aber das Sujet eine so starke Rolle spielt, daß sie auch von künstlerischen Banausen bewundert werden. Wer kennt sie nicht, diese Spitzwegschen Spießbürger, die ihre Pfeifen rauchen, die Morgenzeitung lesen, ihre Blumen begießen oder Kakteen betrachten? Aber sein Gebiet ist doch viel größer, als man gemeinhin annimmt. Er hat auch viele Bilder, wie die Wäscherinnen in Dieppe, rein aus Freude an der malerischen Erscheinung, ohne jeden anekdotischen Beigeschmack gemalt. Neben den Bildern, auf denen die Menschen die Hauptrolle spielen, stehen Landschaften, lauschige Waldgründe oder Ausblicke über Wiesen und Felder, in denen sie als winzige Staffagefigürchen ganz aufgehen. Sehr reichhaltig ist er auch in seinen Luftstimmungen, bei denen heller Sonnenschein, kühle Morgenluft, Dämmerung, Mondschein und selbst Regenwetter abwechseln.

Menzel, Werner, Spitzweg kann man noch als Koloristen bezeichnen, Pettenkofen gehört schon zu den Harmonisten, denen weniger an der kecken Gegenüberstellung, als an der Abdämpfung und Vereinheitlichung der Farben liegt. Dieses Bedürfnis nach ganz diskreten Harmonien und in Verbindung damit nach Vereinfachung der Motive scheint nach und nach allgemein geworden zu sein. Von Knaus finden wir Bilder aus den sechziger Jahren, die ganz auf innige Verschmelzung der Töne gestellt sind, von Vautier einen

„Besuch" von 1870, bei dem wir das Motiv über dem wohltuenden Zusammenklang weißgrauer und graugrüner Töne kaum empfinden. Gerade das, was uns heute an diesen Bildern so sympathisch ist, daß das Motiv sich nicht aufdrängt, wurde von den Zeitgenossen nicht verstanden. Kläglichste Gedankenlosigkeit ist noch einer der gelindesten Vorwürfe, die ihren Meistern gemacht wurden. Den Gipfelpunkt erreicht diese Richtung, wie wir sehen werden, kurz vor 1870 innerhalb der Münchner Schule in dem Kreise Wilhelm Leibls.

Für die Landschaftsmalerei dieser Epoche, die im vorigen Jahre auf der großen Berliner Kunstausstellung so vortrefflich gezeigt worden war, ist mit Rücksicht darauf diesmal der Raum ein wenig knapp bemessen worden. Von Preller, der dort im Mittelpunkte gestanden hatte, finden wir außer seinem früheſten Bilde, dem Eislauf auf dem Schwanensee in Weimar, der aber mehr in das Gebiet der Genremalerei gehört, und den Farbenskizzen zur Odyssee nur zwei kleine Bildchen, von Rottmann ebenfalls fast nur kleine Werke, von Karl Friedrich Lessing ein großes und ein mittleres Bild. Daß man damit nicht hat ausdrücken wollen, diese Männer seien kleiner als Dahl und Friedrich, ist wohl selbstverständlich. Auch hier ist man eben dem Grundsatz gefolgt, das Bekanntere zugunsten des weniger Bekannten zurückzudrängen.

Der Kolorismus spielt in der Landschaft naturgemäß eine ziemlich geringe Rolle. Am stärksten kommt er in der ersten Zeit bei den Berlinern Hildebrandt und Hoguet zum Ausdruck, die zu Isabey nach Paris gingen und sich den leuchtenden bräunlich goldgelben Grundton der Gemälde dieses Meisters so anzueignen wußten, daß man einige ihrer Werke kaum von den seinigen unterscheiden kann. Hildebrandt war ja dann auch der erste, der die ganze Farbenpracht der Tropenwelt uns Deutschen zu erschließen versuchte. Im übrigen scheint der Einfluß der französischen Orientmaler, unter denen Alexandre Decamps die größte Leuchtkraft erreichte, nicht sonderlich groß gewesen zu sein. Wir finden ihn auf der Ausstellung eigentlich nur bei dem „Märchenerzähler" von Wilhelm Gentz vor, bei dem die bunten und bewegten Gruppen im Vordergrunde gut zusammengehalten und in einen wirksamen Gegensatz zu der sonnigen Landschaft gestellt sind. Im allgemeinen fiel gerade der Landschaft die Aufgabe zu, den Kolorismus zu überwinden, von dem theatralischen Pompe zur schlichten Naturwahrheit, von der Buntheit zur einfachen Tonschönheit zurückzuführen. Überall in der Ausstellung begegnen wir ganz schlichten Naturausschnitten, die aus bräunlichen und grünen Tönen gewirkt sind. Fünf Städte treten hier hauptsächlich hervor: München, Frankfurt, Düsseldorf, Berlin und Weimar.

In München war Christian Morgenstern der erste große Stimmungslandschafter im modernen Sinne. Weil er Hamburger war, muß man ihn in den Hamburger Sälen suchen. Dorthin aber weist ihn weder seine Naturauffassung noch die Wahl seiner Motive. Das Beste seines technischen Vermögens scheint er seinem Aufenthalte auf der Kopenhagener Akademie verdankt zu haben, seine Motive entnahm er mit wenigen Ausnahmen nicht der norddeutschen Tiefebene, sondern dem Gebirge, erst Norwegen und dem Harze, später Oberbayern oder der bayrischen Hochebene. Von französischen oder

englischen Einflüssen ist bei ihm nicht viel zu entdecken; er macht den Eindruck eines Autodidakten, eines begeisterten Naturfreundes, der die Dinge unbefangen ansieht und sie ungeschminkt wiedergibt. Seine Bilder sind schlichter als die Friedrichs, weniger herb als die Dahls. Auch Eduard Schleich, der doch in Belgien und Frankreich gewesen ist, zeigt in seinen Bildern aus dem Dachauer Moos wenig von den dort gewonnenen Lehren. Der Eindruck, den man im vorigen Jahre von ihm empfing, bestätigt sich auch hier; seine Zeichnung ist oft flau, seine tiefblauen, mit braunen Vordergründen kontrastierenden Fernen haben etwas Konventionelles. Adolf Lier, der ganz vortrefflich vertreten ist, steht dagegen völlig im Banne Barbizons. Der „Pflügende Bauer" von 1863 und die Landschaft aus Münchner Privatbesitz zeigen den vornehmen Ton und die kraftvolle Behandlung der Bäume seines großen Lehrers Dupré.

Nur einer ist den Franzosen ebenso nahe, wenn nicht noch näher gekommen, der herrliche Wiener Jakob Emil Schindler. Es ist sehr schade, daß die Galerie des Belvedere, die ihre schönsten Waldmüller hergegeben hat, nicht ebenso freigebig mit den köstlichen Werken dieses Meisters gewesen ist. Der Münchner Schule sind auch die in der Isarstadt lebenden Schweizer wie Frölicher und Stäbli zuzurechnen, die unmittelbare französische Einflüsse mit denen ihrer Münchner Lehrer verquicken, sich dabei aber doch eine gewisse eidgenössische Urwüchsigkeit gewahrt haben. Gerade diese Kraft vermißt man nun bei den Mitgliedern der Frankfurt-Cronberger Schule. Es sind liebenswürdige und feine Menschen, diese Burger, Burnitz, Eysen; aber sie kommen doch nicht recht über eine etwas allgemeine Tonschönheit hinaus. Ihren Bäumen fehlt das Mark, ihren Hintergründen die Tiefe. Im Gegensatz zu ihnen sind die Düsseldorfer recht schwach vertreten. Während von Burnitz elf Bilder ausgestellt sind, von denen vier oder fünf zur Umschreibung seines künstlerischen Charakters vollkommen genügt hätten, fehlen Männer wie Munthe und Öder vollständig. Höchst interessant sind ein paar frühe Bilder von Gregor von Bochmann, eine Landschaft mit Mähern und ein Schäfer mit seiner Herde. Wie bei den Werken aus Daubignys mittlerer Periode sind alle Lokalfarben auf ein feines Grau herabgestimmt. Der Eindruck, der dadurch erzeugt wird, ist aber nicht Trübseligkeit, sondern zurückhaltende Vornehmheit, die den Mund nicht voll zu nehmen, sondern nur ein paar Töne leise anzuschlagen braucht, um eine Fülle von Empfindungen in uns zu erwecken. Die Silhouetten der Figuren sind ein wenig scharf, aber mit außerordentlich feiner Linienempfindung umrissen. Ähnliche Tendenzen verraten „die Gänsewiese" von Johann Christian Kröner und die Waldstudie von Eugen Dücker. Von den Berlinern ist uns Bennewitz von Loefen der ältere, der schlichte und aufrichtige Maler der märkischen Kiefernwälder und Seen, durch die Ausstellung des vorigen Jahres wieder völlig vertraut geworden. Aus genau derselben Zeit (1863—1865) aber finden wir auch Frühwerke von Paul Meyerheim, die diesen Bildern an Feinheit des Tones nicht nachstehen und ihnen zeichnerisch noch überlegen sind, und eine freudige Überraschung bringt uns die große Landschaft mit Reifenspielern von Albert Hertel, dem Vorsteher des Meisterateliers an der Berliner Akademie. Wie

hier die farbigen Kleider der Damen im kühlen Schatten des Abends mit dem Rasen und den Bäumen zu einer Harmonie von höchster Distinktion zusammengestimmt sind, während die hügelige Ferne noch im hellen Scheine der sinkenden Sonne glänzt, das ist meisterhaft. Wir Jüngeren stehen mit Beschämung, mit einem Gefühl, als sollten wir Abbitte leisten, vor diesen Bildern. Weil die späteren Werke dieser Künstler den Idealen einer neuen Generation nicht mehr entsprachen, haben wir es oft an dem nötigen Respekt vor ihnen fehlen lassen. Und nun sehen wir uns hier Werken gegenüber, die viel höher stehen als manches, was wir bewundernd in den Himmel hoben. Aus Weimar endlich hat man wieder den nunmehr endgültig der Kunstgeschichte gewonnenen Karl Buchholz und neben ihm den gefeierten Theodor Hagen in den Vordergrund gerückt. Daß sie aber hier nicht allein standen, beweisen die großen und groß empfundenen Landschaften Gleichen-Rußwurms und die kleineren Werke von Ernst Henseler, Weichberger, Hoffmann-Fallersleben und andern. Es mag richtig sein, was uns von ihnen und ihren Freunden versichert wird, daß viele von diesen Meistern nie ein Bild von Rousseau, Dupré oder Daubigny gesehen haben. Die Verwandtschaft ihrer Werke mit den französischen kann trotzdem nicht weggeleugnet werden. Haben sie die neue Darstellungsweise nicht aus erster Hand gekannt, so doch aus zweiter, aus den Werken der Lier, Brendel, Meyerheim, die in Paris gewesen waren. Es sind Wellenschläge derselben Strömung, die schon vor 1830, zum Teil unter englischem Einfluß, in Frankreich entstanden war und ihre Hochflut in den Werken der Meister von Barbizon erreicht hatte.

Noch auf einen Maler sei mit ein paar Worten hingewiesen, der sich keiner Schule eingliedern läßt, einen bis vor kurzem fast ganz Vergessenen, seit einigen Jahren aber wieder Hochgepriesenen: Teutwart Schmitson. Während Brendel, Meyerheim, Bochmann im Anschluß an Troyon Schafherden, Burnier ebenfalls im Anschluß an Troyon und Baisch unter dem Einfluß von Maris Kühe malten, ist er der beste deutsche Maler des Pferdes, nicht des durch lange Zucht veredelten Reit- und Rennpferdes, wie es Krüger und Steffeck gemalt hatten, sondern des ungezähmten Pferdes in seiner wilden Schönheit. Seine besten Studien hat er in den ungarischen Steppen gemacht. Diese zu Rudeln zusammengetriebenen, im Schnee stampfenden oder im Regen erschauernden, auf die Weide oder an die Tränke geführten langmähnigen Tiere sind mit einer Kraft und einer Schönheit der Farbe geschildert, für die ich in der europäischen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts kaum ein Gegenstück kenne. Rosa Bonheurs Bilder wirken geleckt daneben. Von den Deutschen kommt ihm Adolph Schreyer am nächsten.

So stellt sich uns das Bild der deutschen Malerei um 1865—1870 wesentlich anders dar, als es uns bisher gezeigt worden war. In der französischen Kunstgeschichte wußten wir es längst, daß die fünfziger und sechziger Jahre einen Höhepunkt bedeuten, daß dieser aber nicht in den Schlachtenmalereien und Historienbildern der Akademiker, sondern in den reifen Schöpfungen von Corot und Rousseau, von Courbet und Millet zu suchen ist. In Deutschland sahen wir auf der einen Seite das allmähliche Aussterben der älteren Schule,

der Preller, Richter, Schwind, Rethel, Steinle; auf der andern eine äußerlich prunkende, innerlich meist hohle Großmalerei. Ludwig Richter, der 1871 in sein Tagebuch schrieb, jetzt gehe alles auf äußeren Glanz und Schein, schien recht zu haben. Die Unterströmungen waren uns verborgen, oder wir sahen doch wenigstens nur ein paar Männer, wie Böcklin und Feuerbach, sich gegen ihre Zeit auflehnen. Erst mit Leibl und seinem Kreis und dann vor allem mit der Freilichtmalerei schien neues Leben in die Kunst zu kommen. Jetzt beginnen wir die Kontinuität der Kunst zu erkennen. In ganz Deutschland ist in der jungen Generation eine Vorliebe für schlichte Vorwürfe, ein Suchen nach ruhiger Tonschönheit eingetreten. Freilich muß man sich diese Werke in allen Sälen und selbst Stockwerken der Ausstellung zusammensuchen, während die vorher genannten Böcklin, Feuerbach, Leibl in harmonischen Gesamtausstellungen vorgeführt werden.

VIII.

Leibl, Feuerbach, Böcklin sind die drei Heroen, die im unteren Stockwerk der Nationalgalerie dominieren. Ihnen hat man, vielleicht mit etwas geringerem Recht, die drei Männer angegliedert, die als die hervorragendsten unter den lebenden Meistern erschienen, Liebermann, Thoma und Trübner; ferner Hans von Marées, den Lehrer einer bedeutenden, hier nicht mehr zur Anschauung gebrachten Schule von Malern und Bildhauern, einige Freunde von Leibl, endlich Lenbach, Defregger und ein paar Maler, die sich schwer den andern Schulen eingliedern ließen. Das historische Moment ist hier dem ästhetischen gewichen. Man wollte keine gerechte, sondern eine schöne Ausstellung veranstalten, das zeigen, was aus der Kunst der sechziger und siebziger Jahre unserm heutigen Empfinden am nächsten steht.

Die beiden Kabinette, die uns das Schaffen Wilhelm Leibls vom Anfang, von dem Bildnis seines Vaters (1866) und seiner Schwester an bis zu den Frauen in der Kirche von 1882, d. h. bis zu dem Punkte, wo er anfing, allzu glatt und zuweilen beinahe süßlich zu werden, in fast absoluter Vollständigkeit vorführen, gehören zu den Glanzpunkten der ganzen Ausstellung. Leibl ist einer der ganz wenigen deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts, die schlechthin Vollendetes geschaffen haben, bei denen man keinen einschränkenden Vergleich mit irgendeinem alten Meister zieht und deren Werke man deshalb ohne Bedenken in die Museen klassischer Kunst eingliedern würde. Sein Gebiet ist freilich sehr eng. Man denkt an das Wort Böcklins, daß Leibl nie einen laufenden Menschen gemalt habe und es auch gar nicht könne, da er nur etwas zu malen imstande sei, das vor ihm hübsch still hielte. Auch im Verhältnis zu Courbet, der wundervolles nacktes Fleisch und köstliche Landschaften gemalt hat, ist er einseitig. Aber es ist nicht nur das. Er hat auch nichts gemalt, das den Geist des Beschauers über den Gegenstand hinausführte, wie man bei Corot an die linde Luft und das Vogelgezwitscher und Insektengeschwirr des Frühlings oder bei Böcklin an das Brausen des Meeres denkt. Man sagt bei Leibl nie: „Wie herrlich ist das", sondern immer nur: „Wie sprechend ist dieser Mund, wie lebendig ist dies Auge modelliert", oder:

„Wie steht dieses Rot zu diesem Grau!“ Er hat nie etwas gewollt, was er nicht gekonnt. Aber wir lechzen bei ihm schließlich danach, nur einen Versuch, nur die flüchtigste Skizze zu sehen, auf der er einen höheren Flug nehmen möchte, und verbrännte er sich die Flügel dabei. Leibl ist eine seltsame Erscheinung in einer Zeit, in der jeder gern einen Kopf größer erscheinen möchte als er ist.

Seine Freunde und Schüler, die man in den Nebenkabinetten gruppiert hat, sind freilich noch bescheidener als er. Sie beschränken sich nicht nur auf die von ihm betretenen Gebiete und gehen vom stillsitzenden Menschen sogar mit Vorliebe zur toten Natur über, sondern begnügen sich auch damit, seine Technik, dieses Nebeneinandersetzen fast quadratischer Tupfen, zu übernehmen. Aber bei ihnen bedauert man diese Bescheidenheit nicht. Wer nur ein kleines Licht besitzt, setzt es besser in ein kleines Zimmer, statt einen Fackeltanz damit aufzuführen. Es sind schlechte und rechte Schulbilder, diese Werke von Theodor Alt, Hirth du Frênes, Charles Schuch, Otto Scholderer, Johann Sperl. Einige von ihnen zeigen nur den Einfluß Leibls, andre schließen sich direkt an sein großes, übrigens niemals von ihm sklavisch nachgeahmtes Vorbild Courbet oder an dessen Brüsseler Schüler, wie Baron und Dubois, an. Der selbständigste und interessanteste unter ihnen ist zweifellos Wilhelm Trübner. Ihm aber neben den bescheidenen Kabinetten des Meisters einen ganzen großen Saal einzuräumen, war denn doch ein zu gewagtes Unternehmen. Sein Hauptverdienst in seiner Frühzeit war sein vollendeter, unfehlbarer Farbengeschmack. Es gibt bei ihm auch nicht die leiseste Disharmonie, obwohl er viel apartere Töne wählt als Leibl. Aber wie oft ist er dafür in der Komposition geschmacklos, und wie oft verfällt seine Zeichnung in Flauheit! Der die Zeitung lesende Mohr, die Dame auf dem Kanapee, Bilder, bei denen die menschliche Figur rein als Teil eines Stillebens behandelt ist, sind Kabinettstücke im vollsten Sinne des Wortes; aber seine großen Bildnisse fallen einem etwas auf die Nerven, wenn man sie häufig sieht — es ist, als habe der Maler das Unsympathische der Modelle noch unterstreichen wollen —, und einen Vorwurf, wie den toten Christus, rein als technisches Bravourstück zu behandeln, das verzeihen wir vielleicht einem Mantegna, aber keinem Trübner. Auch Thoma, dem ebenfalls ein ganzer Saal zugewiesen worden ist, hat eine Zeitlang unter dem Einflusse Leibls gestanden, aber die dunkle Periode erscheint bei ihm nur wie ein kleines Intermezzo. Vielleicht das reizvollste seiner hier ausgestellten Bilder ist ein ganz helles, lufterfülltes Interieur mit einem die Bibel lesenden Mann und einer strickenden Frau von 1876, das auf die spätere Freilichtmalerei vorzudeuten scheint. Aber ähnliche Versuche hat er auch schon gemacht, ehe er mit Leibl in Berührung kam, und nicht weit davon hängt ein Bild mit einem am Fenster sitzenden Geiger von 1861 von Scholderer, das 1885 — oder aber auch 1840 gemalt sein könnte.

Woher kommt nun dieses Schwelgen in dunklen Tönen, das wir gegen 1870 mit einemmal in München finden? Es ist keineswegs auf den engeren Leiblschen Kreis beschränkt. In den anstoßenden Räumen der Ausstellung begegnen wir Bildern von Defregger, die eine ganz ähnliche Skala durch

Braun und Grau gebrochener Töne zeigen, ferner einer Bauernstube von Harburger, die Sperl gemalt haben könnte, einer Dame mit rotem Barett von Habermann, die die Leiblsche Technik, aber dabei schon eine echt Habermannsche Keckheit zur Schau trägt; und ähnlich steht es mit Werken von Albert v. Keller, Wilhelm v. Diez und andern. Nur daß alle diese Künstler selbständiger sind als Alt und Hirth und Schuch. Courbet, der 1869 München besuchte und von den jüngeren Künstlern stürmisch gefeiert wurde, kann diese Wandlung allein nicht hervorgebracht haben. Man feiert auch weniger das ganz Ungewohnte so als das, worin man die schon vorhandene eigene Sehnsucht verwirklicht sieht. Aus der bloßen Reaktion gegen die Piloty-Schule kann die Bewegung auch nicht erklärt werden. Bemerkenswert ist allerdings, daß die meisten dieser jungen Maler nicht aus ihr, sondern aus der Schule Arthur v. Rambergs hervorgegangen sind, der leider in der Ausstellung unverdient vernachlässigt worden ist. Vielleicht hat auch Lenbach auf sie eingewirkt, der nach einer Zeit realistischer italienischer Bauernszenen, zum Teil in grellem Sonnenlicht, Rembrandtsches Helldunkel und Tintorettosche Vornehmheit zu vereinigen strebte. Es muß eigenen Forschungen vorbehalten bleiben, alle diese Faktoren bloßzulegen. Freilich darf man darüber nicht vergessen, daß es sich nur um eine, obendrein ziemlich rasch vorübergehende Unterströmung handelt. Die tonangebenden Persönlichkeiten waren damals noch Piloty, Lindenschmit, Liezenmayer, und von diesen erfahren wir auf der Ausstellung so gut wie nichts.

Leibl wird Juli 1867 in der Kunstchronik ein „vielversprechendes Talent", 1869 „der talentvolle Porträtmaler" genannt; sonst ist von ihm und seinen Freunden kaum die Rede. Mit viel größerer Aufmerksamkeit wurde das aufstrebende Talent Viktor Müllers verfolgt, dessen Bilder ja viel poetischer in der Erfindung sind und im Vortrag weniger von dem Hergebrachten abweichen. Vielleicht bereiten sie uns gerade deshalb auf der Ausstellung eine Enttäuschung. Von Leiblscher Feinheit ist in ihnen nicht viel und von Feuerbachschem Trotz und Himmelsstürmen noch weniger zu spüren.

Feuerbach steht seit dem Erscheinen der zweiten Auflage von Allgeyers monumentaler Biographie wieder im Vordergrund des künstlerischen Interesses; er bildet gewissermaßen den Mittelpunkt der Ausstellung und zugleich ihr tiefstes Problem. Wir können die Lektüre dieses wundervollen und ergreifenden, von Carl Neumann mit größter Liebe und Sorgfalt durchgesehenen und ergänzten Buches nur aufs wärmste empfehlen. Die bald himmelhoch jauchzenden, bald gänzlich verzweifelnden Ergüsse dieses „Zerrissenen" geben uns den Schlüssel zur Tragik seines Lebens. Dieses Tragische liegt nicht allein in dem Unverstand oder Übelwollen der Mitwelt, sondern vor allem im Charakter des Mannes selbst. Die Ausstellung, in der fast alle seine Werke vereinigt sind, gibt uns aber noch eine zweite Erklärung. Feuerbachs Bilder können nicht mit dem „Wohlwollen" beurteilt werden, das man tüchtigen Werken zweiten Ranges entgegenbringt; sie haben etwas, das den Vergleich mit dem Allerhöchsten der gesamten Kunstgeschichte herausfordert. Legt man aber diesen höchsten Maßstab an, so fällt gerade bei den Hauptwerken der Vergleich zu

ungunsten unsres Künstlers aus. Weder der „Aretino“ noch der „Hafis“, noch das „Gastmahl“, noch die „Amazonenschlacht“, noch der „Titanensturz“ haben das Überwältigende, das alle Kritik verstummen läßt. Durchaus Vollendetes hat Feuerbach nur in dem Bildnis seiner Mutter, in ein paar Brustbildern der Römerin Nanna, in einigen seiner grandiosen graugrünen Felsenlandschaften und vielleicht in der einen Iphigenie geschaffen. Wer nach den Sternen greift, der darf sich nicht beklagen, wenn ihm das Glück versagt bleibt, das oft viel kleineren, sich bescheidenden Geistern zuteil wird. Die Zeitgenossen sahen nur das Vollbrachte, sie sahen nicht das ungeheure Wollen, das uns ehrfürchtig erschauern läßt. Feuerbach steht in der Nachbarschaft der Cornelius und Rethel, aber nicht in der Reihe der Tizian und Rubens.

Viel kleiner noch war das Vollbringen des andern großen Ringenden, dessen Werke man unmittelbar neben die Feuerbachs gehängt hat, Hans v. Marées. Und doch war dessen Geschick weniger tragisch. Er sah sich von einer liebenden und verständnisvollen Schar von Freunden und Schülern umgeben, und er war sich wohl auch bewußt, daß seine Rolle die des Problemlösers und Pfadfinders, nicht die des Erfüllers war. In Raumproblemen, Linienproblemen und Farbenproblemen sah er seine Aufgabe. Das „L'Art pour l'Art“ ist bei ihm auf die Spitze getrieben. Wenn er nackte Gestalten in einer idealen Landschaft malt, so erfahren wir nichts von ihrem inneren Leben, sie verkörpern nur die Begriffe des Stehens, Sitzens, Sichbückens, Greifens oder sind dazu da, den Raum zu gliedern oder mit der Farbe ihres Fleisches einen Kontrast zum Grün der Bäume zu bilden. Deshalb kann man ihn auch nicht mit Puvis de Chavannes vergleichen, der viel naiver schuf und dessen Bilder immer einen Weg zu unsrer Seele finden. Marées war der große Prophet eines Messias, der noch nicht erschienen ist. Die besten Früchte haben seine Lehren bisher bei einem Bildhauer, Adolf Hildebrand, getragen.

Glücklicher als sie beide, Feuerbach und Marées, war der dritte, Arnold Böcklin; erlebte er doch noch eine Zeit des Ruhmes, die fast eine Apotheose zu nennen war. Sein „Fall“, der in der letzten Zeit soviel Staub aufgewirbelt hat, findet in der Ausstellung keine Lösung, weil nur die erste Hälfte seines Schaffens und auch diese ohne die Werke aus Basel und der Schackgalerie vorgeführt wird. Das Buch Meier-Gräfes war, wenn nicht notwendig, so doch erklärlich, denn die Bewundrer des Meisters waren dazu gekommen, aus seinen Mängeln besondere Tugenden zu konstruieren. Diese Mängel zeigt die Ausstellung an einigen Beispielen recht deutlich, aber sie bietet uns auch frühe Landschaften von der allerhöchsten Schönheit und Bildnisse, die von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen worden sind.

Mit Max Liebermann klingt die Ausstellung aus; mit ihm aber lüftet sie auch den Vorhang von dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, das in ihr nicht mehr zu Worte gekommen ist. Liebermann ist der erste Freilichtmaler und der erste eigentliche Armeleutemaler in Deutschland. Mit der Kühnheit eines jungen Riesen bricht er alle Brücken ab und verkündet, aus Paris zurückgekehrt, ein neues Dogma, in dessen Bann noch heute ein großer

Teil der deutschen Künstler steht. Wie man sich auch zu dieser Entwicklung stellen mag, unmittelbare Fühlung mit der Natur, frischen Erdgeruch wird man den Jugendwerken dieses herzhaft zugreifenden Mannes nicht absprechen können.

Auf irgendwelche Vollständigkeit kann unser Überblick über die Ausstellung keinen Anspruch machen. Viele Namen — und nicht die schlechtesten — wird der Leser vergeblich suchen. Aber es kam uns ja nicht darauf an, möglichst viele Künstler zu nennen, sondern darauf, Strömungen nachzugehen und für diese charakteristische Beispiele anzuführen. Die große Umwälzung unsres Urteils, die manche erhofft haben mögen, hat uns die Ausstellung nicht gebracht; aber sie hat unsre Erkenntnis an den verschiedensten Punkten glücklich ergänzt und uns einen hoffentlich lange nachwirkenden Ansporn zu vertieftem Studium unsrer Kunst gegeben. Vor allem aber warnt sie uns vor Einseitigkeit. Wer Koch und Friedrich, Schwind und Krüger, Knaus und Spitzweg, Leibl und Feuerbach, Böcklin und Liebermann lieben gelernt hat, der kann sich von „Richtungen" nicht mehr gefangen nehmen lassen. Wir erkennen von neuem, daß Hellmalerei und Dunkelmalerei, Spitzmalerei und Breitmalerei, Kolorismus und Harmonismus nur Ausdrucksformen sind, die mit dem Wesen der Kunst nichts zu schaffen haben; daß auch das Gegenständliche erst in zweiter Linie mitspricht, und daß es in der Kunst nur auf die Persönlichkeit des Künstlers ankommt und auf sein Vermögen, dem, was er empfindet, die rechte Form zu geben.

Alter und Name des Salamanders.

Worte haben ihre Geschichte. Aber es wäre eine unmögliche Aufgabe, wenn man den Versuch wagen würde, den ganzen Wortschatz geschichtlich zu behandeln. Ein solcher Versuch würde ebenso sicher scheitern, wie wenn ein Geschichtsforscher in einer „Geschichte der Deutschen" Biographien aller Angehörigen unsres Volkes liefern wollte. Unsre großen Wörterbücher unternehmen eigentlich immer die unmögliche Aufgabe. Nicht jedes Wort hat eine Geschichte; und wie wir uns unmöglich für die Geschichte zu vieler Mitmenschen interessieren können, so verdient auch nur ein kleinerer Ausschnitt unsres Wortschatzes eine geschichtliche Behandlung.

Aber unter der immerhin noch beträchtlichen Zahl von Worten, die eine Geschichte haben, heben sich einige besonders ab, deren Geschichte der Gegenstand des allgemeinsten Interesses ist, ohne daß die Sprachwissenschaft die Neugier und den Wissensdrang von Tausenden und Abertausenden befriedigt.

Wie oft erhebt sich die Frage nach der seltsamen Benennung des Salamanders, ohne dessen Übung kein Fest heute mehr gedacht werden kann! Wie oft wird der Etymologe, der Sprachforscher nach dem Wort ausgefragt! Und noch immer lautet der Bescheid so unsicher wie der Bescheid unsrer Wörterbücher: Ursprung dunkel.

Wenn der Etymologe die Aufgabe hat, Sache und Wort in Einklang zu bringen, so sträubt sich unser Wort entschieden, sich eine Verbindung mit dem zoologischen Salamander gefallen zu lassen. Da zieht sich der Wortforscher mit einer beliebten Skepsis zurück; aber der Nichtfachmann hält sich nunmehr für berechtigt, die Hilflosigkeit und Verzagtheit der Sprachwissenschaft mit schönen Mutmaßungen auszufüllen, und Mythenbildung bekommt freie Bahn.

So ist es unserm Worte in reichem Maße ergangen. Es gibt mehrere Erklärungen, die immer von neuem wieder als neue Weisheit auftauchen. Schon oft sind Zeitschriften und Tagesblätter voll von unmöglichen Theorien über das Wort gewesen.

Von all den Theorien sind diejenigen völlig abzulehnen, die den Namen des Kommersritus von dem Tiernamen losreißen wollen. Der Gleichklang ist nicht äußerlich oder zufällig, sondern muß als feste Basis für jede Deutung behandelt werden.

Während heute keine Stadt zu klein und zu unbedeutend ist, daß nicht in ihren Mauern das Exercitium Salamandri bei feierlichen Anlässen geübt würde, kannten in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts noch nicht einmal alle Universitätsstädte die Übung. Ja um 1850 herum wurde nur in den Studentenkreisen einiger weniger Hochschulen Salamander gerieben. Wenn so der Salamander noch um 1850 in weiteren Kreisen fast unbekannt war, so treffen wir bei Schriftstellern vor 1850 unser Wort nicht an. Nur ein einziges Mal ist es bezeugt in dem Machwerk eines verbummelten Pseudo-Studenten. Wir besitzen aus dem Jahre 1846 ein umfängliches Wörterbuch der Studentensprache, das den Salamander zum ersten Male anführt

und mit Namen nennt. Der Verfasser des Wörterbuches nennt sich Vollmann, aber wie neuerdings der beste Kenner der studentischen Literatur, Herr Bibliothekar Fabricius in Marburg, festgestellt hat, verbirgt sich hinter dem Pseudonym ein verbummelter Gymnasiast, der sich 1840—1842 studierenshalber in München aufhielt, nachdem er es vorher bis zur Tertia des Wetzlarer Gymnasiums gebracht hatte ohne zu absolvieren. Das Ganze ist ein elendes Machwerk, aus dem nur der Sprachforscher dann und wann eine brauchbare Tatsache entnehmen kann. Wir dürfen demnach wohl vermuten, daß ein schweizerischer Verfasser namens Gräßli etwa um 1840 Wort und Sache, sei es in Wetzlar, sei es in München, vielleicht allerdings auch an einem andern Musensitze kennen gelernt. Dieses früheste Wortzeugnis, über das hinaus sich bisher kein älterer Beleg hat beibringen lassen, eröffnet die Geschichte unsres Wortes mit folgender eingehender Erörterung:

„Beim Salamander, der zu Ehren eines Studio gerieben wird, werden die Burschen an den Tafeln in Kränze geteilt und diesen Aufseher oder Exerziermeister vorgesetzt, hierauf die Gläser gefüllt und sodann auf dem Tische unter Aussprechung der Worte „Salamander Salamander" gerieben, bis vom Senior das Kommando 1 ertönt. Nach diesem ist eine kleine Pause und sodann wieder fortgesetztes Reiben bis zum Kommando 2, nun nochmals Pause und Fortsetzung bis 3. Nach diesem Kommando wird das Quantum bis auf die Nagelprobe geleert, die Gläser aber erst mit dem Kommando 4 auf den Tisch gesetzt. Während des Reibens müssen die Deckel der Gläser offen und in den Pausen bei Strafe geschlossen sein; wer sich dagegen verfehlt oder zu spät trinkt, muß von den Aufsehern verzeigt und nachexerzieren, d. h. den Akt wiederholen, bis er vom Senior für legal erklärt ist."

Zu dieser Stelle fügt sich ein weiterer Bericht desselben Buches:

„Der Biersalamander ist ein Bierspiel in 3 Tempos, bei welchem die ganze Gesellschaft die Gläser reibt, auf das Kommando 1 und 2 des Seniors einhält und endlich auf das verhängnisvolle 3 trinkt bis auf die Nagelprobe, sodann wieder reibt und mit dem Kommando 4 aufhört. Jeder, der nicht nach dem Kommando oder zu früh reibt, muß nachexerzieren und zur Strafe das Duplum reiten. Der Salamander wird nur zu Ehren und bei Ehrenanlässen gerieben."

Dies sind unsre frühesten Belege für das Wort Salamander. Aber die Sache muß doch schon früher angesetzt werden. Wir treffen nämlich in einem Wörterbuch der Studentensprache 1831 folgenden Eintrag:

„Reiben ist eine Zeremonie, die fast einzig und allein bei dem Schnapstrinken Sitte ist. In der Regel kommandiert jemand aus der trinkenden Gesellschaft, worauf dann alle Mittrinkenden die Gläser ergreifen, auf dem Tische damit reiben, nach geschehenem Reiben das Glas an das linke und rechte Ohr, dann an die Nase setzen und endlich, nachdem dieser edle Stoff alle benannten Teile wenigstens mit seinem Geruche erfreut hat, kann der Trinkende das Glas leeren, muß aber dasselbe sogleich, nachdem er es ausgetrunken hat, mit einem derben Klopfen auf den Tisch stellen. Diese Erfindung schreibt sich erst aus den neueren Zeiten her." So auffällig es ist, daß das Wort Salamander in dieser Definition völlig fehlt, so kann man doch die Verwandtschaft des Schnapssalamanders mit dem Biersalamander nicht leugnen. Aber auch so kommen wir chronologisch doch nicht erheblich von der Stelle. Es ist in sich sehr unwahrscheinlich, daß erst im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Trinkzeremonie auf unsern Hochschulen entstanden sein könnte. Je weiter wir in der Neuzeit voranschreiten, um so mehr verliert der Saufteufel an Herrschaft, und je weiter wir von der Gegenwart aus rückwärts schreiten in der Geschichte unsrer Universitäten, um so allmächtiger ist die Herrschaft des alten Erblasters. Eine derartige allgemeine Erwägung spricht entschieden dafür, daß die Sitte des Salamanderreibens schon Jahrhunderte alt ist. Woher dann eine so neue Benennung, wie es der Name Salamander tatsächlich ist? Dieses seltsame Wort war von Hause aus sicher nicht der Name der Zeremonie, es war nach dem Bericht Vollmann-Gräßlis ein gemurmeltes Zauberwort innerhalb der Zeremonie. Diese Zeremonie selbst aber

hatte den Anstrich von Zauberspuk, sieht einer Geisterbeschwörung ähnlich. Wir alle kennen nun eine klassische Beschwörungsformel, in der das Wort Salamander die am meisten hervorstechende Stelle einnimmt:

Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen.

Das ist der Zauberspruch, mit dem Faust den dämonischen Pudel bannt, der sich ihm auf dem Osterspaziergange angeschlossen hat. Kann das mehrmalige Murmeln des Wortes Salamander (bei Vollmann) nicht eine Andeutung eines solchen Zauberspruches sein, der mit einem so charakteristischen Worte beginnt? Alles dreht sich jetzt um das Verhältnis der verblaßten Zauberformel bei dem Salamanderreiben zu dem „Spruch der Viere" in Goethes „Faust". Es ist völlig unmöglich, Goethes Beschwörungsformel als den Ausgangspunkt der studentischen Benennung anzusehen. Die Wahrscheinlichkeit spricht umgekehrt dafür, daß Goethe seinerseits den „Spruch der Viere" irgendwoher übernommen hat. Es ist der Forschung bisher nicht gelungen, den Ursprung der Beschwörungsformel festzustellen. Aber eine andre Beschwörungsformel im „Faust" deutet uns doch auf eine wichtige Spur. In Auerbachs Keller zaubert Mephisto mit seltsamen Gebärden den Studenten den Wein aus dem Tisch und murmelt dabei die Formel:

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock.

Man weiß schon lange, daß Goethe diese Verse bekannten Kinderreimen entnommen hat, die am Mittelrhein überall geläufig sind („Troß, troß, trüll, der Bauer hat ein Füll'"). Goethe hat hier aus dem bunten Wechsel von kurzen Reimpaaren zwei dazu geeignete Kurzzeilen zu einer Zauberformel gestempelt, aber jedenfalls hat er die Verse entlehnt. Und sollte er nicht so auch den „Spruch der Viere" entlehnt haben? Es war gewiß keine Zauberformel, die er einem Höllenzwang und Schwarzkünstlern verdankt. Fausts Beschwörungsformel wird aus einem harmloseren Bereiche stammen, der allerdings wohl nicht überall bekannt war. Der studentische Bereich einer solchen Zauberformel läßt sich nur vermuten, aber nicht beweisen. Wir begründen den Verdacht damit, daß die Szene des Salamanderreibens in den ältesten Zeugnissen durchaus den Eindruck einer Beschwörungsszene macht. Die Zeremonien, wie sie beim Salamanderreiben in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, beim Schnapssalamander üblich waren, reichen gewiß weit zurück über die Entstehungszeit von Goethes „Faust", gehen wohl in das 16. Jahrhundert zurück. Wir dürfen vielleicht den Zechritus unter einem andern Namen in der Trunkenlitanei von Fischarts Gargantua wieder erkennen. Im 16. und 17. Jahrhundert hört man oft von einem Zechritus, der den seltsamen Namen Kurl-Murl-Puff hat. Mit seltsamen Gebärden, wie sie vielleicht Mephisto in Auerbachs Keller anwenden mochte, vollzog sich der Ritus; er bestand aus viel seltsamen Schnaken und Possen, wie ein alter Komment von 1633, allerdings ohne Details, versichert. Wir werden uns unter diesen Possen wohl die Faxen zu denken haben, wie sie beim Schnapssalamander 1831 bezeugt sind. Sie spielen auch im Studentenliede eine Rolle:

Ich nehm mein Gläschen in die Hand
Und fahr damit ins Unterland,
Ich hol das Gläschen wieder hervor
Und halt's ans recht' und linke Ohr.

Wenn derartige seltsame Faxen weit in die Vergangenheit zurückgreifen, so hat auch ihr alter Name Kurl-Murl-Puff eine lange Geschichte. Er klingt wie eine Begleitung zum Schlußakt der Zeremonie, zum Aufstoßen der Schnapsgläser. Aber der Ritus selbst sollte eine Beschwörung travestieren. Man kann dies noch insbesondere schließen aus der seltsamen Tatsache, daß ein abgekürztes Kurle-Murle auch als Zauberformel auftritt. Wir lesen in dem „Sonnenwirth" von Hermann Kurz (1885) S. 107:

„So kann ich auch hexen; ich sag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen." So steht neben dem alten Zechritus des Kurl-Murl-Puff eine Zauberformel, wie neben dem Ritus des Salamanders Zauberformel und Zauberspruch. Der ältere Schnapssalamander, der dem Biersalamander vorausgegangen ist, war von Hause aus gewiß nichts andres als der Kurl-Murl-Puff; die Sache selbst ist alt, sie hat nur ihren Namen gewechselt.

Der auffällige Name des Salamanders als eines Zechritus gehört gewiß nicht der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Er muß zurückweisen auf die Zeiten der Alchimie. Am Ausgange des Mittelalters noch in den Werken des berühmten Theophrastus Paracelsus herrscht der Glaube an überirdische Elementargeister, die im Feuer hausten. Eine Parodie des alchimistischen Zauberunfugs scheint sich in das Trinkerzeremoniell des 16. Jahrhunderts gerettet zu haben. Nehmen wir an, daß mit Branntwein eine Art Libation veranstaltet, der Stoff entflammt wurde und seltsame Gesten dem Trinken vorausgingen, so hat man wohl eine Parodie auf den verbreiteten Unfug von Alchimisten und Schwarzkünstlern. Wie ließe sich im 19. Jahrhundert aus dem Begriffe des tierischen Salamanders, aus dem Namen der bekannten Eidechsenart, der neuere Zechritus und sein auffälliger Name herleiten?

Prof. F. Kluge.

Die Berliner Theater.

Berlin, 7. April 1906.

Die diesmalige Spielzeit der Berliner Theater seit dem Anfang September 1905 gehört trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Darbietungen in literarischer Hinsicht zu den unergiebigsten und unerfreulichsten. Theatralisch hat sie wenigstens mit dem Gastspiel des Moskauer Theaters in dem Berliner Theater während des Monats März 1906 einen Erfolg zu verzeichnen: das deutsche Publikum wurde dadurch mit der Kunst und der Bühneneinrichtung einer hoch entwickelten russischen Schauspielergesellschaft bekannt, die in der Inszenierung der Stücke und in dem Zusammenspiel bei weitem alles übertraf, was wir bisher von italienischen, französischen, englischen und holländischen Gesellschaften gesehen hatten. Unsre eigene dramatische und schauspielerische Kunst ist dagegen im Vergleich zu ihrem Reichtum und ihrer Blüte während der neunziger Jahre zum Stillstand gekommen; die Dichter und die Schauspieler atmen langsamer und schwerer; der Nachwuchs ist ganz ausgeblieben. Denn die Klage, daß wirkliche dramatische Talente nicht auf die Bühne gelangen könnten, weil die Leiter der Theater sich allen Erstlingsarbeiten gegenüber ablehnend verhielten, ist heute bei dem Wettkampf so vieler Theater um ihre Existenz noch gegenstandsloser geworden, als sie es schon früher war. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in ein und ein andres Dutzend sogenannter Buchdramen wirft oder von dem Resultat gelegentlicher dramatischer Preisbewerbungen Notiz nimmt, merkt bald, daß die Bühnen Berlins das Brauchbare sehr wohl von der Spreu zu unterscheiden wissen. So wagemutig, wie sie die Dichter gern wünschten, können sie beim besten Willen nicht sein; ein Spatz von Gerhart Hauptmann ist ihnen lieber als eine Taube, die ihnen ein neuer Ankömmling verspricht; denn der Spatz hat unter allen Umständen sein Publikum, die Taube soll sich erst eins gewinnen. Und dies ist um so schwerer, je mehr dem Publikum durch Übertreibungen und Überfeinerungen der Bühneneinrichtungen auf der einen und der Sensationssucht und Verzwicktheit der Dichtungen auf der andern Seite die Naivetät und die Genußfreudigkeit, der Sinn für das Einfache und das Große verloren gegangen ist. Das realistische Stoffgebiet ist beinahe erschöpft; die Leiden der kleinen Leute, die Trauerspiele im Keller sind altmodisch geworden, und die neue Kunst mit ihren Stimmungsreizen und symbolischen Geheimnissen schwankt noch, mehr unter Schemen als unter Menschen, ungewiß tastend hin und her. Die Geschichte, der vornehmste und reichste Boden für die dramatische Dichtung bei allen Völkern, gibt in der Hauptsache nur noch für das Buchdrama eine Ernte ab; auf den Berliner Bühnen ist diesmal kein neues historisches Drama, selbst wenn man den Begriff noch so weit faßt, zur Aufführung gelangt.

Hier vor allem wäre es die Pflicht des Königlichen Schauspielhauses einzutreten. Der neue Intendant der königlichen Schauspiele, Georg von Hülsen, ist in seiner nunmehr dreijährigen Tätigkeit sowohl im Opern- wie im Schauspielhause durch bauliche Veränderungen vielfach gehemmt worden. Aus dem Stillstand, in dem sich das

Haus seit der Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sowohl in Hinsicht seines schauspielerischen Personals wie seines Repertoires befindet, ist es in keine frischere und kräftigere Bewegung eingetreten, und die Hoffnungen, die man auf den neuen Intendanten setzte, haben sich nicht erfüllt. Es kann von einem Hoftheater nicht gefordert werden, daß es mit seinen Darbietungen immer an der Spitze des Allerneuesten steht. Nicht nur seine Beziehungen zu seinem Patron und seine Traditionen, sondern auch die Verantwortung, die es dem Volke gegenüber als eine künstlerische Bildungsstätte von ungleich größerer Bedeutung als die Museen hat, verbieten ihm, seine Pforte wahllos jeder Neuerung in der Dichtung oder der theatralischen Darstellung zu öffnen. Dem Dichter mag erlaubt sein, was ihm gefällt, aber das Schauspielhaus hat Rücksichten auf die Erziehung der Zuschauer zum Schönen, auf die gute Sitte, den Anstand und den edleren Geschmack zu nehmen, es darf nicht zum Versuchsfeld einer sogenannten freien Bühne erniedrigt werden. Auch würde ihm sehr bald das Publikum für den Versuch fehlen. In Berlin gibt es so viele Privattheater, die jeder neuen Richtung, sobald sie mit dem nötigen Selbstbewußtsein der Unfehlbarkeit auftritt, bereitwillig dienen, daß der dichterischen Produktion dadurch kein Schaden geschieht, wenn sich ihr das Hoftheater spröde verschließt. Allein diese Sprödigkeit muß ihre Grenze haben, sie darf nicht zur Ausschließlichkeit erstarren. Denn keine Bühne kann von ihren Traditionen, von den Aufführungen klassischer Dramen und alter Lustspiele auf die Dauer leben; sie bedarf der Luft ihrer Zeit und der neuen Bildungselemente. Betrachtet man, wie gering in dem Repertoire des Schauspielhauses die moderne Dichtung vertreten ist, so wird die Teilnahmlosigkeit des Publikums ihm gegenüber begreiflich. Nur die munteren Komödien Oskar Blumenthals erscheinen häufiger; von Wildenbruch sind die Dramen: „Die Tochter des Erasmus“ (1900) und „König Laurin“ (1902), von Ludwig Fulda „Herostrat“ (1898) und „Schlaraffenland“ (1899), von Gerhart Hauptmann „Hannele“ (1893) zur Aufführung gelangt. Von Hermann Sudermanns Stücken hat keins die Schwelle des Schauspielhauses überschritten, obgleich Schauspiele wie „Heimat“ und „Das Glück im Winkel“ eigentlich ein Anrecht an eine Bühne gehabt hätten, deren Bedeutung und Stolz dreißig Jahre lang, unter der Leitung Bothos von Hülsen, in der Darstellung des bürgerlichen Schauspiels lag. Was sonst das Schauspielhaus von Neuigkeiten aufführte, war meist so minderwertig, daß es schon nach wenigen Vorstellungen von den Brettern verschwand, so in dieser Spielzeit Dietrich Eckardts romantische Komödie in drei Akten „Der Froschkönig“ (Sonnabend, den 25. November 1905) und das Drama in drei Akten „Venus Amathusia“, von Max Dreyer (Sonnabend, den 16. Dezember 1905). Seit dem Rücktritt Otto Devrients im Dezember 1900 von der Leitung des Schauspielhauses war der Oberregisseur Max Grube die entscheidende künstlerische Persönlichkeit. Graf Hochbergs Interesse gehörte fast ausschließlich der Oper; er überließ, als er nach dem Tode Bothos von Hülsen im Oktober 1886 von Kaiser Wilhelm I. zum Intendanten der königlichen Schauspiele ernannt worden war, das Schauspielhaus nacheinander den Regisseuren Deetz, Anno, Otto Devrient und zuletzt am längsten und verhängnisvollsten Max Grube. Das Berliner Publikum hat Grube zuerst im Ensemble der Meininger kennen gelernt: er spielte in Schillers „Jungfrau von Orleans“ im März 1887 den Talbot und trat im Herbst desselben Jahres zum Schauspielhause über. Richard III. war, wenn ich mich nicht irre, seine erste Rolle auf unsrer Hofbühne. Grube ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und einer leidenschaftlichen Liebe zum Theater. In seinen Anfängen auf der Hofbühne von 1887—1893 habe ich Gelegenheit gehabt, ihn in den verschiedensten Rollen zu sehen. Seine eigentliche schauspielerische Bedeutung lag in der Darstellung des Grotesken; Shakespeares Caliban im „Sturm“, den er 1890 zum ersten Male spielte, ist mir in der Erinnerung als seine originalste Leistung geblieben. Das Verhängnis für seine Leitung des Schauspielhauses war weniger die Unentschlossenheit und Unsicherheit seines künstlerischen Urteils als sein Ehrgeiz, sich als Schauspieler

geltendzumachen. Aber das parteilose Amt eines Direktors und der schauspielerische Drang lassen sich nur zum Vorteil des Theaters vereinigen, wenn es sich um so hervorragende Talente handelt, wie es Friedrich Haase in Leipzig und Ludwig Barnay im Berliner Theater waren; eine Durchschnittsbegabung wie die Max Grubes, die alles Mögliche im „Charakterfach" spielen wollte, geriet beständig mit der Pflicht des Direktors in Zwiespalt. Zwischen dem neuen Intendanten, Georg von Hülsen, und dem Oberregisseur soll von vornherein keine innere Übereinstimmung geherrscht haben, und der Gegensatz mußte sich verschärfen, als das Schauspielhaus während der letzten drei Jahre überhaupt aufhörte, in dem Theaterleben Berlins eine Rolle zu spielen.

Am 1. Januar 1906 ist Max Grube aus dem Verband des Schauspielhauses geschieden und Hofrat Ludwig Barnay als Direktor mit der Leitung der Bühne betraut worden. Bei dem Rufe, den Barnay als einer unsrer ersten Heldenschauspieler genießt, bei der dankbaren Erinnerung, die ihm das Publikum von seiner Leitung des Berliner Theaters in den Jahren von 1888—1893 noch bewahrt, als er diese Bühne zu der volkstümlichsten unsrer Stadt machte, wo von dem Kaiser bis zum bescheidensten Bürger, von Theodor Mommsen bis zum jüngsten Studenten sich Vertreter aller Stände und Berufe zusammenfanden, hat diese Ernennung die höchsten Erwartungen erweckt. Weit über alle Möglichkeiten der Erfüllung hinaus. Denn Barnay ist im Schauspielhause nicht mehr, wie vordem im Berliner Theater, der unumschränkte Herr, und da er schon dort kein besonderer Freund der modernen Dramatik war, wird er in seiner neuen Stellung noch weniger geneigt sein, ihr ein großes Entgegenkommen zu beweisen. Seine künstlerische Vergangenheit und seine Neigung weisen ihn mehr auf die Pflege des klassischen Dramas als auf eine Erweiterung des Repertoires, mehr auf die Ausbildung des Bühnenbildes in großem Stil als auf die Kleinkunst Max Reinhardts hin. Gegenüber dem Lessing-Theater, dem Deutschen Theater, dem Neuen und dem Kleinen Theater, die allen Wandlungen des Geschmacks und der literarischen Mode gern und rasch folgen und dafür immer ein neuerungssüchtiges und sensationslüsternes Publikum finden und das neumodische Ding „Die Première" mit ihrem prickelnden Reiz und gelinden Gruseln zur Virtuosität ausgebildet haben, hat das Schauspielhaus neben der Erhaltung seines klassischen Repertoires die ernstere, historische und romantische dramatische Dichtkunst, das bürgerliche Schauspiel und die feinere Komödie zu fördern. In deren Pflege wurzeln seine besten Traditionen; darin sollte es auch fernerhin seinen Ruhm suchen. Gewiß ist das Drama nicht dazu da, künstlich den Patriotismus zu nähren, aber ein Nationaltheater, das nicht immer wieder vom Flügelschlag der Geschichte durchrauscht, von dem Kothurngang der großen Kunst erschüttert wird, dessen Darbietungen nicht mehr die tiefsten und stärksten Saiten der Volksseele zu rühren vermögen, verdient seinen Namen nicht. Die Deutschen mit ihrer Nachahmungssucht und ihrer Bewunderung des Fremden, die gestern der französischen Frivolität nachlief und heute vor dem Magus im Norden kniet, können nicht oft genug an das Wort erinnert werden, daß auch die Kunst des Vaterlandes bedarf. Möge es Ludwig Barnay gelingen, das Schauspielhaus wieder zu einer Heimstätte der deutschen dramatischen Kunst zu machen.

Unter den Aufführungen des Schauspielhauses in dieser Spielzeit beansprucht nur eine, Oskar Blumenthals Lustspiel in drei Aufzügen, „Der Schwur der Treue", eine literarische Würdigung. Seit Sonnabend, den 23. September 1905, hat es sich bis heute in der Gunst des Publikums behauptet. In der Erfindung gesellschaftlicher und ehelicher Irrungen und Verwicklungen, die sich in der Sphäre des Scherzes und des Humors bewegen und den Ernst des Lebens nur streifen, und in ihrer gefälligen Ausführung in einer leicht und glänzend dahinfließenden Versprache ist Oskar Blumenthal ein bewährter Meister. Die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit seiner durch keine Symbolistik getrübten Handlung, die Zierlichkeit und Anmut seiner Sprache sind Vorzüge, welche die Mängel

der Dichtung, eine gewisse Oberflächlichkeit und Schablonenhaftigkeit des Vorwurfs und der Figuren, schillernd verdecken. „Der Schwur der Treue" ist ein gefälliges Seitenstück zu der „Fee Caprice", in dem malerischen holländischen Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts. Antwerpen mit seinem reichen und üppigen Kunst- und Handelsleben gibt den Hintergrund ab. Eine junge Witwe Claudine van Zuylen verliebt sich in den Maler Veit van Emden, einen Schüler Rembrandts, der die Wände ihrer Villa mit Gemälden schmückt, und heiratet ihn, trotz der Warnung ihres alten welterfahrenen Oheims Jobst, dem der Maler und seine Leichtlebigkeit bekannt sind. In einer lustigen Gesellschaft hat der Maler einmal ausgerufen: „Und sollte selbst die eine mich erhören, auf deren Atem meine Seele lauscht, und die wie keine je mein Herz berauscht: den Eid der Treue würd' ich ihr nicht schwören." Claudine ist großmütig und selbstbewußt genug, auf Veits Treueschwur zu verzichten, und eine Weile geht auch alles gut, bis eine verführerische abenteuernde Gräfin Lux Zugang in das Haus findet. Veit malt sie als Semiramis, und seine leicht erregte Sinnlichkeit fängt bald Feuer an dem Glanz ihrer Augen und der Keckheit ihrer Vorurteilslosigkeit. Ein Stelldichein wird verabredet; als aber die kluge Frau Claudine ihm die Erlaubnis dazu gibt und für den Abend ihre Schwester aufsucht, ergreift Veit Reue und Sorge: er schickt statt seiner den Oheim zu der Abenteurerin, die den biederen Landjunker mit leerem Beutel und wüstem Kopf heimschickt. Nach einer fein gesteigerten Schmoll- und Eifersuchtsszene versöhnen sich die beiden Gatten im Anblick eines Bildes, das Rembrandt als verspätetes Hochzeitsgeschenk ihnen schickt: er mit dem Champagnerglas in der Hand und Saskia auf seinen Knien, das allbekannte Gemälde der Dresdener Galerie. Bild und Stück klingen gut zusammen, und so kann die freundliche, durch vier dankbare Rollen verstärkte Wirkung bei der Darstellung, die Behaglichkeit bei der Lektüre des Lustspiels nicht ausbleiben.

Gerade den entgegengesetzten Eindruck des Widerlichen und Grausigen empfange ich von der Tragödie in drei Aufzügen „Ödipus und die Sphinx", von Hugo von Hofmannsthal, der Neuigkeit des Deutschen Theaters, die am Freitag, den 2. Februar 1906, zum ersten Male aufgeführt wurde. Hugo von Hofmannsthal hat eine Vorliebe, die Stoffe andrer Dichter in seiner Weise und Stimmung umzudichten. So hat er Otways Drama „Das gerettete Venedig", von Sophokles erst die „Elektra" und jetzt die Ödipus-Fabel zu einer Umwandlung in die Moderne benutzt. Aus den naiven, unter dem Bann des Schicksals und dem Drang der Leidenschaft handelnden Helden der Antike macht er moderne nervöse Menschen, in deren Gedanken und Empfindungen, Nerven und Eingeweiden er wühlt. Er möchte die erhabene, strenge und keusche Kunst der Griechen in das Hinterhaus und das Schlafgemach verlegen. Was für Sophokles die Voraussetzung seiner Ödipus-Tragödie bildet: der Totschlag des Vaters, die Befreiung Thebens von der Sphinx, die Vermählung mit der Mutter, epische Vorgänge, die sich in der Ferne und der Dämmerung der Vergangenheit zugetragen haben, wird für Hofmannsthal zum Gegenstand des Schauspiels. Er schreckt nicht davor zurück, Ödipus auf offener Szene den Vater erschlagen und Jokaste mit dem Sohne sinnlich-begehrliche Blicke und Worte wechseln zu lassen. Statt ihnen die Dumpfheit des Unbewußten zu bewahren, aus der die Sage ihre Handlungen herleitet, erfüllt er sie randvoll mit dem Bewußtsein und der schauerlichen Wollust dieser Handlungen. Sie sind fortwährend mit dem furchtbaren Orakel beschäftigt und leben im beständigen Fieber der Furcht und des Kitzels, das zu tun, was ihnen das Schicksal beschieden hat. Der Ödipus Hofmannsthals ist von Korinth nach Delphi gezogen, um von dem Gotte zu erfahren, wessen Sohn er ist. Er gilt für den Sohn des Königspaars in Korinth, aber einer seiner jungen Genossen hat ihn beim Zechgelage einen Findling genannt. Jetzt verlangt er von dem Gotte Wahrheit. Er erfährt jedoch von der Priesterin nicht, wer seine Eltern sind, sondern daß „er des Erschlagens Lust an dem Vater, des Umarmens Lust an der Mutter büßen" werde: „so ist's geträumt, und so wird es geschehen". Unter dem Druck dieses Traumes schickt er

seine Diener und Pferde, seinen Wagen, trotz der flehenden Bitte des alten Phönix den ihm der König zum Führer und Begleiter gegeben hat, nach Korinth zurück, er werde nie wieder zu seinen Eltern heimkehren, um so das Orakel unmöglich zu machen, und namenlos, unbekannt und unbehaust in die Fremde wandern. Kaum sind die Diener fortgeschickt und Ödipus, von den „Stimmen der Ahnen" im Sturm geheimnisvoll umraunt, in seiner Verzweiflung allein geblieben, als Laios mit seinem Gefolge erscheint. Der König von Theben zieht gen Delphi, um den Gott wegen der Sphinx zu befragen. Zwischen dem Herold und Ödipus entspinnt sich ein Streit. Jähzornig und hochmütig erschlägt Ödipus erst den Herold und dann den Laios; die Diener treibt er in die Flucht, und sie ertrinken im Fluß. Ödipus tritt an die Leiche des Laios: „Warum fällt dieser greuliche Wahnsinn mich an, zu glauben, daß es mein Vater sei?" Bei den Strahlen des Mondes sieht er in das bleiche, eiskalte und fremde Gesicht eines alten Mannes, den er vordem nie gesehen, und ruft aufatmend aus: „Leicht ist mein Herz!" Die Stimme des Blutes schweigt völlig in ihm. Dieser erste Akt spielt, wie die „Elektra", in der Dunkelheit der Nacht, die nur spärlich vom Mondlicht erhellt wird. Um in seine Fabel, die rein epische Vorgänge schildert, überhaupt einen dramatischen Zug hineinzubringen, macht Hofmannsthal im zweiten Akt aus dem Kreon, dem Bruder der Jokaste, einen ehrgeizigen Streber, der sich zum König Thebens aufschwingen will. Aber er ist ein feiger Ränkespinner, kein Held. Statt die Stadt von der Sphinx zu befreien, hat er seinen Begleiter, der ihm mit der Fackel den Weg durch das Felsgeklüft zu der Höhle des Ungeheuers vorleuchten sollte, hinterrücks in den Abgrund gestoßen, um so seine Rückkehr unverrichteter Sache entschuldigen zu können. Durch seine Diener hat er das Volk zu seinen Gunsten bearbeiten lassen; es rottet sich zusammen und belagert die Königsburg. Die Königinnen Antiope, die Mutter, und Jokaste, die Witwe des Laios, sollen Kreon das Diadem und das Reichsschwert ausliefern. Im Palast selbst erschallen noch die Litaneien und das Gestöhn der Klagefrauen, die den Tod des Laios beweinen, und die beiden Königinnen hadern miteinander. Antiope schmäht die Jokaste ihrer Unfruchtbarkeit wegen und reizt sie durch ihren Hohn, bis diese ihr gesteht, daß Laios den Sohn, den sie ihm geboren, hat erwürgen lassen, da die Priester ihrem Gatten verkündigt haben, daß dieser Sohn ihn töten und seine Mutter heiraten würde. Während das Volk vor dem Palaste tobt und Kreon, versteckt, auf den Erfolg der Bewegung lauert, erscheint der blinde Seher Teiresias. Der Geist hat ihn aus seiner Höhle in die Stadt getrieben. Die Königin Antiope fordert ihn auf, den Mörder des Laios, das Volk, ihm den Retter vor der Sphinx zu offenbaren und herbeizubeschwören. Teiresias verkündigt in seiner Verzückung Zukünftiges und Gegenwärtiges, Verständliches und Verworrenes; der Mörder und der Retter verschmelzen sich ihm phantastisch zu einem Halbgott. In wilder Erregung ruft das Volk Jokaste zu: „Und wär's ein Räuber, wär's ein verlaufener Knecht, wär' es ein Mörder, schwör', daß du ihm gehörst, wenn er uns rettet." Kaum hat Jokaste den Eid geleistet, tritt Ödipus auf, von dem Jubel der Massen umtost. Er hat eine Feuersbrunst in der Vorstadt gelöscht und will die Sphinx bekämpfen. Wieder, wie bei dem Anblick des Toten Laios, schweigt bei dem Anblick der Jokaste die Stimme des Blutes in ihm. Nur seine Leidenschaft wird von ihrer Schönheit und ihrem Königtum entflammt. Seine Reden und seine Haltung, als er sich zu dem Gange zur Sphinx anschickt, sind die des wahnwitzigen Übermenschen: „In meinen Adern halt' ich die Welt: es stürzt kein Stern, es taumelt kein Vogel von der Nestbrut ohne mich; beflügelt ist mein Blut, und meine Seele steigt wie ein Springquell." Der dritte Akt spielt wieder in der Finsternis der Nacht, in den Felsen, wo die Sphinx haust. Eine sichtbare Gegenüberstellung der Sphinx und des Ödipus hat der Dichter nicht versucht; er begnügt sich mit der Erzählung des Helden: Als es ihn gesehen, hat ihm das Ungeheuer zugerufen: „Heil dir Ödipus, der die tiefen Träume träumt, Heil dir, auf den ich gewartet habe!" und sich rücklings, „den Blick auf mir, den schon verendenden, mit einer grauenhaften Zärtlichkeit durch-

tränkten", in den Abgrund gestürzt. Kreon, der den Ödipus auf den Weg geleitet hat, in der Absicht, ihn zu ermorden, ist nun der erste, der dem Sieger huldigt, und schon naht auch das Volk, allen voran die Königin, bräutlich geschmückt, die Krone auf dem Haupt, liebestrunken. „Du bist ein Gott. Nur Götter schaffen um, was sie berühren. Ich bin dein Geschöpf: in einen Schlaf hast du mich wie in Feuer hinabgeworfen und mir drin erneut die Seele und die Glieder. Sprich: soll dein Geschöpf hinknieen zwischen deine Hände," sagt sie zu ihm und „sinkt über seinen Arm wie eine geknickte Blume".

Hofmannsthal hat in diesem romantisch-modernen Ödipus den ganzen Schwulst und die ganze Pracht seiner sinnlich-phantastischen Lyrik ausströmen lassen. Ein berückendes Glitzern und Funkeln, ein beständiger Nervenkitzel, eine unendliche, bald einschläfernde, bald unheimlich aufwühlende Melodie, alle Figuren in Brunst und Fieber des Entsetzens und des Mordes, des Ehrgeizes und der Lust. Der erste und der dritte Akt bewegen sich durchaus in der Sphäre des Epos; eine Schilderung, eine Erzählung folgt der andern; nur der zweite Akt hat dramatischen Charakter, Fortgang und Steigerung und in der Volksszene einen wirkungsvollen Abschluß. Gewiß besitzt der Dichter ein eigenartiges Talent, mehr lyrischer als dramatischer Art, stärker in der Anatomie und in der Ausmalung der Leidenschaft als in der Erfindung einer anziehenden Handlung und in der Zeichnung einfacher, großzügiger Gestalten; aber es ist angekränkelt von der Überreizung der Nerven und der Bleichsucht der Hysterie. Mich erinnert Hofmannsthal im Wesen und Ausdruck an Daniel Kaspar von Lohenstein: dasselbe Wühlen im Gräßlichen, dieselben Peitschenhiebe, um das Blut in höhere Wallung zu bringen, und derselbe Wortschwall oder, wie die Modernen sagen: Farbenrausch.

Das Deutsche Theater war am Ende der vergangenen Spielzeit im Frühjahr 1905 von Paul Lindau aufgegeben worden und ist seitdem in die Verwaltung und den Besitz Max Reinhardts übergegangen. In der Leitung des Neuen und Kleinen Teaters hatte sich Max Reinhardt durch die Regiekunst, die er in der Einrichtung des „Sommernachtstraumes" und der „Lustigen Weiber von Windsor", der „Kabale und Liebe" und der „Minna von Barnhelm" entfaltete, rasch den Ruf eines ausgezeichneten Regisseurs erworben. Auch die pekuniären Erfolge waren nicht ausgeblieben, und alle Theaterfreunde sahen seiner Erwerbung des Deutschen Theaters mit großen Erwartungen entgegen. Diese Erwartungen sind denn auch, soweit sie sich auf die Herstellung des Bühnenbildes richteten, erfüllt worden. Reinhardt versteht es, den Stimmungston eines Dichtwerks fein zu erfassen und in Dekorationen und Einrichtungen gleichsam lebendig zu machen. Der Zuschauer wird scheinbar mühelos in die Illusion versetzt, ob es sich nun um den Wald bei Athen, das niedrige, dürftig im Zopfstil ausgestattete Zimmer des Stadtmusikanten Miller oder um eine Gasse von Venedig mit Brücke und Kanalausschnitt handelt. Aber diese einseitige Bevorzugung des dekorativen Elements hat dem bisherigen Repertoire des Deutschen Theaters enge Grenzen gezogen. Es wurde am Donnerstag, den 19. Oktober mit Kleists Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn" eröffnet und brachte dann noch Shakespeares Lustspiel „Der Kaufmann von Venedig" mit Frau Agnes Sorma als Porzia und Herrn Robert Schildkraut als Shylock heraus. Gelegentlich wurde das Trauerspiel von Richard Beer-Hofmann „Der Graf von Charolais" vom Neuen Theater, auf dem es am 23. Dezember 1904 zum erstenmal zur Aufführung gelangt war, herübergenommen. Die ersten Neuigkeiten erschienen am Freitag, den 12. Januar: zwei einaktige, literarisch unbedeutende Stücke, von Oskar Wilde, in einer deutschen Übertragung von Max Meyerfeld: „Eine florentinische Tragödie", Ehebruch und Mord in Renaissance-Kostüm, mit dem echt Wildeschen Stich in das Gemeine, daß sich das Weib dem Mörder ihres Geliebten gierig in die Arme stürzt, weil er der Stärkere ist, und die französische Posse von Georges Courteline „Der Herr Kommissar", in deutscher Übersetzung von Siegfried Trebitsch. Das Mittelstück des Abends bildete eine

Legende in dramatischer Form in drei Akten von J. M. Synge, deutsch von Max Meyerfeld: „Der heilige Brunnen“, die wegen ihres poetischen und tieferen Gehalts eine längere Erwähnung verdient. Die Legende spielt sich auf idyllischem Hintergrund ab, in einem einsamen Bergdorf im Osten Irlands, in irgendeinem früheren Jahrhundert. Ein blindes Bettlerpar, Martin und Mary Doul, beide von Alter, Not und Wetter arg mitgenommen, sitzen am Wegrand bei der verfallenen Kirche, in der warmen Sonne. Sie fristen ihr dürftiges Leben durch fröhliche Bettelei und leichte Arbeit, immer miteinander zankend und doch seelenvergnügt, weil Martin in Mary eine schöne Frau und Mary in Martin einen stattlichen Mann zu besitzen glaubt. Aus Spottlust haben die jungen Burschen und Mädchen ihnen dies eingeredet. Da zieht ein Heiliger seines Weges, durch Wald und Fels, durch Feld und Dorf, von einer Kirche zur andern; er trägt in einem Fläschchen das wunderbare Wasser aus dem heiligen Brunnen, das Blinde sehen machen kann. Die Dörfler haben sich um das Bettlerpaar und den Heiligen gesammelt: das Wunder geschieht. Aber mit Grauen starren Mary und Martin einander an; sie sind bei sehenden Augen über ihre Häßlichkeit entsetzt, fallen mit groben Scheltworten einander an und prügeln sich. „Möge der Herr, der euch das Augenlicht geschenkt hat, euch etwas Verstand in den Kopf schicken,“ sagt der Heilige, zwischen sie tretend, „damit ihr nicht auf euer beider Selbst schaut, auf zwei jammervolle Sünder, sondern auf den Glanz des göttlichen Geistes. Den werdet ihr manchmal leuchten sehen durch die vielen Berge und über die jähen Ströme, die sich ins Meer ergießen. Wenn ihr daran denkt, werdet ihr die Gesichter der Menschen nicht beachten.“ Aber er hat gut reden, Mary und Martin wollen ihre Garstigkeit nicht sehen und gehen auseinander. Martin tritt als Arbeiter bei dem Schmied Timmy ein, der Molly, das schönste Mädchen des Dorfes, zur Braut hat. Allein die Arbeit ist nichts für den faulen und schwächlichen Martin, und die Schönheit und Munterkeit Mollys verlocken ihn zu Liebeserklärungen und Handgreiflichkeiten, die von dem Mädchen und dem Schmied übelgenommen werden. Er wird von ihnen aus dem Hause gejagt, und zugleich merkt er, daß seine Sehkraft wieder erlischt. „Das ist also das letzte, was ich in diesem Leben auf der Welt sehen soll: die Niederträchtigkeit eines Weibes und die Bärenkraft eines Mannes,“ sagt er. Auch Mary Doul erblindet aufs neue, und beide sitzen wieder nebeneinander im Brombeergesträuch auf den Steinen bei der verfallenen Kirche, zankend und sich gegenseitig verspottend, aber in ihrer Blindheit sich als schönes Paar, sie als alte Frau mit weißen Haaren und er als würdigen Greis mit langem weißem Bart träumend und herzensfroh über ihr Beisammensein, den warmen Sonnenschein und den Frühlingsduft. Als der Heilige wieder naht und sie nochmals mit dem Wunderwasser begnaden will, schlägt ihm Martin die Flasche aus der Hand. „Wenn einige unter euch ein Recht haben, zu arbeiten und zu schwitzen, wie Timmy der Schmied,“ ruft er dem Heiligen zu, „und andre ein Recht, zu fasten, zu beten und fromme Reden zu führen, wie du — dann, sollt ich denken, haben wir ein gutes Recht, blind am Weg zu sitzen, dem sanften Wind zuzuhören, wie er die Blättchen im Frühjahr herumwirbelt, und die Sonne zu spüren. Und wir peinigen unsre Seele nicht mit dem Anblick von grauen Tagen und heiligen Männern und schmutzigen Füßen, die auf der Erde herumtrampeln.“ Bettelnd wird er mit Mary Doul nach Süden ziehen, wo es wärmer ist: „Da haben die Menschen vielleicht freundliche Stimmen, und wir wissen nichts von ihrer Häßlichkeit und ihrer Niedertracht.“ Das Schauspiel in seiner Mischung von Realismus und Phantastik, von Dorfgeschichte und Märchen bringt eine ganz eigene Stimmung hervor, liebenswürdig und melancholisch, um freilich von der Bühne herab zu wirken, ist sie zu dünn und zu fein.

Besonders rührig in der Vorführung von Neuigkeiten hat sich wieder die Leitung des Lessing-Theaters erwiesen. Die Energie und der fest auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Wille und kluge Verstand des Direktors Otto Brahm wissen, wie früher im Deutschen, so jetzt im Lessing-Theater dem Publikum die Richtung vor-

zuschreiben und ihm Dichtungen, denen es im Innersten kühl und fremd gegenübersteht, allmählich durch die Konsequenz aufzuzwingen, mit der sie aufgeführt werden, auch wenn sie den Widerspruch der Kritik und von den Zuschauern mehr Ablehnung als Zustimmung erfahren haben. Die Atmosphäre der „Moderne", die um alle Darbietungen des Lessing-Theaters schwebt, und die charaktervolle Persönlichkeit des Direktors üben einen suggestiven Einfluß auf das Publikum Berlins aus; es wagt nur im seltensten Falle im Lessing-Theater seine eigene Meinung zu haben. Dies hat den beiden bedeutendsten Neuigkeiten des Theaters, dem Schauspiel: „Stein unter Steinen" und der Komödie: „Und Pippa tanzt!", trotz ihrer kühlen Aufnahme bei der ersten Aufführung, eine lange Reihe von Wiederholungen gesichert. Mit dem Schauspiel in vier Akten von Hermann Sudermann „Stein unter Steinen" eröffnete das Lessing-Theater am Sonnabend, den 7. Oktober 1905, den Reigen seiner Neuigkeiten. „Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar. Du schaust mich an — du fragst mich, was dir fehle? Ein Busen und im Busen eine Seele", heißt es in Heines Gedicht „Unvollkommenheit". Auch dem Sudermannschen Drama fehlt der Busen und die Seele, die poetische Fülle und die Individualität des Dichters. Sonst ist es das Meisterstück eines theatralischen Handwerkers. Das Mitleid für die aus dem Zuchthause oder dem Gefängnisse entlassenen Sträflinge wird geweckt, die Möglichkeit ihrer Besserung und Wiederkehr in den Kreis der bürgerlichen Gesellschaft durch eine geschickt erfundene Handlung gezeigt und den Bestrebungen des Vereins für die Besserung und das Fortkommen der entlassenen Strafgefangenen in der Gestalt des Steinmetzmeisters Zarncke ein Ehrendenkmal gesetzt. Auf seinen Werkplatz hat der gutmütige Mann nicht nur einen ehemaligen Dieb als Arbeiter, sondern auch einen Totschläger als Wächter eingestellt. Jakob Biegler hat mit dem Klopfstein, wie ihn die Schuster gebrauchen, in der Notwehr den Schuster erschlagen, der ihn mit seiner Frau betroffen hat. Durch die Unvorsichtigkeit eines Kriminalkommissars wird seine Tat den andern Arbeitern bekannt, die sich nun scheu vor ihm zurückziehen. Er gerät mit dem Steinmetzen Göttlingk, dem besten Steinmetzen in der Fabrik, der auf seine stattliche Figur, seine schöne Gesangsstimme ebenso eitel ist wie auf seine Wanderjahre in Italien, in Streit, als dieser in der Kantine seine frühere Geliebte Lore roh behandelt und sich rühmt, daß er das bucklige, heimlich in ihn verliebte Töchterchen des Prinzipals heiraten könnte, sobald er nur wollte. Vor dem ihn bedrohenden Biegler, der ihn aus der Türe weist, weicht der Prahlhans Göttlingk, trotzdem er kokett mit seinem italienischen Dolche spielt, feige zurück. Um sich zu rächen, will er hinterrücks auf den ahnungslosen Biegler, wenn er seine nächtliche Wachrunde im Hofe macht, einen nur schlecht befestigten Stein, der in Arbeit ist, herabstürzen; aber von Lore gewarnt und vom Zufall behütet, entgeht Biegler dem sicheren Tode. Der Faden der Handlung ist kräftig gesponnen und verliert sich niemals ganz in der breiten Schilderung des Zuständlichen. Die Gegensätze der Figuren, die Motive, aus denen sie handeln, ihr Zusammenstoß sind immer verständlich und leiden nirgends an Unklarheit und Künstelei; jede Gestalt vertritt eine Seite der Menschennatur; keine spielt sich auf das Symbolische hinaus. Zarncke und seine Tochter sind mit besonderer Sorgfalt gezeichnet und mit feinen humoristischen und sentimentalen Zügen lebenswahr und liebenswürdig ausgestaltet. Die Dumpfheit des Gefühls und der Drang des Unbewußten kommen in Bieglers Haltung und Betragen, in seinem Reden und Tun zuweilen zu gleich natürlichem wie ergreifendem Ausdruck. Trotz dieser Vorzüge wird der Zuschauer oder der Leser nicht recht warm bei der Sache, das Stück leidet an äußerer Plattheit und innerer Trockenheit, weil Sudermann den Vorgängen wie den Figuren, mit einziger Ausnahme Zarnckes, gleichgültig gegenübersteht: er hat sie nur mit dem Verstande erfaßt, aber ihnen nichts von seinem Herzblut gegeben. Das Ganze ist grau in grau getönt, der Steinstaub liegt gleichsam auf allen. Man wird von dem Eindruck nicht frei, als wäre das Stück nicht um der Kunst, sondern

um seiner moralischen These wegen geschrieben. Was Sudermann in der allgemeinen Wertschätzung dadurch als Philanthrop gewinnen mag, verliert er als Poet.

Ganz durchtränkt von Poesie und tiefsinniger Symbolik soll nach der Ansicht seiner Verehrer Gerhart Hauptmanns Schöpfung „Und Pippa tanzt!" sein. Tatsache ist, daß weder das Publikum der ersten Vorstellung am Freitag, den 19. Januar, noch die Kritiker, denen Dichter und Verleger das Buch vorenthalten hatten — es erschien erst einige Tage nach der Aufführung — sich einen Vers aus dem „Glashüttenmärchen" machen und zur Klarheit über die Absichten des Dichters gelangen konnten. Ich bin Dichtungen gegenüber nie ein Freund von Rätselraten gewesen und bescheide mich auch in diesem Falle, eine Deutung der phantastischen Einfälle Gerhart Hauptmanns zu versuchen. Je weniger Tiefsinn oder Erhabenheit man dahinter vermutet, desto eher erfaßt man vielleicht den wahren Inhalt und Sinn des Spiels — die Mischung von halb kindischem, halb ausgeklügeltem groteskem Spaß, der wechselweise auf abenteuerliche Phantastik und die Erregung des Gruselns ausgeht. Der erste Akt setzt in einer schlesischen Gebirgsschenke, in der Nähe eines Glashüttenwerks, derb-realistisch ein, im Ton des „Fuhrmann Henschel" und der „Rosa Bernd"; die eingestreuten Märchen- und symbolischen Elemente sind dem Lokalton glücklich angepaßt und vertragen sich mit der Handlung. An einem Tische trinken und rauchen die Waldarbeiter; an einem andern spielen einige Glasmalermeister mit dem italienischen Glastechniker der Hütte, Tagliazoni, Karten; still für sich trinkt der Glashüttendirektor seinen Champagner. Es ist um Mitternacht, im harten Winter; draußen tobt der Schneesturm. Der gelangweilte Direktor fordert den Italiener, der in der Schenke wohnt, auf, sein Töchterchen Pippa herunterkommen zu lassen: das Mädchen solle tanzen. Aber Tagliazoni hat taube Ohren; erst als der Direktor hundert Mark bietet, willigt er ein und ruft nach Pippa. Inzwischen ist ein alter Glashüttenarbeiter, der nicht mehr mittut, eingetreten: „ein riesiger Mensch mit langen roten Haaren, roten buschigen Brauen und rotem Bart, von oben bis unten mit Lumpen bedeckt", ein Gemisch von Rübezahl und Gorilla; ein Glas glühend heißen Grogs, das ihm der Direktor geben läßt, gießt er mit einem Schluck hinunter. „Den sollten Sie mit der Pippa tanzen sehen," sagt einer der Waldarbeiter zu dem Direktor, „wenn ihnen der blinde Franz auf der Okarina aufspielt." Endlich erscheint Pippa, ein schlankes, schmächtiges, verschüchtertes und verschlafenes Mädchen, das erst auftaut, als ein halberfrorener junger Handwerksbursche, Michel Hellriegel, in die Stube tritt, der sich kaum noch aufrecht auf den Füßen halten kann und verwirrtes Zeug stammelt. Sorgend und helfend macht sie sich um ihn zu schaffen. Dann tanzt sie ein paar Takte, von dem alten Huhn bald begleitet, bald verfolgt, bis am Spielertisch ein Tumult ausbricht. Tagliazoni wird von den Genossen des Falschspiels beschuldigt; die Messer werden gezogen. Er flüchtet aus der Schenke; alle stürzen ihm nach, die einen, um ihn zu fassen, die andern, um ihn vor der Wut seiner Verfolger zu schützen. Während er draußen am Waldsaum erstochen wird, ergreift Huhn die erschreckte und betäubte Pippa und trägt sie von dannen. Bis zu diesem Ausgang des ersten Aktes hat die Handlung einen natürlichen Zusammenhang und trägt sich in der Sphäre des Menschlichen zu; es ist phantastische schlesische Waldromantik, in der wir uns auch den bei achtzehn Grad Kälte in der Winternacht über das Gebirge wandernden Handwerksburschen mit seinem Mischmasch von Albernheiten und poetischen Redensarten gefallen lassen. Die drei folgenden Akte bewegen sich dagegen im Reich der vierten Dimension. Der alte Huhn hat Pippa nach einer verfallenen Hütte, in der er haust, verschleppt; aber der Handwerksbursche ist ihm nachgegangen und während der Alte, der das Geräusch seiner Schritte und sein Rufen vernommen hat, die Hütte verläßt, um nachzusehen, wer sich naht, tritt er ein, wird von Pippa als Retter begrüßt und flieht mit ihr. Weiter hinauf in das Gebirge, zu einer behaglich eingerichteten Baude, von deren Besitzer, einem Herrn Wann — „einer mythischen Persönlichkeit", (nach dem Dichter), dessen Herkunft von Shakespeares Prospero aber gerade so deutlich zu erkennen ist wie

die des alten Huhn von dem jungen Caliban — sie gastlich aufgenommen werden. Sie sind vor Kälte halbtot und der Handwerksbursche halb schneeblind. Lange währt der Friede nicht, denn das Waldungeheuer ist ihnen nachgeeilt. Es gibt einen Kampf zwischen Wann und Huhn, in dem Huhn röchelnd zusammenbricht. Die beiden gutmütigen Kinder Pippa und Michel geben dem Sterbenden Wein zu trinken, Pippa fängt an zu tanzen; der alte Glasbläser zerdrückt das Trinkglas — „Pippa durchzuckt es und eine plötzliche Starre befällt sie, Wann fängt sie in seinen Armen auf, sie ist tot", und Huhn schreit: „Jumalaï!" und stirbt. Darüber ist der Morgen angebrochen. „Wann gibt dem blinden und hilflosen Michel einen Stock in die Hand, setzt ihm den Hut auf und führt den tastenden, aber leise und glücklich Kichernden nach der Ausgangstür. Nun setzt Michel die Okarina an den Mund und spielt eine herzbrechende traurige Weise. Im Flur übernimmt Jonathan, Wanns stummer Diener, den Blinden, und Wann kommt zurück. Er horcht auf die fern und ferner verklingenden Melodien der Okarina, nimmt die kleine Gondel vom Tisch, betrachtet sie und spricht mit schmerzlicher Entsagung im Ton: „Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelschiffchen!" Das Ganze vorgetragen in einem wunderlich zerhackten Stil, Verständiges und Törichtes durcheinander, so daß ich dem Inhalt wie der Form dieser Dichtung gegenüber im Zweifel bin, ob der Dichter in dem Irrgarten der Phantasie wie der blinde Michel umhertastet und sich in poetischen Erfindungen und Empfindungen nachtwandlerisch ergeht oder sich in klug bewußter Absicht mit dem verehrlichen Publikum einen Fastnachtsscherz erlaubt.

Ein Stück von Gerhart Hauptmann wagt das gut erzogene Publikum des Lessing-Theaters eben nur versteckt abzulehnen; weniger Zwang legte es sich Arthur Schnitzler gegenüber auf. Es hat gleich zwei seiner Stücke durchfallen lassen: „Zwischenspiel", eine Komödie in drei Akten, am Sonnabend, den 25. November 1905, und „Der Ruf des Lebens", Schauspiel in drei Akten, am Sonnabend, den 24. Februar. Die Hartnäckigkeit des Direktors konnte jedem nur zu wenigen Vorstellungen verhelfen. Arthur Schnitzler kommt aus der Sphäre seiner ersten Schauspiele, „Liebelei" und „Freiwild" in diesen neuen Arbeiten nicht heraus: Ehebruch und freie Liebe, schrankenloser Lebensgenuß und Todessehnsucht bilden das Gespinst der dünnen Handlungen und das immer gleiche Leitmotiv der Figuren. Darüber schwebt die Wiener Atmosphäre. Im „Zwischenspiel" begeht nur der Mann, der Kapellmeister Amadeus, einen richtigen Ehebruch; die Frau, die Opernsängerin Cäcilie, bleibt im platonischen Flirt und in der Phantasieschuld stecken; dann finden sich beide in einer leidenschaftlichen Stunde wieder, um dauernd auseinanderzugehen. Im „Ruf des Lebens" vergiftet eine Tochter den schwerkranken Vater, der sie tyrannisiert und als Sklavin an sein Lager schmiedet, um eine Nacht mit einem Offizier, vor dem Aufbruch des Regiments zum Kriege, zuzubringen. Der Offizier ist der Geliebte der Frau des Obersten, und der Oberst erschießt die Treulose, die er im Zimmer des Offiziers findet. Max und Marie folgen darauf zwei Stunden lang dem „Ruf des Lebens"; darauf tötet sich Max an der Seite der toten Irene, und Marie lebt, von dem Gericht unbehelligt, weiter, da der Arzt, der in sie verliebt ist, die Spuren ihres an dem Vater begangenen Verbrechens beseitigt hat. Diese Vorgänge und Menschen werden uns in langen, sorgfältig ausgearbeiteten, fein zugespitzten Gesprächen vorgeführt und anatomisch zergliedert; manches geistvolle Wort, gelegentlich auch ein tiefsinnigerer Gedanke mischt sich ein, aber allem fehlt das echte dramatische Leben, die frische Bewegung. Das Ausgeklügelte verdrängt zu oft das Natürliche. Die Häßlichkeit der Stoffe, die Schnitzler mit Vorliebe behandelt, die Herausforderung des gesunden schlichten Gefühls, die er beinahe als Sport betreibt, und der Mangel an sympathischen Figuren bringen im Verein mit seiner leise gezierten Darstellungsweise in seinen beiden letzten Stücken eine ermüdende und verdrießliche Wirkung hervor. Wann wird dies an sich so gefällige Talent aus der Verschrobenheit des Denkens und Empfindens wieder den Weg zur Wahrheit und Natur zurückfinden?

Im Kleinen Theater, unter der Leitung des Direktors Barnowski, standen während der ganzen Spielzeit zwei Schauspiele von Frank Wedekind: „Hidalla", das am Dienstag, den 26. September 1905, und „Marquis von Keith", das am Mittwoch, den 13. Dezember 1905 zur ersten Aufführung gelangte, im Vordergrund. Das Berliner Publikum machte bei dieser Gelegenheit auch die persönliche Bekanntschaft des Verfassers, der in beiden Stücken die Hauptrolle spielte, im ersten den „schiefgewachsenen" Karl Hetmann, im zweiten den „auf dem linken Bein hinkenden" Marquis von Keith, mit den „groben roten Händen eines Clown". Beide Schauspiele bewegen sich in der Sphäre der Hochstapler, der Projektenmacher, der Weltverbesserer und der leichtfertigen Weiber. Alle mit einem Stich in das Zynische. Karl Hetmann, der „Sekretär des internationalen Vereins zur Züchtung von Rassemenschen", hält Vorträge über die neue Weltanschauung und schreibt ein Buch: „Hidalla oder die Moral der Schönheit"; der Marquis von Keith will den Einwohnern Münchens mit dem Gelde der Dummen, die auf den Schwindel hineinfallen, ein prächtiges Vergnügungslokal, einen Feenpalast, bauen: beide Helden leiden an Größenwahn und „schwatzen den Leuten ein Loch in den Bauch", wie eine der Nebenpersonen einmal sagt, als sie zur Erkenntnis des Schwindels gekommen ist. Sie berauschen sich an ihren Worten und an der Frechheit, mit welcher der eine die Dummen betrügt und ausbeutet, der andre der guten Sitte ins Gesicht schlägt: es sind Nietzsches Übermenschen im Schmutz, „auf der Rutschbahn des Lebens". Das Schauspiel „Marquis von Keith", das übrigens schon aus dem Jahre 1901 stammt, wird seinem Titel wenigstens durch eine Art dramatischer Handlung gerecht, die, so dünn sie ist, zur Entlarvung und Flucht des Gauners führt, während das Schauspiel „Hidalla" nur eine Aneinanderreihung von Gesprächen bietet, mit einer gewaltsam herbeigezogenen Katastrophe. Der Held erhängt sich, weil ihm ein Zirkusdirektor, der plötzlich in seine Stube hineinschneit, den Vorschlag macht, als „dummer August" bei ihm aufzutreten. Aber die Verderbtheit der Gesinnung und die Freude an der Verhöhnung der gesellschaftlichen Ordnung und Moral, die das eigentliche Lebenselement der Schriftstellerei Frank Wedekinds bilden, können durch einen tragikomischen Spaß am Schluß nicht gesühnt und entschuldigt werden. In der Wirklichkeit und in der Welt von Pappe, wie Heine einmal das Theater genannt hat, treiben die Marquis von Keith und die Karl Hetmann mit so viel Selbstgefühl und solchem Lärm ihr Unwesen, daß es uns Moralphilistern erlaubt sein muß, gelegentlich dagegen zu protestieren und festzustellen, daß es in unsrer Gesellschaft auch noch anständige Menschen gibt. Sonst lohnte es sich wirklich nicht, über diese moralischen Ungezogenheiten und künstlerischen Mißgeburten ein Wort zu verlieren. Sie zerstieben wie Seifenblasen, wenn man sie schärfer ansieht. Ganz in das Reich der Harmlosigkeit und des studentischen Ulks fallen die zwei Stilpe-Komödien, jede in einem Akte: „Das Cenacle der Maulesel" und „Die Schlangendame" von Otto Julius Bierbaum, die das Kleine Theater am Montag, den 26. Dezember 1905 aufführte. In der ersten feiern fünf Gymnasiasten, die eben ihr Abiturientenexamen bestanden haben, in einer kleinen Provinzialstadt den Abschied von der Schule und verspotten den Konrektor, der sie bei dem Gelage überrascht; in dem zweiten wird ein weltunerfahrener gutmütiger Gelehrter übertölpelt, seine Einwilligung zu der Heirat seines Sohnes mit der Schlangendame eines Zirkus zu geben: zur Entschuldigung dient, daß sie eine Pfarrerstochter ist und den Bruder Liederlich zu einem anständigen Menschen gemacht hat. In beiden Komödien führt Willibald Stilpe in Selbstgefälligkeit und Geniesucht das große Wort; ich vermute, daß sich der Verfasser selbst darin wohlgefällig als Karikatur darstellt. Eine bedeutendere und künstlerisch wertvollere Leistung war die Aufführung des Dramas in vier Akten von Maxim Gorki: „Kinder der Sonne", in der Übersetzung von Alexander von Huhn, am Donnerstag, den 25. Januar. Das Schauspiel stellt den Gegensatz zwischen der Volksmasse und den wenigen Kindern der Sonne, den Wohlhabenderen und Gebildeteren, und die Schwierigkeit, die

Kluft zwischen ihnen zu überbrücken, dar. Von einer straffer zusammengezogenen Handlung, von einem innerlichen Schluß muß man auch hier, wie in dem Schauspiel „Nachtasyl", absehen. Maxim Gorki bleibt auch als Dramatiker Skizzenmaler und Erzähler. Die Menschen und die Zustände im Hause des gelehrten Protassow, dessen Spezialfach die Chemie ist, werden uns behaglich und liebenswürdig geschildert. Um seiner Studien und Versuche willen vernachlässigt er seine hübsche und geistvolle Frau Helene, die darüber in allen Ehren einen Flirt mit dem Maler Wagin angefangen hat. Protassow begeistert sich für die Zukunft des Menschengeschlechts, das durch die Wissenschaft aus Unfreiheit und Roheit erhoben werden soll, und behandelt die kleinen Leute mit Rücksicht und Güte, die sie nicht verstehen. Sie prügeln ihn durch, als er einen Arzt für eine Kranke ins Haus bringt. Denn sie wollen alle Ärzte totschlagen, seit die Cholera in der Stadt ist. Protassows Schwester Liesa ist ebenfalls voll von Menschenliebe. Die Rolle, die in der Kulturentwicklung er der Wissenschaft, schreibt sie der Güte zu. Dabei ist sie unfähig, sich ihr eignes Glück zu schmieden. Die Werbung eines wackeren Tierarztes Tschepurnoi, der das Herz auf dem rechten Flecke, die Satire auf der Zunge und die Faust zur Abwehr jeder Unbill bereit hat, schlägt sie aus, obwohl sie ihn liebt, weil sie glaubt, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leidet. Darüber erhängt er sich, und sie wird wahnsinnig. Alle Vorgänge sind gut beobachtet und die Figuren plastisch und lebenswahr einander gegenübergestellt, aber das Ganze verläuft ohne rechten Anfang und Schluß, ohne aus einer gemeinsamen Wurzel emporzuwachsen und sich von innen heraus zu entwickeln, mehr betrübsam als tragisch, mehr beklemmend als befreiend.

Das künstlerische Ereignis der Spielzeit war, wie ich schon am Eingang hervorhob, das Gastspiel des Moskauer künstlerischen Theaters, das im Berliner Theater, unter der Leitung des Herrn Dantschenko und Stanislawski, vom Freitag, den 23. Februar bis zum Sonnabend, den 24. März bei vollen Häusern und einstimmigem Beifall stattfand. Von der Entstehung, der Entwicklung und dem Wesen dieses Theaters hat Eugen Zabel im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" einen eingehenden und interessanten Bericht erstattet. Die Berliner Vorstellungen haben sein Lob in vollem Maße bestätigt. Wir haben die russische Gesellschaft nur als eine nationale kennen gelernt, ihre Aufführung des Ibsenschen Schauspiels „Der Volksfeind" war die einzige aus einem fremden Stoffkreise, die sie uns darboten, und sie war, trotz des trefflichen Spiels der einzelnen, im allgemeinen Eindruck die schwächste. Wir vermißten den grauen norwegischen Ton des Originals und den satirischen Ingrimm des Dichters, der das Stück erfüllt. Wie sie sich zu der klassischen Dramatik Shakespeares und Schillers verhalten, wie sich eine Komödie Molières auf ihrer Bühne ausnehmen würde, vermögen wir aus eigner Anschauung nicht zu beurteilen: ihre nationalen Dichtungen aber bringen sie mustergültig zur Darstellung. Die ganze Kunst der Meininger in ihrer ersten Frische und Leuchtkraft lebte in ihrer Aufführung des historischen Schauspiels „Zar Feodor Joannowitsch" von dem Grafen Alexej Tolstoi wieder auf. Das Stück ist das mittelste einer Trilogie, die den Tod Iwans des Schrecklichen, die Regierung seines schwachsinnigen Sohnes Feodor und den Untergang des Usurpators Boris Godunow im Kampf gegen den falschen Demetrius schildert. In seiner Form gleicht das Drama „Zar Feodor" durchaus unsern historischen Schauspielen, die geschichtlichen Tatsachen liefern die Grundlage zu sieben dramatisch bewegten Bildern. Die Charakteristik des gutmütigen, willenlosen Zaren, der von jedem Eindruck abhängig ist und schließlich dem Geiste und der Tatkraft seines Schwagers, des Boris Godunow, erliegt, ist dem Dichter besonders gelungen und hält die Aufmerksamkeit des Zuschauers beständig in Spannung. Die Einrichtung der Szene, die Kostüme der Figuren überraschen, blenden und fesseln durch Pracht und Fremdartigkeit; man glaubt, lebende Bilder aus dem Hof- und Volksleben Rußlands um das Jahr 1600 zu sehen. Und ebenso wahr und malerisch wie die Wiedergabe des historischen glückte ihnen die des modernen Rußlands. Sie

führten von Maxim Gorki das Schauspiel „Nachtasyl“ und von Anton Tschechow die Dramen: „Onkel Wanja“ und „Die drei Schwestern“ auf und verkörperten gleichsam den Hauch und Duft der russischen Volksseele, der in diesen Dichtungen weht. Anton Tschechows dramatische Fabeln sind ein dünnes Gespinst, ohne stärkere Verknotung und tiefere Spannung. Zuweilen gibt es in ihnen wohl einen leidenschaftlichen Ausbruch, aber im allgemeinen fehlt die fortlaufende dramatische Bewegung und Steigerung. Ihr Reiz liegt in ihrer Wahrheit und Melancholie. Sie schildern die russischen Zustände als etwas Elementares, dem sich niemand entziehen kann, der darin geboren ist. Die Unendlichkeit und Öde, die ganze Resignation der Steppe wird in ihnen lebendig. Stanislawski und Frau Tschechow-Knipper erscheinen als die bedeutendsten schauspielerischen Kräfte der Gesellschaft. Aber nicht um die Leistung der einzelnen, nicht um das Geschick des Regisseurs handelt es sich bei diesen Vorstellungen, sondern um den harmonischen Einklang zwischen Dichtung, Einrichtung und Zusammenspiel und um die bewußte und unbewußte Hervorkehrung des nationalen Typus und Wesens. Für die Vorstellungen des Moskauer Theaters in Berlin war es darum ein besonderer Reiz, daß eine große Anzahl russischer Gäste, welche die politischen Unruhen aus ihrem Vaterlande für eine Weile nach unsrer Stadt verschlagen haben, den Theatersaal füllten: sie zeigten uns, wie ähnlich und naturgetreu ihre Abbilder auf der Bühne waren, und erweckten unwillkürlich in jedem nachdenklicheren Zuschauer Vergleiche zwischen der Vergangenheit Rußlands, welche die Bühne, und seiner Gegenwart, die sie darstellten. Die Reise der Moskauer Theatergesellschaft durch die Hauptstädte Westeuropas wird der russischen Schauspielkunst in der allgemeinen Schätzung einen Ehrenplatz neben der deutschen und englischen, der französischen und italienischen gewinnen, in dem Alfresco des historischen Dramas wie in der Kleinmalerei des bürgerlichen Schauspiels.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Diesmal werden wir friedliche Ostern feiern; überall hat sich der Himmel entwölkt, vor allem über Algeciras, das seit dem Zusammentritt der Konferenz am 17. Januar als der besondere Sturm- und Wetterherd galt. Weniger durch die Verhandlungen, die langsam, aber stetig fortschritten, als durch die Schuld der Presse und des Publikums. Die Berichterstattung über jeden Tag der Konferenz, in der es gerade wegen dieses Eingehens auf die kleinsten Vorfälle und Verstimmungen an den abenteuerlichsten Gerüchten nicht fehlen konnte, erweckte Ungeduld und Nervosität. Zuletzt hieß es allgemein, die Konferenz werde resultatlos auseinandergehen. Natürlich ist das Entgegengesetzte eingetreten: die gesamte Diplomatie Europas und der Vereinigten Staaten hat sich kein Armutszeugnis ausgestellt, sondern eine durchaus verständige, den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland billig ausgleichende internationale Akte geschaffen, welche die Beziehungen Marokkos zu den andern Staaten regelt und sich vielleicht für das schwer zugängliche Land und das fanatische und von Fremdenhaß erfüllte Volk als Kulturträger erweist. Die eigentlich dornigen Fragen für die Konferenz waren die Schaffung einer internationalen Bank und der Polizei in den Hafenstädten. Die französischen Finanzgesellschaften verlangten für die fünfundsechzig Millionen Franken, die sie dem Sultan bisher geliehen, drei Anteile an dem Kapitale der künftigen marokkanischen Staatsbank, und Frankreich und Spanien nahmen wegen ihrer Nachbarschaft und ihrer alten Beziehungen das Polizeimonopol ausschließlich für sich in Anspruch. Die Konferenz hat nun beschlossen, den französischen Gesellschaften zwei Anteile des Gründungskapitals zu bewilligen und vier Zensoren, die von Frankreich, Spanien, Deutschland und England bestimmt werden sollen, zur Oberaufsicht der marokkanischen Staatsbank einzusetzen. Die Polizei wird von französischen und spanischen Offizieren und Unteroffizieren geleitet werden, die Mannschaft wird aus Marokkanern bestehen. In Tanger und Casablanca wird die Polizeileitung gemeinsam von Spaniern und Franzosen, in Tetuan und Larasch von den Spaniern, in Rabat und den drei andern Häfen am Atlantischen Ozean von den Franzosen ausgeübt werden. Ein von dem Sultan aus dem schweizerischen Offizierkorps zu ernennender Generalinspekteur wird die Polizei überwachen und seine Berichte der marokkanischen Regierung und dem diplomatischen Korps in Tanger unterbreiten. So ist die von Deutschland geforderte internationale Kontrolle gesichert. Für die Vergebung aller öffentlichen Arbeiten ist das Submissionsverfahren vorgesehen, und das Recht Deutschlands, in Marokko ein Kabel zu landen, anerkannt worden. Die Polizeikonvention soll zunächst für fünf Jahre Geltung haben. Der Hauptzweck Deutschlands bei seiner Einmischung in die marokkanische Angelegenheit: die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Landes und die offene Tür für den internationalen Handel gegenüber den Ansprüchen und Absichten Frankreichs, Marokko zu einem zweiten Tunis zu machen, wurde trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse erreicht, und dabei die bevorrechtigte Stellung, die Frankreich

seit lange in Marokko einnimmt, gewahrt. An die Stelle der Madrider Akte von 1880 ist eine neue internationale Vereinbarung getreten, die den Verkehr Europas und der Vereinigten Staaten mit Marokko regelt und geeignet ist, die Bildung einer starken Regierungsgewalt zu fördern. Davon aber hängt der Frieden im Lande, die Sicherheit der Fremden, die Ausbreitung des Handels und die staatliche Unabhängigkeit und der Bestand Marokkos ab. Denn diese wird immer gefährdet sein, sobald Aufstände oder Einfälle räuberischer Stämme in das Gebiet Algeriens den Franzosen Vorwand oder gerechten Anlaß zum Einschreiten geben.

Die Schlußsitzung der Konferenz, die zwei Monate und vierundzwanzig Tage gedauert, hat am Sonnabend den 7. April zwischen 11 und 1 Uhr mit der Verlesung und der Unterzeichnung des Protokolls stattgefunden. In feierlicher Weise, mit den üblichen Dankesreden von seiten des Vertreters Italiens, Visconti Venosta, des Vertreters von Marokko, El-Mokri, und des Vorsitzenden, des Herzogs von Almodovar. Damit hatte die kleine spanische Stadt Algeciras ihre welthistorische Rolle ausgespielt. Das Resultat der Konferenz hat überall Genugtuung und Zustimmung erweckt, nicht nur, weil praktische Maßregeln zur Kultivierung Marokkos unter internationalem Schutz getroffen worden sind, sondern weil die Verstimmung zwischen Frankreich und Deutschland dadurch überwunden wird. Die Courtoisie, mit der die Herren von Radowitz und Revoil die Verhandlungen geführt haben, erscheint allen als ein Vorzeichen zukünftiger vertrauensvoller Annäherung. Ein furchtbares Unglück wurde zur selben Zeit Veranlassung, hüben und drüben die Volksmassen sympathisch zu rühren und zu begeistern. In den Kohlenbergwerken zu Courrières im Departement Pas de Calais war am Sonnabend den 10. März in der Grube Méricourt ein Brand ausgebrochen, der sich schnell ausdehnte, eine Explosion herbeiführte und mehr als tausend Bergarbeiter in den verschiedenen Schächten verbrannte, verschüttete und erstickte. Die Rettungsanstalten wurden nicht entschlossen genug geleitet, und es fehlte an geeigneten Apparaten, in die von giftigen Gasen erfüllten Schächte einzudringen, bis am Dienstag den 13. März sechzehn westfälische Bergleute aus Herne, denen sich später noch sechs Kameraden aus Gelsenkirchen anschlossen, mit Rauchhelmen und allen für Grubengefahren bei uns eingeführten Schutzmitteln ausgerüstet, an der Unglücksstätte erschienen. Heldenmütig und opferwillig fuhren sie in das brennende Bergwerk ein und begannen die Bergung der Leichen. Ihr Beispiel entflammte den Wetteifer der Franzosen, Mitglieder der Pariser Feuerwehr eilten herbei, und so weit es die Ingenieure und Ärzte gestatteten, drangen die wackeren Leute vor. Leider hat es ihnen das Schicksal nicht beschieden, Lebende an das Tageslicht zu fördern; erst nach ihrer Rückkehr sind am 30. März und am 4. April wie durch ein Wunder vierzehn verschüttete Bergarbeiter gerettet worden. Aber ihr Mut, ihre Brüderlichkeit haben ein Echo in dem Herzen des französischen Volkes wachgerufen, und die Worte, die der deutsche Kaiser am 2. April in Krefeld an sie richtete: „Ihr habt bewiesen, daß es über die Grenzpfähle hinaus etwas gibt, das die Völker verbindet, welcher Rasse sie auch seien, das ist Nächstenliebe“ — klingen weithin nach. Man bemüht sich jetzt, besonders in den Kreisen der Kaufleute und der Industriellen, der Gelehrten und Schriftsteller, die Vorurteile und Mißverständnisse zu entfernen, welche die Beziehungen zwischen England und Deutschland vergiftet haben. Eine ähnliche Arbeit verdient die Wiederherstellung eines friedlichen und loyalen Verhältnisses zwischen dem deutschen und französischen Volke. Auch sie sind zu gemeinsamer Kulturmission berufen; auch von ihrer Freundschaft hängt der Friede Europas ab.

Noch erfreulicher als der Ausgang der Konferenz in Algeciras hat sich das Ende der ungarischen Krisis gestaltet. Bis vor wenigen Tagen richtete sich der Kurs der Regierung auf die Sistierung der Verfassung. Nach deren Wortlaut mußten, nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses, am 11. April die Neuwahlen ausgeschrieben werden. Darauf konnte das Ministerium Fejervary nicht eingehen, denn diese Wahlen hätten die Opposition mit überwältigender Mehrheit zurückgeführt. Aber es ist natür-

lich, daß dem Könige wie den Ministern der Verfassungsbruch schwer fiel und heimlich wie öffentlich fortwährend nach einem Auskunftsmittel gesucht wurde, ihn zu vermeiden. In letzter Stunde hat ein Journalist, Mercy Horvath, diesen rettenden Ausweg entdeckt. Nachdem der Plan zwischen den Führern der Opposition und den Ministern erörtert worden war, unterbreitete man ihn dem Könige, und er fand dessen Zustimmung. Neuwahlen werden ausgeschrieben und vom 29. April bis zum 8. Mai vollzogen werden. Dem neu zusammentretenden Abgeordnetenhaus wird ein neues Wahlgesetz auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts vorgelegt. Nach der Annahme dieses Gesetzes erfolgt die Auflösung des Hauses; die Gewählten des allgemeinen Stimmrechts nehmen seinen Platz ein. Die Opposition verspricht in dem Interimshause die militärischen Fragen ruhen zu lassen, aber das Budget, die Stellung der Rekruten und den notwendigen Mehrbedarf für das Heer zu bewilligen und die Handelsverträge und den neuen Handelstarif anzunehmen. Seinerseits entläßt der König das Ministerium Fejervary und ernennt unter dem Vorsitze von Alexander Wekerle ein Ministerium aus den Reihen der Opposition. In diesem Ministerium werden die Führer der einzelnen Gruppen der Opposition sitzen: Franz Kossuth, Graf Andrassy, Graf Apponyi und Polonyi; der Führer der klerikalen Volkspartei Graf Zichy soll zum Hofminister ernannt werden. Diesem Ministerium wird also die Leitung Ungarns während des Interims und die Anordnung und Durchführung der ersten allgemeinen Wahlen zufallen. Wenn es zusammenhält und sich in den Organisationsfragen fähig erweist, kann es in dem neuen politischen Bildungsprozeß, dem Ungarn entgegengeht, den entscheidenden Faktor spielen. Der Mann, der an seine Spitze gestellt ist, Wekerle, der bisherige Präsident des Verwaltungsgerichts, gehörte zu den Säulen und Berühmtheiten der liberalen Partei, sowohl durch seine staatsmännische Begabung wie durch die Festigkeit seines Charakters. Ihm verdankt Ungarn das Gesetz über die Zivilehe. Seine politische Vergangenheit verbürgt Mäßigung und Klugheit, weite Gesichtspunkte und praktische Behandlung der Geschäfte. Wenn in Österreich-Ungarn nicht das Unwahrscheinliche die Entwicklung der Dinge beherrschte, müßte man sich eigentlich wundern, daß die Lösung der Krisis zwischen dem Könige und dem Parlament, die nun beschlossen worden ist, nicht schon vor Monaten gefunden wurde. Jedenfalls wird sie in Deutschland, das auf der Konferenz die Freundschaft und Bundestreue seines österreichisch-ungarischen Verbündeten, im Gegensatz zu Italien und Rußland, von neuem kennen und schätzen gelernt hat, auf das freudigste begrüßt. Kein andrer Staat hat ein gleich aufrichtiges und herzliches Interesse an der Bewahrung des innern Friedens und der gesetzmäßigen Fortentwicklung der Zustände in Österreich-Ungarn, an der Stärkung seiner politischen Stellung, als das Deutsche Reich, das durch nationale Bande und historische Traditionen seit so vielen Jahrhunderten mit der Habsburgischen Monarchie verknüpft und verwachsen ist.

In Rußland hat die Wahlbewegung zur Duma endlich begonnen, trotz der Enthaltung von den Wahlen, welche die sozialistischen Parteiführer empfohlen haben, und der Hindernisse und Verzögerungen, denen sie von seiten der Regierung durch Verbote der vorbereitenden und aufklärenden Versammlungen an vielen Orten begegnet. In den Arbeiterkreisen freilich ist die Teilnahme sehr gering und die Bauern scheinen der Sache auch kein rechtes Vertrauen und Verständnis entgegen zu bringen. Aber in den Städten offenbart sich eine allgemeine Teilnahme unter den Wahlberechtigten, bis zu siebzig Prozent sollen in Petersburg gewählt haben. Dabei findet ein lebhafter Streit der Parteien statt; besonders der konstitutionell-demokratische Verein hat seine Kandidaten mit Erfolg durchgesetzt. An allgemeine Volkswahlen, wie sie das Manifest vom 30. Oktober 1905 versprach, ist, nachdem sich die Regierung wieder im vollen Besitz der Macht fühlt, nicht zu denken; es handelt sich um vielfach abgestufte Wahlmännerwahlen, zum Teil nach einer ständischen Ordnung, Arbeiter und Bauern, Bürger und Adel, und das Resultat, das herauskommt, wird mehr einer Notabeln-Versammlung als einer russischen Nationalversammlung gleichen. Von den großen,

der Duma verheißenen Rechten ist auch nur ein Schatten übrig geblieben, vor allem ist ihr in dem Reichsrate ein gleich berechtigter Faktor in der Gesetzgebung beigeordnet worden, in dem die Hälfte der Mitglieder von der Regierung ernannt wird. So schrumpft die Wirklichkeit von dem Freiheitstraum und Freiheitsrausch des 30. Oktober wieder auf den bescheidenen Umriß zusammen, der in dem Ukas vom 15. August vorgezeichnet war. Bei der politischen Unbildung des russischen Volkes, bei seinen religiösen und nationalen Gegensätzen dürfte indessen diese beschränkte Form der Duma besser den realen Verhältnissen und der Möglichkeit einer gedeihlichen gesetzgeberischen Arbeit entsprechen als eine aus unbeschränktem Volksrecht hervorgegangene Versammlung. Der Geist, der eine Volksvertretung beseelt, die Fülle von Talenten, die sie in sich birgt, machen ihre Bedeutung aus und sichern ihr den Einfluß, nicht die Wahlen, aus denen sie hervorgegangen ist, oder die Rechte, die sie auf dem Papier besitzt. Es ist möglich, daß die Regierung, wie die Pessimisten behaupten, die Duma nur als Kulisse betrachtet, um dahinter das Anleihegeschäft mit dem Auslande abzuschließen; aber es wird von dem Auftreten, den Verhandlungen und Beschlüssen der Duma abhängen, sich dem Auslande wie der eigenen Regierung gegenüber als ein fortan unentbehrliches Element des russischen Staates zu erweisen. Die traurigen Zustände des Landes, der Notstand der Bauern und die finanziellen Verlegenheiten erleichtern ihr diese Aufgabe. Die schrankenlose Willkür, mit der die Gouverneure ihre Bezirke unterdrücken, hat eine ebenso schreckensvolle Anarchie erzeugt, die sich täglich in Mordtaten und Plünderungen offenbart. Daß der Leutnant Schmidt, der sich im Hafen von Sewastopol an die Spitze der meuternden Matrosen gestellt und die Kanonen seines Schiffes auf die treugebliebenen Schiffe gerichtet hatte, nach dem Urteil des Kriegsgerichts erschossen worden ist, wird von allen Verständigen als harte Notwendigkeit betrachtet werden; unverzeihlicher und haarsträubender sind dagegen die Schandtaten und Greuel, welche die sogenannte „Beruhigung" der Provinzen begleiten. Die zahllosen Verhaftungen und administrativen Verschickungen, die über die Zeitungen verhängte Präventivzensur durch die Polizei führen geraden Weges zum System Plehwe zurück. Aber sollten wirklich nach den Erschütterungen des vergangenen Jahres russische Staatsmänner noch einmal zur Kosakenpeitsche als dem Allheilmittel für die Schäden des Staates greifen wollen? Man kann es nicht glauben und hofft zum Heil Rußlands und der Dynastie, daß mit dem konstitutionellen Prinzip, wenn auch unter Krisen und Reaktionen, endgültig Wahrheit gemacht wird. Hundert Millionen Menschen können in unsrer Zeit ihrer elementarsten Rechte nicht mehr dauernd beraubt werden.

Auch für alle Parlamente ist der Osterfriede eingetreten. In dem deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage hat der bisherige Teil der diesmaligen Sitzung der Erledigung des Budgets gedient. Die entscheidenden Fragen über die Gesundung der Reichsfinanzen und die neuen dazu notwendigen Steuern und das Gesetz über die Festlegung der Kosten und Pflichten zur Erhaltung der Volksschule in Preußen kommen in beiden Versammlungen erst nach den Osterferien zur Verhandlung. Um dafür einen beschlußfähigen Reichstag zu sichern, gedenken die verbündeten Regierungen den Reichsboten Tagegelder vorzuschlagen. Reichstag wie Landtag haben durch den Tod des Abgeordneten Eugen Richter einen schweren Verlust erfahren. Mehr nach ihrem ideellen Werte als in praktischer Bedeutung; denn eine fortschreitende lebensgefährliche Krankheit hatte Richter schon seit zwei Jahren von den Sitzungen ferngehalten. Jedesmal, wenn der Etat zur Verhandlung stand, unter der allgemeinen Klage, daß der beste Kenner des Etats nicht zur Stelle sei. Sechsunddreißig Jahre hat Eugen Richter beiden Häusern angehört, durch Beredsamkeit und Sachkenntnis eine ihrer Stützen und Zierden, eine historische Persönlichkeit. Der unentwegte Charakter des Mannes hat der Wirksamkeit des Politikers unwiederbringlich Schaden getan. Er war politisch in den Kämpfen des preußischen Abgeordnetenhauses gegen Bismarck in den Jahren 1863—1866 aufgewachsen, und die Atmosphäre der Konfliktszeit ist die Stimmung seines ganzen Lebens geblieben. Weder für die politischen

noch für die wirtschaftlichen Aufgaben des deutschen Volkes nach der Gründung des Deutschen Reiches hatte er Sinn und Verständnis. Es gab keinen hitzigeren Gegner der deutschen Kolonien und der „uferlosen" Weltpolitik als ihn. Jetzt sieht jeder ein, daß der deutsche Liberalismus, wenn er geschlossen stets für die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte eingetreten wäre und der Regierung in dieser Hinsicht Vertrauen gezeigt hätte, den entscheidenden Einfluß im Reiche ausüben würde. Richter aber vertrat bis zuletzt die Losung der Fortschrittspartei: „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen." Ob sich ein so kluger Mann nicht schließlich sagen mußte, daß er damit nur für das Zentrum gearbeitet habe? Niemand bestreitet dem Parlamentarier Eugen Richter seinen Ruhm, aber zu einem Politiker fehlte ihm die Hauptsache: das Verständnis für Kompromisse und die Fähigkeit, sie zu schließen. Ein großer Redner und Denker auf dem Wahlschlachtfelde, hat er den Bruderzwist der liberalen Fraktionen, statt ihn zu dämpfen, geschürt und ist bis zu seinem Tode das unüberwindliche Hindernis einer Einigung des deutschen Liberalismus gewesen.

In Frankreich sind Senat und Abgeordnetenhaus nach endlicher Erledigung des Staatshaushalts in die Ferien gegangen. Die Neuwahlen, die für den 6. und 20. Mai ausgeschrieben sind, werfen ihre Schatten schon über das Land. Sie stehen auf der einen Seite unter dem Eindruck der Inventaraufnahmen in den Kirchen, auf der andern unter dem Ausstande der Grubenarbeiter in Lens. Die Rettung einiger Arbeiter aus den Schächten von Courrières, zwanzig Tage nach der Katastrophe, hat die Bewegung noch besonders verbittert: die Arbeiter werfen der Gesellschaft vor, sie hätte in den ersten Tagen des Unglücks nicht alles zur Rettung der Arbeiter getan und die Ingenieure ihre Pflicht gröblich vernachlässigt. Die Regierung ist durch die öffentliche Meinung gezwungen worden, eine Untersuchung anzustellen. Unter diesen Umständen wird der Wahlkampf von den Klerikalen wie von den Sozialisten mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt werden; aber der Minister des Innern, Clemenceau, ist ein zu erfahrener Mann, um nicht trotz des Ansturms von rechts und links die Wahlen zugunsten der Regierung zu leiten. Der glückliche Ausgang der Konferenz, der bevorstehende Abschluß der russischen Anleihe, die Notwendigkeit, an der Trennung von Kirche und Staat festzuhalten, kommen dem Ministerium zu statten; für eine sozialistische Mehrheit ist noch kein Raum in Frankreich. Indem die Partei ihren Mitgliedern verbietet, in ein bürgerliches Ministerium einzutreten, hat sie sich selbst der Schulung und Erziehung durch die Verwaltung und die Verantwortlichkeit beraubt.

Die italienische Kammer hat dem Ministerium Sonnino in einem Vertrauensvotum die geheimen Fonds und die Maßnahmen zugunsten des schwer von Erdbeben heimgesuchten Kalabriens bewilligt und sich dann bis zum 2. Mai vertagt. Wie beständig sich diese südlichen Landschaften, bald durch die Hungersnot und die Arbeitslosigkeit der Bevölkerung, bald durch furchtbare Naturerscheinungen als das Schmerzenskind Italiens erweisen, hat der gewaltige Ausbruch des Vesuvs vom Sonnabend, den 7. April bis zum Karfreitag, den 13. April, aufs neue gezeigt. Mit Schrecken und Graus, mit Jammer und Verwüstung hat er weithin die Umgegend des Berges erfüllt und an manchem Tage selbst Neapel mit Zerstörung bedroht. Schon seit Wochen war auf dem Observatorium eine unruhige Bewegung des Berges beobachtet worden. Während aus dem alten Krater unaufhörlich Aschenwolken, Feuergarben und Steine emporgeschleudert wurden, brachen unterhalb desselben auf der Südostseite des Berges neue Krater auf und sendeten breite Lavaströme herab. Boscotrecase, das oberhalb Torre Annunziatas in den letzten dreißig Jahren neuerstandene Städtchen, wurde von ihnen vernichtet, Torre Annunziata und Pompeji, von der Gräberstraße her, schwer gefährdet. Ein gewaltiger Aschenregen, der Tag und Nacht fiel, weit über das Land und in das Meer hinein, erfüllte die Bevölkerung mit heilloser Angst. Die Asche, mit kleinen Steinchen vermischt, brachte die Dächer der Häuser und Kirchen durch ihre Last zum Einsturz:

so wurden Ottajano, San Giuseppe und Terzigno, drei an der Eisenbahn, die auf den Vesuv führt, liegende Flecken, verschüttet. Fünfhundert Menschen sollen dabei umgekommen sein. In Neapel brach das Dach einer Markthalle unter der Last zusammen und begrub Tote und Verwundete unter sich. Der leicht erregbaren und abergläubischen Menge fehlte jede energische Kraft des Widerstandes; sie durchzog, die Heiligenbilder und Heiligenstatuen an der Spitze, heulend und jammernd die Straßen und erwartete ein Wunder. Nur die Anwesenheit des Königs und der Königin, die zweimal von Rom herübereilten und mutig alle Stätten des Schreckens besuchten, hielt die Ordnung aufrecht. Von allen Seiten durch seinen Befehl herbeigerufene Soldaten und Feuerwehren schaufelten Dächer und Straßen nach Möglichkeit frei und stellten den Betrieb der Eisenbahn wieder her. Im Observatorium hatte der Professor Matteucci, mit Ausnahme der ersten Schreckensnacht, in der das Haus rettungslos verloren schien, tapfer ausgehalten; er konnte am 13. April nach Neapel die frohe Osterbotschaft telegraphieren: Die elektrischen Entladungen haben aufgehört; und die fassungslose, von Rauch und Asche gequälte Bevölkerung atmete am Vormittag des Karfreitags, als der Himmel sich aufklärte, der Aschenregen aufhörte, wie erlöst und auferstanden auf. Aber außer dem Verluste von so vielen Menschenleben hat das schreckensvolle Ereignis dem Lande einen ungeheuren materiellen Schaden zugefügt — man spricht von mehr als 500 Millionen Lire.

Das englische Parlament wird bis zum 24. April Ferien haben. Die Physiognomie des Unterhauses hat, wie gleich nach dem Ausfall der Wahlen ausgesprochen wurde, durch die fünfzig Arbeitervertreter eine merkliche Änderung erfahren. Sie sind nach dem Verhältnis ihrer Zahl in den Debatten häufiger zu Worte gekommen als die übrigen Parteien und haben die Interessen der Arbeiter beredt und geschickt verteidigt. Hauptsächlich richten sie ihre Bemühungen darauf, das Vermögen der Gewerkschaften gesetzlich vor jeder Zivilklage zu schützen, welche die Arbeitgeber infolge der Beschädigungen und Zerstörungen anstrengen könnten, die ein Streik im Gefolge hat. Aber auch für die Herabsetzung der militärischen Ausgaben sind sie energisch eingetreten. Bisher haben ihre Reden und Anträge bei den Liberalen wie bei den Unionisten Entgegenkommen gefunden. Man fühlt auf beiden Seiten, daß hier eine große Partei im Werden begriffen ist, der einmal die Entscheidung zufallen könnte, und will weniger den Wortführern als den Massen, die hinter ihnen stehen, ein parlamentarisches Wohlwollen erweisen.

Literarische Rundschau.

Griechisch-buddhistische Kunst.

L'art gréco-bouddhique du Gandhâra. Étude sur les origines de l'influence classique dans l'art bouddhique de l'Inde et de l'Extrême-Orient. Par A. Foucher. Erster Band. Paris, Leroux. 1905.

Der große Vorgang der Hellenisierung, der durch lange Jahrhunderte in der Geschichte Ägyptens und Vorderasiens alles beherrscht, hat das indische Altertum wenig berührt. Nach Indien haben nur Ausläufer jener gewaltigen Bewegung hinübergereicht. Die Einflüsse, die die griechische Literatur auf die literarische Produktion Indiens — etwa auf das Drama — geübt haben könnte, sind bekanntlich unsicher und bestritten. Was indische Texte uns davon erzählen, daß es einmal ein Volk und eine Kultur der „Yavana" (eigentlich „Jonier") gegeben hat, ist unendlich dürftig. Deutlichere Spur griechischen Wesens hat auf indischem Boden der feste Stein architektonischer und plastischer Monumente bewahrt. Betritt der Reisende das Museum von Lahore, so begrüßen ihn, wie Foucher es beschreibt[1]), Akanthuskapitelle, Girlanden, die von Amoretten getragen werden, Kentauren, Tritonen, Bacchantenzüge; hier und da blicken dem Vorüberschreitenden wohlbekannte Gestalten entgegen, eine Athene, ein Herakles, Silen, Eros.

Ganz besonders aber sind von dieser gräco-indischen Kunst — wir dürfen annehmen, in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung — die Gestalten und Legenden des buddhistischen Glaubens verherrlicht worden. So treffen hier indologische Interessen und Interessen der klassischen Archäologie zusammen, und der Erforschung dieses Kreises von Monumenten erwächst jener eigenartige Reiz, der uns überall fühlbar wird, wo große, sonst getrennte Wege gehende Kulturen einander berührt und in greifbaren Gestalten die Spur solcher Berührung uns hinterlassen haben.

Die Fundstätten der gräco-indischen Monumente liegen im Nordwesten Indiens und in Afghanistan: der Hauptsache nach im alten Gandharalande, wo sich schon in vorgriechischer Zeit wichtige indische Kulturzentren befanden. Die chinesischen Buddhisten, die im fünften bis siebenten Jahrhundert n. Chr. dies Land durchpilgerten, berichten von den großen buddhistischen Bauten, von denen es voll war: bis ins einzelne lassen sich ihre Angaben mit den jetzt dort sich findenden Ruinen kombinieren. Mohammedanischer Fanatismus, Schatzgräber, das Bedürfnis nach Bausteinen haben ihr Zerstörungswerk getan, nicht am wenigsten die „irresponsible diggings" archäologischer Liebhaber, die zuerst vor allem nach Münzen, dann auch nach Skulpturen suchten; verhältnismäßig spät griffen planmäßige und korrekte Ausgrabungen ein. Als dann die Aufgabe in den Vordergrund trat, den Funden ihre historische Stellung anzuweisen, haben auch deutsche Forscher sich hervorragende Verdienste erworben. Leitner war wohl der erste, der das Wort des in der Tat kaum schwer zu lösenden Rätsels aussprach. Bald schloß sich ihm E. Curtius an und wies darauf hin, wie hier „der Hellenismus und der Buddhismus, beide ihrer Richtung nach kosmopolitisch, sich durchdrangen und eine eigene Kunstwelt schufen." Besonders dankbar haben wir auch der Verdienste Albert Grünwedels

[1]) Sur la frontière Indo-Afghane. Paris 1901. p. 42.

zu gedenken, der in spezieller Anlehnung an die schöne Sammlung gräco-indischer Skulpturen im Berliner Museum für Völkerkunde die kunstgeschichtlichen Charaktere dieser Denkmäler und ihre religiös-mythologische Deutung eindringend behandelt hat. Den letzten großen Schritt aber in diesen Forschungen, von dem wir hier zu berichten haben, tat ein französischer Gelehrter, der schon von uns genannte A. Foucher. Um seine Untersuchungen auf die breiteste Basis zu stellen, bereiste er in den Jahren 1895—97 die indischen Sammlungen und die Nordwestgrenze Indiens. Leider war er durch die politischen Verhältnisse in einer bestimmten Beziehung in ungünstige Lage versetzt. Das afghanische Gebiet ist unbetretbar; der Political Officer, der über den Bewegungen des Archäologen wacht, ruft ihm hier sein Halt zu. Man mag sich die Tantalusqual des Forschers vorstellen, der von einer Paßhöhe, der Grenze britischer Herrschaft, im Tal ein großes buddhistisches Reliquienmonument liegen sieht. Unmöglich sich ihm zu nähern. Verdächtige Gestalten afghanischer Patrioten sammeln sich drüben. Die Leute der eignen Karawane ziehen sich zurück . . . Die Ergebnisse der indischen Reise vervollständigte Foucher dann durch den Besuch der Londoner und Berliner Sammlungen. Der Ertrag seiner höchst sorgfältigen und intensiven Durcharbeitung aller dieser Materialien tritt jetzt in dem Werk ans Licht, dessen schöner erster Band uns vorliegt, veröffentlicht von der um archäologische und buddhistische Forschungen hochverdienten École française d'Extrême-Orient. Der Band umfaßt die architektonischen Denkmäler und von den plastischen die Reliefs.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die Bauwerke. Unter ihnen stehen neben den Wohngebäuden der buddhistischen Mönche, die sich oft zu großen Klöstern ausdehnen, die „Stupas" im Vordergrunde: man kann sagen, die Pyramiden des alten Indien. Lange wurde darüber gestritten, welchem Zwecke diese, vielfach in mächtiger Größe, auf einem Unterbau etwa halbkugelförmig sich erhebenden Gebäude gedient haben. Gegenwärtig kann kein Zweifel mehr sein, daß sie anfänglich, eben wie die Pyramiden, Gräber gewesen sind. Allerdings haben sie sich im Lauf der Geschichte von dieser ursprünglichen Bestimmung oft weit entfernt. Aus dem Grab konnte ein Reliquienmonument werden, das bald körperliche Überreste eines Heiligen, bald einen Gegenstand aus seinem Besitz, sein Gewand, seine Almosenschale, oder auch nur eine Handschrift eines heiligen Textes umschloß. Ein Stupa konnte auch zur bloßen Erinnerung an irgendeinen denkwürdigen Vorgang errichtet werden. Der Kreis der Wesen oder der Ereignisse, die man solcher Ehren würdigte, war so weit wie das ungeheure Reich der buddhistischen Legende. Der Gans, die sich in frommer Selbstaufopferung zu den Füßen eines darbenden Mönches niederstürzte, ist der wohlverdiente Stupa nicht vorenthalten worden, der, wie ein chinesischer Pilger sagt, „zum Zwecke hat, die Erinnerung an diese edle Handlung zu verewigen". Im Innern des Stupa findet sich, wo es sich um die Aufbewahrung heiliger Überreste handelt, die Grab- oder Reliquienkammer. Da entdeckt man in Gefäßen verschiedener Art Asche und Knochenstückchen, zu denen Perlen, Edelsteine, Ringe u. dgl. gefügt sind. Um solche Monumente bewegte sich einst ein reicher und bunter Kultus; man schmückte sie mit Fahnen und Girlanden; man zog in festlicher Prozession um sie herum. In ausgezeichneten Abbildungen zeigt uns Foucher erhaltene Ruinen, Rekonstruktionsversuche, Darstellungen von Stupas und dem an ihnen vollzogenen Kultus auf alten Reliefs; so kommt höchst anschaulich die ganze Kunstgeschichte des Stupa zur Erscheinung, seine Entwicklung von der einfachen Grundform zu den komplizierteren Typen, wo in Terrassen über Terrassen der Unterbau ansteigt und Mengen steinerner Sonnenschirme, einer über dem andern, das Gebäude krönen.

Die Details nun, welche der Architektur der Stupas und Mönchshäuser eigen sind, lassen den Einfluß der klassischen Kunst mit Händen greifen. Alle drei griechischen Säulenordnungen sind vertreten. Dorische Säulen — oder wenigstens, um uns vorsichtiger auszudrücken, indo-dorische, auf dorischen Vorbildern beruhende — haben sich zwar nicht in jenen indisch-afghanischen Grenzgebieten selbst gefunden, wohl aber

im Tal von Kaschmir, wohin der klassische Einfluß offenbar nur über die genannten Gegenden seinen Weg genommen haben kann. Indo-ionische Säulen hat man z. B. an dem Ort des alten Takkasila — des Taxila des Alexanderfeldzuges — entdeckt. Bei weitem am reichsten aber ist die korinthische Säulenordnung vertreten, der sich offenbar wie in Vorderasien so auch hier der Geschmack auf das entschiedenste zuneigte. Kann es uns überraschen, wenn unter dem Blätterwerk der Kapitelle, wie man das auch im Arsakidenreich, auch in Syrien gefunden hat — in Rom, wie es scheint, erst von den Caracallathermen an — kleine Figuren begegnen? „Die Gewohnheit", sagt Senart, „Buddha unter dem Baum der Erkenntnis darzustellen, begünstigte den Einfall, ihn auch unter die sich herabneigenden Blätter der Kapitelle zu versetzen". So müssen im Gandharaland auch die korinthischen Säulen Buddhas Glorie verherrlichen.

Damit sind wir denn zu den Reliefdarstellungen der gräco-indischen Kunst gelangt.

Welcher Kontrast in vielen dieser Werke gegenüber der primitiven Kindlichkeit der Figuren, der verwirrten Ordnung oder Unordnung der Komposition, die auf den alten national-indischen Denkmälern, etwa dem großen Monument von Bharhut, erscheint! Auf den ersten Blick sieht man, daß hier eine neue, fremde Macht eingegriffen hat, freilich auch, wie dann deren Wirkung sich abschwächt und die alten, angestammten Tendenzen allmählich wieder die Oberhand gewinnen. Derselbe Hergang, wie er sich wohl da zuträgt, wo ein Volk Elemente einer höher organisierten Sprache aufnimmt: die verändern im fremden Munde rasch ihr Aussehen und werden schließlich der sprachlichen Umgebung, in die ihr Schicksal sie hineinverschlagen hat, oft ununterscheidbar ähnlich.

An der Spitze der Entwicklung dieser Plastik stehen Werke, die man der hellenistischen Kunst selbst zurechnen oder in ihre nächste Nähe stellen wird. Ich hebe einige Trinkszenen hervor (S. 251. 253): ihre freie Schönheit und technische Vollendung ist ganz und gar griechisch. Aber dann indianisiert sich das Schönheitsideal und sinkt das Können. Es erscheinen die fleischigen, üppigen Körper, wenig oder unbeholfen bewegt, oft mit unverhältnismäßig großem Kopf, in indischer Weise eng aneinander gedrängt. Stufe für Stufe sinkt das Niveau. Man begegnet Gebilden wie dem schaukelpferdartigen Ungetüm (S. 357), auf dem der junge Asket, der Buddhawürde zustrebend, von Hause fortreitet. Gewiß ist es kein Zufall, daß die am meisten griechischen von diesen Reliefs im ganzen auch inhaltlich dem Gebiet fernstehen, auf dem sich die übrigen fast ausnahmslos bewegen: der Verherrlichung des Buddha und der Erzählung von den Ereignissen seines Lebens. Von früheren Existenzen an, die er im Lauf der Seelenwanderung durchlebt hat, begleitet ihn diese Kunst durch sein letztes Erdendasein. Anders als die Zurückhaltung der altindisch-nationalen Kunst tat, legt sie sich das Recht bei, seine heilige Gestalt sichtbar zu verkörpern. Sie erzählt von seiner wunderbaren Geburt und von seiner Kindheit, von seinen Kasteiungen und seinem Hindurchdringen zur Erleuchtung. Sie zeigt ihn thronend, predigend, von Verehrern umgeben, und schildert endlich sein Eingehen in das Nirvâna. Friedlich wie ein Schlafender liegt er da, wie es das alte Buddhistenevangelium beschreibt: auf dem Ruhebett unter den Salabäumen, auf seiner rechten Seite liegend. Götter und Menschen wohnen dem erhabenen Vorgang bei, teils Schmerzausbrüchen hingegeben, teils in der leidenschaftslosen Ruhe von Weisen das naturnotwendige Erlöschen des heiligen Lebens hinnehmend.

Für den, der sich in die Vorstellungskreise des alten Buddhismus vertieft, sind solche Darstellungen unschätzbar. Sie sind es auch für den, der sich — um mit den Schlußworten Foucher's zu schließen — durch sie „wie durch ein Fenster den Ausblick öffnen läßt auf die aus mannigfachen Elementen gemischte, hochverfeinerte Zivilisation, die um das erste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung an diesem Kreuzweg des Völkerlebens, im Gandharalande geblüht hat".

H. Oldenberg.

Naturwissenschaftliche Probleme.

Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. Von Dr. Hermann Friedmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

In der Naturphilosophie sollten originale Gedanken, die auf Erfahrung sich stützen, stets einer freundlichen oder doch wohlwollenden Aufnahme sicher sein. Denn auf einem Gebiete, auf dem es sich um die Diskussion von Möglichkeiten handelt und um die Abwägung ihrer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit gegeneinander, kann man der Möglichkeiten nicht genug in Erwägung ziehen, wenn der Menschheit eine einleuchtende, der Wahrheit sich nähernde Vorstellung vom Zusammenhange der sie umgebenden Mannigfaltigkeit, die wir Natur nennen, gewonnen werden soll. In jener Mannigfaltigkeit steht das Interesse an den Beziehungen der verschiedenen Formen von Organismen obenan; Biologen wie Philosophen haben dieser Frage auf das eingehendste Nachdenken gewidmet. Wenn über diese Beziehungen, über den Zusammenhang der Arten der Pflanzen und Tiere verschiedene Theorien aufgestellt wurden, die einander zum Teil nicht wenig widersprechen, so rührt dies in erster Linie daher, daß das der Erfahrung zugängliche Material bislang ein verschwindend geringes ist, daß man sich auf Nachdenken und Analogieschlüsse, die crux der Naturforschung, angewiesen sieht, so daß dieser Teil der Biologie immer noch mehr der Naturphilosophie als der Naturforschung zuzurechnen ist.

Einig sind die verschiedenen Theorien im allgemeinen darin, daß die heute lebenden Tiere und Pflanzen das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses sind; wie man sich diese Entwicklung vorzustellen habe, darüber gehen sie um so mehr auseinander, je radikal einseitiger sie sind. Solchen Abweichungen müssen Fehler zugrunde liegen; denn die Wahrheit kann nicht in Widersprüchen bestehen. Ich meinerseits erblicke den Grundfehler in der Einseitigkeit, dem Radikalismus selbst; die Natur hat tatsächlich immer verschiedene Seiten, die von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden müssen, und deren Betrachtung dann zu kombinieren ist, will man der Wahrheit nahe kommen.

Die Abstammungslehre, wie sie Darwin vertritt, beruht auf dem Grundgedanken, daß ursprünglich wenige, äußerst einfache Organismen gegeben waren, aus denen sich im Laufe der Erdgeschichte die ganze Fülle der heute lebenden Tiere und Pflanzen durch Spaltung entwickelt hat: dies ist Darwins berühmtes Prinzip der Divergenz. Dem gegenüber anerkennt das Denken die Möglichkeit, daß im Anfange Millionen verschiedener Urzellen gegeben waren, die unter dem Einfluß der Lebensbedingungen sich fortentwickelten und dabei teilweise einander immer ähnlicher werdende Gestalten annahmen: das Prinzip der Konvergenz, dem in dem Buche Friedmanns ausschlaggebende Bedeutung zugewiesen wird. In Frage kommt, ob einem der beiden Prinzipien als Regulator der Entwicklung der Vorzug gebührt, ob beide einander ausschließen oder beide sich miteinander vertragen.

Friedmanns Buch ist ein Protest dagegen, daß die vergleichende Morphologie zur Annahme der Abstammungslehre zwinge; ein Protest gegen die dogmatische Sicherheit, mit der die Divergenzbehauptung auftritt. Aus dem Dogma wird das Problem herausgeschält; es wird uns gezeigt, daß wir noch im Anfange des wissenschaftlichen Zeitalters der Probleme stehen, und daß für abschließende Lehrsätze in der theoretischen Biologie die Zeit noch lange nicht gekommen ist. Das Tatsachenmaterial entnimmt Friedmann fast ausschließlich der Zoologie. Es ist indes von vorneherein klar, daß des Verfassers Gedanken, falls sie Anerkennung finden sollen, ebenso gut für das Pflanzenreich Geltung haben müssen, und als Botaniker liegt es mir nahe, gerade dem Pflanzenreich die zur Prüfung der Theorie geeigneten Beispiele zu entnehmen.

Friedmann betrachtet die sogenannte Verwandtschaft der Tier- und Pflanzenspezies untereinander als eine ideelle, nicht als eine genealogische. Dabei gilt ihm die Spezies-organisation der heute lebenden Formen als eine konstante, um die individuelle Abweichungen oszillieren. Die Verwandtschaft soll durch ein Ähnlicherwerden im Laufe der phylogenetischen Entwicklung entstanden sein; doch scheint er ein Zusammenfallen verschiedener Organismen durch solche Konvergenz für ausgeschlossen zu halten. Er meint, die Annäherung könne nicht weiter gehen, als sie in der Gegenwart tatsächlich erreicht sei. Der Zustand der Lebewelt in der Gegenwart sei durch ein teleologisch zu beurteilendes Prinzip erreicht worden. Übrigens anerkennt Friedmann, daß in engsten Verwandtschaftskreisen „als Korrelat der Konvergenz eine — sekundäre — Divergenz ursprünglich gleicher Organismen eintreten könne". Im großen ganzen aber gilt ihm der Satz: „Wie es keinen wissenschaftlichen Sinn haben kann, von einer Genealogie der Kristalle zu sprechen, ist in einer rationellen Organisatorik der Lebewesen für den Abstammungsgedanken kein Raum."

Die phylogenetische Konvergenz gliedert Friedmann in drei Arten: Konvergenz durch Homologie, durch Analogie und „direkte" Konvergenz.

Die homologe Konvergenz hat in der Organisation selbst ihren Grund. Vielleicht gelingt es mir, dies Prinzip an einem (von Friedmann nicht benutzten) Modell zu erläutern. Wie beim Drehen eines Kaleidoskops immer wieder bestimmte Figuren zum Vorschein kommen, so muß ein gleiches in der Entwicklung durch die Homologie der Organisation herbeigeführt werden. In der Konvergenz durch Analogie kommen besonders die äußeren Lebensbedingungen zur Geltung. Hier möchte ich an Kants schöne Definition der Analogie erinnern (Prolegomena § 58): „Analogie ist nicht etwa eine unvollkommene Ähnlichkeit zweier Dinge, sondern eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen." Die „direkte" Konvergenz endlich ist nach Friedmann eine psychische Tätigkeit. Geschlechtliche Zuchtwahl, die er der Amikalselektion subordiniert, ist hierfür ein Beispiel. „Wir nehmen an, daß eine weitgehende und in mannigfachsten Formen sich äußernde Amikalselektion die Welt der Organismen beherrscht, und daß auf dieser Grundlage die direkte Konvergenz entspringt." Wenn Friedmann diese direkte oder „psychische" Konvergenz zunächst auch nur für die „höheren Organisationen" beansprucht, so weist er doch wenigstens von weitem auch auf die Pflanzen hin. Da ich meinerseits keinen Anhaltspunkt für das Vorhandensein eines Bewußtseins bei Pflanzen finde, glaube ich, daß im Pflanzenreich von einer Amikalselektion nicht wohl gesprochen werden kann. Parasiten und Epiphyten gehören doch nicht dahin, wenn man den Inhalt des Begriffs der Amikalselektion nicht durch zu große Erweiterung seines Umfanges verflüchtigen will.

Es fehlt in Friedmanns Buch nicht an interessanten Erörterungen wichtiger zoologischer Einzelprobleme; so im Vergleich der Affen mit dem Menschen, der Deutung der Fische als rückgebildeter Wirbeltiere usw. In manchen Punkten wird der Verfasser Zustimmung finden, wenn auch seine Hypothese, daß die verschiedensten Säugetiereier unmittelbar durch Urzeugung entstanden seien, wenig annehmbar erscheint. Wenn man freilich überhaupt Urzeugung von Zellen annimmt, so könnte das Protoplasma eines Wirbeltieres so gut aus Lehm entstanden gedacht werden wie das eines Protozoon.

Daß jede Entwicklungslehre eine Konvergenz in der Entwicklung zahlreicher Tier- und Pflanzenformen zugeben muß, erscheint zweifellos. Es fehlte bisher an einer umfassenden und grundsätzlichen Aufstellung des Konvergenzprinzips gegenüber dem Divergenzprinzip, und dies getan zu haben, ist Friedmanns Verdienst. Wenn aber Friedmann nicht eine Ergänzung, sondern eine Ersetzung des Divergenzprinzips durch das Konvergenzprinzip fordert, so ist das eine Einseitigkeit, ein meines Erachtens über das Ziel hinausschießender Radikalismus. Daß ihm diese Verdrängung der Divergenz gelungen ist, wird schwerlich jemandem einleuchten. Dafür

ist trotz des Titels das empirisch gegebene Material viel zu wenig ausgiebig berücksichtigt, die Frage noch viel zu spekulativ und theoretisch behandelt. Ja, könnte man sich die Urorganismen recht kompliziert denken und in der Konvergenz eine Vereinfachung nachweisen, wie die pflanzlichen Konvergenzformen Orobanche, Lathräa, Monotropa, Epipogon eine Vereinfachung der äußeren Gestalt des Typus zeigen, so wäre die Sache leichter vorstellbar als unter der umgekehrten Voraussetzung.

Ein Gewinn, den die Wissenschaft aus dem Buche ziehen wird, besteht darin, daß man bei deszendenztheoretischen Spekulationen künftig die Konvergenz mehr berücksichtigen wird als bisher. Aber über eine Kombination beider Prinzipien in der Deutung der „Verwandtschaft" wird man schwerlich hinauskommen. Mir scheint in der Konvergenz, soweit sie auf inneren Ursachen (Systembedingungen) beruht, das Streben zu gewissen festen Gleichgewichtsverhältnissen der Teile hervorzutreten; soweit äußere Einflüsse in Betracht kommen, eine Hinneigung zum Ausgleich von Formverschiedenheiten. Aber während in der Spaltung des Laubes bei Palmen und Laminarien, in den Deckelfrüchten wie bei Lecythis, Hyosciamus, Anagallis, den Laubmoosen sicher Konvergenzen vorliegen, werden wir zweifelhaft beim Vergleich der Labiaten, Skrophulariaceen, Boraginaceen; und in den dreihundert phyllodinen Akazien Neuhollands dürften wohl Divergenz und Konvergenz gemeinsam zum Ausdruck gelangen, ebenso in den Flechten.

Anregend wirkt die Lektüre von Friedmanns Buch zweifellos, und darin sehe ich einen Erfolg. Aber eine Ergänzung der Schrift durch Beibringung eines möglichst reichen Beispielmaterials scheint mir in hohem Grade wünschenswert zu sein.

J. Reinke.

Hermann Lingg.

Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Sprichst du zu mir mit Worten, wunderzarten,
Mit Worten, die den süßen Duft bewahrten,
Den nur ein edles Herz hegt, keine Flitter,
Kein Falsch — —

in diesen Versen haben wir Lingg selbst vor uns. Vom Menschengeschick im tiefsten erfaßt und zugleich mit dem Empfinden einer Kindesseele, der die Natur in all ihren wechselvollen Stimmungen ein Mitschwingen bis zu den zartesten Regungen entlockte. Nur selten von tieferer Leidenschaft bewegt, für alle Dissonanzen des Lebens ein versöhnendes Ausklingen findend, läßt er in seinem innerlichen Wohllaut zuweilen an die schlichte, liebenswürdige Schönheit Schwinds denken, wenn auch ohne dessen heitere Sonntagsstimmung. Wie diesem lag auch ihm jede gewollte Wirkung fern, fern jene kühle, subtile Beobachtung, mit welcher der moderne Lyriker die rein ästhetischen Werte eines Farbenakkords in der Natur wiederzugeben sucht. Die Wärme, mit der er alles erfaßte und in übergroßem Schaffensdrang in Melodie und Rhythmus verwandelte, brachte nur oft einen Mangel an Selbstkritik mit sich.

Der Gipfel seines Lebenswerkes liegt für uns in der reinen Lyrik. Er selbst sah es wohl anders an. Durch Jahre seines Lebens begleitete ihn die Arbeit an einem Riesenstoff; der Völkerwanderung wollte er ein dichterisches Denkmal setzen. Aber diesem Stoff fehlte die Einheit und dem Dichter die monumentale Kraft, ihn zu beherrschen; so sind es nur einzelne, glänzende Episoden, an denen wir uns freuen können. Lingg stand so im Banne alter Tradition, daß seine Muse nur aus der

Ferne der Vergangenheit von geschichtlich gewordenen Helden und Ereignissen inspiriert wurde, — er wandelte abseits von der Gegenwart, von ihren Umwälzungen in Politik, Literatur und Kunst. Durch Geibel war er einst in jenen Münchener Dichterkreis gezogen, den König Maximilian II. um sich versammelte; Geibel hatte seine ersten Schöpfungen veröffentlicht und damit den Ruhm des noch jugendlichen Dichters begründet. Jene Jahre gaben wohl seiner Geistesrichtung ihr dauerndes Gepräge.

Und sie brachten ihm auch die innige Freundschaft mit Heyse, dem wir heute unsern Dank und unsre Freude aussprechen dürfen, daß er Lingg durch diese Auslese seiner Gedichte der Vergessenheit entrissen hat. Aus dem ihm so vertrauten Schaffen eines langen, produktiven Lebens diese Auswahl zu treffen, war gerade für den Freund, wie Heyse selbst in der Vorrede sagt, eine schwere Aufgabe. Er hat sie glänzend gelöst. Die Gruppierung der einzelnen Gattungen läßt jede plastisch hervortreten und zeigt zugleich die tief musikalische Feinheit, mit der Form und Rhythmus dem Inhalt angepaßt sind. Gern hätten wir hier und da eine Jahreszahl. Lingg starb 1905, fünfundachtzig Jahre alt, aber ein bis ins hohe Alter so jugendliches Fühlen verrät um so schwerer die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung.

Welcher Kontrast mit dem Heute, der Generation kühler, alter oder zeitloser Jugend. Eine fast vergessene, anspruchslose Einfachheit gegenüber den Komplikationen der neuen, künstlerischen Probleme. Wird der überreizte und verwirrte Geschmack unsres Publikums noch Empfänglichkeit haben für jene schlichten Melodien, oder wird sie wiederkehren durch den Hauch solchen Frühlings —

Seelenvoll neigt dämmernd des Himmels Lichtblau
Sich zur Erdnacht nieder im Blumenkelche,
Laub an Laub, schwertanende Blätter, wie sie
Flüstern im Schlafe!

Will es Frühling werden, und kommt ihr wieder,
Ihr aus mildern Zonen gesandte Tage,
Von der holden Lerche verkündigt, kommt ihr,
Kommt ihr doch wieder?

B. O.

βλ. **Les deux Frances et leurs origines historiques.** Par Paul Seippel. Lausanne et Paris, Payot, Alcan. 1905.

In diesem vortrefflich geschriebenen und fein gedachten Buch ist nichts anfechtbar als die These des Verfassers. Wie Edgar Quinet, wie Hyppolite Taine, wie Ernst Renan, um nur diese Vorgänger zu nennen, steht Paul Seippel, ein Schweizer, vor der Tatsache einer in zwei Lager gespaltenen Nation, des schwarzen und des roten Frankreich. Der Gegensatz zwischen diesen beiden ist seit der Revolution von 1789 offenkundig geworden. Seine Ursprünge führen viel weiter zurück, und die Vertreter der sich so scharf befeindenden Welten weisen dennoch gemeinsame Elemente des Denkens, Fühlens und Handelns auf, Männer wie etwa Guillaume de Champeaux, Calvin, Bossuet, d'Alembert, Sieyès, Robespierre, Joseph de Maistre, Proudhon, Auguste Comte, sind — ohne von Lebenden zu sprechen — berühmte Repräsentanten der denkbar entgegengesetztesten Tendenzen, Scholastiker, römische Katholiken, Protestanten, Enzyklopädisten, Jakobiner, Sozialisten, Positivisten. Zugleich aber sind sie das Ergebnis einer ununterbrochenen Tradition, und ihre intellektuelle und moralische Struktur verweist auf dieselbe Mentalität. Woher kommt sie? Professor Seippel antwortet: „Es ist die römische Mentalität", das Resultat der vielhundertjährigen Erziehung durch die römische Kirche, der Erbin des römischen Imperiums. Die Identität der Ursprünge erklärt die Unversöhnlichkeit der Gegensätze. Die römische Mentalität ist wesentlich unitarisch, autoritär, dogmatisch, intolerant und daher unverträglich mit der individuellen Freiheit. Das rote Frankreich fordert, wie das schwarze, das römische Ideal der Glaubenseinheit, wenn nötig um den Preis des staatlichen Zwanges; gleichviel ob das Ideal mit der Tiara oder mit der Jakobinermütze geschmückt ist, es bleibt immer das von Terroristen, für die Gewissensfreiheit nicht existiert. So fruchtbar diese Auffassung sich zur Erklärung einer historischen Entwicklungsphase erweist, so gefährlich ist es, ihre Konsequenzen überall zu sehen und die Dreyfußaffäre mit der Lehre der Druiden in Zusammenhang zu bringen. Die Druiden waren keine Römer, und sehr viele Franzosen hatten einen hohen Begriff der Freiheit. Die Schwäche der These Seippels beruht auf der Gleichsetzung des Katholizismus mit dem Ultramontanismus, dessen mächtigste Gegner französische Katholiken waren und sind. Oder wie ließe es sich sonst erklären, daß gegenwärtig die ganz überwiegende Mehrheit des jüngeren Klerus in Frankreich für die Trennung von Kirche und Staat, daß er orthodox, aber auch republikanisch ist und den Kampf um die bürgerliche und kirchliche Unabhängigkeit nach diesen Voraussetzungen aufnimmt? Daß andrerseits der staatliche Absolutismus den Franzosen immer sympathisch war, solange machtvolle Persönlichkeiten ihn vertraten, und ein aufgeklärter Despotismus der politische Glaube von Voltaire ganz ebenso wie der von Ludwig XIV. ist, hängt viel weniger mit Theorien als mit Charaktereigenschaften zusammen. Mit ebensoviel Recht wie hier Seippel die Franzosen, hat man die Engländer die modernen Römer genannt. Sie sind, wie diese, im Besitz einer Weltmacht, die den fünften Teil der Erde umfaßt. Die Grundfeste dieser Macht ist die Wahrung der individuellen Freiheit. Mit dieser Freiheit aber verträgt sich der Katholizismus in Nordamerika, warum nicht in Frankreich?

πλ. **Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau.** Tome premier 1905. Genève, A. Jullien éditeur. Mit dem Rousseau-Porträt von Ramsay (Edinburger Museum).

Seit zwei Jahren macht sich in der französischen Schweiz ein neues starkes Interesse zugunsten Rousseaus geltend, dessen erste Äußerung die Einweihung einer Rousseaubüste (von Houdon) auf der Petersinsel im Bielersee (Juni 1904) war. Fast gleichzeitig entstand in Genf unter dem Präsidium der Professoren B. Bouvier und E. Ritter die Rousseaugesellschaft, die aus allen Ländern des Kontinents ihre fast 300 zählenden Mitglieder rekrutiert. Ihr erstes hier vorliegendes Jahrbuch ist nach Mannigfaltigkeit des Inhalts, sorgfältiger Zusammenstellung und guter Ausstattung gleich wertvoll. Es beginnt mit den Statuten der Gesellschaft, der Liste ihrer Mitglieder und der Geschichte ihrer Entstehung. Dann folgen zwei Abschnitte aus den inzwischen erschienenen Werken von Godet (Mme. de Charrière et. J. J. Rousseau) und Tronchin (Rousseau et le Dr. Tronchin). Daran schließen sich unveröffentlichte Dokumente über die Verurteilung und Zensur des „Émile" und der „Lettres écrites de la Montagne". Über die Originalpartitur des „Pygmalion" berichtet Edgar Istel. Zehn Inedita von Rousseau selbst über Gott, Gebet, die Frauen, die Beredsamkeit — darunter auch ein Operntext „Die Entdeckung der neuen Welt" — leiten den zweiten Teil des Bandes ein; dem Abdruck der „Fêtes de Ramire" folgen Notizen über Th. Levasseurs Totenschein, die Aufbahrung Rousseaus im Pantheon, Bemerkungen Voltaires zum Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars, das Porträt der Frau von Warens u. a. m. Eine nach Ländern geordnete dreißigseitige Bibliographie beschließt diesen ersten Band der „Annales", deren Titel wohl besagen will, daß es sich nicht um ein Jahrbuch dem Wortsinn nach handeln soll, sondern daß weitere Bände folgen werden, wenn genügendes Material vorhanden ist. Ungern vermißt man diesmal unter den Mitarbeitern bekannte Namen von Rousseau-Forschern. Allen Romanisten und Freunden der Literaturgeschichte sei auch an dieser Stelle der Beitritt zur Rousseau-Gesellschaft (Anmeldungen an den Sekretär M. Trembley-Genf) angelegentlich empfohlen.

δη. **Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars.** Erinnerungen und biographische Aufsätze von Otto Hartwig. Mit dem Bildnis des Verfassers. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung. 1906.

Nicht alle Bücher, welche gegenwärtig aus dem Nachlasse und aus dem Leben bemerkens-

werter Zeitgenossen veröffentlicht werden, enthalten so viel bemerkenswertes und anziehendes wie der vorliegende Band. Otto Hartwig hat mancherlei Städte und Länder gesehen, begann als Pastor der deutsch-schweizerischen evangelischen Gemeinde in Messina, wurde dann in Marburg und Halle Bibliothekar, nahm von frühe her regen Anteil am politischen Leben und trat in nähere Beziehungen zu Gelehrten und Staatsmännern. Er blieb bei alledem in seinem Herzen der Hessischen Heimat treu, und so sind die vorliegenden Erinnerungen eben dieser hauptsächlich gewidmet. Vom alten Marburg und den Zuständen seiner Universität um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, vom letzten Kurfürsten und Ähnlichem mehr bekommen wir zu hören — wie man denken kann, nicht durchaus Neues, aber allerhand Interessantes, zumal über Vilmar und Hassenpflug. Daneben erhalten wir drei biographische Aufsätze, den umfangreichsten über Ludwig Bamberger, dann über Karl Hillebrand und Louise von François (letztern brachte zuerst die „Deutsche Rundschau" 1893) — Früchte seiner persönlichen Beziehungen und Freundschaften. Die Biographie Bambergers — zuerst 1900 als Manuskript gedruckt und für den engeren Kreis der Freunde des Verstorbenen bestimmt — ist ein schönes Denkmal treuer Anhänglichkeit und warmen Verständnisses für den Menschen und den Politiker Bamberger. Sie beweist zu gleicher Zeit die Vielseitigkeit des Autors, der an so verschiedenen Enden der Wissenschaft und des Lebens wirksamen Anteil genommen hat. Möchte das neue Buch viele Leser finden.

γ. **La conjuration de Catilina.** Par Gaston Boissier. Paris, Hachette. 1905.

„So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein!" kann man in Wahrheit von dem großen Historiker sagen, der 1906 sein dreiundachtzigstes Lebensjahr vollenden wird und, hierin fast nur Ranke vergleichbar, nicht aufhört, der Wissenschaft immer neue und immer gleich köstliche Gaben zu bescheren. Vor ein paar Jahren hat er uns sein Buch über Tacitus gegeben, das in seiner und wohl abgewogener Weise den einzigartigen römischen Geschichtschreiber würdigte. Jetzt erhalten wir ein Werk über eine der bekanntesten und doch rätselhaftesten Episoden aus der Geschichte der sinkenden Republik: und wieder bietet dieses Werk durch Sicherheit der Untersuchung, Feinheit der psychologischen Auffassung und Gewähltheit der Form einen ganz außerordentlichen Genuß dar. Man nehme als Beispiel nur, wie Boissier die bekannte Sempronia auffaßt, von der Sallust ein so meisterhaftes Bild entworfen hat. Bei diesem sind die Charakterzüge rein individuell: Schönheit, Geist, literarische Bildung, gesellschaftliche Gewandtheit, Sittenlosigkeit, Mangel an Gewissen. Boissier aber faßt sie als einen Typus: er ist der der emanzipierten Frau, die alle Rechte, die der Mann besitzt, auch für sich haben will, bis zum Rechte, Schulden zu machen und auf die Gläubiger zu pfeifen. Das Bestreben Catilinas war, eine soziale und anarchistische Revolution zu vollbringen und die Reichtümer, welche eine Klasse der Bürger inne hatte, an sich und seine Genossen zu reißen. Diese Genossen aber gingen nicht aus der Masse der Sklaven oder der 320000 besitzlosen Freien hervor, welche an sich der Nährboden einer solchen Revolution waren, sondern aus der Schar ruinierter Edelleute; das ist das Bezeichnende an diesem Umschwung. Indem Catilina, um einen vollständigen Wirrwarr hervorzurufen und dann die Reichen zu ermorden und zu plündern, auch die Brandstiftung in seinen Plan aufnahm, stieß er die Masse der kleinen Leute von sich, deren Buden nun auch mit Untergang bedroht waren; er brachte es nicht fertig, die Massen auf seine Seite zu ziehen, und daran erlag er. Zudem war Cicero kein Mann von altem Adel, sondern ein homo novus, und das schuf ihm eine Popularität von der der Senat Nutzen und Catilina Nachteil hatte.

γ. **Kultur der alten Kelten und Germanen** mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Georg Grupp. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1905.

Ein bekannter Kulturhistoriker bietet hier einen guten Abriß der keltischen und germanischen Kulturentwicklung, die durch eine Anzahl meist brauchbarer Abbildungen noch anschaulicher wird. Die Anmerkungen unter dem Text wie die am Schluß geben eine klare Vorstellung von der großen Belesenheit des Verfassers, der sowohl die Texte der Klassiker einschließlich des Plinius und der Dichter, als die Ergebnisse der Grabungen und der zahlreichen in Broschüren und Zeitschriften zerstreuten Einzelforschungen mit Bienenfleiß zusammengetragen hat. Daß die Kelten nicht bloß ein Kriegsvolk waren, sondern auch kulturell etwas vor sich brachten, hebt Grupp mit Recht hervor: sie erfanden u. a. nicht bloß das Bier, sondern zugleich die Bierhefe und gaben dadurch dem Brot mehr Wohlgeschmack, weshalb das Wort Brot in seiner Wurzel mit Brauen, Bier zusammenhängt. So mundete den Römern das keltische Brot besser als ihr eigenes. Auch die Handwerke waren zahlreich; das Weben der Kleider, die Bearbeitung von Holz, Stein und Metall wurde mit Geschicklichkeit geübt. Den Kelten gegenüber stehen die Germanen an Kultur lange Zeit zweifellos zurück, der Drang nach lichteren Zuständen hat sie aber dann auf die Wanderschaft getrieben, auf der sie der „Hesperidengärten Europas" sich mit dem Schwert bemächtigten.

γ. **Militärpolitische Aufsätze.** Von W. v. Blume. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Der bekannte hervorragende Militärschriftsteller hat in diesem Bande sechs Aufsätze vereinigt. Sie handeln über den Zukunftskrieg in seinen Wechselbeziehungen zu Staat und Gesellschaft; über Landwirtschaft, Industrie und Handel in ihrer Bedeutung für die deutsche Wehrkraft; über Politik und Strategie, Bismarck und Moltke 1866 und 1870—71; über die Eisenbahnfrage, die Wehrsteuer und die staatsrechtliche Stellung und den Tätigkeitsbereich des preußischen Kriegsministeriums. Eine Fülle wichtiger Fragen,

wie man sieht, die alle ebenso sachkundig und klar, als knapp und gedrängt behandelt werden. Aus dem, in unsrer Zeitschrift zuerst erschienenen Aufsatz über den „Zukunftskrieg“ wird unsern Lesern noch in Erinnerung sein, daß v. Blume die Kosten eines künftigen Krieges für uns auf täglich etwa 13—16 Mill. Mark berechnet (1870 nur 5,7 Mill.); aufs Jahr würden 4680—5760 Mill. herauskommen. In der von Professor Brentano in München zur Erörterung gestellten Frage, ob unsre Wehrkraft mehr auf der Landwirtschaft oder der Industrie ruhe, entscheidet sich v. Blume unter voller Anerkennung des Satzes, daß die Tüchtigkeit eines Heeres nicht bloß von körperlichen, sondern auch von sittlichen und intellektuellen Eigenschaften abhängt, mit aller Bestimmtheit dafür, „daß das Rückgrat der Landmacht die Landwirtschaft ist und sie der Industrie wegen dem Verfall preisgeben die Zukunft der Nation augenblicklichem Vorteil aufopfern hieße“. In der Frage, wer 1870 vor Paris recht hatte, Bismarck, der die Beschießung aus politischen Gründen verlangte, oder Moltke, der sie aus militärischen Gründen für nicht tunlich ansah, ehe der nötige Geschützpark zur Stelle sei, tritt v. Blume auf die Seite Molttes und sucht darzutun, daß die Strategie nicht von der Politik abhängig gemacht werden dürfe; erst wenn das Ziel des Krieges, die Brechung der feindlichen Widerstandskraft, erreicht ist, endet die Selbständigkeit der Heeresleitung und hat die Politik das letzte Wort, um die Bedingungen des Friedens festzustellen.

γ. **Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt.** Zusammengestellt im Reichs-Marineamt. Berlin, Reichsdruckerei. 1905.

Anläßlich der Flotten-Vorlage, die Ende November 1905 dem Reichstag unterbreitet wurde, hat das Reichs-Marineamt, das schon 1897 die deutschen Seeinteressen zum Gegenstand einer überaus gründlichen, mit Belegen versehenen Darstellung gemacht hat, diese Verhältnisse abermals in einer Denkschrift von 280 Seiten beleuchten lassen, die nun auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Der Zweck ist, zu zeigen, daß der Wert des deutschen Außenhandels von 1894—1904 von 7,3 Milliarden auf 12,2 Milliarden gestiegen ist; daß sich Reederei, Schiffbau, Hafenbauten, Kabelnetz usw. in entsprechendem Maß entwickelt haben: daß also dem Reich die gebieterische Pflicht des Schutzes dieser riesigen Interessen erwächst. Die Denkschrift ist ein Werk ersten Ranges, für Politiker und Volkswirte unentbehrlich.

γ. **La guerre de sept ans.** Par Richard Waddington. Librairie de Paris, Firmin Didot. O. J.

Von dem groß angelegten Werke Waddingtons über den Siebenjährigen Krieg liegen uns vier Bände vor, der erste über „den Umschwung der Bündnisse“, der zweite über „die Anfänge“ (Prag, Kollin und Leuthen) und die beiden jetzt erschienenen (Crefeld und Zorndorf, Minden, Kunersdorf und Quebec). Durchweg haben wir es mit einer auf die ersten — gedruckten und ungedruckten — Quellen gegründeten, wohlerwogenen und sachkundigen, dabei vorzüglich geschriebenen Darstellung des großen Krieges zu tun, und wenn Waddington auch nicht gerade für Friedrich voreingenommen ist, vielmehr Anzeichen der seit 1870 üblich gewordenen Abneigung der Franzosen gegen alles Preußische auch bei ihm vorliegen, so ist er doch zu sehr Historiker, um die Wahrheit zu entstellen und sich der Anerkennung des Genius des großen Königs zu entziehen. Bezeichnend hierfür ist Bd. III, S. 207, wo von den Gründen der Ergebnislosigkeit des Feldzuges von 1759 gehandelt wird. Der Sieg bei Kunersdorf blieb ohne Folgen, weil Soltikoff seine Soldaten schonen wollte, die furchtbar mitgenommen waren (er hatte gegen 15000 Tote und Verwundete und brauchte eine Woche, diese letzteren fortzuschaffen), weil er jetzt von den Österreichern auch etwas erwartete, und weil er durch Erwägung innerer und äußerer Politik beeinflußt war. Aber entscheidender war noch, daß man in Wien und Petersburg einen Kriegsplan ausgedacht hatte und ihn den Generalen auflegte, der einesteils zu unbestimmt war, um sie der eigenen Verantwortlichkeit zu entlasten, andrerseits zu bestimmt, um nicht ihre Freiheit zu beschränken. Das aber geschah gegenüber einem Heerführer ersten Ranges, der unbeschränkter Herr seiner Hilfsquellen, eines kraftvollen Entschlusses fähig und imstande war, ihn alsbald auszuführen. „Diese Ungleichheit der Lage beraubte die Verbündeten fast aller Aussicht auf Erfolg; wenn der Sieg ihnen einen Augenblick lächelte, so verdankten sie das der Tapferkeit ihrer Soldaten und der Verwegenheit eines Fürsten, der trotz seines Genius nicht unfehlbar war.“ Diese Probe möge genügen, um von dem Geist und der Umsicht des Verfassers wenigstens eine Vorstellung zu erwecken.

γ. **Les origines de la Réforme.** Par P. Imbart de la Tour. Paris, Hachette. 1905.

Der Verfasser dieses Werkes, Professor an der Universität in Bordeaux, versucht in diesem ersten Bande die Ursprünge der Reformation in Frankreich unter dem Gesichtspunkt darzustellen, daß es sich dabei nicht bloß um eine Bewegung im Reich des Geistes und im besonderen auf dem Gebiet der Religion handelt, sondern um eine allgemeine, politisch-soziale, wirtschaftliche und geistige Entwicklung. Der Katholizismus hatte nicht bloß eine Lehre, sondern eine Organisation geschaffen, und diese begann gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Trümmer zu fallen; so entstand der Boden für eine Neugestaltung. Die Einrichtungen des katholischen und feudalen Mittelalters zielten auf eine größere Gleichheit der Rechte und eine weniger große Ungleichheit der Klassen ab. Beschränkung der Macht durch Verträge, Beschränkung des Reichtums durch Wuchergesetze, Beteiligung aller an Macht und Reichtum durch das Stimmrecht und Eigentumsrecht war die Losung; und in diesem Ganzen von Verträgen, Gruppen und Vereinen waren die bürgerlichen und politischen Freiheiten der Masse gediehen und hatten sich der Allmacht der Herren entgegengestellt; die Armut sogar hatte ihren Rang und Kultus. Es hatte nicht

den Anschein, als ob Staat, Religion und Kunst einem, sondern daß sie allen gehörten. In der Renaissance nun strebt alles nach Einheit und Ordnung; aber die Einheit besteht darin, daß der König sich über alle erhebt, die Ordnung darin, daß unter ihm eine bevorzugte Klasse, Adlige, geadelte Bürgerliche, Gesetzesgelehrte, Gelehrte überhaupt, alle Genüsse von Reichtum und Wissenschaft für sich hat und ganz unten die Massen des Volkes gehorchen und arbeiten. Die Festigkeit des Staates ruht auf der noch größeren Festigkeit der Klassenunterschiede. Das Wort Humanum paucis vivit genus beschränkt das Glück aller auf den Genuß weniger. So die Ergebnisse Imbarts, welche sehr an Janssens Ansichten über die deutschen Dinge um 1500 erinnern. Der zweite Band soll zeigen, ob die Reformation die Reaktion gegen den aristokratischen Charakter der Renaissance gewesen ist oder deren folgerichtige Ausgestaltung.

βλ. **Die Frau in der Karikatur.** Von Eduard Fuchs. Albert Langen, München. (O. J.)

Der bewährteste Kenner und eigentliche Historiker der Karikatur ist bei dem Abschnitt über die Frau angelangt. Von 20 Lieferungen des neuen, originalen Werkes sind die ersten 7 Lieferungen erschienen. Auf satyrische Darstellungen der Närrin der Mode, der galanten Dame, des zänkischen Weibes, der schlimmen Hausfrau, der ungetreuen Geliebten, der verliebten oder gehässigen alten Jungfer, der törichten Jungfrauen und Frauen aller Abarten und Gattungen waren wir gefaßt und völlig bereit, auf ihre Kosten zu lachen und zu spotten. Wir erhielten mehr, als wir verlangten oder erwarten konnten, um den Preis vieler recht häßlicher und abstoßender Bilder. Inwieweit sie kulturgeschichtlich ihre Berechtigung haben, ist doch zunächst eine Frage des guten Geschmacks und des unter allen Umständen berechtigten Anstandsgefühls. Auf dieses ist hier jedenfalls keine Rücksicht genommen. Was den Text betrifft, so hat Herr Fuchs, von chronologischer Einteilung abgesehen und den Stoff in Kapiteln gesondert, deren erstes „Der Kampf um die Hosen", deren letzte „Der Unterrock in der Weltgeschichte", „Bürgerin, Heroine und Megäre", 450 Textillustrationen und 60 farbige Beilagen „aus den seltensten und schönsten Karikaturen auf die Frau begleiten, die seit Mitte des 15. Jahrhunderts" bis auf die Gegenwart erschienen sind. Der Verfasser polemisiert nicht nur gegen den grimmigsten Feind der Frau, gegen die Mode, sondern auch gegen die übermäßige Arbeit in der Fabrik, an der Maschine, am Kochherd; er geht so weit, die bisherige Erziehung der Frau als eine Kriegserklärung gegen sie zu bezeichnen und folgert eine bis auf den Grund gehende Umwälzung unsrer gesamten Gesellschaftsordnung. Auch das Zugeständnis, die Ehe sei für die meisten Frauen immer noch die beste Versorgungsanstalt, erfährt die Einschränkung, daß das heutige großstädtische Bürgertum die klassische bürgerliche Valentinmoral, die Reinheit der Frau vor der Ehe, bereits überwunden habe! Wenn dem so ist, wünschen wir ihm wahrlich nicht Glück dazu. Aber es handelt sich vorläufig um Karikaturen, und einige derselben, wie „Die Nacht" (Lieferung V), oder „Der letzte Gast" (Lieferung VI) predigen die alte Moral, die noch einige Aussicht auf Dauer haben dürfte.

βλ. **Le Sud-Est de la France.** Par Karl Baedeker. Leipzig, K. Baedeker. 1906.

Baedeker in französischem Gewande ist Lobes genug: er ist unentbehrlich, auch neben seinen fremdländischen Rivalen, dem englischen Murray und den Guides Joanne. Der britische Führer ist ihm literarisch überlegen und informiert besser über Geschichte und Kunst: der deutsche kennt jeden Gebirgsteig, jeden lohnenden Aussichtspunkt, jede verborgene Schönheit einer Gegend. Er sorgt mit rührender Gewissenhaftigkeit für die Beutel seiner Schutzbefohlenen und erzieht sie zum Reisen, bekanntlich eine schwere Kunst. In einer Beziehung wird die nächste Auflage unsres treubewährten Freundes dem Fortschritt der Zeit noch Rechnung tragen müssen: der „Touring Club de France" übernimmt nämlich selbst die Reisenden, die ihm den bescheidenen Beitrag von 6 Francs jährlich leisten, befördert sie, statt der verhaßten Kollis, aber nach ähnlichen Grundsätzen und haftet für herabgesetzte Preise in den mit ihm in Verbindung stehenden Hotels. Damit wird Baedekers Aufgabe vereinfacht, nicht aufgehoben werden. S. XIV seiner Einleitung gibt er die darauf bezügliche Notiz.

β'. **Das Rosentor.** Gedichte von Irene Forbes Mosse. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1905.

Den Pulsschlag eines tief leidenschaftlichen Temperaments fühlt man in dem eigenartigen Klang dieser Gedichte. Manche — die kühleren, schwerflüssigeren — erinnern an Stefan George. Aber ihrer eigentlichen Natur nach ist in ihnen der Duft inneren Erlebens, persönlicher Stimmung zu stark, um sich durch die Feinheit der künstlerischen Durcharbeitung zu verflüchtigen. Stofflicher und auch durchsichtiger als bei jenem Vorbild sind Gedanke und Gefühl oft von einer Phantasie umspielt, die an Keller denken läßt. Doch das freundliche Spiel kann dann mit einem ergreifenden Akkord schließen. Mag der Gedanke zuweilen in der Stimmung verschwimmen, es will und braucht eben nicht alles „verstanden" zu werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeille. — Marine Française et marines étrangères. Par Léonce Abeille. Paris, Armand Colin. 1906.

Am Scheidewege. — Politische Betrachtungen zur heutigen Lage des Deutschtums in den baltischen Provinzen. Von ✗. Riga, Jonik & Poliewsky. 1906.

Baedeker. — Deutschland in einem Bande. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 19 Karten und 64 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Baumgarten. — Carlyle und Goethe. Von Otto Baumgarten. Herausgeber Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Bonn. — Andalosia. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Ferdinand Bonn. Charlottenburg, F. Harnisch & Co. O. J.

Bourget. — Œuvres complètes de Paul Bourget. Romans. VI. Paris, Plon. 1906.

Brischar. — Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Von Karl M. Brischar. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1905.

Delius. — Robespierre. Eine Revolutionsgroteske. Von Rudolf von Delius. München, Albert Langen. 1906.

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Erster Band. 1792—1818. Mit Porträt und zwei Karten. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Diehl. — Figures byzantines. Par Charles Diehl. Paris, Armand Colin. 1906.

Evers. — Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Von P. Evers. Schwerin i. M., Ludwig David. O. J.

Flaubert. — Briefe über seine Werke. Übersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Flaubert. — Reiseblätter. (Briefe aus dem Orient — Über Feld und Strand.) Zusammengestellt und herausgegeben von Felix Paul Greve. Autorisierte Übersetzung von E. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Fröberg. — Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im XIX. Jahrhundert. Von Theodor Fröberg. St. Petersburg, in Kommission bei Eggers & Co. 1904.

Frommel. — Die Poesie des Evangeliums. Ein Versuch von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Gansberg. — Religionsunterricht? Achtzig Gutachten. Ergebnis einer von der Vereinigung für Schulreform in Bremen veranstalteten allgemeinen deutschen Umfrage. Herausgegeben von Fritz Gansberg. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Geiger. — Ausgewählte Gedichte. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Geiger. — Die Legende von der Frau Welt. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Geiger. Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen von Albert Geiger. Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Graef. — Heinrich Heine. Von Hermann Graef. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Graef. — Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Von Hermann Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1905.

Grueber. — Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren. Von Karl Johann Ritter von Grueber. Herausgegeben von seinem Neffen Fr. v. St. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1906.

Halberstadt in Wort und Bild. — Herausgegeben unter Mitwirkung des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs. Halberstadt, Druck und Verlag von Louis Koch. O. J.

Herzog Georg II. und die Meininger Kunst. — Festschrift zum 80. Geburtstage Herzog Georgs am 2. April 1906. Herausgegeben von den „Wartburgstimmen". Hildburghausen und Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H.

Horn. — Shakespeares Wandlung. Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Horn. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1906.

Hübbe-Schleiden. — Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonial-Politik. Vortrag von Hübbe-Schleiden. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1906.

Hübner. — Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune 1870—71. Von Feldmarschall-Leutnant Alexander Grafen Hübner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie von Wilhelm Jerusalem. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Jerusalem. — Wege und Ziele der Ästhetik von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Jesus, Tragödie des Menschensohns. — In Worten der Hl. Schrift. Erste Lieferung. Leipzig, Otto Wille. 1906.

Kappstein. — Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studien zur Religion in der Literatur von Theodor Kappstein. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Kielland. — Ringsum Napoleon. Von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Friedrich Leetien und Marie Leetien-Lie. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kögel. — Armins Ende. Nationales Drama in fünf Aufzügen von Gottfried Kögel. Dresden, E. Pierson. 1905.

Kohl. — Gedichte. Von Albert Kohl. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kohlenegg. — Die Ehe im Schatten. Roman von Viktor von Kohlenegg. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Kohler. — Jansenismus und Cartesianismus. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Kirchengeschichte. Von Sylvester Kohler. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung. 1905.

Kotze. — Die Antipoden. Stimmungen von da drunten. Von Stefan von Kotze. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Kunad. — Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Von Paul Kunad. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kundt. — Theodor Storm als Lyriker. Von Karl Ernst Kundt. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kurz. — Studienjahre im Liede. Gedichte von Eugen Kurz. Dresden, E. Pierson. 1905.

Landsteiner. — Walter von Habenichts. Ein Roman von Karl Landsteiner. Wien, Heinrich Kirsch. 1906.

Latreille. — Joseph de Maistre et la Papauté. Par C. Latreille. Avec deux gravures et deux facsimilés. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Ludwig. — Die Venus von Milo. Von Herbert Ludwig. (Müller-Nellüm). Dresden, E. Pierson. 1904.

Martin. — Die Zukunft Rußlands. Von Rudolf Martin. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Massis. — Comment Émile Zola composait ses romans. Par Henri Massis. Paris, Bibliothèque-Charpentier. 1906.

Matull-Berns. — Rosenkönigs Tochter. Roman von Karl Matull-Berns. Charlottenburg, F. Harnisch & Co.

Methner. — Organismen und Staaten. Eine Untersuchung über die biologischen Grundlagen des Gesellschaftslebens und Kulturlebens. Von Alfred Methner. Jena, Gustav Fischer. 1906.

Mojsisovics. — Befreiung. Roman von Edgar von Mojsisovics. Dresden, E. Pierson. 1906.

Pilo. — Psychologie der Musik. Gedanken und Erörterungen von Mario Pilo. Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum. Leipzig, Georg Wigand. 1906.

Presse, die, und die deutsche Weltpolitik. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer. 1906.

Rangabé. — Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in fünf Akten von Cléon Rangabé. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Salten. — Deutsche Erziehung. Praktisch-theoretische Grundlagen einer allgemeinen deutschen Erziehung von Alfred von Salten. Leipzig, Teutonia-Verlag. 1906.

Sarsen. — Gedichte und Skizzen. Von Frieda Sarsen. Hamburg, Hoffmann & Co. O. J.

Schwind. — Das zweite Gesicht. Erzählungen von Ferdinand Schwind. Dresden, E. Pierson. 1906.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Eva Stainer.

Erzählung

von

Helene Raff.

„Und so wünschen wir halt alle — hm — weil — weil Hochwürden doch ein Hiesiger sind — heißt das — hm — daß wir recht gut auskommen miteinand — und — hm und —"

Die Einwohner des sauberen Landstädtchens hatten alles getan, was sie zu Ehren des neueinziehenden Pfarrers tun konnten. Sie hatten ihm eine Ehrenpforte aufgerichtet, mit grünen Zweigen und blau-weißen Schleifen geziert; sie hatten ihn unter festlichem Geläute eingeholt, und der Männerverein vom heiligen Vincentius war ihm sogar mit der Fahne vollzählig entgegengerückt. Aber dem sonst recht wackeren Vorstand dieses Vereins die Rednergabe zu verleihen, die er nicht besaß, das hatten sie nicht vermocht. Er saß endgültig fest.

Der Pfarrer, ein schlanker Mann mit freundlichen, etwas kurzsichtigen Augen hinter einer goldgeränderten Brille, kam ihm zu Hilfe. Bewegten Tones dankte er für die Herzlichkeit, die ihn an der Stätte seines künftigen Wirkens willkommen hieß. „Es ist mir ein lieber, ein erhebender Gedanke," sagte er, „daß ich berufen sein soll, in meinem Geburtsorte das Wort Gottes zu predigen und die Seelen meiner Mitbürger auf den Pfad des Heils zu führen. Möge der Herr mir seine Gnade dazu geben und uns in gegenseitigem Vertrauen erhalten, heute wie immer. Das walte Gott!"

Hier krachten die Böller, die Glocken huben wiederum zu läuten an. Der Pfarrer schüttelte dem erleichterten Vereinsvorstand die Hand und schritt an seiner Seite dem Pfarrhofe zu. Seine Worte hatten den Leuten einen guten Eindruck gemacht durch die Wärme, die trotz eines Anflugs von amtsmäßiger Salbung daraus geklungen hatte und auch in den Zügen des noch jugendlichen Antlitzes sich widerspiegelte.

Aber es ist ein ermüdendes Ding, der Gegenstand fortgesetzter Huldigungen zu sein — das empfand auch der Pfarrer und war daher im geheimen froh, als er endlich allein in der kühlen Stube seines Pfarrhofes saß und nur noch

das gedämpfte Hantieren der ältlichen Wirtschafterin von draußen aus der Küche vernahm. Er bedurfte der Einsamkeit, denn sein Herz war übervoll von Erinnerungen und Gefühlen. Wenn er durch das Fenster, an dem sein Schreibtisch stand, hinausblickte über die Dächer und Giebel des altertümlichen Nestes, dann konnte er aus dem Gewirr den First seines elterlichen Hauses auftauchen sehen. Und im Geiste durchwanderte er die vertrauten Räume, sah wieder den Vater, der ein Spenglermeister und angesehener Bürger gewesen, unter seinen Gesellen schalten, sah die Mutter, die von jeher keinen größeren Wunsch gekannt hatte, als ihren zarten, schwärmerischen Buben geistlich werden zu sehen. Daß die beiden es nicht mehr erlebt hatten, wie er in verhältnismäßig jungen Jahren zum Pfarramt gelangte — und an dieser Stelle! Seine Augen feuchteten sich, und ein sehnsüchtiges Bedauern stieg in seiner Seele auf. Doch verwies er sich alsbald diese Art von Auflehnung gegen Gottes Willen als etwas Unchristliches und Unpriesterliches.

Von den Eltern schweiften seine Gedanken zu den Freunden und Bekannten der Jugendzeit; manche davon waren heute schon unter den Begrüßenden gewesen, und er hatte sich ihrer gleich entsonnen. Während er so bei sich die vertrauten Gesichter durchging, überfiel es ihn plötzlich mit Verwunderung: warum war denn die Stainer-Everl nicht erschienen? Warum hatte sie ihn nicht gleich den andern bewillkommt?

In der Tat: die Stainer-Eva war, landläufig gesprochen, die nächste dazu, sich des neubestallten Seelsorgers zu freuen, ja sogar ein wenig stolz auf ihn zu sein. Denn ohne ihr Eingreifen war es ungewiß, ob der geistliche Herr hier hätte sitzen und sich auf seine Sonntagspredigt vorbereiten können.

Draußen hinter der Heidenhofmühle, wo Evas Eltern gehaust, erstreckte sich der Wald, der Lieblingstummelplatz der Kinder zu allen Jahreszeiten. Dort hatte die halbwüchsige Everl mit dem um zwei Jahre jüngeren Spenglersbuben Erdbeeren und „Schwammerln" gesucht, hatte mit ihm auf der Wiese gesessen, ihm Geschichten erzählt und Halsketten von Grashalmen gemacht. Eine fast mütterlich sorgende Art hatte das ernsthafte Kind gegenüber dem schwächlichen und körperlich ungewandten Spielgefährten gehabt, eine Art, die die Eltern bewog, den Kleinen ihrer Obhut ruhig anzuvertrauen wie der einer Erwachsenen. Und einmal, da war dies Vertrauen in besonders glänzender Weise gerechtfertigt worden.

Der Mann im langen Priestergewand erinnerte sich noch, als wäre es gestern gewesen, des Tages, da sie auf einem Baumstumpf inmitten des Niederholzes gehockt und mit den leicht beschuhten Füßen im mulderigen Laube herumgestochert hatten. Plötzlich hob sich da etwas empor — etwas Braunes — der Junge hatte es nicht gleich gekannt, aber die Eva desto schneller. Wie ihre Hand seinen Arm umkrallt hatte! „Net rühren, Hansl, net rühren!" — Und wie der geschmeidige Körper sich niederbeugte, wie sie den starken Baumast aufraffte und ihn herabfallen ließ auf das Braune, das sich bereits hinaufringeln wollte am Fuße des Hans! Erst als es zuckend am Boden verendete, ward dem Knaben die Größe der Gefahr bewußt; und er war der Everl, die ganz blaß und heftig atmend dastand, schluchzend um den Hals gefallen.

Aber dann hatte der unbekümmerte Kindersinn die Oberhand gewonnen, und sie hatten die tote Kupfernatter — ein Exemplar von beträchtlicher Größe — geschickt über einen langen Zweig gehängt, um sie mit viel Vorsicht und Selbstbewußtsein nach Hause zu tragen. Die Mutter des Johannes wäre vor Schreck fast ohnmächtig geworden beim Anblick des giftigen Gewürms; der Vater aber hatte der Eva die Hand gegeben. „Bist ein braves Mädel," hatte er zu ihr gesagt, und zu seinem Buben: „Hörst, Hansl, das darfst fein der Everl nie vergessen! Wenn sie auch einmal wen braucht, der ihr hilft, mußt du derjenige sein, verstanden!"

Gottlob hatte die Eva bislang keine Hilfe gebraucht, aber in dem jungen Pfarrer Johannes quoll mit dem Andenken ihrer Tat der dankbare Wunsch empor, daß sie jetzt vor ihm stünde und er ihr die Hand drücken könnte, wie damals sein Vater getan. Ihm deuchte, nächst seinen Eltern gebühre ihr der meiste Anteil an seinem Geschick. Zugleich fiel ihm aufs Herz, daß er das ihrige durch mehrere Jahre aus den Augen verloren hatte, ja nicht einmal wußte, wie sie nun heiße. Denn vermutlich hatte sie geheiratet. — Er ging zur Türe, öffnete sie und rief: „Walburg!" hinaus.

Die alte Häuserin kam hereingeschlurft und erkundigte sich nach ihres hochwürdigen Herrn Begehr.

„Sie, Walburg, wie sieht's denn auf der Heidhofmühle aus? Sind die Stainerischen noch darauf? Und die Tochter, die Eva, hat die geheiratet?"

Die Alte trocknete bedächtig ihre Hände an der Schürze. „Ja mein, die sein schier alle verstorben. Er, der Stainer, vor etliche Jahrln bereits; und nachher hat sie, die Frau, den Zweiten genommen, den hat sie, scheint mir, bloß so ein Jahrer fünf oder sechs gehabt, nachher ist er auch gestorben, und ein Zeitl danach sie selber. Die Eva is jetzt alleinig."

„Was? Ist die ledig geblieben?"

„Geltn S', Hochwürden, das wundert Ihnen auch? Bereits ein jeder hat sich gestaunt, und Redereien hat sie genug drum anhören müssen, dös Madl. Wo sie doch eine gute Partie is — so zum sagen! Heißt das: ein bißl im Wohlstand zurückkommen sein sie schon, die Stainerischen, seit der Alt tot is und die neue Mühle mit 'n Dampfbetrieb ihnen die Konkurrenz macht. Nebstdem hat man gesagt: der zweite Mann von der Müllerin hätt das Richtige im Geschäft net gehabt. Ein bildsauberer Mann soweit und recht wiff nach außen, aber 's Hausen soll er net recht verstanden haben. Die Everl, die is da wieder die Einsichtigere, die laßt die Mühle stehn und hat eine Milchwirtschaft eingerichtet, die ihr hübsch was tragt. Ein schneidiges Frauenzimmer is die schon — und mit der Mutter soll sie die Gutheit selber gewest sein. Verdienen tät sie wohl einen — und einen braven obendrein. Aber wenn' s' net mag, was kannst da machen? Und übrigens: ledig gestorben is an net verdorben! Ich denk mir oft —"

Der Pfarrer befürchtete mit Recht, das Denken der braven Walburg möchte allzusehr in die Weite und Breite gehen; deshalb kam er ihr zuvor. „Es ist schon recht, Walburg — danke schön! Sie können gehen; ich muß noch ein wenig arbeiten."

Die Häuserin gehorchte zögernd; der Pfarrer blieb in Gedanken zurück. Wie mancherlei Wandlungen doch über eine wohlbekannte Stätte ergehen, wenn man jahrelang von ihr entfernt ist! Den Vater Stainer hatte er als Knabe immer besonders respektiert, nach dem Beispiel der Erwachsenen; denn der Müller galt nicht nur für reich, sondern auch für den klügsten und tatkräftigsten Mann der Umgegend. Wenn er in einer Sache das Wort ergriff und mit der üblichen Wendung: „So mein halt ich“ — seine Rede beschloß, dann durfte man sich getrost auf die Richtigkeit dieser Meinung verlassen. Nicht in allen Dingen zwar — so behaupteten die Strenggläubigen, die ihn als einen „Roten“, das heißt einen freigeistig Angehauchten bezeichneten, dessen grübelnder Verstand vor nichts zurückscheute, und der mit seinem kleinen Mädel Dinge bespreche, wie andre nicht mit ihren erwachsenen Söhnen. Doch tat das seinem Ansehen keinen Eintrag.

Eine Erkältungskrankheit hatte ihn jählings hingerafft; das war kurz vor des Spenglersohnes Priesterweihe gewesen. Hernach, während seiner Hilfspriesterzeit da und dort, hatte Johannes durch seine Mutter gelegentlich noch gehört, daß die Witwe, eine weiche Natur von jeher, das Alleinsein nicht ertragen und sich aufs neue verehelicht habe mit einem jüngeren Manne. Seitdem war ihm keine Kunde zugekommen; der Verlust seiner Eltern hatte das Band zwischen ihm und der Jugendheimat zerschnitten. — Nur die heutige bewegte Heimkehrstimmung war es, die ihm die alten Beziehungen so nahe brachte. Er hatte auch nicht länger Zeit, ihnen nachzusinnen; sich wieder an seinem Schreibtisch niederlassend, ergriff er die Feder und hatte bald alles andre vergessen über dem Entwurfe zu seiner Predigt.

Der kommende Sonntag fand die vor kurzem erneute, geräumige Pfarrkirche gedrängt voller Menschen; alle wollten den neuen Geistlichen hören, der aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Das Meßopfer verlief in der herkömmlichen feierlichen Weise, und nun bestieg Johannes Waltram die Kanzel, ein wenig blaß über den weißen Spitzen seines Chorhemdes. Seine Blicke streiften einen Augenblick lang die Reihen der braunen Gestühle — da sah er an dem Platze, den die von der Heidhofmühle seit Menschengedenken innegehabt, eine dunkel gekleidete Frauengestalt. Eine lebhafte Freude durchzuckte ihn; so war aus den Tagen seiner Jugend doch ein Wesen übrig, ihn heute zu hören und den Herrn zu preisen um seinetwillen. Die vorherige Befangenheit war verflogen; mit klarer Stimme verkündete er nach einem kurzen Eingangsgebet den Text, über den er zu seinen Andächtigen reden wollte. Die wundervolle Verheißung der Bergpredigt:

„Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden.“

Johannes Waltram war ein guter Redner, einer, der hinreißen konnte, weil man fühlte, er glaubte felsenfest an das, was er sprach. Die Grundlage dieses Glaubens freilich war mit einem Körnchen Selbstgerechtigkeit gemischt; denn den Umstand, daß sein äußeres Leben und seine Naturanlage ihn vor Prüfungen wie Versuchungen bisher bewahrt hatten, rechnete er sich unbewußt zum Verdienst. Deshalb redete er ein wenig vom Standpunkt des Tugend-

haften, dem es wohl geht und der überzeugt ist, die andern brauchten nur seinem Beispiel zu folgen, damit es ihnen ebenso ergehe. Die Mehrzahl der Hörer war dennoch erbaut; der persönliche Dank für den Herrn, der ihn so gnädig geführt hatte, belebte die Worte und versöhnte mit dem etwas pathetisch nasalen Tone, an dem die Predigt litt.

Als der Gottesdienst sein Ende erreicht und der Pfarrer in der Sakristei den Chorrock wieder mit dem schwarzen Straßengewand vertauscht hatte, erwartete ihn ein ganzes Trüpplein Andächtiger vor der Kirche. Der wollte ihm für die Predigt danken, jener sich ihm als früherer Bekannter ins Gedächtnis zurückrufen. Während Johannes Waltram diesen Begrüßungen standhielt, sah er durch seine Brille inmitten der Gräber die wohlbekannte Gestalt in dunkler Kleidung wandeln. Sie war eben beschäftigt, an einem Grabkreuze die vom Wind losgerissenen Kränze neu zu befestigen; nun hatte sie es vollendet und schritt an dem Pfarrer vorbei mit ehrerbietigem, keineswegs vertraulichem Gruße. Da hielt er sich nicht länger; beide Hände streckte er ihr entgegen. „Liebe Eva, grüß Gott! Sie kennen doch Ihren Jugendgespielen noch?"

„Aber natürlich, Hochwürden! Und ich freu mich schon recht!"

Johannes wartete, daß sie etwas von seiner Predigt sagen sollte; allein da jede Äußerung ausblieb, sagte er etwas gemessener als vorhin: „Nächstens werde ich Sie einmal aufsuchen, um das liebe alte Haus wiederzusehen und von den Heimgegangenen mit Ihnen zu reden."

„Wird mir eine Ehr sein, Hochwürden!" gab sie ruhig freundlich zurück und ging dann, zum Abschied sich neigend, ihrer Wege.

Der Pfarrer fühlte sich sonderbar enttäuscht; der Mangel jeglicher Rührung und Weichheit in ihrem Wesen hatte ihn erkältet. Sie sah auch älter aus als es ihre Jahre mit sich brachten; nur die tiefe, dunkle Stimme war unverändert geblieben.

Unter diesen Umständen und auch infolge der mancherlei dringlichen Amtsgeschäfte ließ er eine geraume Zeit verstreichen, ehe er den versprochenen Besuch auf der Heidhofmühle ausführte. Eines schönen Nachmittags aber zog es ihn doch hinaus; er nahm Hut und Brevier und schlug den wohlbekannten Feldpfad ein, den seine Knabenfüße oft gesprungen waren. Zwischen grünwogender Saat und goldgelbem Raps ging es hindurch; bisweilen jubelte eine unsichtbare Lerche irgendwo aus der blaßblauen, von zahllosen Cirruswölkchen erfüllten Luft. Dem Pfarrer war, als fielen die Jahre des Fernseins von ihm ab und als sei er, der hier im bedächtigen Gang eines Seelsorgers schritt, wieder der kleine Krauskopf, dem die wichtigste Frage die gewesen: ob die Müllerin etwas Gutes für ihn in Bereitschaft hätte.

Der Weg war nicht weit; da tauchte bereits der Giebel der Mühle vor dem Gaste auf. Es war ein stattlicher Bauernhof, dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstammend; aber die Stelle, auf der er sich erhob, war schon in viel graueren Zeiten bewohnt gewesen. Die Volksüberlieferung verlegte heidnische Ansiedelungen und sogar eine alte Opferstätte hierher; davon trug die Heidenhofmühle ihren Namen.

Der Haupteingang führte von der Straße geradeswegs in den Flur; aber der Pfarrer kannte die Gelegenheit und trat zur Rechten des Hauses in einen steingepflasterten Hof, dessen Mitte ein krüppelhafter Birnbaum beschattete. Hier stand eine rohgezimmerte Bank nebst Tisch; und auf derselben saß Eva, mit einer Näharbeit beschäftigt. Bisweilen blickte sie auf, um den Hühnern zuzusehen, die zwischen den Steinen herumpickten; im übrigen saß sie ganz still, mit dem seltsam abgeschlossenen Ausdruck, wie ihn alte, vielgeprüfte Leute haben, und der zu besagen scheint: „Laßt mich in Ruhe! — ich tu nicht mehr mit."

„Gelobt sei Jesus Christ!" grüßte der zu ihr tretende Pfarrer — da stand sie rasch auf, erst betroffen, dann sogleich gefaßt.

„Ja, was nicht gar! Hochwürden geben mir wirklich die Ehr. Das ist aber schon recht schön — bitte, sitzen Sie doch nieder! Oder sollen wir hineingehen?"

„Nicht doch! Bleiben wir nur im Freien, an einem so prachtvollen Tag!"

„Wie Hochwürden meinen. Wastl!" rief sie geschäftig nach dem Hause zu, „bring geschwind einen Stuhl für 'n Herrn Pfarrer!"

Unter der Seitentür des Hauses erschien ein stämmiger Knecht; verdrossen, wie Johannes deuchte, hörte er den Befehl und nahm sich alle Zeit, ihn auszuführen. Dann trug Eva ihm auf, der Magd anzuschaffen, daß Kaffee gemacht werde. „Das dürfen Sie mir nicht abschlagen," schnitt sie des Pfarrers Einwände ab — ihr Hausfrauensinn war erwacht, und sie betätigte ihn auf jegliche Weise. Persönlich holte sie die goldgeränderten Tassen, ihre besten, aus dem Schrank in der Wohnstube, deckte ein sauberes, weißrot gewürfeltes Tuch vor ihrem Gaste auf und brachte frisches Brot herzu, sich entschuldigend, daß keine „Eierweckln" im Hause seien.

„Ganz wie Ihre Mutter sind Sie," sagte der Pfarrer, der sich solchergestalt wieder in sein Heimatrecht eingesetzt sah — „die wußte auch nicht, was sie einem alles zuliebe tun sollte. Wissen Sie noch: von den Kirchweihnudeln hat sie mir immer die braunsten aufgehoben. Gott hab sie selig! — Was war sie für eine gute Frau!"

Eva senkte die Stirn. „Das weiß Gott, daß sie das gewesen ist," sagte sie gedämpft. „Ich schau ihr sonst wenig gleich."

Bei näherer Betrachtung mußte auch Johannes das zugeben; viel eher war Eva ihrem Vater nachgeraten. Sie hatte dessen geradliniges, strenggeschnittenes Antlitz, seine stahlgrauen Augen und sein glanzloses, braunes Haar. Es war nichts Auffälliges an ihr, und doch wirkte sie besonders; der Pfarrer meinte bei sich, das Besondere liege in dem unjugendlichen Ernst, der sie förmlich einhüllte, ein Widerspruch zu ihrer kraftvoll blühenden Gestalt. Sie tat dem Pfarrer plötzlich leid.

„Es ist viel über Sie gekommen, liebe Eva," sprach er herzlich; „alle, die Ihnen teuer waren, Vater, Mutter und den zweiten Vater haben Sie dahingeben müssen binnen wenigen Jahren. Aber glauben Sie mir: es ist zum Besten gewesen, und sie sind wohl aufgehoben."

Der Blick, mit dem sie ihn streifte, berührte ihn unverständlich. „Da haben Hochwürden ganz gewiß recht," gab sie zu; indessen brachte die Magd den Kaffee. Eva ergriff die bauchige Kanne und goß ein. „Guten Rahm

haben wir," sagte sie; „wie Sie vielleicht wissen, hab ich eine Schweizerei. Man muß schauen, wie man durchkommt heutzutag."

Der Pfarrer tat ihr den Gefallen, sich nach den Umständen des Hauses und Betriebes zu erkundigen, während er seinen Kaffee schlürfte. Jedoch ward das Reden von gleichgültigen Dingen ihm bald entleidet — er setzte seine Tasse hin und fragte zögernd und mit einem Anflug von Erröten: „Sie gehen nicht oft zur Kirche, hab ich bemerkt! Hat Ihnen — hm — hat Ihnen meine Antrittspredigt nicht gefallen?"

„O doch," versetzte sie gelassen, „Hochwürden haben ja sehr schön geredet. Wirklich sehr schön. Ich hab halt zum vielen Kirchengehn nicht der Weil . . ." Sie hielt inne, als verschlucke sie den Nachsatz.

„Bitte, sagen Sie alles, was Sie sagen wollten! Ich wüßte so gern, ob ich Ihnen zum Herzen gesprochen habe."

„Nein, Hochwürden, das nicht."

„Wie — nicht?" — Förmlich erschrocken rückte Johannes auf seinem Stuhl. In Evas Antlitz hatte sich keine Miene verändert. „Nein!" wiederholte sie. „Sie haben's nämlich so herausgebracht, wie wenn man bloß fleißig nach der Gerechtigkeit trachtet für sich, nachher kann einem zeitlich und ewig nix geschehen. So, bild ich mir ein, hat's unser Herr nicht gemeint; sonst hätt er die Welt net kennen müssen. Das wär wohl ein Glück, wenn der Spruch auf Erden lauten möcht: ‚Tu recht, und es wird recht!' Da sorgen schon die andern dafür, daß es so glatt net geht und daß er einem hübsch sauer wird, der Weg zur Gerechtigkeit."

Johannes wußte nicht, ob Gekränktsein oder Staunen in ihm das Vorherrschende sei. Die unumwundene Kritik verletzte ihn einerseits — hinwiederum sagte er sich, daß er eine solche ja selbst herausgefordert habe, und zwar darum, weil er, der nie eine Schwester gehabt, von klein auf gewöhnt war, Eva als Schwester zu betrachten. Seine Empfindlichkeit niederzwingend, sagte er: „Es scheint, Sie haben mich mißverstanden, vielleicht auch habe ich mich nicht deutlich ausgedrückt. Natürlich kann uns jederzeit Unrecht zum Lohn werden für unsre Gerechtigkeit, ja wir können Verfolgung dulden müssen um ihretwillen, wie es an der gleichen Stelle der Heiligen Schrift heißt. Aber eben in der Art, wie wir dem Unrecht begegnen, sollen wir uns als Gotteskinder beweisen, indem wir dulden statt zu rächen, und durch keine Versuchung uns ablenken lassen vom Wege des Heils."

Sie nickte gleichmütig zustimmend. „Das wird schon so richtig sein," sagte sie. „Überhaupt kann ein ungelehrtes Frauenzimmer, wie ich, mit einem geistlichen Herrn nicht streiten. Nichts für ungut, Hochwürden, gelten's? Darf ich nochmal einschenken?"

Johannes dankte. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß eine unsichtbare Kluft ihn trenne von der Genossin seiner Jugend und daß sie ihrerseits nicht das geringste tat, sie zu überbrücken. Ihrer förmlichen Ehrerbietung für sein geistliches Kleid war gar kein Klang alter Herzlichkeit mehr beigemischt, so daß es Johannes nahezu demütigte, ihr von ehemals zu Dank verpflichtet zu sein.

Eva fragte, ob sie ihm ihre Wirtschaft zeigen dürfe; er war bereit dazu und so führte sie ihn durch den Hausflur in die ebenerdigen Räume. Die Stube und die Küche hätte er jeden Augenblick wieder erkannt, da hatte sich nichts verändert; aber aus einer zweiten Stube, die sich an die Küche schloß, hatte Eva ihre Milchkammer gemacht, wo die Reihe braun glasierter Weidlinge auf langen Brettern stand. Sie ließ ihn auch einen Blick in die Stallungen tun und zeigte ihm mit besonderem Stolze ein kaum zwei Tage altes Kälbchen, das schon ganz stramm auf den langen dünnen Beinen stand. „Ich hab natürlich mehr Kühe hertun müssen," sagte sie; „dafür hab ich die Rösser von Vaters Zeiten drangegeben, es ging nicht anders. Aber hart ist mir's angekommen; denn wie so ein Vieh alles versteht und an einem hängt, das ist nicht zum Glauben. Besser als wie die Menschen, hat mein Vater oft gesagt".

Im Hausflur trafen sie auf den Knecht, dem Eva irgend einen halblauten Befehl erteilte. Dem Pfarrer fiel es auf, mit welch finsteren Augen der sonst nicht übel aussehende Mensch sie dabei anstarrte; doch schien sie selbst es nicht zu bemerken. Sie führte ihren Gast um das Haus herum, an dessen Rückseite die Mahlstube nebst dem großen Triebrad sich noch befand. Jetzt stand es still, und der Bach, der es voreinst in Schwung gehalten — der Abfluß eines kleinen Sees in hochgelegenem Gelände — floß ungenützt daran vorbei. Der Pfarrer trat an den Rand des murmelnden Gewässers, das ein schmaler von Wasserschleim bezogener Steg überbrückte. Hier hatten sie als Kinder gern kleine Hölzchen in den Bach geworfen und mit wollüstigem Gruseln zugeschaut, wie das Rad sie erfaßt und in Splitter zermalmte.

„Kommen Sie fort, Hochwürden, hier schaut's öd aus," drängte Eva. „Mein Gartl möcht ich Ihnen noch zeigen, das ist so nett im Stand."

„Es ist alles in gutem Stand," sagte Johannes; „aber darf ich sagen, was mir bei allem fehlt? Ein Hausherr!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung; aber er beharrte auf seiner Rede. „Es hat mich, frei heraus gesagt, schon gewundert, wie ich hörte, daß Sie ledig geblieben sind. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; zumal das Weib, wenn es in der Welt steht, bedarf einer führenden, stützenden Hand. Sie sollten an ihre Mutter denken, Eva, und es ihr nachtun."

Sie heftete ihre stahlfarbigen Augen auf ihn; und er war betroffen von der Schwermut und zugleich von der Festigkeit, die aus dem Blicke sprach. „Ich heirat nie, Hochwürden, da können's Ihnen verlassen," sagte sie.

Eigentlich hätte Johannes fragen können „Warum?" aber eine gewisse Verlegenheit hinderte ihn daran. Ohnehin bereute er schon, einen Rat erteilt zu haben, der auf so entschiedene Zurückweisung stieß. Deshalb leistete er der Einladung, nochmals niederzusitzen, keine Folge, sondern nahm einen etwas steifen Abschied, das Geleit verbittend, das Eva ihm vor das Hoftor hinaus geben wollte.

Gedankenvoll schritt er dahin, ohne Achtsamkeit für die still webende Pracht des Juniabends und den Mond, der als silbernes Hörnchen an dem noch bläulichen Himmel aufstieg. Immer deutlicher gestaltete sich in ihm die Überzeugung, daß die Stainer Eva unglücklich sei, verbittert gegen Gott,

den Menschen aus irgendeinem innerlichen Grunde. Mit dieser Einsicht aber kam ihm zugleich das Bewußtsein, daß nun der Zeitpunkt erschienen sei, wo er ihr vergelten könne, was sie seinerzeit an ihm getan. Wie sie damals seinen Körper gerettet, mußte er ihre Seele aus hoffärtiger Selbstverblendung erretten, als ein Seelsorger und brüderlicher Freund ihr Gemüt heilen, falls es an irgend einem unausgesprochenen Kummer krankte. Ordentlich freudig berührte ihn die Aussicht auf ein so segensreiches Wirken; da plötzlich fiel in seinen besten Eifer ein lähmender Schreck. Wie, wenn seine Person in irgendeinem Zusammenhang stünde mit der Veränderung, die an der Stainertochter zu Tage trat?

Er hatte zwar nichts dergleichen bemerkt, nicht als geistlicher Student, noch da er als neugeweihter Priester von der Heimat Abschied nahm. Aber die bloße Möglichkeit verstörte ihn so, daß er fühlte, er müsse selbst erst klarer und ruhiger darüber werden, ehe er an der Eva irgend ein heilsames Werk unternehmen könnte.

Durch äußerste Hingabe an die Pflichten seines Amtes suchte er jener peinlichen Vermutung Herr zu werden, und es gelang ihm so ziemlich. Da traf es sich, etwa zwei Wochen nach seiner Wanderung auf die Heidhofmühle, daß er, von einem Krankenbesuche heimkehrend, in einer entlegenen Gasse des Städtchens mit einem Manne fast zusammengeprallt wäre. Es mußte ein Betrunkener sein, denn er taumelte wie ein solcher, fuchtelte auf gefährliche Weise mit den Armen und stieß fortwährend halblaute Verwünschungen aus.

„Nehmen Sie sich doch in acht!" sagte Johannes streng. „Pfui, was für ein Betragen ist das!"

Der Mann versuchte, angesichts des geistlichen Kleides sich etwas mehr Haltung zu geben und murmelte eine undeutliche Entschuldigung. Dem Pfarrer aber kam plötzlich zum Bewußtsein, er habe dies Gesicht, ein noch junges, nicht häßliches, schon einmal gesehen.

„Sie kenn ich doch," sagte er. „Sie sind der — ja ganz recht: der Wastl von der Heidenhofmühle."

„Bin's nimmer! Das — das is's ja eben. Bin's nimmer," schrie der Wastl heiser auf, die Fäuste ballend und schüttelnd.

„Wieso nimmer? Was heißt das?"

„Fortg'schickt hat s' mich! Die — die Malefizhex, die elendige. Wenn — wenn ich ihr doch was antun könnt. Grad umbringen möcht ich s', grad umbringen!"

Trotz allen Widerwillens empfand der Pfarrer Waltram die Notwendigkeit, diesen Menschen in dieser Verfassung nicht sich selbst zu überlassen. „Bleiben Sie neben mir," gebot er, „und erzählen Sie, was eigentlich mit Ihnen ist!"

„Nix is 's! Mit ihr und mit mir is 's nix. Immer noch hab ich gespannt und gehofft und mich vertröst: no ja, auf d' Letzt wird's am End doch was. Sie hat alles gewußt: daß ich mir was erspart hab, daß ich ein fleißiger Mensch bin soweit und mich ordentlich geführt hab beim Militär. Und samt dem hat sie net mögen, ohne irgend einen gescheiten Grund. Halt, daß sie net mögen hat! Und — und wenn einem da einmal die Ge—Geduld reißt

und man begehrt ein bißl auf, gleich ganz bagatellmäßig: kannst aufpacken, dich — dich braucht man nimmer da!" Ein Schluchzen drang aus der Kehle des starken Menschen; man sah, daß nicht nur der Rausch und Zorn, sondern etwas Tieferes sein Blut aufwallen machte.

„So viel ich verstehe, hat die Stainer-Eva Sie fortgeschickt, weil Sie ihr durch Bewerbungen lästig gefallen sind," sagte Johannes stockend. „Sie müssen bedenken, daß Liebe sich nicht erzwingen läßt und daß ein ehrbares Mädchen recht hat, da kurz abzubrechen, wo sie keine Hoffnung machen will."

„Ja, die Ehrbarkeit!" — Der andre stieß ein trockenes, haßerfülltes Lachen aus. „So gar gefährlich werd's aa net sein damit. Ich — ich hab die Geschicht net glauben wollen, aber jetzt kommt's mir schon bald so vor."

Johannes fühlte seine Lippen trocken werden. „Was meinen Sie damit?" fragte er scharf.

Einen hastigen Blick warf der Knecht umher; dann näherte er sein heißes Gesicht dem Ohre des Priesters und raunte: „Mit ihr'n Stiefvater hat sie 's gehabt, glaub ich, oder er mit ihr. Drum mag sie keinen andern, seit er tot is."

Der Pfarrer fuhr zurück. Wie ein Schlag ins Gesicht, so hatte das Wort ihn getroffen. „Nehmen Sie sich in acht, solch eine Anschuldigung muß man beweisen können," stieß er mühsam hervor.

„Ja mein, beweisen! Jurament kann ich keins darauf ablegen. Halt daß 's mir so vorkommen is! Er — das wissen Leut genug — is überhaupt auf der leichten Seiten g'west. Und einmal — grad das eine Mal — hab ich ihn und sie beinand gesehen, wie kein Mensch umadum war, da hab ich mir glei denkt: Holla, spannst was! Ganz kurz vor sein Tod is das g'wen." Er wollte wieder lachen, aber der Grimm verschlug es ihm. „So ein Weibsbild! So ein scheinheiliges!" schrie er und drohte in die Luft.

Der Pfarrer hatte sich gefaßt. „Werden Sie jetzt ruhig," sagte er, mit unsicherer Hand den Arm des Knechtes berührend, und vor allem: reden Sie von diesen Dingen zu niemandem außer mir. Ich will ehestens mit der Eva sprechen und hoffe, daß Ihr Verdacht sich als ungegründet herausstellt. Vielleicht verblendet Sie die Eifersucht."

Der Trost schien dem Wastl Eindruck zu machen; er stammelte etwas von Dank und wollte die Hand des Geistlichen küssen, die dieser jedoch zurückzog. Auf dessen Geheiß, nunmehr ruhig in eine Herberge zu gehen, entfernte er sich, sichtlich bemüht, seiner torkelnden Gangart Zwang anzutun.

Voll unruhiger Gedanken kehrte der Pfarrer nach Hause: je mehr er sich alle Umstände vor Augen führte, desto mehr ergriff der Verdacht des Wastl von seiner Seele Besitz und peinigte sie. Es schien unerträglich, sich die Eva mit dem Flecken eines so sündhaften Gefühls vorzustellen; er schämte sich für sie bei der bloßen Vermutung. Und zugleich schämte er sich aufs bitterste der falschen Richtung, in der seine menschliche Eitelkeit ihn geführt. Allerhand traurige, mutlose Betrachtungen stiegen ihm auf über die Schwäche und Gebrechlichkeit der Menschennatur; er rührte sein Nachtmahl nicht an, so daß die Hauserin nicht wußte, sollte sie beleidigt oder um seine Gesundheit

in Sorge sein. Während sie zögernd die verschmähten Speisen abräumte, gab er, rastlosen Schrittes auf- und abschreitend, ihr eine Weisung.

„Sie, Walburg, wenn morgen am Sonntag die Stainer-Eva im Gottesdienst ist, dann sagen Sie ihr, sie soll nach der Kirche einen Augenblick zu mir heraufkommen!"

„Schon recht, Hochwürden, wird bestellt."

Des andern morgens, als er über den Friedhof der Kirchtüre zuging, suchten des Pfarrers Augen unwillkürlich das Grab, an dem Eva bei jenem ersten Wiedersehen gestanden. „Hubert Mantinger, Heidenhofmüller dahier, verstorben den so und sovielten," las er auf dem steinernen Kreuz. Die Ruhestätte von Evas Eltern befand sich eine ziemliche Strecke entfernt.

Nach Beendigung des sonntäglichen Amtes eilte es ihm diesmal heimzukommen und der verhofften Besucherin zu warten. Seine Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt; bald vernahm er die Stimme der Häuserin, die gefällig den Gast hineinwies. „So, Fräulein Eva, da gehn S' eini."

Nun standen sie sich allein gegenüber. „Hochwürden haben mir was sagen wollen?" fragte Eva, und aus ihrem Ton klang eine leise Verwunderung.

„Ja bitte, setzen Sie sich!" Mit aller Beherrschung begann er ihr den Fall des Wastl vorzutragen: wie unglücklich ihre Kündigung den Burschen gemacht habe, und daß er ernstlich an ihr zu hängen scheine. Eva jedoch zeigte sich nicht sonderlich bewegt.

„Der Wastl wär kein unebner Mensch soweit. Aber ein gacher Mensch, der, so oft ihm was nicht hinausgeht, sich einen Rausch trinkt und dann lauter Verkehrtheiten anfängt. Leute, die so gach sind, mag ich nicht; mit denen richtet man nix."

„Sie sagen selbst, daß er kein schlechter Mensch ist. Vielleicht steht es nur bei Ihnen, sein Heil zu werden. Wie mancher schon hat dem Trunk, dem Jähzorn oder sonstigen Lastern entsagt, wenn ein tüchtiges Weib ihn zum Manne nahm."

„Ich hab Ihnen erst neulich gesagt, Hochwürden, daß ich nicht heiraten will. Und den schon gar nicht. Dabei muß es bleiben." Sie machte eine Bewegung, wie um sich zu erheben; aber der Pfarrer hielt sie durch eine andre Gebärde zurück.

„Eva," fragte er entschlossen, wenngleich mit verhaltenem Atem, „ist es an dem, daß zwischen Ihnen und einem lebendigen Glück ein — ein Toter steht?"

Einen Augenblick war es so still in der Stube, daß das Ticken der Uhr förmlich aufdringlich gehört wurde. Sie sahen einander starr ins Gesicht, Eva war auffallend blaß geworden. „Woher wissen Sie das?" fragte sie nur.

Der Pfarrer blickte zu Boden. „Vom Wastl, der Sie damals mit — ihm gesehen haben will —," brachte er leise hervor.

„So? —" Ihr Ton war bereits wieder fest. „Nachher soll er mich anzeigen! Mir ist's gleich."

„Anzeigen?" — Waltram verstand nicht.

„Nun ja, freilich! Verjährt ist's noch nicht, so viel ich weiß."

Der Pfarrer trat vor sie und faßte beschwörend ihre Hand. „Eva, um Gottes willen, ich kenne mich nimmer aus in all dem. Als Ihr Jugendfreund bitte ich, als Ihr Seelsorger fordere ich: sagen Sie mir die Wahrheit!"

Aus ihren Zügen war die Härte gewichen; nur die gewöhnliche stille Schwermut lag darin. „Sie fordern, was Ihnen hernach leid tun wird," sprach sie langsam. „Denn ich sehe ja, Sie wissen von nichts. Aber schließlich sind Sie der, mit dem ich mir am leichtesten red — und also will ich's einmal vom Herzen haben. Wenn schon nichts zum ändern ist."

Der Pfarrer rückte seinen Stuhl ihr gegenüber; atemlos hing er an ihren Lippen, während ihr Blick über ihn hinwegschweifte.

„Es ist angegangen in dem Jahr, wie Sie Ihre Primiz gehabt haben. Ehe das Jahr herum war, hat meine Mutter ihren zweiten Mann genommen, den Hubert."

Sie betonte den Namen auf eigne Weise, als läge alles darin.

„Ich hab mich arg gegrämt dazumal — im Andenken an den Vater selig, und sonst auch. So viel geschämt hab ich mich. Aber die Mutter, die hat in ihn geschaut wie in einen goldnen Kelch. Und er — er hat sich's halt gefallen lassen. Wahrscheinlich hat er sie wegen dem Geld genommen. Er war Stubenmaler zuvor — aber darauf kommt's nicht an, was er war. Wie er war, das ist das Ganze gewesen. Davon rührt alles Elend her."

Sie hielt inne — dann, rasch und eindringlich, tat sie die Frage: „Sie sind doch geistlich — glauben Sie, daß es Menschen gibt, die vom Teufel die Macht haben, daß man sich nicht wehren kann gegen alles Schlechte, was sie tun?"

Johannes verneinte. „Das glaub ich nicht — wenigstens wird Gottes Macht immer die größere sein."

„Meinen Hochwürden? Nachher möcht ich schon, Sie hätten den Hubert gekannt. So wie er einen hat anschaun und mit einem reden können, daß man hätt schwören mögen: der ist die gute Stund selber und ist kein unwahrer oder unrechter Gedanke in ihm. Er hat's schon mit Fleiß darauf angelegt, daß er Gewalt bekommt über einen jeden; denn das war sein Sinnen und Trachten, wie er seinen Kopf durchsetzt immer und überall. Er und er und alleweil er — nach keinem andern hat er nie gefragt. Nicht vier Wochen ist's hergangen, so hat meine Mutter schon was gemerkt, an wen sie da geraten ist. Aber so unbändig lieb wie er ihr war, hat sie halt doch gemeint, sie bringt ihn herum mit lauter Gutheit. Statt dem ist sie ihm mehr und mehr entleidet worden, weil sie älter war als wie er und ein bißl's Starkwerden angefangt hat. Kann auch sein, daß er sich mehr Geld eingebildet hat, als was da war; denn die Hälfte von allem hat mein gehört nach dem Vater selig seinem Willen. Und zum Unglück haben die von der Dampfmühl dazumal angehebt, uns Konkurrenz zu machen; da hätt einer schon fest arbeiten müssen, um nicht Schaden zu leiden — und das, das ist nicht dem Hubert sein Fall gewesen."

Sie holte tief Atem; dann, da sie dem teilnahmsvollen Blick des Pfarrers begegnete, fuhr sie fort:

„Was wir ausgestanden haben, die Mutter und ich, hat kein Mensch gewußt. Und — das war das Ärgere — kein Mensch hätt's uns geglaubt. Denn so wie der sich hat herstellen können! — Man ist immer selber irr

worden, ob es wirklich an dem ist, was er einem grad zuvor angetan hat. Keine Magd haben wir behalten können, er hat mit einer jeden angebandelt. Wie sich die Mutter darum gekränkt hat! Und dabei hat er ihr noch alles zuleid getan, ihr allerhand Reden gegeben, bald grob und bald spöttisch, wenn er nicht gar vom Reden zum Tun gekommen ist. Eine Zeit weiß ich, wo die Mutter sich ganz schwach gemacht hat mit lauter Hunger, weil er sie um jeden Bissen beredet hat, sie wird zu dick. Ja, und geschlagen hätt er sie auch, das heißt, gesehen hab ich's bloß einmal — da bin ich dazwischengesprungen und hab ihn weggerissen von ihr."

„O Gott!" sagte Johannes unwillkürlich.

Sie schien es nicht zu hören — ganz versunken war sie in die Erinnerung jener qualvollen Zeit. „Das seh ich noch, wie er herumgefahren ist auf mich zu — aber ich hab nicht auslassen! — und er ist dann still worden und zur Stuben hinausgegangen. Nachher hat er mich draußen abgepaßt und ganz manierlich angesprochen, daß ich eigentlich selbst schuld bin: ich bring ihn so auseinander, indem ich so fremd bin mit ihm und die Mutter nur aufhetzen tu gegen ihn. Jetzt, ich hab mir gedacht: sein kann's schließlich schon, daß ich's irgendwo hab fehlen lassen, und ich hab versprochen, daß ich in Zukunft freundlich sein will. Darauf ist er zur Mutter hinein und hat so schön und sanft mit ihr geredet, daß ihr vor Freuden 's Weinen ankommen ist. Ja, 's Reden, das hat er verstanden! Ich mag seither keinen Menschen leiden, der schön reden kann."

Sie fuhr mit der Hand über die Schläfe. „Wo bin ich stehn blieben? Ja, also; von da an bin ich freundlich gewesen mit ihm. Und unsre Dienstmägde haben mit einem Mal so ziemlich ihre Ruh gehabt. Aber ich war immer noch nicht freundlich genug — das war das ganze. Von da an ist die Höll auf Erden erst recht angangen."

„Der Schuft!" murmelte Johannes in sich hinein und konnte sich selbst das Unpriesterliche dieses Ausrufs nicht verargen.

„Nichts hab ich unversucht gelassen, kein Bitten, kein Drohen — es war alles rein für nichts. Ich hab mich noch in Obacht nehmen müssen obendrein; denn so oft er wild war auf mich, hat's meine Mutter büßen müssen. Und mein ganzes Sinnen und Denken ist gewesen, daß sie von dem einen nichts erfahrt. Es wär ihr Tod gewesen. Dafür bin ich ihr angelegen aus aller Macht, sie soll fortgehen von ihm, sich scheiden lassen. Meinen letzten Pfennig hätt ich drum hergegeben. Aber ich hab sie nicht dazu gebracht. Unsre Kirche scheidet nicht, hat sie gesagt — Hochwürden wissen ja, wie fromm, daß sie war! — Und dann hat sie so furchtbare Angst gehabt vor ihm und dann — das war das Schlimmste: sie hat ihn immer noch lieb haben müssen!"

Eva schwieg. Der Pfarrer griff in aufflammendem Mitleid nach ihren Händen, die müde gefaltet im Schoße lagen. „Eva, arme Eva, wie schwer haben Sie zu kämpfen gehabt!"

„Ja," sagte sie, ernsthaft an ihm vorbeiblickend, „dazumal, wie ich nimmer gewußt hab, wo aus noch ein, da ist der Herrgott mir eingefallen. Und all mein Vertrauen hab ich auf ihn gesetzt: er wird mich nicht verlassen. Er hat

die Herzen der Menschen in seiner Hand — er wird den Hubert erleuchten! Er ist der Herr über Leben und Tod — er kann eins von uns sterben lassen oder alle miteinander. Er wird und muß helfen, wenn ich schon nicht weiß wie! Alle Morgen, alle Abend ist das mein Beten gewesen: lieber Gott und Herr, hilf mir! Wir versinken — hilf uns! Einmal hab ich schier gemeint, es ist so weit, wie sich der Hubert mit einem rostigen Messer bös in die Hand geschnitten hat. Ein andrer hätt wahrscheinlich die Blutvergiftung gekriegt; bei ihm ist's ganz schön zugeheilt. Nur daß ich bei der Gelegenheit gesehen hab, er kann auch mitleidig sein — für sich selber. Für andre war's anders: da hat ihm nichts angekonnt. Aber freilich so was: ein Ritz in seiner feinen weichen Haut! — Und die Zeit ist hingegangen, und Hilfe ist nicht gekommen, nicht von Gott noch von den Menschen. Keinen Kreuzweg und keinen Bittgang hab ich ausgelassen; ja, zur Mutter Gottes von Ettal bin ich gewallfahrtet und hab dazu kleine Steiner in die Schuh getan. Meine Füß sind mir wund gewesen, wie ich heimgekommen bin; aber genutzt hat's nicht. Im Gegenteil ist's alle Tag ärger worden daheim; an jedem Eck, hinter jeder Stauden hat er mir aufgelauert, und fast hab ich mich seiner nimmer erwehren können. An einem Tag, so um die Feierabendzeit, ist's wieder gewesen; da steh ich hinterm Haus, und unverhofft schleicht er daher und nimmt mich in den Arm. Ich stoß ihn zurück: ‚Du! So gib einmal Fried! Sei ein Mensch!' — Förmlich herausgeschrien hat's aus mir; denn ich hab gewußt: lang halt ich's nimmer aus. — Und das hat er auch gekannt; drum hat er nur so still und spöttisch vor sich gelacht, ‚Herrgott, Mädel', hat er gesagt, ‚bist du dumm! Die Herumzieherei, wo du zuletzt doch willst und mußt!' — ‚Nein, ich will nicht! Um Gotteswillen, denk doch an die Mutter — wenn sie was erfährt. Du hast sie ohnedem schon halb auf dem Gewissen — sie tut nichts wie weinen die letzte Zeit.' — Da hat er nur so ein bißl die Achseln gezuckt und irgend etwas vor sich hingemurmelt, etwas Garstiges. Und dann wendet er sich um und geht über das Brett, das überm Bach liegt, weil er das Wasser hat abstellen wollen für die Nacht, wie jeden Abend. Ich meinesteils bin ein paar Schritt hinterdrein, daß er mich hören soll. Wir haben alle zwei laut reden müssen, so hat das Rad gerauscht und gestampft. ‚Ich geh fort' — hab ich geschrien — ‚so weit die Füß mich tragen, geh ich fort.' Er dreht das Gesicht nach mir — keine zehn Schritt waren wir voneinander — und sagt: ‚Versuch's!' — Dabei schaut er aus wie einer, der grad einen Preis gewonnen oder die beste Tat getan hat — so schön und frech und seelenruhig. Und da ist das über mich gekommen, als wär ich verrückt geworden, so spring ich hin auf ihn, der sich nichts versieht, und ring mit ihm. ‚Hinunter mußt du, hinunter!' — Er war wohl der Stärkere, aber er ist gestrauchelt auf dem glitschrigen Holz — und kurzum — kopfüber schießt er hinein ins Wasser, und ich seh, wie's ihn hebt und dreht" — —

Der Aufschrei des Pfarrers unterbrach sie. „Eva, um Jesu willen, du hast ihn umgebracht?"

Sie saß vornübergebeugt, mit erloschenen Augen vor sich hinstarrend. „Ja," gab sie zu. „Was hätt ich sonst tun sollen?"

Es war eine furchtbare Stille zwischen ihnen. Johannes bebte am ganzen Leibe; wie ein schrecklicher Traum erschien ihm das Ganze. Von all denen, deren Beichte er bis jetzt in seinem Priesterdasein gehört, war niemand zu solcher Missetat hinabgestiegen, wie dies Mädchen, das er einst jung, rein und gütig gekannt hatte.

„Wie hast du das gekonnt? Wie hast du das Gebot des Herrn vergessen können, das da spricht: Du sollst nicht töten?"

Da kam wieder Leben in ihren Blick. „Gottes Gebot sagt auch, man soll nicht ehebrechen! Und daß man Vater und Mutter ehren soll! Welches Gebot ist nachher das heiligere?"

„Aber muß man denn Sünde tun, um Sünde zu meiden?" rief Waltram in bittrer Not. Da neigte sie ernsthaft das Haupt.

„Ja," sprach sie, „ich hab es gemußt. Fortgehen von daheim, das freilich hätt ich gekonnt; aber dann hätt er meine Mutter zu Tod gequält. Andre Hilfe hat's nimmer gegeben. Der Herrgott wird's vermutlich schon wissen, warum er mich umsonst hat hungern und dürsten lassen nach der Gerechtigkeit. Aber verübeln darf er mir's nicht, daß ich dem Ding ein Ende gefunden hab auch ohne ihn."

Mit beiden Händen fuhr Johannes sich nach dem Kopfe. „Eine Frage noch: haben Sie das meinem Vorgänger jemals gebeichtet?"

„Nein!" versetzte sie ruhig und hart.

„Eva! Und sind dennoch zu Kirche und Abendmahl gegangen und haben es unwürdig genossen?"

„Das ging kaum anders, Hochwürden! Ihr Herr Vorgänger war streng; am End hätt er verlangen können, daß ich mich anzeigen soll. Und das hätt ich meinem Vater im Grab nicht angetan — auch meiner Mutter nicht. Die hat wenigstens, nachdem der jähe Schrecken über dem Hubert seinen Tod verwunden war, noch eine kurze Zeit still und friedlich gelebt. Und ich hab ihr getan, was ich ihr an den Augen hab ansehen können, und ehvor sie gestorben ist, hat sie mich gesegnet. Das ist uns beiden wohl zu gönnen gewesen."

Der Pfarrer stöhnte. Ihm war wie einem, der mit allen Kräften sich an glattem Marmor festklammern will und fühlt, wie die tastenden Finger nirgends Halt gewinnen. Inzwischen hatte Eva sich erhoben.

„Ich darf wohl gehen, Hochwürden? Es hat Ihnen hart angegriffen — das ist mir recht leid," sagte sie sanft, und ihr Blick ruhte fast mütterlich weich auf ihm, wie ehemals der des halbwüchsigen Mädchens auf dem Knaben. Mechanisch tat Johannes ein paar Schritte ihr nach zur Tür; an dieser angelangt, wandte sich Eva nochmals um. „Wie war denn das mit dem Wastl? Gelt, er hat nichts gewußt?"

„Nein!" brachte der Pfarrer hervor; ein ungewolltes Etwas trieb ihn, hinzuzusetzen: „Vom Haß hat der nichts gewußt, nur von — von der Liebe."

Da ergoß eine brennende Röte sich über das blasse Frauengesicht — und im nächsten Augenblicke hatte die Tür sich hinter der Eva Stainer geschlossen.

Die ganze folgende Nacht fand der Pfarrer Johannes keinen Schlaf. Er rang mit dem Furchtbaren, das neu in sein Leben getreten war, nicht die

Sünde mehr, die alltägliche, von der eigentlich niemand sich frei erhält — nein, das Verbrechen. Das unbereute, ungesühnte Verbrechen seiner Schwester Eva! Sein Herz sprach laut für sie und stellte ihm vor, daß die Hand, die einen Menschen unter das zermalmende Rad gestoßen, dieselbe war, die ehemals die ihn bedrohende Gefahr so entschlossen abgewehrt hatte. Und mit ähnlichem Recht — denn wer nur trachtete, seine Nächsten an Leib und Seele zu schädigen, war der mehr als ein giftiges Tier? — Doch, ein Mensch war und blieb ein Mensch, ein getaufter Christ, und wer ihn tötete, war ein Mörder.

Johannes fühlte, wie seine Gedanken sich im Kreise drehten; in seinen Ohren tönte Evas starre Frage: „Was hätt ich sonst tun sollen?“ Darf man das Leben eines andern opfern, um die eigene Seele zu retten? War es Gottes Wille und Zulassung, daß eins seiner Geschöpfe vor solche Wahl gestellt wurde?

Johannes sprang vom Lager — er kniete auf dem Betschemel, über dem die ewige Lampe brannte. Die krampfhaft verschlungenen Hände reckte er empor. „Erlöse mich vom Übel — laß mich nicht zweifeln an dir.“ Er schloß die Lider, gleich als wolle er nicht sehen, was da durch die Finsternis herankroch zu ihm.

Der Morgen fand ihn überwacht, mit brennenden Augen und bleischweren Gliedern. Den ganzen Tag schweifte er ziellos im Freien umher, sich das Hirn zergrübelnd über das, was ihm nun zu tun obläge. Natürlich mußte er schweigen, auch wenn er darunter zusammenbrach. Nur vom Abendmahl würde er sie ausschließen müssen, da er sie als unbußfertig nicht absolvieren konnte. Seine Retterin, die Eva!

Bis gestern war er jung gewesen und unberührt von der Verderbtheit dieser Welt. Heute kam er sich alt vor an Leid und Erfahrung: der trübe Strom des Lebens hatte sein Gewand bespritzt.

Bei seiner Heimkehr teilte die Hauserin, die schon in Bangen seiner geharrt hatte, ihm mit, daß der Wastl dagewesen sei. Ob der Hochwürdige nichts für ihn hinterlassen? habe er gefragt, und auf ihre Verneinung habe er so ein Gesicht gemacht und ihr angeschafft, sie möge nur bestellen, es wäre nichts weiter nötig, er sei jetzt schon im Reinen mit sich.

Johannes hatte den Menschen völlig vergessen gehabt. — „Ganz recht,“ antwortete er zerstreut: es war ja das Beste für jenen, daß er sich zufrieden gab. Wenn alles so verwindbar wäre auf Erden! — Obschon ihn nicht hungerte, zwang er sich, ein paar Bissen zu genießen, und hatte hernach noch viel Versäumtes einzuholen; denn es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er noch so wenig vorbereitet war für den unmittelbar bevorstehenden Feiertag. Er versuchte sich vorzustellen, morgen sei Mariä Himmelfahrt und es gelte nunmehr, alles andre aus seinen Gedanken zu bannen — aber das gelang ihm nicht.

Todmüde begab er sich zur Ruhe, und die Erschöpfung des langen Herumstreifens half ihm, daß er entschlief. Aber in seinen Schlummer mengten sich allerhand beängstigende Träume. Es kam ihm vor, als sei die Tat der Eva ruchbar geworden, und nun sollte er zeugen vor Gericht, dessen er sich weigerte. Und dann stand mit einem Male ein wildfremder Mann da, der aussagte:

er wäre der Hubert, und es wäre schon so — die Eva hätte ihn umgebracht. Dabei taumelte er so sonderbar — und wie Johannes ihn ansah, war es der Wastl — und dann war alles fort. Dagegen fing mitten drin das Sünderglöcklein zu läuten an, weil die Eva gerichtet werden sollte, und die Leute liefen alle herbei — Johannes wollte schreien und brachte keinen Ton heraus, er wand sich wie ein Gefesselter.

Da erwachte er und fuhr empor, keuchend im Nachgefühl des Alpdrucks. Jedoch — er lauschte betroffen — nicht alles war Traum gewesen, denn er vernahm das ängstliche Läuten eines Glöckchens und das Tappen eiliger Menschenfüße, dazwischen Gewirre von vielen Stimmen. — Mit einem Sprunge war er am Fenster, öffnete es. — „Was gibt's denn?" rief er hinab.

„Brenna tuat's!" gab irgend einer der Männer von der Straße Bescheid. „In der Mühlen draußt." — Also das! Richtig: da tönte auch schon das Hornsignal zum Sammeln der Feuerwehr. Hastig fuhr der Pfarrer in seine Kleider, ergriff den Hut. Die Hauserin war gleichfalls wach geworden: er hörte sie in der Kammer rumoren und rief ihr zu, daß er auf den Brandplatz gehe; dann eilte er hinaus in die Nacht. Es war ihm lieb, daß das Dunkel sein überstürztes Laufen verbarg; übrigens achteten die andern, die hinausdrängten, in der Erregung seiner nicht. Sie unterhielten sich murmelnd und wiesen einander den hellen Schein, der in der Richtung der Mühle am nächtlichen Horizont aufstieg. Der Pfarrer hegte kaum einen Zweifel, wie der Brand entstanden sei; es überrieselte ihn kalt bei dem Gedanken, daß der Lieblingsort seiner Kindheit zur Stätte fortgesetzter Untaten geworden war.

Er betrat als der Ersten einer den Hof, der ein Bild der Verwüstung bot, indem alle möglichen Gegenstände durcheinanderlagen, wie vor einer Versteigerung. Aus den Fenstern der Mühle schlugen Flammen und schwarzer Qualm — da kam auch schon die städtische Feuerspritze angerasselt. Deren Hauptmann, behende abspringend, begrüßte den Geistlichen mit der heiteren Geschäftigkeit, die ungewöhnliche Vorkommnisse stets in tätigen Menschen zu wecken pflegen. „Das is jetz so eine Gaudi — Achtung, Absit—zen! — was sagen Hochwürden zu so einer Gemeinheit? Denn der Brand is natürlich gelegt, das kann man sich denken. Und am Vorabend von einem hohen Feiertag! Ich sag's ja alleweil: wie heiliger die Zeit, wie teuflischer die Leut!"

„Das kann man doch nicht so wissen," sagte Eva, die ordnend und emsig hin und wieder ging, ohne alle Aufregung. „Ich bin noch spät mit Licht im Stall gewesen — kann sein, daß ich selbst schuld bin." Und während der Spritzenhauptmann seine Maßregeln traf, flüsterte sie dem Pfarrer zu: „Bitt schön, tun Sie doch trachten, daß auf den Wastl kein Verdacht kommt!" — Er nickte dazu. Er begriff, daß sie, gerade sie nicht wollen konnte, daß ein andrer als Verbrecher bestraft werde um ihretwillen.

Übrigens ließ der Vorgang sich insofern nicht schlimm an, als die Inwohner der Mühle rechtzeitig das Haus verlassen hatten und somit kein Menschenverlust zu befürchten war. Eva bat, es möge von den Feuerwehrmännern, die bereits die Leitern angelegt hatten und auf deren Helmen die Glut sich feurig spiegelte, niemand sich in Gefahr begeben, um Hausrat zu retten.

Es sei alles gut versichert. Wasser war in genügender Menge vorhanden, denn der Spritzenschlauch brauchte nur in den Mühlbach geleitet zu werden. So fing man schon an, das vermeintliche Unglück mehr als spannendes Schauspiel zu betrachten, als urplötzlich eine Wendung eintrat. Der Wind, der bisher nur stoßweise eingesetzt hatte, drehte sich nunmehr und trieb die Flammen des Hauptgebäudes geradeswegs auf die Schuppen und Stallungen hinüber. Obwohl alsbald der Strahl der Spritze beständig auf das bedrohte Dach gerichtet ward, konnte doch nicht verhindert werden, daß dies schließlich Feuer fing und allerorten leckende Flämmchen hervorzuzüngeln begannen. Das ganze ausgedehnte Anwesen brannte. Die Helfer arbeiteten angestrengt — man hörte zwischen dem Ächzen der Pumpen und den Kommandorufen das Fauchen der Flamme, die im Winde flackerte, zu schrumpfen schien und dann jählings wachsend um sich griff. Da erhob sich ein Knistern, und aus dem brennenden Sparrenwerk flog eine ganze Funkengarbe empor, der eine andre folgte; wie ein Schwarm goldener Bienen stieg es empor in die nächtige Luft. Das war das Korn, das, seit Langem in die Speicher eingebracht, nun von der Flamme ergriffen wurde; die Ernte, die in Sonnenglut gereift war und in Feuersglut zugrunde ging. Die Zuschauer, sämtlich in ländlicher Umgebung aufgewachsen, hatten bei dem an sich schönen Schauspiel das betrübende Gefühl, daß es das liebe tägliche Brot sei, was da der gefräßigen Lohe zur Nahrung dienen mußte. Und außerdem war durch den Brand der Korn- und Heuvorräte die Gefahr für die unter dem Speicher befindlichen Stallungen unmittelbar geworden. Man führte das Vieh, das bereits losgekettet war, aus den bedrohten Räumen hinaus; die Tiere, obwohl sehr verängstigt und unter klagendem Gebrüll, gehorchten willig, kaum daß das eine oder andre sich widerspenstig zeigte. Nur das jüngste, das vierwöchentliche Kälbchen, konnte durchaus nicht begreifen, daß es irgendwo anders, als in seinem gewohnten Stande geborgen sein sollte. Es stemmte sich gegen die rettenden Hände, scheute vor dem Rauch und Flammenschein, und ehe man sich's versah, hatte es sich losgerissen und in den Stall zurückgeflüchtet, aus dessen Hintergrunde es mit gläsernen Schreckensaugen hervorglotzte.

Die Hausleute lockten und riefen den unverständigen Liebling, Eva vor allen. „Komm, Muni, komm!" — Ein paar bockartige Sprünge tat es vorwärts, floh dann wieder ins Finstere. „Das haben wir gleich," sagte Eva, sich rasch der Stalltüre nähernd. Der Feuerwehrhauptmann wollte es nicht zugeben, weil bereits Teile des brennenden Daches herabgekommen waren. „Ach was, mich hält's lang aus." Damit war sie schon an allen, die sie hindern wollten, vorbeigeschlüpft und in den Stall geeilt, wo sie sich sogleich mit festem Griffe des Tierchens bemächtigte. Sie zerrte es, immerfort zuredend, nach dem Ausgange hin; auf der Schwelle, als es der hellen Glut wiederum ansichtig ward, sträubte das zitternde Tier sich nochmals — sie war schon beinahe im Freien mit ihm — da fuhr eine dunkle Masse mit Gepraffel herab. Eva brach lautlos zusammen. — — — — — — — — —

Sie hatten sie an einer geschützten Stelle auf den Rasen ihres Gärtchens gebettet. Alle hatten ihr Augenmerk von dem brennenden Hause abgewendet,

das der wehende rote Flammenmantel jetzt völlig einhüllte, und nur getrachtet, dessen verunglückter Herrin beizuspringen. Aber sie sahen bald, daß Hilfe hier vergeblicher sei als dort. Der niedersausende Balken hatte Eva schwer an Haupt und Rücken verletzt — sie lag regungslos, die Augen halb geschlossen. Neben ihr stand das Kälbchen — in seiner Dummheit und Unschuld versuchte es, ihr Gesicht zu lecken — doch die Leute nahmen es hinweg, auf daß es dem Kreisarzt nicht im Wege wäre, der, eilends beschickt, auf der Unheilstätte erschienen war. Er untersuchte die Verletzte, deren braune Haare vom Blute zusammengeklebt waren, und machte dem Pfarrer, der neben ihr kniete, ein ernsthaftes, verständliches Zeichen. Inzwischen schlug Eva die Augen auf, mit ausdruckslosem Blicke sah sie um sich. Johannes ward es gewahr, unaufhörlich hatte er gebetet für sie und schöpfte eine schwache Hoffnung aus dieser Gebärde des Erwachens. Mit beiden Augen stützte er das zerschlagene Haupt — dicht beugte er sich hinab auf sie. „Eva, nicht wahr, Sie bereuen?“

Auf ihrem Antlitz veränderte sich nichts.

„Eva, um Gottes willen, sag, daß du bereust!“

Noch nichts — doch, da bewegte sich, kaum wahrnehmbar, der Kopf der Sterbenden von einer Seite zur andern, wie in letzter Verneinung. Dann schlossen die Augen sich wieder — der Körper streckte sich lang, zuckend aus — ein röchelndes Aufatmen — die Stainer-Eva war tot.

An Stelle der abgebrannten Heidhofmühle erstand später ein Gasthaus, das ein beliebter Ausflugsort wurde. Der Wastl, als mutmaßlicher Anstifter des Brandes, hatte sich ins Ausland geflüchtet und war unauffindbar. Eva Stainers Verlassenschaft kam, ihrem schriftlichen letzten Willen nach, einer Stiftung für verlassene Kinder zugute; als Kurator wurde der Pfarrer Johannes Waltram eingesetzt.

Einen unermüdlicheren Seelsorger hat die Gemeinde noch nie gehabt. Viel Gutes am Orte ist unter seiner Beihilfe geschaffen worden, und als Prediger ist er beliebter als je. Aber die Eigenschaft, die seine Pfarrkinder an ihm am höchsten schätzen, ist sein mildes Verstehen für menschliche Leiden und Verirrungen. Ja, es erscheint manchem wunderbar, daß ein geistlicher Herr, dessen Leben glatt und dessen Wandel stets rein gewesen ist, so tief mit denen zu fühlen weiß, die auf steinigem Pfade gestrauchelt und gefallen sind. Die Frommen in der Gemeinde sagen: der heilige Geist hat es ihm eingegeben.

Wenn man ihn ins Gesicht rühmt, so lächelt Johannes Waltram bisweilen freundlich und ein wenig schmerzhaft. Ein Lächeln der Erinnerung an das eine Erlebnis, das ihm statt vieler gegolten hat.

Maria Stuart in der Jugend.

1542—1561.

Von

Lady Blennerhassett.

Das Leben der schottischen Königin, seit Jahrhunderten ein Gegenstand der Neugierde, des Anteils und der heftigsten Parteinahme für und wider, zerfällt, örtlich und zeitlich, in drei bestimmt voneinander getrennte Abschnitte. Mit Ausnahme von fünf in Schottland verlebten Jahren der Kindheit verbrachte sie ihre Jugend, zwischen 1548 und 1561, in Frankreich. Sieben Jahre, bis 1568, währte der in Schottland geführte Kampf um ihre Krone. Am 16. Mai 1568 überschiffte die fünfundzwanzigjährige flüchtige Maria Stuart den Solway, landete am selben Abend auf englischem Boden und blieb von da an bis zu ihrem am 8. Januar 1587 erfolgten gewaltsamen Ende die Gefangene „der Schwester", Königin Elisabeth.

Die dunkel tragische Geschichte dieser neunzehnjährigen Haft, der vorhergegangenen ebenso dramatischen Wechselfälle hochgespannter Hoffnungen und Pläne, Verschwörungen, Kämpfe, Intrigen und Komplotte, deren Fäden nach Madrid und Wien, nach Rom, Paris und London reichten, der unselige Ehebund mit Darnley, der Gattenmord, das ehebrecherische Bündnis mit Bothwell, seinem Mörder, lauter Ereignisse, die, Schlag auf Schlag sich folgend, die siebenjährige Herrschaft Maria Stuarts wie mit einer geheimnisschwangeren Wolke von Unglück und von Schuld einhüllen, haben sich der Phantasie und des Spürsinns der Menschen mit so unwiderstehlicher Anziehungskraft bemächtigt, daß die Erinnerung an Zeiten, in denen auch Maria, wo nicht Glück, so doch den Frohsinn und die Hoffnungen der Jugend gekannt hat, verhältnismäßig in Schatten treten.

Was bedeuten solche Erlebnisse, so scheint die Welt zu fragen, angesichts der furchtbaren Tragödie dieses königlichen Schicksals, in dessen unentwirrbaren Netzen das Opfer verstrickt wurde, bis es verblutete?

So hat sich denn auch die neueste Forschung nach wie vor, und zwar zum Teil auf neues Material gestützt, vor allem mit dem Problem der

zweifellos an Bothwell gerichteten sogenannten Kassettenbriefe beschäftigt. Sind diese Briefe echt, so spricht sich Maria selbst das Urteil. Wir blicken in ihre tiefste Seelenstimmung, in die geheimsten Beweggründe ihres Handelns, und der Schuldbeweis ist erbracht.

Das Zünglein an der von der gegenwärtigen Kritik gehaltenen Wage schwankt kaum mehr. Für die Echtheit der Briefe verbürgt sich das Verdikt der einen, kaum lauter und bestimmter das Zaudern der andern, die nur noch eine teilweise Fälschung anzunehmen für möglich halten. Wir gedenken, auf diese Kontroverse zurückzukommen, die gegenwärtige Absicht setzt sich zunächst ein bescheideneres Ziel. Auf dem festen Boden wohlbekannter Tatsachen und Entwicklungen läßt sich die Jugendgeschichte Maria Stuarts von der Geburt bis zur Rückkehr nach Schottland überblicken.

I.

Das kleine Land, das der Fluß Tweed und die Bay des Solway im Süden begrenzen und das Jahrhunderte hindurch seine von England bedrohte Unabhängigkeit verteidigte, war bis 1222 nur äußerlich ein einheitlicher Begriff. Die Tiefländer im Süden, Lowlanders und Borderer, sprachen englisch und waren Angelsachsen. Die keltischen, gälisch redenden Hochländer im gebirgigen Norden, unter Führung der Häupter ihrer Clans, überfielen und plünderten die Lowlander, die ihrerseits ein gleiches in den benachbarten Landstrichen taten. Das Land war arm, zum Teil noch dicht bewaldet und unzugänglich. Um feudale Burgen, Abteien und Klöster, deren Ruhm in der Geschichte des Mönchtums durch unvergängliche Verdienste erworben wurde, siedelten sich in elenden Hütten die Bewohner an. Dennoch war die Bevölkerung relativ zahlreich. In den zweiundzwanzig schottischen Grafschaften schwankte sie im 16. Jahrhundert zwischen 600 000 und 1 Million Seelen, zu einer Zeit, als England nur von 4 Millionen, Frankreich und Spanien von je 10—12 Millionen bevölkert waren. Jeder Schotte war wehrpflichtig und hatte sich auf den Ruf seines Feudalherrn oder des Königs zu stellen. Wenn auf den Gipfeln der Berge oder auf den aus Erde und Lehm gebauten pyramidenförmigen Türmen des Herrenvolkes die Feuerzeichen loderten, stand Schottland in Waffen. Eidbruch galt als das höchste Verbrechen, Raub und Plünderung dagegen wurden geduldet. Die Erholung nach den Kriegszügen bestand für die schottischen Großen in Jagd und Fischerei. Wenn sie sich einander nicht befehdeten oder gegen einen auswärtigen Feind kämpften, bot ihnen das Leben fast nichts, und willig nahmen sie Kriegsdienste auf dem Kontinent, zumeist in Frankreich. Die uralten, engen Beziehungen zwischen beiden Ländern hatte die zwischen dem schottischen König John Baliol und Philipp dem Schönen 1295 geschlossene Allianz bekräftigt, die Schottlands von Eduard I. bedrohte Unabhängigkeit rettete. Während des hundertjährigen Krieges fochten schottische Hilfstruppen unter den Fahnen der Valois gegen die Engländer in Frankreich. Schottischen Garden vertrauten damals französische Herrscher ihre persönliche Sicherheit; ein Douglas wurde Herzog der Touraine, sein Waffengefährte Buchan Connetable von Frankreich, das Haupt

des Hauses Hamilton, Arran, Herzog von Châtelhérault. Die Feindseligkeiten zwischen Schottland und England gehörten zu den Wechselfällen, mit denen die französische Politik zu ihrem Vorteil rechnete. Während die Rosenkriege Englands Macht nach außen brach legten, verfiel Schottland der Anarchie. Die königliche Autorität, obwohl nominell eine absolute und wenig durch ein Parlament von geistlichen und weltlichen Herren und Vertretern der Städte beschränkt, lag tatsächlich in stetem Kampf mit mächtigen Vasallen, die nur Gehorsam leisteten, wenn es ihnen so gefiel. Da Steuern nicht erhoben wurden, beschränkten sich die Einkünfte der Krone auf jährlich 90000 Dukaten, und der König hatte kein Heer, das stark genug gewesen wäre, rebellische Barone zum Gehorsam zu zwingen. Im Jahre 1371 trat ein Wechsel der Dynastie ein. Walther, der „Stewart" oder weltliche Mundschenk, hatte 1315 die Tochter des Königs Robert I. Bruce, geheiratet. Als dessen Sohn, David II., kinderlos starb, folgte ihm sein Vetter, der erste Stuart.

Die Fürsten dieses Geschlechts waren begabt, tapfer, leidenschaftlich, selbstsüchtig, unzuverlässig und überdies von widrigen Schicksalen heimgesucht. Die sieben Herrscher, die sich von 1371—1542 folgten, lebten fast alle so kurz, daß Regentschaften notwendig wurden. Nur der erste Stuart starb eines natürlichen Todes. Sie alle mußten ihre Ansprüche auf die Krone gegen die ebenfalls erbberechtigten Häuser der Douglas und Hamilton-Arran verteidigen und bei Frankreich Schutz gegen englische Eroberungspläne suchen. Populär sind jedoch die Franzosen bei der großen Mehrheit der Schotten nie geworden. Unter ihren Großen fand England offene und geheime Verbündete, deren Abfall von Jakob V. in der Schlacht von Solway-Moß die demütigende Niederlage des Königs durch seinen Onkel, Heinrich VIII. von England, herbeiführte.

Die erlittene Schmach umnachtete des Königs Geist. Seit 6. Dezember 1542 lag er, jeden Trost zurückweisend und physisch gebrochen, zu Falkland Palace auf dem Siechbette, und „man vernahm von ihm nur noch wenige weise Reden". Da brachte ein Bote aus Linlithgow ihm Kunde von der am 8. Dezember erfolgten Geburt seines Kindes. In den viereinhalb Jahren der Ehe mit der lothringischen Prinzessin Marie de Guise waren dem königlichen Paar zwei Söhne geboren worden und gestorben. „Ist es ein Sohn?" fragte der sterbende Mann. Als ihm gemeldet wurde, es sei eine Tochter, brach er, wie Knox berichtet, in die Worte aus: „Der Teufel sei mit ihm! Es wird enden wie es begann; es kam mit einem Weibe, mit einem Weib wird es zugrunde gehen." Jakob sprach von dem Reich, das die Stuarts durch eine Frau gewonnen hatten. Die Tochter war Maria Stuart. Ihre Geburt dünkte dem Vater der Höhepunkt seiner Mißgeschicke. Er sah sie nicht mehr und verschied wenige Tage später unter Verdacht der Vergiftung.

Seine dunklen Vorahnungen bestätigten sich vorläufig nicht. In Schottland und in London erzählte man sich zwar, die kleine Erbin der Krone werde nicht leben; Knox erwähnt das Gerücht, des Kindes Vater sei nicht Jakob, sondern Kardinal Beaton, eine Verleumdung, der die ganze Lebensführung der Königin widersprach. Die kleine Maria war gesund, und Heinrich VIII.

mußte mit ihrem Dasein rechnen. Die Politik der katholischen Stuarts beruhte auf der Bevorzugung des hohen Klerus gegen die Lords. Beaton, der Träger aller Ansprüche der Hierarchie, die dem Volk durch Habsucht und Härte verhaßt geworden war, setzte die vor ihm begonnene Verfolgung der Häresie fort, obwohl die Reformation auch in Schottland Priester und Mönche zu ihren Anhängern zählte. Die vom König gewollte Reform der kirchlichen Disziplin scheiterte; er aber blieb, im Gegensatz zu den Tudors, der Verteidiger des Katholizismus. Den ersten Schlag gegen dieses System führten nach Jakobs V. Tode die weltlichen Lords, indem sie, an Beatons Statt, den Earl of Arran, das Haupt der Hamilton, zum Regenten ernannten. Der unbedeutende, wankelmütige Mann war der nächste Erbe der Krone, dessen Ansprüche jedoch das ebenfalls mit den Stuarts verwandte Haus Lennox auf Grund seiner vorausgesetzten illegitimen Geburt bestreiten sollte.

Heinrich VIII. hoffte nach wie vor Schottland zu gewinnen, aber er änderte seine Taktik. Arran wurde durch das Versprechen einer Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin Elisabeth gewonnen. Die drei Monate alte Maria Stuart sollte mit Englands künftigem König, Eduard VI., verehelicht, unverzüglich nach England gebracht, die vier großen schottischen Festungen sollten an Heinrich übergeben und eine Stimme im Regentschaftsrat ihm übertragen werden. Er rechnete auf die Unterstützung der von ihm gekauften schottischen Lords, aber er verlangte zuviel. Den offenen Verrat an der nationalen Sache wagte niemand; und noch war die Mehrheit in Schottland katholisch und antienglisch. An ihre Spitze trat jetzt die Königin-Mutter. Diese älteste Tochter des Grafen und späteren Herzogs Claude von Guise und Witwe aus erster Ehe des zweiten Herzogs von Longueville, Ludwigs von Orleans, entwickelte jetzt ein nicht geringes diplomatisches Geschick. Um Arrans Plan einer Verlobung seines Sohnes mit ihrer Tochter zu vereiteln, zeigte sie sich anscheinend Heinrichs Wünschen geneigt. Sie führte den englischen Gesandten an die Wiege Marias, damit er nach dem Augenschein berichten könne, wie schön und wohlgebaut das Kind sei. Dann aber ließ sie es, im Einverständnis mit Kardinal Beaton und den Katholiken, nach Stirling in Sicherheit bringen und dort am 11. September 1543 krönen. Sie selbst wurde an die Spitze des Regentschaftsrats gestellt, die Allianz mit Frankreich durch die schottischen Stände erneuert und die katholische Reaktion eingeleitet. Ihre erste Maßregel bestand darin, den bereits abgeschlossenen Ehepakt zwischen Maria und dem englischen Thronerben durch Beschluß der Stände zu annullieren.

Heinrich VIII. hatte verspielt. In seinem Zorn, ohne vorhergehende Kriegserklärung, ließ er Leith, Edinburgh und die angrenzenden Gebiete durch seine Truppen verheeren, wobei Burgen, Städte und Abteien in ihrer Herrlichkeit durch Feuer und Schwert vernichtet wurden. Unter Heinrichs Mitwissenschaft fiel 1546 Kardinal Beaton in seinem festen Schloß zu St. Andrews verschworenen Mördern zum Opfer, worauf der bis da noch fast unbekannte, jetzt mit Gefahr des Lebens nach Schottland zurückgekehrte John Knox die erste kalvinische Gemeinde dort sammelte. Mit Hilfe der Franzosen wurde St. Andrews zurückerobert. Heinrich VIII. erlebte diese Niederlage seiner

Politik in Schottland nicht mehr, wohl aber empfahl er noch auf dem Sterbebett dem Protektor seines Reiches, Somerset, die Durchführung der Union zwischen beiden Reichen durch Wiederaufnahme des Heiratsprojekts zwischen ihren Erben. Somerset, ein fanatischer Protestant, suchte abermals dieses Ziel durch Gewalt zu erreichen. Er überschritt an der Spitze eines Heeres den Tweed und schlug die Schotten am 10. September 1547 auf das Haupt. Der Sieg wurde ihm zum Verderben. Die verzweifelten Schotten boten jetzt die kleine Königin als Kaufpreis für französische Hilfe zur Rettung ihrer Unabhängigkeit. Heinrich II. von Valois, der seinem Vater Franz I. auf dem Thron gefolgt war, hatte seit 1544 einen Erben, den nachherigen Franz II. Marie de Guise benutzte mit Klugheit und Energie den Zeitpunkt, wo die gemeinsame Gefahr die streitenden Parteien in Schottland zum Widerstand gegen die englischen Feinde vereinigte. Sie verhandelte mit dem französischen Gesandten nicht nur die Heirat ihrer Tochter mit dem Dauphin, sondern deren Übersiedlung nach Frankreich.

Der kühne Entschluß, zu dem die Stände ihre Einwilligung gaben, war von ungeheurer Tragweite.

Obwohl die Schotten Aufrechterhaltung der alten Gesetze und Freiheiten ihres Landes zur Bedingung stellten, glitt jetzt Schottland von der Gefahr einer Annektierung durch England in die der Absorbierung durch Frankreich, wo am Hofe des Königs die Politik seiner Vettern, der Guisen, triumphierte.

Gebar einst Maria Stuart dem Dauphin einen Sohn, so ging nicht nur die schottische Krone, sondern auch ihr unzweifelhafter Anspruch auf die englische Krone an diesen französischen Thronerben über.

Vorläufig allerdings blieb das der Zukunft vorbehalten.

Noch lebte Heinrichs VIII. Sohn, der junge König Eduard VI. Der erste Tudor, sein Großvater, war durch Verrat und Gewalt zum Thron gelangt; sein Erbrecht blieb zweifelhaft, auch nachdem er es durch Heirat mit Elisabeth von York gefestigt hatte. Dennoch betrachtete sich der Sohn, Heinrich VIII., als den Erben des Plantagenet Eduards III. Die eigentümlichen matrimonialen Verhältnisse Heinrichs zwangen ihn jedoch, die Nachfolge mit Hinblick auf dieselben nach eigener Machtvollkommenheit zu regeln. Durch Parlamentsakte von 1544 wurde die Thronfolgeordnung des Königs mit möglichst genauer Befolgung der Primogenitur vorgesehen. Die Krone ging an Eduard VI., den einzigen Sohn Heinrichs aus dritter Ehe, über.

Starb Eduard kinderlos, so folgte Maria, die Tochter Katharinas von Arragonien. Starb auch sie ohne Nachkommenschaft, so wurde Anna Boleyns Tochter, Elisabeth, Königin von England. Daß Anna Boleyn nach Geburt dieser Tochter wegen Ehebruchs hingerichtet wurde, ist zur blutigen Beglaubigung, aber auch zum Hauptgrund des Protestes der katholischen Mächte gegen die vielangefochtenen Erbansprüche Elisabeths geworden. Die Frage der Legitimität der Geburt Maria Tudors dagegen überging der König, der sie geleugnet und von ihr selbst die Erklärung, sie sei ein Bastard, verlangt und nicht erhalten hatte, bei dieser feierlichen Gelegenheit mit Schweigen. Die Ansprüche der „fremden" Nachkommenschaft seiner älteren Schwester Margaretha von Schottland, die Maria Stuart vertrat, schloß Heinrich VIII. zugunsten

der Töchter seiner jüngeren Schwester Mary aus deren Ehe mit dem Herzog von Suffolk aus. Die Enkelin Marys, Lady Jane Grey, mußte für den Versuch, ihre Rechte gegen Maria Tudor geltendzumachen, mit dem Leben büßen. Maria Stuart aber sollte demnach, nach Heinrichs Willen, nur als Gattin seines Sohnes, niemals nach eigenem Erbrecht, Englands Krone tragen.

Das Kind, um dessen Zukunft die Politik würfelte, verbrachte die ersten Lebensjahre unter Obhut der Mutter, von treuen Lords bewacht, auf dem einsamen Felsenschloß zu Stirling. Erst die drohende Gefahr eines Angriffes durch die Engländer veranlaßte 1544 ihre Überführung nach Dunkeld, 1547 nach Inchmachome, später nach Dumbarton. Mit Ausnahme von Krankheiten, worunter die Blattern, die das Kind befielen und das Gerücht, es sei gestorben, veranlaßten, weiß man kaum etwas von den in Schottland verbrachten Jahren. Zwei katholische Priester fungierten als ihre geistlichen Vormünder. Ihre Wartefrauen erzählten ihr Märchen. Als eines Tages Kardinal Beaton bei ihr eintrat, erschrak sie so heftig vor seinen roten Gewändern, daß sie angstvoll ausrief: man möge ihn töten, damit er sie nicht mit sich fortnehme. Sie hatte vier kleine Gespielinnen, die sogenannten „vier Marien", die ihr nach Frankreich folgten und von dort wieder mit ihr nach Schottland zurückkehrten. Sie waren Töchter aus den Geschlechtern der Fleming, Livingstone, Seton und Beaton of Creich. Mary Seton, die einzige der genannten, die nicht heiratete, begleitete Maria später in die Gefangenschaft, und diese rühmte ihr Geschick im Frisieren ihres Haares. Sie gab ihr bessere Beweise der Treue bis zum Tode. Mary, Lady Flemings Tochter, war durch ihre Mutter, einer illegitimen Tochter König Jakobs IV., mit der Königin verwandt und wurde die Frau des bekannten Maitland of Lethington, Jahre nachdem sie Maria in Frankreich auferzogen hatte. Die „lustige Mary" Livingstone heiratete einen Sohn Lord Semples, den man „den Tänzer" nannte. Die „schöne Mary" Beaton vermählte sich mit Alexander Ogilvie, den Lady Jane Gordon geliebt hatte, dieselbe, die von Maria Stuart selbst veranlaßt wurde, statt seiner den Earl Bothwell zu heiraten. Behalten die Kassettenbriefe recht, so hätte Bothwell nicht die Königin, sondern diese, seine eigene Frau geliebt. Noch eine fünfte Mary, eine Hamilton, und mehrere von Marias Halbbrüdern, natürlichen Söhnen ihres Vaters Jakobs V., unter ihnen vielleicht auch Lord James, später Earl of Moray, der eine so große und verhängnisvolle Rolle im Leben der Halbschwester spielen sollte, begleiteten sie nach Frankreich.

Die Mitregentin hatte seit Juni 1548 und in aller Stille ihre Vorbereitungen getroffen. Sie kannte den Wankelmut der Schotten; den Engländern waren die Maßregeln zu Marias Überführung an die französische Küste kein Geheimnis geblieben. Dennoch trafen sie keine direkten Anstalten, diese zu verhindern. Vier französische Galeeren erreichten die Westküste Schottlands und nahmen Ende Juli vor Dumbarton die junge Königin mit zahlreichem Gefolge an Bord. Bis zum 7. August 1548 hielten sie widrige Winde zurück, dann lichteten sie die Anker, fuhren zuerst nordwärts, hierauf der irischen Westküste entlang, um den englischen Schiffen zu entgehen, und erreichten am 20. August den kleinen Hafen von Roscoff bei Brest an der

bretonischen Küste, wo eine kleine Kapelle die Stelle verewigte, an der Maria zum ersten Male den Fuß auf französischen Boden setzte. „In Frankreich," schrieb ein schottischer Chronist, „werde sie in Gottesfurcht erzogen werden." John Knox, der bald nach dem Morde des Kardinals Beaton von den Franzosen gefangen und zu den Galeeren verurteilt worden war, dachte anders. „Die Entscheidungen des Parlaments," schreibt er, „haben Maria an Frankreich und zwar zu dem Ende verkauft, daß sie in ihrer Jugend von dem Safte trinke, der ihr ganzes Leben hindurch in ihr bleiben sollte, zur Plage dieses Reiches und zu ihrem eigenen endlichen Verderben."

II.

Das vier Jahre und zehn Monate alte Kind wurde zunächst an die Mündung der Loire und dann den Fluß aufwärts nach Orleans gebracht, von wo sie erst Mitte Oktober das Hoflager in der Nähe von Saint-Germain erreichte. Heinrich II., dessen Liebe für seine Kinder ein anziehender Charakterzug war, hatte, obwohl abwesend, alle Maßregeln zu ihrem Empfang getroffen und bestimmt, daß sie zunächst mit seiner Tochter Elisabeth auferzogen werden sollte. Nachdem er, im November, der kleinen Maria selbst begegnet war, nannte er sie „das vollkommenste Kind, das er jemals gesehen habe". Sie brauche nur zu lächeln, äußerte des Königs Gemahlin Katharina von Medici, um alle französischen Köpfe zu verdrehen. Brantôme bewunderte die Grazie, mit der sie ihre barbarische, noch ganz volkstümliche Sprachweise zu gebrauchen verstand. Ein schottischer Bischof mutet unsrer Leichtgläubigkeit zu, von einem vierjährigen Kinde anzunehmen, es habe damals bereits die Grundlagen des Lateinischen und Französischen, des Spanischen und Italienischen bemeistert. Gewiß ist nur, daß Maria sehr begabt war, auch wenn ihre Talente im Licht der Krone, die sie brachte, ins Unwahrscheinliche gesteigert wurden. Sie war sehr musikalisch, hatte eine schöne Stimme, lernte früh sich auf der Laute begleiten, spielte Harfe, Zither und das Spinett und tanzte ganz vorzüglich. Bei den durch Katharina eingeführten Balletten, Maskeraden und Tanzfesten wurden die königlichen Kinder unter Schulung eines „tugendhaften und edelgeborenen" Meisters seiner Kunst beteiligt. Die Erfolge seiner königlichen Schülerin bei diesen mimischen Schaustellungen sollten ihr ganz besonders von Knox und seinen calvinischen Anhängern zum Verbrechen gemacht werden. Höflinge und Diplomaten mußten später der Königin Elisabeth immer wieder beteuern, daß sie besser tanze als Maria. Bogenschießen, Reiten, Schwimmen, Tennis, die Falkenjagd gehörten zu den ritterlichen Übungen und Vergnügungen, in denen auch Frauen von Rang geschult wurden. Man hielt ihnen Lieblingstiere, die sie zähmten, und bereiteten diesen königlichen Kindern allem Anschein nach eine glückliche Jugend.

Dem französischen Monarchen wuchsen nach und nach fünf Söhne, von denen drei die Krone tragen sollten, und drei Töchter heran. Der älteste dieser Söhne, der anfangs den Titel eines Herzogs von Orleans führte, war am 19. Januar 1544 geboren worden und folglich etwas jünger als die Braut, die vorläufig seine Jugendgespielin wurde. Im Gegensatz zu ihr, die auffallend groß für ihr Alter und von blühender Gesundheit schien, blieb der

nach dem Tode seines Großvaters Franz I. Dauphin gewordene Thronerbe ein schwächliches, kränkliches Kind, für dessen Leben man fürchtete. Er liebte dennoch alle körperlichen Übungen, besonders leidenschaftlich die Jagd, aber seine Erzieher hatten geringe Erfolge zu verzeichnen, und ihr Schweigen über ihn spricht beredsam genug.

Heinrich II. schrieb seinem Onkel, dem Herzog von Guise, wie sehr er sich freue, daß der Dauphin und die kleine Maria so vertraut zusammen seien, als hätten sie sich immer gekannt. Sein Hof war ein echter Hof der Renaissance. Mit den Kriegen, die französische Monarchen in Italien führten, drang eine korrumpierte Zivilisation über die Alpen. In platonischer Verehrung hatte der brave Ritter Bayard einst die Farben Lucrezias, der Herzogin von Ferrara, getragen. Die ritterliche Huldigung wiederholte sich nicht; unter dem System der Borgia lernten die Franzosen neue Formen des Lasters und den Skeptizismus der Freidenker, der sich mit krassem Aberglauben vertrug. Die Blüte der Künste, der Glanz und die äußere Pracht eines in künstlerischer Schönheit und Lebensgenuß schwelgenden Daseins waren von sittlichem Verfall begleitet, dem sich die Begriffe von gut und böse in der heillosen Verwirrung vermischten, die unter andern bei Brantôme in zynischer Offenheit zutage tritt und die ganze Epoche kennzeichnet, über die nachkommende Geschlechter den Zauber einer Verherrlichung gebreitet haben, die ihr nicht gebührt.

Die Mediceerin, Katharina, die sich in späteren Tagen als Machiavellis beste Schülerin bewähren sollte, spielte zu Lebzeiten ihres Gemahls so gut wie gar keine Rolle. Heinrich besaß, als er sie heiratete, keine Anwartschaft auf den Thron, zu dem erst der Tod des älteren Bruders ihm den Weg bahnte. Da Katharina ihm elf Jahre hindurch, bis 1544, keine Kinder gebar, drohte ihr das Schicksal, schimpflich in ihre toskanische Heimat zurückgeschickt zu werden. Sie mußte sich gegen Schwiegervater und Gemahl „molto obediente“ zeigen, denn am Hof und im Lande sprach man verächtlich „von der Kaufmannstochter aus Florenz“, und warf dem Ehestifter, ihrem Onkel Papst Clemens VII., vor, den König betrogen zu haben. So fügte sie sich in die Ehe zu dritt, die der Dauphin seit 1536 mit der zwanzig Jahre älteren Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois erhob, bis an sein Lebensende auch als König führte. Dieser Gefügigkeit verdankte sie es, daß ihr Zeit gegönnt wurde, endlich Mutter zu werden. Dann ergoß sich ein Kindersegen über sie, der sie ganz beanspruchte. Wenn sie aber den Gemahl für sich haben wollte, bat sie Diana, ihr denselben „zu leihen“. Diese fand das Begehren nicht ungerechtfertigt und schickte ihn zuweilen seiner Frau. Ohne ihren Befehl wäre er nicht gegangen. Als Katharina 1552 tödlich erkrankte, war es wieder Diana von Poitiers, die den im Feldlager abwesenden König veranlaßte, an das Krankenbett der Gemahlin zu eilen, an dem die Maitresse wachte. Er pflegte sie so lange, bis die Gefahr beseitigt war. Katharina sollte sich dankbar erweisen. Zur Herrschaft gelangt, ließ sie Diana im Besitz ihrer Güter und forderte nur die Krondiamanten zurück, die ihre Nebenbuhlerin statt ihrer getragen hatte. Noch 1557 sprach Heinrich II. den schottischen Ständen „von seiner lieben und sehr heiligmäßigen Gemahlin, unter deren Obhut ihre junge

Königin herangewachsen sei". Das eine war ebensowenig zutreffend wie das andre. Nicht Katharina, zu der Maria Stuarts Verhältnis immer kühl blieb, bis es offen feindselig wurde, sondern Diana von Poitiers gewann ihre Neigung und sorgte für ihr geistiges und leibliches Wohl wie für das meist Übrige dazu. „Der kleinen Heiligen", wie auch Papst Paul IV. Katharina nannte, blieb vorläufig nur übrig, das Lob ihrer Tugenden über sich ergehen zu lassen, bis dem leidigen Trost, als Dulderin gepriesen zu werden, besseres nach ihrem Sinn folgte.

Maria Stuart war kaum ein Jahr in Frankreich, als Eduard VI. Kommissäre schickte, um sie auf Grund der mit Heinrich VIII. geschlossenen Verträge zurückzufordern. Erst nachdem dieser Anspruch zurückgewiesen worden war, begehrte er ebenfalls vergebens die Hand von Heinrichs Tochter, der 1545 geborenen Elisabeth, die Philipps II. von Spanien vierte Gemahlin werden sollte.

Kurz zuvor, Ende September 1550, landete zu Dieppe Marias Mutter, Marie de Guise, begleitet von schottischen Großen und wieder von den Halbbrüdern der jetzt achtjährigen Königin. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, denn nicht nur herrschte seit März Friede zwischen England und Schottland, sondern Boulogne wurde gegen Entgeld den Franzosen zurückgegeben und dieser nationale Erfolg den Guisen gedankt.

Zu Rouen fand die Begegnung zwischen den schottischen Königinnen statt. Marie de Guise wurde mit Ehren überhäuft und folgte dem Hof, wohin er ging. Die Schotten erhielten Auszeichnungen und Geld; der venetianische Gesandte berichtete, so gründlich habe Heinrich II. gezahlt, daß kein Herzog, Prälat oder Lord, keine Lady oder kein Frauenzimmer schottischer Abkunft in Frankreich anwesend seien, die der allerchristlichste König nicht gekauft habe. Einer jedoch, ein schottischer Offizier, Robert Stewart, der Mitwisser am Mord Beatons gewesen war, ließ sich in England und zwar zum Zweck anwerben, die kleine Königin zu vergiften oder sonst zu töten. Der Anschlag wurde verraten, Heinrich II. verlangte und erhielt Stewarts Auslieferung und ließ, wie man sagt, den Mann hinrichten. Noch eine andre unangenehme Entdeckung stand Marie de Guise bevor. Mary Lady Fleming, die eigentliche Erzieherin ihrer Tochter, schön, jung und sehr kokett, erklärte — so erzählt Brantôme — sie fühle sich stolz und beglückt, guter Hoffnung, und zwar durch den König, zu sein. Diana und Katharina fanden dieses Ereignis weniger erfreulich. Sie sorgten dafür, daß Lady Fleming so schnell wie möglich nach Schottland expediert wurde, wo sie einem Sohn, dem nachher berühmten und berüchtigten Bastard von Angoulême, das Leben schenkte, demselben, der während der Bartholomäusnacht seine Tätigkeit auf Kosten der Hugenotten entfalten sollte.

Mit diesen Ausnahmen empfing Marie de Guise in Frankreich nur die besten Eindrücke. Sie konnte sich überzeugen, daß ihr Kind, der Liebling des Hofes, auf Händen getragen wurde. Einen eigenen Hausstand hatte Maria noch nicht, aber bei festlichen Gelegenheiten trug sie Kleider aus Goldbrokat oder Silberstoff, mit kostbaren Pelzen verbrämt und mit Stickereien bedeckt. In jenem Jahre 1551 erhielt sie, laut noch vorhandener Rechnungen, sechzehn vollständige Anzüge, dazu noch eine Menge einzelner Kleidungsstücke und so

viele Ketten, Gürtel, Knöpfe und Treſſen aus feinſtem Gold und Email, mit wertvollen Steinen geziert, daß drei große Blechkiſten dieſe Schätze kaum bergen konnten. Das ungeheure Geld, das die Schotten koſteten, veranlaßte jedoch den König, die Abreiſe ſeiner Baſe zu beſchleunigen. „Eine läſtige Bettlerin“ nannte ſie unverfroren der engliſche Geſandte. Noch lebte ihre Mutter, von der ſie ſich zu Joinville verabſchiedete. Dann ſchiffte ſie ſich im Oktober 1552 zu Rouen, und zwar nach Portsmouth, ein. Eduard VI. erwartete die ſchottiſche Königswitwe in London, wo er nochmals vergebens um Marias Hand warb. Die Brautſchaft mit dem Dauphin ſollte rückgängig gemacht, die früheren Verträge wieder gültig werden. Solche Pläne blieben ausſichtslos. Eduards und ſeiner Ratgeber fanatiſch-proteſtantiſche Politik hatte England in ein Chaos verwandelt, und in Irland drohte die Rebellion. Der Rückſchlag auf Schottland, wo die Ausſicht auf Plünderung des Kirchengutes viel mächtiger als die religiöſe Überzeugung ſprach, hatte auch dort die Anhänger der neuen Lehre vermehrt. Marie de Guiſe war vor allem deswegen nach Frankreich gegangen, um ſich der unbeſtrittenen Regentſchaft in Schottland zu verſichern. Der Regent, Arran, wurde Herzog von Châtelhérault; Heinrich und Marie de Guiſe entriſſen dem wankelmütigen Mann das Verſprechen, die Mündigkeitserklärung Maria Stuarts vom Antritt ihres zwölften Lebensjahres an zu berechnen. Bis dahin ſollte er, dem Namen nach, Regent bleiben. Da traten Ereigniſſe ein, deren Folge die katholiſche Reaktion in England war. Eduard VI. ſtarb am 6. Juli 1553. Der letzte Wille des deſpotiſchen Knaben hatte Lady Jane Grey, die Gemahlin Guilford Dudleys, eines Sohnes des Herzogs von Northumberland und Enkelin Marys, Herzogin von Suffolk, zur Nachfolgerin beſtimmt, und Frankreich, aus Feindſeligkeit gegen Karl V., den Onkel der legitimen Königin Maria Tudor, den Northumberlands Unterſtützung verſprochen. Dazu kam es nicht. Das engliſche Volk, Proteſtanten wie Katholiken, widerſetzte ſich der willkürlichen Verfügung Eduards VI. über die engliſche Krone, und der Wille der Nation führte die Thronbeſteigung Marias herbei.

Durch Beſtechung und Verführungskünſte weiblicher Schlauheit ſicherte Marie de Guiſe jetzt ihre Autorität in Schottland. Sie erreichte die Anerkennung des Adels für die von der Tochter ihr verliehene Regentſchaft, die ihr bitterer Feind, John Knox, mit einem auf den Rücken einer widerſpenſtigen Kuh gelegten Sattel verglich, und vorläufig triumphierte die Abſicht, durch Herrſchaft der Guiſen aus Schottland eine franzöſiſche Apanage zu machen und ſo dem Katholizismus wiederzugewinnen.

Während dies in ihrem Heimatlande vor ſich ging, reifte Maria Stuart zum jungen Mädchen heran. Der Kardinal von Lothringen, ihr Onkel, ein Kirchenmann, der ſich, wie Beaton, zu einem ſein Privatleben nicht behindernden politiſchen Katholizismus bekannte, hatte die entgleiſte Lady Fleming durch eine Dame von Parov erſetzt, deren Alter und Geſicht Bürgſchaften gegen ähnliche Abenteuer boten. Er hielt ſie für die geeignete Perſon, „dafür zu ſorgen, daß Gott in der alten Weiſe verehrt werde“, und auf Befehl ihrer Mutter wurde jetzt Maria täglich zur Beiwohnung der Meſſe angehalten. Die Dame von Parov erwies ſich jedoch bald ſo habſüchtig und unverträglich, daß Maria,

„die keine Stecknadel mehr an andre schenken durfte", in den Ruf des Geizes zu kommen fürchtete und ihre guten Beziehungen zu Katharina von Medici sich trübten. Auch sie sollte sie einst eine „Kaufmannstochter" genannt haben! Überdies war es die erste Pflicht der Gouvernante, bei der kleinen Königin zu schlafen, und diese klagte, das sei in fünf Monaten nicht zwei Nächte hindurch geschehen, weil Madame de Paroy an der Wassersucht erkrankte. Maria und der Kardinal beschlossen, das Ende nicht abzuwarten. Er schrieb der Schwester nach Schottland, obwohl Maria so gut und tugendhaft sich führe, daß zwölf Gouvernanten nicht mehr erreichen könnten, so sei sie doch sich selbst überlassen und ihr Leben in Gefahr gewesen, so viel Ungemach habe ihr, wie er entdeckt, die brave Dame von Paroy bereitet. So wurde, auf Marias Wunsch, eine Freundin Dianas, die Gräfin de Brêne, in Vorschlag gebracht, aber von Marie de Guise zurückgewiesen. Diese fürchtete den Einfluß der Herzogin von Valentinois. Die Herzogin aber hatte das Herz Marias so völlig gewonnen, daß sie ihre Mutter bat, die Heirat von Mademoiselle de Bouillon, der Tochter Dianas und Heinrichs, mit dem Sohn Arrans zu befürworten, denn für alle ihr erwiesene Liebe schulde sie der Herzogin jeden guten Dienst. Die Heirat kam nicht zustande, die Tochter Dianas wurde die Schwiegertochter des Herzogs von Guise; wohl aber zeigte Maria Stuart bei dieser und jeder andern Gelegenheit den nie versagenden Zug der Dankbarkeit und Treue für Freunde und Diener. Ihre Briefe enthalten Bitten und Empfehlungen, auch für die bescheidensten Mitglieder ihres Haushalts; ihre Großmut versagte selbst in Tagen der Bedrängnis nie; sie sollte sich zuverlässiger in der Freundschaft als in der Liebe erweisen.

Die Wolken, die der Dame von Paroy böse Zunge gesammelt hatte, zerstreuten sich bald wieder. Nichts sei schöner, ehrbarer, frommer als Marias Benehmen, berichtete der Kardinal 1556: sie regiere den König und die Königin.

Seit 1551 betrieb sie ernstlich die Studien, und nichts wurde vernachlässigt, um mit ihren Talenten auch ihren Geist auszubilden. Die vornehmen Frauen der Renaissance besaßen Kenntnisse, um die jedes heutige Mädchengymnasium sie beneiden dürfte. Prinzessin Elisabeth von England, während sie, mehr oder weniger wie eine Gefangene auf die Nachfolge der Schwester wartete, erwarb eine klassische Bildung, die es mit der von Fachgelehrten aufnehmen konnte. Sie begann den Tag mit der Lektüre des Alten Testamentes im griechischen Text, worauf eine Tragödie des Sophokles, eine Rede des Demosthenes zur Hand genommen wurden. Sie sprach das Griechische genügend gut, um als Königin mit dem Lordkanzler einen gelehrten Streit in dieser Sprache zu führen. Das Lateinische war ihr geläufig; sie las Cicero und Livius und gebrauchte eines Tags ihre Beredsamkeit, um der Insolenz eines polnischen Gesandten in schlagfertiger lateinischer Replik zu begegnen. Ariost und Tasso, die Literatur der Franzosen kannte sie wie ihre eigene. Mit Theologen disputierte sie; Dichtern wurde sie nicht nur der Gegenstand, sondern die verständnisvolle Schätzerin ihrer Werke. Am französischen Hofe wetteiferte Heinrichs II. Schwester, Margarethe von Valois, mit dem Wissen der Männer. Auch sie war klassisch geschult und leitete die Studien der königlichen Kinder.

Maria Stuart sprach, nebst dem Englischen, Spanisch und Italienisch. In korrekter Eleganz klang die französische Sprache entzückend von ihren Lippen. Sie lernte Literatur, Geschichte, Geographie. Vom Lateinischen, wenn nicht vom Griechischen erhielt sie mehr als oberflächliche Kenntnis und folgte dem lateinischen Unterricht mit des Königs Söhnen. Aufgaben, die von ihr erhalten sind, rechtfertigen allerdings das bewundernde Lob nicht, das Brantôme ihr spendete, als sie, etwa in ihrem vierzehnten Jahr und im Louvre vor versammeltem Hofe, eine lateinische Rede zur Rechtfertigung des gelehrten Frauenstudiums hielt. Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Verfaßt hatte sie dieselbe augenscheinlich nicht, aber gut memoriert, und der Wohlklang ihrer Stimme, der Liebreiz ihres Wesens und ihre Erscheinung taten das Übrige.

Die Authentizität ihrer Bildnisse ist fast ebenso schwer wie so vieles in ihrem Leben festzustellen. Glücklicherweise für die Nachwelt ist das erste ihrer Porträte unzweifelhaft echt, obwohl es einen entschieden älteren Eindruck macht als die beigefügte Angabe, sie sei bei dessen Anfertigung neun Jahre alt gewesen. Dieses Porträt, eine Zeichnung, ist von dem Hofmaler Heinrichs II., François Clouet, und ging aus dem Besitze des Grafen von Carlisle in den des Herzogs von Aumale über. Dieser schenkte es dem Museum Condé, das ein Teil der Sammlungen von Chantilly und heute im Besitz der französischen Akademie, der Erbin dieser fürstlichen Residenz, ist.

Die meisterhafte Zeichnung erledigt die Streitfrage, ob die Schotten-Königin regelmäßig schön gewesen sei, unbestreitbar zu ihren Gunsten. Das dichte Haar ist zurückgescheitelt und unter einer kleinen Haube, anscheinend von Goldbrokat, mit doppelter Juwelenkette geziert, verborgen. Die Stirn ist hoch und frei; die Nase mäßig, wenn auch groß, setzt in gerader Linie von der Stirn an und verläuft in zart geschwungenen Flügeln, an der Spitze viel feiner als auf späteren Porträten desselben Clouet, die er von Maria Stuart malte. Der Mund, nicht klein, zeigt eine schmale, gerade Oberlippe, während die Unterlippe leicht geschwellt ist. Wunderbar geschwungene, dunkle Brauen umwölben große, sanft und ernst blickende Augen, deren Wimpern sich nicht unterscheiden lassen. Das Oval des Gesichtes ist fehlerlos, das Kinn fest und rund, der Ausdruck mädchenhaft lieblich, edel und vornehm wie die Züge selbst. Den Hals zeichnet nicht die gewohnte Krause, sondern der nach vorn etwas offene Spitzenkragen des Kleides, das quer über der Brust mit einer breiten Tresse miederförmig absetzend, eine noch unentwickelte jugendliche Gestalt eng umschließt. Das Brustbild zeigt nur die mit Puffärmeln versehenen Achseln, aber man gewinnt vom Ganzen den Eindruck schlanker Größe, und bekanntlich war Maria sehr hochgewachsen. Ohrgehänge, ein Halsband aus Edelsteinen, eine über Achseln und Brust gelegte, in der Mitte mit großer Breloque befestigte Perlenschnur schmücken das reizende Porträt, dessen Anmut der harte, trockene Pinsel Clouets nicht wieder erreichte, oder wir müßten voraussetzen, daß Marias Erscheinung später nicht hielt, was sie an Schönheit in erster Jugend versprach. Im Tanze schwebend, wie die Zeitgenossen sie begeistert beschrieben, oder singend und sonst musizierend und von heiterster Lebenslust getragen, übte sie den Zauber aus, der unzertrennlich

von ihrem Namen bleibt. Damals wenigstens ist sie wirklich glücklich gewesen. Der Charakterzug der Stuarts, ein stolzes, herrisches Selbstbewußtsein, das dem der Tudors nicht nachstand, verriet sich auch bei Maria sehr früh, aber noch durch Frohsinn gemildert und durch keine Hemmnisse herausgefordert. Es lag vielmehr im Interesse der Familie Guise und des Königs selbst, der Königin von Schottland und künftigen Dauphine so früh als nur immer möglich die Selbständigkeit ihres hohen Ranges zu sichern.

Mit Beginn des Jahres 1554 erhielt sie, die bis 1551 mit den Kindern des Königspaares verpflegt worden war, den eigenen Hofhalt. Das Ereignis wurde durch ein Nachtmahl zu Ehren des Kardinals von Lothringen gefeiert. Die schottische Regierung hatte bis dahin nicht gekargt und eine jährliche Summe von 50000 bis 60000 Livres französischen Geldes zum Unterhalt der Königin gezahlt. Jetzt, wo sie großjährig war, ersetzten achtzehn Franzosen, worunter ein Schneider, ein Tanzmeister, zwei Kapläne, ein Schullehrer, ein Mundschenk, zwei Haushofmeister, das bisherige schottische Gefolge. Mit dem Hausstand der königlichen Kinder verglichen, war der Aufwand Marias gering, denn jene hatten allein ein Küchenpersonal von 57 Personen, und ihr Hofhalt verbrauchte an einem einzigen Tage 23 Dutzend Brote, 18 Rindsbraten, 8 Schafe, 4 Kälber, 20 Kapaunen, 120 Hühner und Tauben, 3 Lämmer, 6 Gänse, 4 Hasen, usw. und kostete 152 Livres. Bei solchen Küchenzetteln kann es nicht wundernehmen, daß der Lothringer Onkel die abwesende Mutter wegen schlimmer Gerüchte von „Herzzuständen" der jungen Königin beruhigen mußte. Sie habe einen so guten Appetit, meinte der Kardinal, daß sie zuweilen zu viel esse; im übrigen berechtige, nach dem Urteil der Ärzte, „ihre Temperatur" zur begründeten Hoffnung, sie werde alle ihre Anverwandten überleben.

Gefährlicher für das Wohlergehen des mehrere hundert Köpfe zählenden Hofes, dem eine Schar von Schneidern, Schustern, Apothekern, Tapezierern, Stickern und Friseuren angegliedert war, blieben die sanitären Verhältnisse. Ein einziger Wasserträger versorgte diese Menschenmasse mit dem nötigsten Waschwasser, und es läßt kaum weniger tief blicken, daß vier Waschfrauen genügten.

In den wundervollen Schlössern, wie in dem für Diana de Poitiers gebauten Anet, des Königs Chambord, Saint-Germain, Fontainebleau, dem Meisterwerk von Italienern, dessen Schönheit heute noch entzückt, dem unerreichten Louvre, lauter Prachtbauten, die damals entstanden und zum größten Teil noch unvollendet waren, zwangen dennoch die gänzlich fehlenden inneren Einrichtungen den Hof zu beständigem Wechsel des Aufenthaltes. Er mußte, um dem vorhandenen Schmutz und der sich anhäufenden Unreinlichkeit zu entgehen, ein Nomadenleben führen, und ließ die zu seinem Unterhalt herangezogenen Provinzen ausgesaugt und verhungert zurück.

Im Zeitraum von etwa neun Jahren sind allein für den Dauphin und seine Geschwister, meist auch für Maria Stuart mit ihnen, siebzig verschiedene solcher Residenzen angeführt. Damit allein fällt die oft wiederholte Behauptung, Maria sei längere Zeit hindurch in klösterlicher Abgeschiedenheit herangewachsen.

III.

Das Wenige, was wir von den auf Maria einwirkenden religiösen Einflüssen kennen, gibt vielmehr ein Bild der Vernachlässigung. Marie de Guise empfahl zwar fleißigen Kirchenbesuch, und im Hofstaat ihrer Tochter fehlte es nicht an Priestern. Aber die Beispiele, die sie vor Augen hatte, lehrten sie religiösen Fanatismus im Dienste der Politik, und nur selten religiöse Lebensführung. Der Mentor ihrer Jugend, Kardinal Karl von Lothringen, seit seinem vierzehnten Jahr Erzbischof von Reims, war ein geschäftskundiger, sehr gebildeter Mann, mit einschmeichelnden angenehmen Formen, von imponierender Erscheinung und äußerlich korrekter Haltung. Dennoch hielt man ihn im Herzen für ungläubig und selbst für fähig, seine Nichte zu verführen. Wenn das gänzlich unerwiesene Verleumdung ist, so trifft ihn doch die Verantwortung dafür, sie im Intrigenspiel geschult zu haben, durch das er sie den Interessen Frankreichs und seines Hauses dienstbar machte, und das sie später in Schottland gegen den Papst selbst fortsetzte, dessen getreue Tochter sie erst in den Tagen ihrer Gefangenschaft werden sollte. Unzuverlässig mit Freunden, rachsüchtig gegen Feinde, gewandt und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wenn es galt, seine Absichten durchzusetzen, verschmähte der Kardinal die Bundesgenossenschaft mit Diana von Poitiers nicht und stellte seine gebietende Macht über die französische Kirche in den Dienst des Systems, das die Orthodoxie in Glaubenssachen mit Feuer und Schwert verteidigte.

Alles, was Maria Stuart in Frankreich erlebte, mußte sie in der verhängnisvollen Überzeugung bestärken, daß Religion das wirksamste Werkzeug der Politik sei.

Franz I. hatte durch Abschluß des Konkordates mit Rom die Besetzung der päpstlichen Pfründen in seine Hand bekommen und ohne Rücksicht auf Verdienst und kirchliche Gesetze seine Edelleute, ja selbst Frauen und Kinder, damit ausgestattet. Im Kampf mit Karl V. schloß er Bündnisse, nicht nur mit des Kaisers protestantischen Gegnern, sondern mit den Türken, gleichviel, ob die Christenheit dadurch gefährdet wurde, und auch das bedrängte Papsttum wechselte die Allianzen, um seine weltlichen Interessen zu retten. Franz I. schwankte, bevor er seine Macht im Innern in den Dienst katholischer Orthodoxie stellte. Es gab Momente, in denen man ihn der neuen Lehre günstig wußte. Erst 1549, zwei Jahre nach ihm, starb seine Schwester, Margaretha von Valois, Königin von Navarra, mit der ihn innige Freundschaft verband. Sie verdient eine Stelle neben Frauen von edler, hoher Denkungsart, die, wie Viktoria Colonna, eine Erneuerung des religiösen Lebens ohne den Abfall von der alten Kirche erstrebten. Diese reformatorische Richtung drang in Frankreich nicht durch. Der Gegensatz zum Kaiser führte zur Opposition gegen das Konzil von Trient und zur Unterstützung lutherischer Fürsten, während das französische Königtum, durch Calvins christliche Demokratie in seiner Macht bedroht, zum Verfolgungssystem gegen die Häresie überging. Montmorency, die Guisen, vor allem der Kardinal von Lothringen, auch Diana von Poitiers boten ihren Einfluß bei dem willigen Heinrich II. zur Aus-

rottung des Calvinismus auf. Selbst die Einführung der spanischen Inquisition wurde erwogen, gelang aber nicht. Calvin, der Franzose, der, wie seine Gegner, die religiöse Intoleranz verteidigte, triumphierte dennoch mit der Organisation der calvinischen Kirchen. Nach der Niederlage von Saint-Quentin 1557 mußte Heinrich II. einige Zugeständnisse machen und die Verfolgung mildern. Von da an gewann der Calvinismus in Frankreich die vornehmen, einflußreichen Führer, den wankelmütigen Antoine de Bourbon, König von Navarra, aber auch den Helden der Reformation, Gaspard Admiral Coligny. Im Jahr 1559 wagten es calvinische Parlamentarier, die Verkommenheit und die Skandale des Hofes mit der Sittenreinheit und Seelengröße seiner zum Scheiterhaufen verurteilten Opfer zu vergleichen, und der König beantwortete ihre Opposition mit dem Staatsstreich der Verhaftung dieser kühnen Männer in Ausübung ihres Amtes. Die religiöse Bewegung, die mit mystischer Versenkung in den Geist des Evangeliums begonnen hatte, sollte nach dem Regierungsantritt von Maria Stuarts Gemahl, Franz II., ihren Charakter ändern. Sie wurde wehrhaft, streitbar und entschlossen, die Waffen in der Hand, den Sieg der Partei und der „Religion", der unbeugsamen, politischen Religion Calvins, gegen die feindlichen Gewalten in Kirche und Staat durchzusetzen.

Über den paganischen Geist der Renaissance triumphierte der Calvinismus nicht. Unter italienischen und klassischen Einflüssen erstand die französische Kunst, die unter Heinrich II. sich in Glanz und Pracht entfaltete. Die Literatur wurde national, die Dichtung schuf mit den Poeten der Plejade profane Meisterwerke, deren lyrische Schönheit und jugendliche Begeisterung mit dem einen Wort gekennzeichnet wurde, es sei „April", Frühlingsluft und Lebensfreude mit ihnen in der Poesie erwacht.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Heinrich II. die 1552 vollendeten vier Bücher des „Pantagruel" unbedenklich gegen die Verurteilung von Sorbonne und Parlament in Schutz nahm und Rabelais gewähren ließ, der den römischen Hof und die Häresie mit dem gleichen Maß zynischer Satyre überschüttete. Auch die Guisen belohnten den Doktor mit der Pfründe von Meudon, Kardinäle, u. a. der von Lothringen, nahmen die Widmung des „Pantagruel" entgegen, „wohl deswegen", schrieb Theodor von Beza, „weil sie selbst ebenso wie die Helden seines Romans lebten; vivebant sicut ille loquebatur".

Ob Maria Stuart in Rabelais geblättert hat, wissen wir nicht; populär ist er bei den Zeitgenossen ja nie gewesen. Montaigne lebte, noch unbekannt, zu Bordeaux, als der gelehrte Amyot dem Dauphin und wohl auch seiner Braut Unterricht in den klassischen Sprachen erteilte und Plutarch übersetzte. Ein andrer Philologe dedizierte „seiner besten Schülerin", der jungen Königin von Schottland, eine französische Rhetorik. Der Liebling der neuen Dichterschule wurde sie. Joachim du Bellay sah sie nur kurz vor seinem Ende, zeitig genug, um sie mit Venus zu vergleichen. Der unbestrittene Fürst der französischen Dichtkunst, Pierre de Ronsard, einst Page Jakobs V. in Schottland, feierte Maria Stuart in der Jugend, die er in ihrer Nähe durchlebte, dann in ihrer kurzen Herrlichkeit und endlich in der Trauer um ihr Schicksal.

Ronsard besang „ihre schlanke Gestalt", „ihre lange, feine, zarte Hand", „ihre Sternenaugen", „den Alabaster ihrer Stirn", „das Gold ihres Haares",

. . . dont le moindre des nœuds
Dompterait une armée et ferait en la guerre,
Hors des mains des soldats tomber le fer en terre.

Sie blieb „die Zauberin", die seine Muse begeisterte; seine Dichterseele liebte sie und was sie liebte, die Musik vor allem, deren Verbindung mit der Poesie nach antiken Mustern er vergebens wieder herzustellen strebte, die jedoch eben damals mit dem auch in Frankreich gefeierten Orlando de Lasso und Palestrina ernste Meisterwerke schuf, während einheimische Tonkünstler durch Pflege weltlicher Kompositionen für Tanz und Gesang die Entwicklung zu Oper und Ballett vorbereiteten. Ronsard haßte auch, was Maria haßte, „die teuflischen Calviner von Genf", die schottischen Puritaner und den Ikonoklasten Knox, die Vaterlandsfeinde alle, die den Bürgerkrieg heraufbeschworen.

Mit Maria Stuart fast gleichaltrig und Kleriker wie Ronsard war Pierre de Bourdailles, Abt und Herr von Brantôme, der berühmte und im ganzen verläßige Chronist der letzten Valois. Bis 1560 in Italien abwesend, begleitete er Maria im Gefolge des Herzogs François de Guise auf ihrer Rückfahrt nach Schottland und sein Bericht darüber ist folglich der eines Augenzeugen. Auch er spricht von ihr, „dem schönen Engel", „der wahrhaftigen Göttin", mit schwärmerischer Bewunderung und beruft sich auf Ronsard zur Anerkennung ihres dichterischen Talentes, von dem die Proben nicht völlig überzeugen. Ihr bester Beitrag zur Dichtkunst war sie selbst, und man begreift, wie nicht Schottland, sondern Frankreich, wo sie geliebt, besungen und schon als künftige Königin gefeiert wurde, die Heimat ihrer Seele blieb.

Da fiel am 25. Juli 1554, und zwar mit einer in England und zu Winchester begangenen hochzeitlichen Feier, der erste Schatten kommenden Unheils auf das Leben der jungen Schottenkönigin. An jenem Tage vermählte sich Philipp, König von Neapel, Infant von Spanien, Sohn und Erbe Karls V., mit Maria Tudor, Königin von England. Hochfliegendere Pläne knüpften sich nicht wieder an einen fürstlichen Ehebund. Wurde dem sechsundzwanzigjährigen Spanier und der neununddreißigjährigen Maria ein Sohn geboren, so fielen alle Ansprüche Maria Stuarts auf die englische Krone, und die Habsburger herrschten über das ganze westliche Europa mit Ausnahme Frankreichs, des Erbfeindes ihres Hauses. Der Traum dieser Weltherrschaft erfüllte sich nicht. Wohl aber wurde ihr unmittelbarer Zweck, die Bundesgenossenschaft Englands im Ringen der Habsburger mit Frankreich, erreicht. Entscheidend für künftige Entwicklungen war der Rückschlag der katholischen Reaktion in England auf die Zustände in Schottland. Selbst der Kardinal von Lothringen hatte der Schwester, Marie von Guise, „zu sanften Mitteln" geraten. Sie eröffnete ihre Regentschaft mit einer Amnestie für die verbannten Anhänger der neuen Lehre, denen auch Frankreich eine Zufluchtsstätte bot. Knox kehrte zu kurzem Aufenthalt nach Schottland zurück, lange genug, um dort und später von Genf aus die mächtigsten der schottischen Großen, die Earls von Morton, Argyle, Lord James Stuart, später Earl of Moray, den Halbbruder Maria Stuarts, der Sache der Reformation zu gewinnen. Kurz nach Ausbruch des Kriegs gegen

Frankreich, zu Ende 1557, wurde der erste schottische Covenant zur bewaffneten Verteidigung des Evangeliums unterzeichnet. Eine schottische Erhebung gegen England drohte, und die Regentin mußte die Lords mit so guten Worten beschwichtigen, daß die heftigsten Reformer an ihre Neigung für die neue Lehre glaubten. Allein Marie von Guise verfolgte nur einen politischen Zweck. Sie unterstützte zwar die englischen Protestanten gegen Maria Tudor, aber sie war entschlossen, die Rebellion der schottischen Großen gegen ihre Krone unter dem Deckmantel einer bei den meisten von ihnen höchst zweifelhaften Überzeugung nicht zu dulden. Sie plünderten die Kirche, vor wie nach der Reformation, und nicht bei ihnen, sondern im bürgerlichen Mittelstand der Städte und bei den kleinen Edelleuten fand der schottische Presbyterianismus den religiösen Rückhalt. Die Regentin stand nach wie vor zur französischen Politik. Franzosen, vor allem d'Oysel, der Gesandte Heinrichs II., regierten tatsächlich Schottland. Zwar mußte der 1556 gemachte Versuch, eine Steuer zur Bildung eines stehenden Heeres einzuführen, wieder aufgegeben werden, aber französische Truppen hielten die festen Plätze Schottlands. Als zur selben Zeit Philipp II., nunmehr Nachfolger seines Vaters, den Anspruch der Prinzessin Elisabeth auf die englische Krone schon deshalb unterstützte, weil die Tochter Anna Boleyns der Succession Maria Stuarts den Weg versperrte, trat die Erwägung hinzu, möglicherweise nach dem Tode der hinsiechenden Gemahlin sich durch die Heirat mit Elisabeth ein zweites Mal die englische Krone zu sichern. Philipps Haltung veranlaßte Marie von Guise und ihren Bruder, den Kardinal, schon 1556 zur Vollziehung der Ehe zwischen dem Dauphin und Maria Stuart zu drängen. Zu diesem Zweck, und um die von Heinrich II. für den Winter 1557 in Aussicht gestellte Hochzeit zu beschleunigen, sollte die Regentin selbst wieder nach Frankreich kommen. Sie fand es jedoch nicht angezeigt, Schottland zu verlassen und schickte im Juli ihren Sekretär, allem Anschein nach Maitland of Lethington, den verführerischen Mann, der, unbeachtet ihres Liebesabenteuers, Mary Fleming heiratete und dessen Diplomatie ihm den Beinamen des schottischen Machiavelli eintrug. In Frankreich aber, wo Maitland erzogen worden war, versagten seine Künste. Heinrich II. fürchtete damals für das Leben seiner Gemahlin, deren letzten Kindes Geburt bevorstand; die junge Königin erkrankte infolge der Hitze an einem hartnäckigen Fieber, und im Oktober, als sie sich erholt hatte, bedrohte ein ähnliches Übel das Leben des schwächlichen Dauphin.

Im nächsten Frühjahr nahmen die Schotten die Verhandlungen wieder auf, deren Abschluß der Krieg Frankreichs gegen England und Spanien vorläufig noch verhinderte. Die Erwägung, es würden bei Abschluß des Friedens neue matrimoniale Pläne für Maria Stuart in Vorschlag gebracht werden, veranlaßten hierauf Heinrich II., die Heirat zu beschleunigen. Vorsicht war in jeder Beziehung geboten. Knox, dessen Predigt in Schottland der neuen Lehre die Anhänger gewann, deren Unzufriedenheit mit dem französischen Regiment der Regentin die religiöse durch die politische Opposition stärkte, begnügte sich nicht mehr, die verhaßte Maria Tudor, „die Jezabel, Verräterin und Bastardtochter", mit Gericht und Tod zu bedrohen: er erklärte das Frauenregiment

überhaupt gegen das Gesetz Gottes und der Natur, und die Frage, „ob es erlaubt sei, schlechte Herrscher abzusetzen und Tyrannen zu töten", wurde eine auch von Bischöfen der englischen Reformation aufgeworfene und verteidigte These. Als der Gedanke auftauchte, die Prinzessin Elisabeth von England mit einem Erzherzog zu vermählen, schrieb der französische Gesandte aus London, wenn Philipp II. solche Pläne hege, so werde Maria Stuart mit einem Engländer — er nannte Lord Courtenay — vermählt werden, um England den Habsburgern zu entreißen. Aber Heinrich II. gab den Preis, den er hielt, nicht aus der Hand.

Am 30. Oktober 1557 begehrte ein Schreiben des französischen Königs an die schottischen Stände die Absendung einer Deputation zur Festsetzung der Ehepakten. Neun Deputierte der drei Stände, Protestanten und Katholiken, wurden beauftragt, die Wahrung der Freiheiten und Privilegien der schottischen Nation mit allen Schutzmaßregeln zu umgeben. Solange Maria Stuart außer Landes blieb, regierte ihre Mutter mit einem Regentschaftsrat. Starb die Königin ohne Nachkommenschaft, so sollten Heinrich II. und der Dauphin sich feierlich verpflichten, die Nachfolge des nächsten Erben der Krone durchzusetzen.

Im März 1558 erklärte sich Heinrich II. mit diesen Bedingungen sowie mit den pekuniären Anerbietungen der Schotten einverstanden und stellte seinerseits Forderungen. Der Dauphin sollte nach seiner Verheiratung den Titel eines Königs von Schottland führen; nach seiner Thronbesteigung wurden beide Reiche vereinigt. Im Falle seines Todes stand es der Witwe frei, Frankreich oder Schottland zum Aufenthalt zu wählen. Der älteste Sohn aus dieser Ehe vereinigte beide Kronen; wurden dagegen nur Töchter geboren, so erbte die älteste derselben die schottische Krone, da Frauen in Frankreich nicht regierten. Mit der einen Ausnahme, daß sie die Krone selbst nicht nach Frankreich senden wollten, gestanden auch die Schotten jetzt alle französischen Bedingungen zu. Sie ahnten nicht, daß die nunmehr fast fünfzehnjährige Königin bereits ein falsches Spiel mit ihnen gespielt und Schottland an Frankreich ausgeliefert hatte. Am 4. April, augenscheinlich unter dem Einfluß der Guisen, ihrer Onkel, unterzeichnete sie nämlich drei noch erhaltene geheime Dokumente. Durch das erste gingen, wenn sie kinderlos starb, alle ihre Rechte auf England und Schottland selbst durch freie Gabe ihrerseits an die französische Krone über. Durch das zweite behielten der König von Frankreich und seine Nachfolger Schottland so lange im Besitz, bis ihnen alle zu seiner Verteidigung verausgabten Gelder zurückgezahlt waren. Durch das dritte behauptete die junge Königin ihr unbeschränktes Verfügungsrecht über die schottische Krone. Alle gegenteiligen, bereits eingegangenen oder noch einzugehenden Verpflichtungen mit den schottischen Ständen sollten null und nichtig und nur die Vereinbarungen mit Frankreich gültig sein. Unter diesen Dokumenten stehen die Namen des Dauphin und Marias.

Wußte sie, was sie tat? Diana von Poitiers schrieb zur selben Zeit, Maria habe zu den schottischen Ständen nicht etwa wie ein unerfahrenes Kind, sondern wie eine reife, wohlunterrichtete Frau gesprochen. Seit Jahren teilte Marie von Guise ihr Staatsangelegenheiten mit, und sie antwortete bescheiden und vernünftig, warnte auch zuweilen vor der Habsucht und dem Ehrgeiz

schottischer Größen. Daß sie durch das geheime Abkommen mit Frankreich die schottischen Stände hinterging, kann ihr nicht zweifelhaft gewesen sein; andrerseits dachten weder ihre Onkel noch sie selbst an die Möglichkeit einer zweiten Ehe und einer neuen Nachkommenschaft. Beides hielt ihr das Schicksal bevor. Den Sohn aber, der ihr geboren werden sollte, hat sie dann nicht zugunsten des französischen Königs, sondern ihres damaligen Todfeindes, Philipps II., enterbt!

Vierzehn Tage nach Unterzeichnung des geheimen Vertrags, am 19. April, in der großen Halle des Louvre, verpflichtete sich Maria Stuart in ihrem Ehekontrakt den schottischen Bedingungen und tauschte Ringe mit dem Dauphin, worauf ein Ball, den sie mit Heinrich II. eröffnete, die bräutliche Feier beschloß. Der König schmeichelte sich, daß sie seinen Sohn liebte. Gewiß war die Neigung des Fünfzehnjährigen für seine Braut. Seiner Jugend und der Autorität des Vaters hatte er es zu danken, wenn die Verführungskünste, denen Katharina als Witwe ihre jüngeren Söhne aussetzte und denen sie erlagen, auf ihn keine Anwendung fanden. Katharinas verhängnisvolle Vorliebe galt nicht dem schwächlichen Thronerben Franz, der nur die Jagd und seine Frau liebte, sondern dem schlimmsten ihrer Söhne, jenem Herzog von Anjou, der als Heinrich III. regieren sollte.

Am 24. April, in Gegenwart von sechs Kardinälen, eines päpstlichen Legaten, des Herzogs von Lothringen, der Großmutter der Guisen, des Königs von Navarra, seines kleinen Sohnes, der Heinrich IV. heißen sollte, des Hofes, der Großen und eines jubelnden, schaulustigen Volkes wurden in der Kathedrale zu Paris die beiden königlichen Kinder getraut. Noch während der kirchlichen Zeremonie warfen Herolde Silber- und Goldmünzen unter die Menge, die mit Gefahr des Lebens sich um dieselben schlug. Die Chronisten schildern die entfaltete Pracht, die von Gold und Purpur prangenden Gewänder, die kunstreichen Rüstungen der Ritter, die Juwelen der fürstlichen Frauen, die Popularität des Herzogs von Guise, als er am Tage des Triumphes seines Hauses den König und das Brautpaar durch die Straßen der Hauptstadt geleitete. Bei dem Bankett im erzbischöflichen Palast mußten zwei Würdenträger Maria Stuart stützen, sonst wäre sie unter der Last ihrer Krone zusammengebrochen. Das größte Kleinod dieser Krone wurde allein auf 500 000 Dukaten geschätzt. Sie trug ein Kleid, „weiß wie die Lilien", mit langer, von Hoffräulein getragener Schleppe, „dessen Schönheit nicht zu beschreiben war", und die Grazien, meinte Ronsard, seien vom Himmel niedergestiegen, um ihr besser zu dienen. Ihre Blicke schlügen die Welt in Ketten, beteuerte Du Bellay. Einem zweiten Festgelage im Louvre folgte ein Ball mit mythologischen Spielen. Zwölf künstlich hergestellte Pferde bewegten sich, als ob sie lebendig seien. Auf sechs herrlich geschmückten Galeeren, deren silberne Segel der Wind auf täuschend nachgeahmten Wellen schwellte, zogen die Fürsten in den weiten Saal, raubten sich die Prinzessinnen und brachten sie nach Colchis, wo Jason dem König Heinrich II. die Universalmonarchie und der Königin-Dauphine die Krone Englands verhieß.

Poeten verrieten, was Staatsmänner erstrebten. Der kleine König-Dauphin folgte seinem Vater in das Feldlager, Guise eroberte Calais, Maria

Tudor starb am 17. November, auf Befehl Heinrichs II. wurden Franz und Maria Stuart zu Paris als Könige von Schottland, England und Irland ausgerufen und das englische Wappen mit dem ihrigen vereinigt. Die kühne Herausforderung sank zur bloßen Demonstration herab, denn Katholiken wie Protestanten Englands suchten bei Elisabeth Erlösung vom unerträglich gewordenen Joch der religiösen Verfolgung und den Demütigungen der Niederlage. Wenigstens durch einen katholischen Bischof wurde Elisabeth noch gekrönt, sie ging zur Messe, versprach religiöse Toleranz unter der Bedingung äußerlicher Konformität mit der bestehenden Religion, die sie nicht nannte, und erklärte mit stolzem Selbstbewußtsein, nicht etwa Philipp II., sondern dem englischen Volk verdanke sie ihre Krone. Von Aussichten des Spaniers auf ihre Hand war nach ihrer höflichen Abweisung nicht mehr die Rede, aber vorläufig blieben sie Freunde und schlossen zu Cateau-Cambresis am 2. April 1559 Frieden mit Frankreich, das von seinen Eroberungen nur Metz, Toul, Verdun und Calais behielt, auf Italien verzichtete und Philipp die Hand der Königstochter Elisabeth von Valois sicherte. Vom 21. April 1559 ist der erste Brief Maria Stuarts an „ihre sehr liebe und geliebte Schwester und Cousine" Elisabeth datiert. Sie und der Dauphin äußerten darin ihre Freude über den Abschluß des Friedens und drückten die Hoffnung aus, ihre Allianz mit Elisabeth werde dauernd sein. Diese antwortete durch eine Gesandtschaft, und beide Königinnen versprachen sich Freundschaft. Von Ansprüchen Marias auf die Nachfolge in England geschah keine Erwähnung. Am 22. Juni freite der Herzog von Alba im Namen seines Gebieters, Philipps II., Elisabeth von Frankreich. Heinrich II. bot abermals die Pracht seines Hofes zur Feier dieser Hochzeit auf, die Turniere verherrlichten. Am 30. Juni versetzte der Normannengraf Montgommery dem Könige den Lanzenstoß, der sich tödlich erwies. Der Sterbende ließ noch die Hochzeit seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog von Savoyen begehen, die einer Leichenfeier glich. Am 10. Juli hauchte er seine Seele aus, und die Regierung Franz II., die der Guisen mit ihm, begann.

IV.

Maria Stuart war Königin von Frankreich. Ihrem Einfluß wurde es unnötigerweise zugeschrieben, daß Guise und sein Bruder, der Kardinal, sich in die Regierung teilten, die den schwachen Händen des Knaben, ihres Mannes, entglitt. Aber mit Ausnahme einiger unbedeutender Briefe an Philipp II. nach der Trennung von ihrer geliebten Schwägerin Elisabeth, oder an die Herzogin von Ferrara, um sie ihrer guten Dienste zu versichern, fehlt jeder Anhaltspunkt, um ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte nachzuweisen. Der Hof, der wie zu Heinrichs II. Lebzeiten oft seinen Aufenthalt wechselte, war im März zu Amboise, als die langgefürchtete Verschwörung der zum ersten Male als „Hugenotten" bezeichneten Protestanten gegen ihre Todfeinde, die Guisen, ausbrach. Unter Führung eines Edelmanns, La Renaudie, wagten sie einen Angriff gegen das Schloß von Amboise, der vollständig mißlang. Die Guisen übten fürchterliche Rache. Nach Tisch, von ihren Fenstern aus, sahen Katharina von Medici, das junge Königspaar und die Prinzen die grausame Hinrichtung der Verschworenen, „ohne Mitleid zu zeigen, als handle es sich

um ein Schauspiel". Die Rückwirkung des Blutbades blieb nicht aus. Die Regierung mußte einlenken, wollte sie nicht Hunderttausende zu Kerker und Tod verurteilen. „Ich weiß nicht, was es ist," sagte der König zum Herzog von Guise; „ich höre, man zürne nur Ihnen. Ich wollte, Sie hielten sich eine Zeit hindurch vom Hofe fern, damit man sehe, ob es Ihnen oder mir gilt." Aber der spanische Gesandte hatte ihn vergebens gewarnt: Maria Stuart erhielt den Auftrag „de retourner le roi"; am nächsten Morgen besaß Guise die Statthalterschaft über Frankreich mit fast schrankenlosen Vollmachten.

Der Hof aber, der vor der Rebellion zu zittern gelernt hatte, blieb verdüstert. In ihren schwarzen Witwenkleidern verscheuchte die Medicäerin die Freunde. Auch die junge Königin war leidend. Schon bei Albas Abschiedsaudienz war sie bewußtlos zusammengebrochen und auf des Königs Bett getragen worden. Nach modernen ärztlichen Gutachten ließ seine Gesundheit nur eine Scheinehe zu. Maria jedoch glaubte sich im Sommer 1560 guter Hoffnung und zeigte nie Abneigung gegen den Gatten, obwohl sein physischer Zustand ekelerregend geschildert wird.

Die Vorgänge in Schottland genügten, um die Erschütterung der Gesundheit der jungen Königin, die schon tot gesagt wurde, zu erklären.

Im Dezember 1557 hatten, wie bereits erwähnt, die zum Calvinismus übergetretenen Lords den ersten Covenant zu seiner Verteidigung geschlossen. Sie behaupteten das Recht der freien Selbstbestimmung gegen die Religion des Staates. Um dem Bürgerkrieg und der Rebellion im Augenblick des Krieges zwischen England und Frankreich zu entgehen, mußte Marie de Guise den „Lords der Kongregation", wie sie sich nannten, durch eine versöhnende Haltung entgegenkommen, die über ihre wahren Absichten nicht täuschte. Nach der Entscheidung, durch die Papst Paul IV. die Legitimität der inzwischen auf den Thron gelangten Königin Elisabeth bestritt und dieselbe vor seinen Richterstuhl forderte, vollzog sich der Bruch zwischen ihr und Rom, und mit dem Siege des Protestantismus in England wurde die Krisis in Schottland im Mai 1559 akut. Die rebellischen Lords riefen englische Hilfe gegen die von Marie de Guise gerufenen Franzosen an und griffen zu den Waffen. Gerüchte über das geheime Abkommen Maria Stuarts mit der französischen Krone, dessen Inhalt man nicht kannte, aber doch vermutete, wurden noch dadurch verstärkt, daß sie für ihren Gemahl die matrimoniale Krone verlangte und jetzt auch erhielt.

Elisabeth haßte Knox, den Calvinismus und die Rebellion, aber mehr noch haßte sie Maria Stuart und die Franzosen. Die Verschwörung von Amboise war, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens Cecil bekannt. Die französischen Hugenotten drängten Elisabeths Gesandten, Throckmorton, voran. Im Januar 1560 wagte sie selbst den kühnen Schritt, durch das Erscheinen ihrer Wehrkraft zu Land und See den schottischen Lords, die Leith belagerten, beizustehen. Leith war noch nicht gefallen, als der Tod die längst schon leidende Marie de Guise hinwegraffte. Am 18. Juni erreichte Maria Stuart die Trauerkunde von dem Verlust der Mutter, an der sie mit leidenschaftlicher Neigung hing, und in offener Feindseligkeit zur „Schwester" begann ihr unmittelbares Regiment in Schottland. Bereits am 6. Juli mußten Abgesandte von Franz II. und Maria den doppelten Vertrag von Edinburgh abschließen. Das Überein-

kommen mit Schottland verpflichtete beide zur Zurückziehung französischer Truppen für immer und zur Regierung des Reiches durch einen Rat der Lords. Das Übereinkommen mit England erwies sich noch schwieriger. Erst nach langen Verhandlungen entrang Cecil die Anerkennung der Rechte Elisabeths auf England und Irland und das Versprechen, Titel und Wappen Englands nicht mehr zu führen.

Der letzte, undatierte Brief Maria Stuarts an die Mutter hatte zur Verständigung mit Elisabeth gemahnt und den rebellischen Lords, wenn sie sich unterwarfen, Vergessen des Geschehenen versprochen. Noch kannte Maria den Charakter der Königin von England nicht. Sie hielt augenscheinlich ein gutes persönliches Einvernehmen mit ihr für möglich, ohne jemals dem Recht der Nachfolge auf den englischen Thron, das ihr ungleich wichtiger als der Besitz Schottlands erschien, zu entsagen. Infolgedessen unterzeichneten weder sie noch Franz II. den Vertrag von Edinburgh, der ihres Rechtes keine Erwähnung tat, während er ihre Herrschaft über das zum Protestantismus übergetretene, von Frankreich befreite Schottland in Frage stellte. Solange die Guisen Frankreich regierten, bestand Aussicht, den Wortlaut des Vertrages zum toten Buchstaben zu machen. Obwohl sie eine Notabelnversammlung beriefen, auf welcher Coligny im Namen der Protestanten sich zum weltlichen Gehorsam verpflichtete, aber freie Religionsübung verlangte, wurde die Härte der Verfolgung nicht gemildert, Bourbon-Condé, der Bruder des Königs von Navarra, wegen Mitwissenschaft an der Verschwörung von Amboise verhaftet, Anton, König von Navarra, bedroht. Der Hof war in Orleans, wohin die Notabelnversammlung berufen werden sollte, und mit außerordentlichem Gepränge hatte das junge Königspaar dort seinen Einzug gehalten. Die Krone auf dem Haupte, in golddurchwirktem, mit Sternen aus Diamanten und Perlen besäetem Kleide ritt Maria Stuart an der Seite des Gemahls ihren mit goldner Schabracke geschmückten Zelter. Zum letzten Male sollten Franzosen der bleichen Schönheit dieser Königin huldigen. Während die Guisen das aufgeregte, in Parteien gespaltete Reich zu halten suchten, ging Franz II., mit Anspannung seiner letzten Kräfte, aber mit unverminderter Leidenschaft dem Waidwerk nach. Da ergriff in Orleans den schon langsam Dahinsiechenden die tödliche Krankheit. Es bildeten sich Abszesse im Gehirn. Anfangs suchte man seinen Zustand zu verbergen. Mutter und Gattin wachten an seinem Lager, das auch die Guisen nicht verließen. Vergebens wurde in allen Kirchen gebetet, vergebens auch bedrohten seine Onkel in ohnmächtigem Zorn die Ärzte, „die ihn in der Blüte der Jahre wie einen alten Bettler sterben ließen". Umsonst suchten die Guisen Katharina zu entfernen, die ihrerseits mit der Gattin um den Vorrang an diesem Sterbebett stritt. Wochen hindurch wechselte der unglückliche Knabe zwischen Delirium und Bewußtlosigkeit. Am Abend des 5. Dezember 1560 hauchte er seine Seele aus.

V.

Wenige Stunden später versammelte Katharina den Kronrat und ließ sich vom künftigen, zehnjährigen Karl IX., ihrem Sohne, die Regentschaft verleihen. So begann ihr Regiment, in Feindschaft zu den Guisen, die ihr Ehren

zugestanden und die Macht verweigert hatten. Maria büßte mit ihnen dafür. Nichts berechtigt zum Zweifel an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes, der in seiner Heftigkeit jeden Trost zurückwies. Ohne des Himmels Beistand, schrieb sie an Philipp II. und an die Schotten, wäre ihr Unglück nicht zu ertragen. Dem Gatten, den sie geliebt hatte, rief sie nach:

Si en quelque séjour
Soit en bois et en prée,
Soit sur l'aube du jour,
Ou soit sur la vesprée,
Sans cesse mon cœur sent
Le regret d'un absent!

Vierzig Tage hindurch blieb sie in dunklen, „schwarz wie das Grab" verhängten Gemächern; ihr Antlitz war weißer als das Witwenkleid, in dem Clouet sie zeichnete. Bei ihr blieb nur die Großmutter von Guise. Dann empfing sie nach und nach den jungen König, den von Navarra, die fremden Gesandten. Throckmorton fand bereits ihre Klugheit, Weisheit und bescheidene Zurückhaltung zu rühmen und empfahl in London, sie schonend und freundlich zu behandeln.

Ihre erste wichtige Mitteilung an die Schotten rechtfertigte seine günstige Meinung. Sie schilderte in bewegten Worten ihren Schmerz: in der Schwiegermutter, „der würdigsten und tugendhaftesten Prinzessin in der ganzen Welt", hoffe sie eine zweite Mutter, im König einen Bruder zu finden. Katharina allein regiere jetzt und wünsche, wie sie selbst, die Bestätigung und Fortführung der Allianz zwischen Frankreich und Schottland, „die das beste ist, was dem Reich gewünscht werden kann". Maria versprach, sobald als möglich nach Schottland zurückzukehren. Alles Vergangene sollte vergessen sein: sie rechne auf die Treue ihrer Untertanen.

An der Spitze der Stände, zu denen sie so sprach, standen Knox, der nie an Frieden mit ihr glaubte, Maitland of Lethington, der entschlossene Gegner der französischen und der Anwalt der englischen Allianz, endlich Marias Halbbruder, Lord James Stuart, der überzeugte Calvinist, an den Knox als König dachte, während seine Schwester noch keinen Grund hatte, an seiner Treue zu zweifeln. Lord James erhielt den Auftrag, zu ihr nach Frankreich zu gehen und ihre wahre Gesinnung zu erforschen.

Marias Gedanken aber waren nicht auf Schottland, sondern vielmehr darauf gerichtet, der Zukunft, die sie dort erwartete, zu entgehen. Franz II. atmete noch, als bereits Heiratspläne für sie auftauchten. Sie war kaum Witwe, als alle Fürstenhöfe Freier in Vorschlag brachten. Die Könige von Dänemark und Schweden boten sich selbst an; der Herzog von Ferrara, zwei Erzherzöge, Söhne des Kaisers, wurden genannt. Um ihr Gatte zu werden, dachte der König von Navarra an die Scheidung von seiner Frau. Brantôme weiß von einer leidenschaftlichen Neigung des Knaben Karl IX. für seine Schwägerin. Der Earl of Arran, den Elisabeth soeben ausgeschlagen hatte, der junge Lord Darnley, sein Rivale, diese zwei schottischen Thronkandidaten des Hauses Stuart, zählten zu Marias Freiern.

Im Gegensatz zu Königin Elisabeth, die mit zielbewußtem Wollen ihre Pläne verfolgte und dennoch alle Ränke und Intrigen ihrer Diplomatie spielen ließ, um Jahrzehnte hindurch die Bewerber um ihre Hand zu narren, ist es der charakteristische Zug Maria Stuarts, daß sie mit gänzlicher Hintansetzung ihrer weiblichen Sympathien zu Ehebündnissen aus politischen Gründen jederzeit bereit stand. Wenn sich in die Bewunderung für Elisabeths Größe fast ein Zug der Verachtung für das von ihr zum System erhobene Wirrsal von Lügen und Verstellung mischt, mit dem sie ihre Staatskunst deckte und ihre weibliche Koketterie befriedigte, so erweckt die Art und Weise, wie Maria Stuart ihre Person jeder politischen Kombination stets zu opfern sich bereit zeigte, ein mit Befremdung gemischtes Mitleid. Bis 1561 blieb ihr Charakter für die Welt ein unbeschriebenes Blatt. Von diesem Zeitpunkt an offenbarte sich eine Fürstin, die an weitaussehenden Plänen Elisabeth übertraf und deren heroischer Mut sich mit einer Selbstbeherrschung paarte, die nur einmal, im Sturm unseliger Leidenschaft, völlig versagte. Zwischen die englische Königin und die Medicäerin, die Frankreich beherrschte, trat, ebenbürtig durch die Stärke des Willens und über den weiblichen Zauber verfügend, der ihr allein gegeben war, die Königin von Schottland.

Wäre es durchführbar gewesen, so würde ihre Wahl nicht zweifelhaft und ihr zweiter Gatte Karl IX. gewesen sein. Aber auf den unmündigen Knaben konnten weder sie noch die Guisen warten, und Katharinas Widerstand, das wußten sie, war nicht zu überwinden. So entschieden Maria und ihre Onkel für Don Carlos. Der fünfzehnjährige, von der Natur ungleich schlimmer als der traurige Franz II. vernachlässigte Infant von Spanien sollte Marias zweiter Gatte werden.

Noch war Philipp II. nominell Elisabeths Verbündeter. Um die Annexion Schottlands durch Frankreich zu verhindern und Maria Stuart, die Gattin eines Valois, vom englischen Thron fernzuhalten, war die Allianz mit England geschlossen worden. Mit dem Tode Franz II. und dem Übergang der protestantischen Schotten auf Elisabeths Seite erschien die Gefahr beseitigt. Elisabeth verhandelte, nunmehr ihrer Herrschaft sicher, bereits mit den französischen Hugenotten, und die Versöhnung der englischen Königin mit Rom, das lange verfolgte Ziel von Philipps Politik, wurde schon anfangs 1561 aussichtslos. Ein calvinischer Aufstand in den Niederlanden drohte dagegen mit dem Sieg des Protestantismus, gegen den, seit dem Vertrag von Cateau-Cambrésis, eine Liga katholischer Mächte erwogen wurde. Ende Januar 1561 erschien Philipps Gesandter, Don Juan Manrique, am französischen Hof. In Zusammenkünften mit den Guisen und mit Maria verhandelte er ihre Vermählung mit Philipps Sohn. Das werde tödliche Feindschaft mit England sein, bemerkte Throckmorton, als er zuerst davon hörte, dem venezianischen Gesandten. Es war auch der offene Bruch mit Katharina. Sie griff ohne Zögern zu den schärfsten Gegenzügen, bot ihrem Schwiegersohn Philipp für Don Carlos die Hand ihrer jüngsten Tochter Margarethe, und selbst die Vormundschaft über Karl IX., drohte aber auch, wenn alle diese Versprechungen versagten, sich mit England und den Hugenotten zu verbünden. Während solche Verhandlungen zwischen Paris und Madrid gepflogen wurden, empfing Maria zu

Fontainebleau, wohin sie dem Hof gefolgt war, am 16. Februar die Gesandten Elisabeths, die das Beileid der Königin aussprachen. Maria dankte für eine schwesterliche Teilnahme, deren sie so sehr bedürfe, und bat die Königin, sich ihres guten Willens, ihrer herzlichen Freundschaft und Allianz versichert zu halten. Als sie das schrieb, kannte sie den Preis, den Elisabeth forderte. Es war die Ratifikation des Vertrags von Edinburgh, der Elisabeths Recht auf die englische Krone anerkannte.

Maria wich aus. Sie gab keine abschlägige Antwort, aber sie schützte die Notwendigkeit vor, sich mit den schottischen Ständen und mit ihrem Onkel von Lothringen zu beraten, bevor sie unterzeichnete.

Der Hof Katharinas war kein wünschenswerter Aufenthalt mehr für sie. Am 20. März traf sie in Paris ein, wo sie ihre Kleider und Juwelen musterte; am 26. März vereinigte sie sich mit allen Guisen zu Reims, wo Familienrat gehalten wurde; auf dem Weg zur Großmutter von Guise nach Joinville, zu Vitry, empfing sie Leslie, den späteren Bischof von Roß. Er kam im Auftrage schottischer katholischer Lords des Nordens, die 20000 Mann zu stellen versprachen, wenn Maria als katholische Königin nach Schottland zurückkehre. Sie hatte bereits dreihundert Briefe an einflußreiche Schotten geschickt, um sich ihres Beistands zu versichern, behielt Leslie zwar in ihrer Nähe, lieferte aber ihre Sache der katholischen Reaktion in Schottland nicht aus. Bereits am nächsten Tage erschien Lord James Stuart, der Bevollmächtigte der Calvinisten. Seit Arrans für die Schotten beleidigender Zurückweisung durch Elisabeth stand Marias Rückkehr nach Schottland auch bei diesen Calvinisten wenigstens als ein Experiment, das versucht werden müsse, fest. Durch Klugheit und Versprechungen hatte sie Anhänger gewonnen; sie mußte, wenn sie herrschen wollte, in der religiösen Frage den ohne ihre Einwilligung geschlossenen Zustand hinnehmen, und sie tat es, ohne sich schriftlich zu binden. Lord James wurde schwesterlich von ihr empfangen. Sie anerkannte den calvinischen Status in Schottland; verlangte nur für sich freie Ausübung der Religion und private Anhörung der Messe, deren öffentliche Feier die Katholiken mit dem Leben büßten. Der Versuch, ihren als habsüchtig bekannten Halbbruder durch Schenkungen zu gewinnen, scheiterte ebenso wie die Vorwürfe versagten, die Maria wegen seines Übertritts zum Calvinismus erhob. Lord James teilte Throckmorton mit, wegen des Vertrages werde Maria sich dem Rat der Stände fügen, deren Einwilligung zur Heirat mit einem ausländischen Fürsten sie wünsche. Freundschaft mit England sei ihr jetzt ebenso gleichgültig wie die mit Frankreich. Als sie seine Begleitung nach Nancy ausschlug, kam ihm der Verdacht, daß sie etwas vor ihm zu verbergen habe. Darüber konnte Throckmorton aufklären: es war die spanische Heirat. Letzterem schrieb Maria im Vollgefühl ihrer Würde, nur um seine Pflicht gegen sie, die Souveränin, zu erfüllen, sei Lord James gekommen; andre Rechte besitze er nicht. Throckmorton erreichte weder die Unterzeichnung des Vertrages noch konnte er Elisabeth genau über die inmitten der Guisen befindliche Maria, die seiner Beobachtung entschlüpfte, informieren.

Zu Nancy, wo sie Ende April eintraf, war sie glänzend von ihnen empfangen und durch Feste und Vergnügungen gefeiert worden. Lord Both-

well soll damals zu den Schotten gezählt haben, die ihrer Königin huldigten; er ging jedenfalls noch unbemerkt an ihr vorüber. Da mitten in den Träumen hochgespannter Hoffnungen auf die mächtigste Krone der Christenheit erhielt Maria im Mai und durch den Kardinal von Lothringen die niederschmetternde Nachricht, daß Katharinas Politik den Sieg davongetragen habe. Ihre Tochter Elisabeth, Philipps Gemahlin, hatte der Mutter aus Madrid gemeldet, daß der König von Spanien auf das Heiratsprojekt Marias mit Don Carlos verzichtet habe. Erst am 23. Juni erfuhr es Throckmorton. Der König von Spanien, berichtete er nach London, weigere sich, seinen Sohn mit „einem Prozeß" zu verehelichen. Stünden die Dinge klar, so wäre ihm nichts erwünschter, als die Heirat des Sohnes mit Maria. Durch die Aussicht des Krieges mit Frankreich und England fand er sie zu teuer erkauft.

Am 15. Mai wurde Karl IX. zu Reims gekrönt. Maria war erwartet und kam nicht. Sie verbarg ihre bittere Enttäuschung vor deren Urhebern zu Joinville bei der Großmutter, lag krank zu Bett und sah „keinen Mann", mit Ausnahme des Arztes. Am 28. Mai kam sie durch Reims, am 10. Juni traf sie in Paris ein, wo Katharina mit Erweisung belangloser königlicher Ehren nicht geizte. Auch Maria hatte ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden und den Entschluß, nach Schottland zurückzukehren, gefaßt.

Am 18. Juni empfing sie Throckmorton. Sie blieb bei ihrer Willensäußerung, den Vertrag von Edinburgh mit den Ständen zu erwägen, versprach jedoch, zur Befriedigung der Parteien alle Franzosen aus Schottland zu entfernen, und äußerte die Zuversicht, Elisabeth werde der freien Ausübung ihrer Religion kein Hindernis bereiten, nachdem sie ja selbst ihren schottischen Untertanen die ihrige gewährleiste. Ihr schickte sie den Gesandten d'Oysel mit dem Ersuchen, ihr freies Geleit durch England zu bewilligen. d'Oysel brachte die Antwort Elisabeths zurück, erst wenn Maria den Vertrag unterzeichnet habe, werde sie das freie Geleit geben und eine Begegnung mit Maria zur Befestigung ihrer Freundschaft veranlassen. Von der Gegenleistung einer Anerkennung Marias als der nächsten Erbin der englischen Krone, im Fall Elisabeth ohne Leibeserben starb, schwieg diese, obgleich sowohl ihr Staatssekretär Cecil als die Schotten Lord James Stuart und Maitland die Notwendigkeit einer solchen Lösung nahelegten. Die Zukunft zeigte, daß Elisabeth niemals zu einer solchen bereit war; zu ihrer Entlastung ist geltend gemacht worden, eine Anerkennung der Rechte Marias auf den englischen Thron würde für die protestantische Königin die Gefahr von Verschwörungen zugunsten der katholischen Erbin gesteigert haben. Eine solche Gefahr aber wurde nicht dadurch vermindert, da Maria, auch ohne formale Anerkennung, die rechtmäßige Nachfolgerin und die Hoffnung der Katholischen blieb.

Gegen ihre Gewohnheit hatte Elisabeth ihre wahre Gesinnung zu barsch und zu früh enthüllt. Cecil, Maitland, Lord James Stuart, die Mehrheit der Schotten empfanden den ihrer Königin zugefügten Schimpf; die protestantischen Lords luden sie jetzt ein, nach Schottland zurückzukehren. Selbst Throckmorton bedauerte die Verweigerung des Geleitbriefes. Maria ersah ihren Vorteil und erklärte am 21. Juli dem Gesandten, „sie rechne auf so günstigen Wind, daß er sie nicht nach England führen werde, käme es aber anders, so

wolle sie es wagen, sich in Elisabeths Hände zu geben". Sarkastisch fügte sie hinzu, „wenn diese hartherzig genug sei, ihr Ende zu wünschen, so möge sie den Wunsch befriedigen und sie opfern". „Trotz meines Bruders Opposition," sagte Maria damals, „kam ich nach Frankreich. Trotz der Opposition Elisabeths werde ich nach Schottland zurückkehren. Sie hat sich mit meinen rebellischen Untertanen verbündet, aber es gibt auch rebellische Untertanen in England, die gern auf meinen Ruf hören. Ich bin eine Königin wie sie und nicht ganz freundlos. Und vielleicht ist meine Seele so groß wie die ihrige."

Der Königin selbst gab sie durch ihren Gesandten begütigende Erklärungen. Nicht sie, sondern ihr Gemahl habe Titel und Wappen von England und Schottland angenommen. Nach seinem Tode habe sie beide nicht mehr geführt; noch sei Frankreichs Zustimmung zum Edinburgher Vertrag unter den veränderten Verhältnissen zulässig. Nach ihrer Ankunft in Schottland wolle sie die Meinung der Stände über denselben unverzüglich einholen. Sie verlangte noch einmal freies Geleit unter Versicherung ihrer Freundschaft und der Reinheit ihrer Absichten.

Elisabeth hatte nur die Wahl zwischen Anwendung von Gewalt und Verhinderung der Landung Marias in Schottland und einem diplomatischen Rückzug. Sie wählte das letztere, bewilligte schmollend den Geleitbrief und schrieb am 15. August, sie wolle „unfreundliche Absichten vorläufig nicht voraussetzen".

Am selben Tag, ohne die Entscheidung abzuwarten, schiffte sich Maria Stuart zu Calais an Bord einer der zwei Galeeren ein, die ihre Onkel für sie in Bereitschaft hielten. Katharina hatte die Befriedigung, mit der sie dieser Abschied erfüllte, zu Paris mit dem äußeren Pomp von viertägigen Festen gedeckt. Dann schied sie auf immer von der Schwiegertochter, die langsam und in der Trauer ihres Herzens den Weg zur Küste und nach der ihr entfremdeten Heimat einschlug. Zwei der jüngeren Guisen, ihre Onkel, die Franzosen Castelnau, Châtelard, Brantôme, die schottischen Marien und Leslie gingen mit ihr an Bord. Brantôme beschreibt, wie sie, am Hinterteil des Schiffes stehend und von Tränen überströmt, „Adieu France!" rief, bis die Nacht herabsank und sie die Küste nicht mehr unterscheiden konnte. Auf Deck ließ sie sich das Lager aufschlagen und befahl, sie zu wecken, wenn am frühen Morgen das Land noch einmal sichtbar werde. Die Worte: „Adieu France, je pense ne vous revoir jamais plus!" entrangen sich ihrer gepeinigten Seele; die schönen Verse:

Adieu, plaisant pays de France,
Oh ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance

sind nicht von ihr.

Wohl aber legte Ronsard Karl IX. die herzbewegenden Worte an den Schatten seines unglücklichen Bruders in den Mund:

Ah! frêre mien, tu ne dois faire plainte,
De quoi ta vie en sa fleur s'est éteinte!
Avoir joui d'une telle beauté
Sein contre sein, valait ta royauté!

Es ist nicht erwiesen, aber es wurde geglaubt, daß Elisabeths Flotte in der Absicht, ihr den Weg nach Schottland zu versperren, die Nordsee hielt. Villegaignon und Octavian Bosso, zwei der besten französischen Seeleute, denen die Guisen den Befehl über Marias Galeeren anvertraut hatten, hielten dennoch den direkten östlichen Kurs ein. Rutland, Elisabeths Befehlshaber im Norden, sah von Flamborough Head aus zwei Galeeren, „die eine weiß, die andre rot, auf deren Mast die Fahne mit dem französischen Wappen wehte". Aber keine der beiden lief in einen englischen Hafen ein, sondern sie fuhren weiter, in der Richtung zur schottischen Küste. Brantôme und seine Begleiter machten sich darauf gefaßt, im dichten Nebel an ihren Felsenriffen zu zerschellen. Nur Maria blieb unbewegt: „Was lag daran, wenn sie zugrunde ging? Wünschte sie sich doch nichts als den Tod."

Galeerensklaven, die sie ruderten, bat sie von der Strafe los. Am 19. August morgens, unerwartet früh, landete sie in Leith, der Hafenstadt von Edinburgh, wo sie vorläufig bei einem Kaufmann, den ihre Mutter gekannt hatte, Unterkunft fand. Erst nach mehreren Stunden eilten Lord James Stuart, dann Arran, der frühere Regent, der ihre Sache verraten hatte und zum Protestantismus übergetreten war, zu ihrem Empfang herbei. Gegen Abend stieg sie mit ihrem Gefolge zu Pferd, um sich nach dem Schloß von Holyrood, ihrer vorläufigen Residenz, zu begeben. Der Anblick der elenden, schlecht gezäumten Tiere, das in Eile und Unordnung zusammengebrachte Geleit entlockten ihr Tränen; „ihr schien, aus einem Paradies in die Hölle geraten zu sein," schreibt Brantôme. Aber sie faßte sich schnell, und als zu Holyrood eine vielköpfige Menge, zu schlecht gestimmten Instrumenten in kläglichen Mißtönen Psalmen singend, sie empfing, fand sie den Zauber ihres Lächelns und ihre gutmütige Heiterkeit wieder und verlangte für den folgenden Abend Wiederholung „der Melodie".

So wurde die Regierung eingeleitet, für die der Staatsmann Maitland Lord Lethington „wunderbare Tragödien" vom Augenblick an voraussah, in dem es sich unmöglich erweisen sollte, den Gegensatz zwischen den zwei Königinnen auszugleichen. Er lebte lange genug, wenn nicht das Ende, so doch die Entwicklung des Dramas zu sehen, in dem Maria und Elisabeth den ungleichen Kampf zwischen zwei Weltanschauungen mit gleicher, zäher Widerstandskraft führten. Die von ihnen vertretenen unversöhnlichen religiösen und politischen Standpunkte komplizierten sich durch das psychologische Problem ihrer weiblichen Eigenart. Zu Marias tragischem Verhängnis wurde die Liebe ebenso wie der Haß ihr zum Verderben. Einen uneigennützigen, verlässigen Freund hat sie auf schottischer Erde nie gefunden. Selbst der Lothringer Kardinal sollte versagen; im Streit der Parteien, in den Widersprüchen der Politik ist sie Männern seiner Gesinnung nur die Figur im Spiel gewesen, in dem die Sonderinteressen europäischer Monarchien Schach dieser Königin boten. Was die Neunzehnjährige bei dem Abschied von Frankreich mit heißen Tränen beweinte, war nicht nur der Verlust von Kronen, es war ihre Jugend selbst.

Das Melodram.

Von

Albert Köster.

Zweimal hat sich das deutsche Publikum im Lauf der letzten Jahrhunderte für melodramatische Kunst lebhaft interessiert: zuerst in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, dann wieder in unsern Tagen um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten. Beide Male waren es Epochen, in denen das künstlerische Interesse großer Bevölkerungskreise im Zunehmen begriffen war und die Entwicklung und Pflege künstlerischen Sinnes auch zu den eifrig erörterten sozialen Problemen gehörte; beide Male waren es überdies Zeiten, in denen die Schauspielkunst nach neuen Zielen strebte und die dramatische Dichtung und Darstellung, nach einer Periode bewußter Beschränkung auf naturalistische Wirkungen, sich aus dieser lästig empfundenen Enge herauszuarbeiten trachtete.

Darin möchte man fast etwas Gesetzmäßiges erblicken. Es könnte scheinen, als ob der von Musik begleitete Sprechvortrag geeignet sei, besonders hohe künstlerische Ansprüche zu erfüllen und eine urteilsfähige Zuhörerschaft zu befriedigen. Aber da macht uns sofort eine andre Beobachtung stutzig: jene erste Blütezeit des Melodrams, das Jahrzehnt der Empfindsamkeit, und unsre Epoche gesteigerter Nervosität sind beides Zeiten, in denen die Menschheit äußerst reizbar war. Wäre es nicht auch möglich, daß das, was man für außergewöhnliche Kunstleistungen ansah, nur außergewöhnliche Nervenerschütterungen waren, Wirkungen, die man gewaltsam gesteigert hatte, um stumpfen oder überreizten Sinnen neuen Ansporn zu geben? Für diese Deutung könnte geltend gemacht werden, daß sowohl im 18. wie im 20. Jahrhundert zwar das Publikum an der ungewöhnlichen Kunstgattung Geschmack fand, die Kritik sich aber zum großen, wenn nicht gar größten Teile skeptisch verhielt. Man rühmte wohl im einzelnen Falle eine ausdrucksvolle Musik, eine packende, rezitatorische Leistung; aber mit der ganzen Gattung des Melodrams konnte sich mancher sein Leben lang nicht befreunden.

Es lohnt nicht, alle lobenden und tadelnden Stimmen zu hören, da sie beinahe unisono singen. Wunderbar genug hat gerade immer beim Melodram die musikalische Ästhetik Halt gemacht und selten ein selbständiges Urteil aus-

gesprochen. Es ist z. B. sehr bezeichnend, daß an dieser einen Stelle fast alle namhaften Musiklexika oft wörtlich übereinstimmen. Was 1788 der Hallische Professor Joh. Aug. Eberhard in seinen „Neuen vermischten Schriften", und was 1794 ein Kollege an derselben Universität, Professor Maaß, in den Nachträgen zu Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (Bd. III. Zweites Stück) vorgetragen hatten, damit haben sich im Grunde die Theoretiker des 19. Jahrhunderts begnügt. Eberhard, der hauptsächlichste Wortführer, hat nicht die landläufigen Einwände gegen das Melodram wiederholt, daß also diese Werke bloß wie minderwertige, von der vorgeschriebenen Melodiefolge abgeirrte Rezitative wirkten, oder daß die musikalischen Zwischenspiele den Gang der Empfindung und die Aktion des Schauspielers beständig unterbrächen und doch nur dasselbe ausdrückten, was schon die Textworte gesagt hätten; er hat auch nicht die wohlfeile Frage aufgeworfen, warum, wenn tatsächlich die Musik imstande sei, die Wirkung des gesprochenen Wortes zu verstärken, man die beiden Elemente dann nicht unmittelbar miteinander verbände, d. h. also den Text singen lasse. Er gefällt sich vielmehr in recht abstrakten, philosophischen Deduktionen, um zu erweisen, daß die Zusammenkoppelung von Musik und Rezitation genau so unorganisch, ja sogar ein ebenso arges ästhetisches Unding sei wie etwa ein Porträt auf Leinewand mit angesetzter plastischer Nase. Musik, so führt er aus, hat bestimmte Intervalle, festes Zeitmaß und geregelten Rhythmus, während alles das in der gesprochenen Rede unbestimmt ist; schon deshalb passen die beiden nicht zusammen. Musik drückt ferner die Empfindungen viel stärker aus, als es die Sprache vermag; wenn nun beständig, noch dazu mitten im Verlauf eines musikalischen Motives, die Melodie abbricht und der Deklamation Platz macht, so gerät der Hörer, der doch nur entweder mit der Stärke des Empfindungsausdrucks der Musik oder der der Sprache Schritt halten kann, in ein beständiges Schwanken. Ja, noch mehr: da Eberhard der musikalischen Kunst eine höhere Schönheit zuweist als der oratorischen, so meint er, daß auch diese beiden Grade der Schönheit stets feindlich gegeneinander arbeiten und sich stören.

Wir wollen dem alten Ästhetiker auf diesen Bahnen nicht folgen. Solche aprioristische Begründungen haben nur bedingten Wert; das erste gelungene Kunstwerk wirft die ganze Theorie über den Haufen. Mustern wir lieber rein empirisch die wichtigsten Versuche, die man in der melodramatischen Kunst bis heute gemacht hat. Dann kann man erkennen, welcher Wirkungen diese Zwitterkunst fähig ist, und jeder vermag sich leicht ein Urteil über ihre Berechtigung zu bilden. Es wird wohl auch hier, wie überall in verwandten Fällen, nicht damit getan sein, eine ganze Gattung von Kunstwerken entweder in Bausch und Bogen zu verwerfen, oder aber ihr jede Freiheit und Willkür zu gestatten; sondern man wird wohl auch beim Melodram anerkennen müssen, daß es an bestimmte Schranken, Aufgaben und Ausdrucksmittel gebunden ist und seine reinsten Wirkungen erzielt, wenn es sich innerhalb dieser Grenzen mit voller Freiheit regt.

Die dramatischen Mono- und Duodramen des 18. Jahrhunderts, deren lange Reihe mit Rousseaus „Pygmalion", Brandes' „Ariadne" und Gotters

„Medea“ anhebt, lassen wir bei unsrer Musterung beiseite. Über sie habe ich vor Jahren einmal in den „Preußischen Jahrbüchern“ (Bd. 68, S. 188—201) gesprochen und kann auf diesen Aufsatz verweisen. Was im 18. Jahrhundert dem schauspielerischen Virtuosentum zuliebe geschaffen wurde, ist, von Goethes „Proserpina“ abgesehen, heute so gut wie vergessen und hat nur vereinzelte Spuren in den Dramen unsrer Klassiker hinterlassen. Denn gleich damals regte sich schon der Widerspruch, der nie verstummt ist.

Als aber im 19. Jahrhundert romantische Kunst erblühte, eine Kunst, die so gerne die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen auflöste, die strengen formalistischen und architektonischen Prinzipien zugunsten melodischer und koloristischer zurücktreten ließ, da mußten auch melodramatische Versuche wieder eine höhere Schätzung erfahren. Eine Dichtung, die so gern in Tönen denkt, die alles besingt, was rauschet und was brauset, die den Musiker und seine gesellige Kunst hingebend verherrlicht und in die Stimmen der Natur wetteifernd die Klänge des Waldhorns einmischt, die mußte ihrerseits wieder den Komponisten anreizen, auch seine Hilfe anzubieten. Und so sind denn durch das ganze 19. Jahrhundert hin und bis ins 20. hinein eine Menge Melodramen oder melodramatische Episoden teils für die Bühne, teils für den Konzertvortrag entstanden, die man in ihrer Gesamtheit doch nicht als eine einzige große Geschmacksverirrung und Sünde wider den Geist der Kunst deuten darf. Es muß vielmehr — natürlich nur bei stilgetreuem Vortrag — in der Verbindung von gesprochenem Wort und Musik ein Reiz liegen, den weder die Deklamation allein noch der Gesang erreichen kann. Sonst würden Komponisten von Liedern und Balladen nicht auch Melodramen geschaffen haben, wie etwa Zumsteeg, der die Klopstockische „Frühlingsfeier“ nicht für Gesang, sondern für den Sprechvortrag bearbeitete. Es müssen aller Theorie zum Trotz Fälle vorkommen, in denen die menschliche Stimme auch zur musikalischen Begleitung tiefere Wirkung tut, wenn sie ihre individuelle Freiheit behält, als wenn sie an festgelegte melodische Intervalle gebunden wird. Und umgekehrt: es muß Gelegenheiten geben, bei denen die Instrumentalmusik nicht nur zum Gesang, sondern auch zur Deklamation ein ergänzendes Element hinzuzufügen vermag.

Überblickt man die Reihe der melodramatischen Versuche der letzten hundert Jahre, so erweist sich die Verbindung von Musik und Rezitation in drei Fällen am wirksamsten.

Zunächst: Wenn die Musik dort selbständig eintritt, wo im Sprechvortrag eine längere Pause angebracht ist, wo eine angeschlagene Stimmung ausklingen oder zwischen zwei verschiedenartigen ein Übergang geschaffen werden soll. Finden sich also z. B. in Wildenbruchs umgearbeitetem „Hexenlied“ dort, wo Medardus seine Erzählung anheben will, die Verse:

Und plötzlich die strömende Träne ihm rann.
Zu den Brüdern zu sprechen Medardus begann:

so konnte Schillings gar nicht richtiger verfahren, als daß er zwischen die Verse ein Zwischenspiel einlegte, in dem nach einem letzten Stöhnen wie aus

der Tiefe der Seele eines Sterbenden das Hexenlied heraufklingt. — Oder zwei Beispiele aus Richard Strauß' Musik zum „Enoch Arden“: nichts Ergreifenderes, als wenn nach dem vergeblichen Ausschauen Annies

Sie sah dem Segel nach, bis es vertauchte
Am Horizont, und kehrte weinend heim,

das musikalische Nachspiel schildert, wie alles Glück der Ärmsten in die Tiefe sinkt, und das Motiv von Enochs Meerfahrt leise verhallt; und ebenso wohltuend die langsame motivliche Überleitung, wenn nach dem Tod von Annies jüngstem Kind Philipp, der Müller, wieder in die Handlung eingeführt wird.

Eine ebenso große Berechtigung hat ferner die Zuhilfenahme der Musik dort, wo Nebenbeziehungen, die im Text nicht ausgesprochen sind, doch mitklingen sollen. Da ist das schönste Beispiel in Beethovens „Fidelio“ (2. Akt, 2. Szene) zu finden. Hier hat das Melodram tiefe Bedeutung und Wirkung. Hinter dem scheinbar ruhigen Gespräch Roccos und Fidelios über die Kälte im Kerker und über den armen gefangenen Florestan muß immer das Sehnen der beiden Gatten zueinander hindurchklingen. So läßt denn Beethoven aus der vorangegangenen Arie Florestans ein Motiv herübertönen, um anzudeuten: auch im Traum sieht der Gefangene noch seine Gattin als erlösenden Engel vor sich. Und schmerzlich aufseufzende Klänge im Orchester verraten dem Hörer, daß das Zittern Leonorens wahrlich nicht nur, wie sie vorgibt, von Furcht oder Kälte hervorgerufen ist. — Auch Meyerbeer hat im „Struensee“, der ja stark, wenn auch nur rein äußerlich, von Beethovens „Egmont“ beeinflußt ist, der Musik eine ähnliche Rolle zuerteilt. Gewiß im Sinne des Dichters, seines Bruders, hat er schon die Ouvertüre aufgebaut: Ein religiöses Motiv, das offenbar die fromme, schlichte Erziehung Struensees im Elternhause verkünden soll, kämpft mit den Allegromotiven, durch die die Weltwirren und die Liebe zu Mathilde angedeutet werden. Diese heiligen Klänge, die am Ende den Sieg erringen, verwendet Meyerbeer später besonders gern in den melodramatischen Szenen, im ersten Akt beim Auftreten von Struensees Vater und in der Kerkerszene (V, 3) beim Traum des Verurteilten; und es ist kein Zweifel, daß dadurch die Musik eine bedeutende selbständige Aufgabe erfüllt und nicht nur aus dem einzelnen gesprochenen Worte, sondern auch aus dem ganzen Drama einen tieferen Sinn und eine reichere Empfindung heraufholt. — Von solcher Verwendung musikalischer Themen ist es dann nur noch ein Schritt bis zur folgerichtigen Ausbeutung von Leitmotiven. Auch sie hat man neuerdings für das Melodram fruchtbar gemacht. Strauß z. B. erreicht bei einer Dichtung wie Tennysons „Enoch Arden“, die beständig mit halben und ganzen Vor- und Rückdeutungen arbeitet, manche kräftige Wirkung, indem er die Motive, durch die die drei Hauptpersonen, Enoch, Annie und Philipp, charakterisiert sind, an allen entscheidenden Stellen leise anklingen läßt oder breit durchführt. Wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß solch ein Verdeutlichen und Unterstreichen nicht überall die gleiche Berechtigung hat; denn bisweilen lag es in der Absicht des Dichters, Menschen und Handlungen nur unbestimmt wie durch einen Schleier erscheinen zu lassen. Und in solchen

Fällen ist es nicht immer des Musikers Recht, aus der bloßen Ahnung volle Deutlichkeit zu machen.

Noch eine dritte Aufgabe endlich kann die Musik in ihrer Verbindung mit der Rezitation erfüllen: sie kann, ganz abgesehen von der Ausprägung fester Motive, als bloßer Klang und Schall ihre Wirkung tun. Auch da mag Beethoven als ein Vorbild gelten, wenn er in der Gefängnisszene des „Egmont", dort, wo Goethe selbst Musik vorschreibt, die Worte „Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein —" melodramatisch behandelt. Nur vom Streichorchester wird der Monolog unterbrochen. Die sehr zurückhaltende Musik will hier nichts Selbständiges in eigner Form ausdrücken, sondern nur der menschlichen Rede, gleichsam als Vordeutung von Egmonts Sieg und Verklärung, einige überirdische Klänge beimischen. — Verwandte Wirkungen sucht auch Mendelssohn zu erreichen, wenn er im „Sommernachtstraum" keine charakteristischen Motive, sondern nur einfache, langgehaltene Klänge zu den Elfengesprächen ertönen läßt, um den Dialog über das Niveau gemeiner Menschenrede zu erheben; oder Liszt, wenn er in der „Lenore" die ganze Rede des Geistes vor dem Fenster des Mädchens mit dumpfen Akkorden begleitet. Weiter gehört hierher das interessante Experiment, das Carl Maria v. Weber, der in der „Preziosa" das Melodram nur in der Art eines gewöhnlichen Opernrezitativs behandelt, in der Wolfsschluchtszene des „Freischütz" anstellt. Dem freien Sprechton der Männerstimme, wenn er sich mit der Musik verband, haftete offenbar nach des Komponisten Empfinden etwas besonders Phantastisches an, ein schauerlicherer Klang, als er je durch ein gesungenes Rezitativ zu erreichen war. Es ist, als ob Weber schon hier etwas von dem späteren Wagnerschen Sprechgesang vorausersehnt und nur noch nicht die entscheidende Ausdrucksform habe finden können. Seine Absicht aber ist ganz klar; immer das Unheimlichste wird zur Orchesterbegleitung gesprochen, nicht gesungen: Kaspars Beschwörung des wilden Jägers; Samiels sämtliche Antworten, während hier Kaspar singt; Kaspars vorbereitende Worte, ehe Max auftritt, und seine Anreden an Max, während dieser in gesungenen Rezitativen antwortet; und endlich Kaspars Rufe beim Kugelguß! — Natürlich kann ein solches Beimischen von langgezogenen Orchesterklängen oder Tremoli der Saiteninstrumente zur sprechenden Menschenstimme, so wirksam es bei weiser, sparsamer Anwendung ist, sehr leicht entwertet werden. Selbst Beethoven hat es, als er die Gelegenheitsmusik zu Kotzebues Vorspiel „König Stephan" schrieb, nur dazu benutzt, um einige besonders festliche oder loyale Worte etwas hervorzuheben. Und wenn Meyerbeer im „Struensee" am Schluß des zweiten Aktes die letzten Reden der Königin-Mutter und ihrer Getreuen orchestral unterstreicht, so tut das unfreiwillig eine ebenso komische Wirkung, wie wenn auf einem Vorstadttheater beim Auftreten des Bösewichts allemal die Bühne verfinstert wird und Baß und Cello ein tiefes Tremolo anstimmen.

Außerordentlich wichtig ist für den Komponisten natürlich die Wahl der Dichtung, mit der er seine Musik verflechten will. Ein Fehlgriff ist hier sofort der Tod des Kunstwerks; und es werden wohl überhaupt nur ganz wenige Gedichte sich für melodramatische Bearbeitung eignen. Ein starkes lyrisches Element muß stets in ihnen vorhanden sein. Denn die Musik vermag selbständig nur Empfindung, nur Stimmung, nur Bewegung auszudrücken. Dagegen ist ihr versagt, Begriffe wiederzugeben. Wohl kann der Komponist beispielsweise zu dem gesungenen oder gesprochenen Worte „Haß" eine schrille Dissonanz verstärkend erklingen lassen, oder in längerer Durchführung zweier einander widerstreitender Motive ganz allgemein die Empfindung von einem Kampf, von etwas Feindseligem erwecken; aber den nackten Begriff des Hasses vermag er uns mit seinen Kunstmitteln nie beizubringen. Und ebensowenig kann er ruhende Anschauung dem Hörer übermitteln; er kann durch erhabene Klänge und Rhythmen bewirken, daß auch wir das stolze Gefühl befriedigten Machtbewußtseins mitempfinden, das Wotan beim Anblick von Walhall ergreift, aber er kann mit keinem musikalischen Motiv, keiner Harmonie oder Instrumentierung die Vorstellung eines Hauses, eines Schlosses, einer Burg erwecken. Da nun im Melodram, mehr als im Liede, die Musik sich selbständig zu erhalten und ihre eigene Sprache für sich zu reden, oft sogar als sogenannte absolute Musik zur Geltung zu kommen wünscht, so ist es selbstverständlich, — und die Praxis der besten Melodramenkomponisten bestätigt es — daß der Musiker allen Dichtungen aus dem Wege zu gehen hat, die ihn vor musikalisch unlösbare Aufgaben stellen. Gedichte von starkem Gedankeninhalt, reflektierende Lyrik wird ebenso ungeeignet für seine Zwecke sein wie alle Dichtungen, in denen Anschauung und Erzählung vorherrschen. Man kann da leicht einer trügerischen Versuchung anheim fallen. In Schillers „Kranichen des Ibykus" z. B. mag wohl die Episode im Theater den Komponisten reizen; das erwartungsvolle Brausen der Menge, der Eumenidenchor, das ruft nach Musik. Aber die Ballade als Ganzes ist so belastet mit rein referierenden Strophen, so erfüllt von schnell wechselnden Bildern, daß hier allerdings für den Rezitator sich eine herrliche Aufgabe darbietet, der Musiker mit seiner Kunst aber mit dem eiligen epischen Gange nicht Schritt halten kann. Und die unausbleibliche Folge war, daß Max Zengers Versuch (op. 80), die Dichtung melodramisch zu illustrieren, fehlschlagen mußte.

In der Tat ist der Stoffkreis, in dem sich die Melodramenkomponisten bewegen und wohl nur bewegen können, nicht groß. Fast allein ernste Stoffe sind beliebt, gelegentlich eine ergreifend herbe Dichtung bei einem wahren Künstler, sonst viele empfindungsweiche, rührselige Machwerke bei Musikern von ungeläutertem Geschmack. Wie die Verbindung des Sprechvortrags mit der Musik besonders die Sympathie der Romantiker hatte, so sind auch wiederum romantische Stoffe oft im Melodram anzutreffen, Geister- und Gespensterballaden und alles, was phantastisch und farbenreich ist. Und wenn ferner das Melodram mit der romantischen Dichtung die Vorliebe für volkstümliche Vorstellungen und Klänge gemein hat, so ist auch das tief im Wesen dieser besonderen Kunstgattung begründet. Die Musik will und kann ebenso wenig

wie das Volkslied die Menschen von seiten ihrer intellektuellen Kräfte erfassen; sie muß ihrer habhaft werden von seiten des Temperaments. Überhaupt vermag die Tonkunst nicht in die Einzelheiten einer individuellen Charakterzeichnung einzudringen, sondern muß sich mit allgemein gültiger Charakteristik begnügen. Sie kann z. B. allen Glanz und alle Tragik eines typischen Heldendaseins zum Ausdruck bringen, einen strahlenden Siegeslauf und ein endliches Zerschellen; ob aber dieser Held ein Alexander, ein Hannibal, ein Napoleon sein soll, kann sie wiederum nicht genau verdeutlichen, höchstens einmal in Ausnahmefällen durch sekundäre Mittel, Zuhilfenahme von Reminiszenzen, Einfügung einer Nationalhymne oder dergleichen. Und so fühlen sich denn auch Melodramatiker am wohlsten, wenn sie typische Personen, wie sie das Volkslied kennt, mit typischer musikalischer Charakteristik begleiten können: den Geistlichen mit religiösen Weisen, den Reitersmann mit kecken kriegerischen Tönen, den hingebenden treuen Liebhaber mit einem schlichten innigen Volksliede, und analog den Ritter, den Jäger, den rauhen Seemann usw. Solche Beschränkung des Musikers auf allgemeingültige Charakteristik ist kein Verzicht aus Schwäche, sondern verrät vielmehr eine tiefe Einsicht in das Wesen der musikalischen Ausdrucksmittel.

Willkommen sind dem Melodramatiker natürlich auch alle Dichtungen, zu denen seine Musik als Klangmalerei hinzutreten kann. Hatte man doch gelegentlich, z. B. in dem Bernsdorfschen Musiklexikon (1857, Bd. II, S. 947) überhaupt nur diese eine Verbindung von Rezitation und Musik gelten lassen wollen, daß nämlich durch die Tonkunst die Eindrücke der Natur auf den Sprechenden zum Ausdruck gebracht werden sollten. Da hat denn in der Tat die zunehmende Virtuosität der Tonmalerei Triumphe feiern können, wenn es galt, Nachtigallenklage oder andern Vogelgesang, Waldesrauschen und Meeresbrausen, Pferdegetrappel, Klänge von Glocken oder schmiedenden Hämmern oder auch seufzende Menschenstimmen musikalisch zu verwerten. Robert Schumann, der ja freilich seine Melodramen in der Zeit des Niedergangs seiner Schaffenskraft komponiert hat, macht von diesem Mittel ausgiebigen Gebrauch. Zu dem Shelleyschen Gedicht „die Flüchtlinge" läßt er vom Anfang bis zum Ende den Sturmwind tosen; und die Hebbelsche Ballade vom Haideknaben, die an sich schon dem Hörer aufs äußerste zusetzt, begleitet er zum größten Teil mit chromatisch absteigenden Tongängen, die das wimmernde Stimmchen des armen gequälten Kindes nachahmen. Ist gar solch ein klangliches Element Motiv der Dichtung selbst, spielt dort ein Signal, ein Lied eine entscheidende Rolle, fast wie ein eingreifendes Lebewesen, dann steht immer der Komponist vor dankbaren Aufgaben. Liszt hat solch eine Schicksal bestimmende Weise erklingen lassen zu Jókais Verserzählung „Des toten Dichters Liebe." Schillings hat das dämonische Eigenleben eines zauberischen Liebesgesangs vorgeführt in dem „Hexenlied", und bescheidentlich hat Krinninger verwandte Wirkungen angestrebt, als er Lenaus „Postillon" melodramatisch illustrierte. In diesen Fällen hat das Lied die Kraft, weit auseinander liegende Zeiträume, die die Dichtung umspannt, eng zu verbinden; mit seliger Qual erfüllt den Greis noch dieselbe Melodie, die einst den Jüngling erschüttert hatte.

Und das führt uns zu einer letzten Gruppe von Stoffen, die für melodramatische Bearbeitung sich als besonders geeignet erwiesen haben: Dichtungen nämlich, die ihrer Anlage nach zweiteilig sind, wie Tennysons „Enoch Arden" (komponiert von Richard Strauß), oder wie einige Dahnsche Balladen: Hako Heißherz", „Wie die Zeit vergeht" (komponiert von F. Krinninger). Gemeinsam ist diesen Gedichten, daß in ihnen zuerst ein junges, heiß begehrendes, plänereiches Menschenkind in der Frühlingskraft seiner Wünsche gezeigt wird, und dann in einem zweiten Teil derselbe Mensch in ganz veränderter Lage, gealtert und gescheitert, auf den Trümmern seines Glücks. Was zwischen diesen beiden Episoden hin- und herwebt, all jene aufgebauten und zerschellten Hoffnungen, den ganzen langen Kampf mit dem Schicksal, den kann mit Klängen vorwärtsstürmender Sehnsucht und mit dem Nachhall wehmütiger Erinnerung die Musik ergreifend zum Ausdruck bringen.

Auffällig groß sind die Meinungsverschiedenheiten der Komponisten bei der Frage, welche Ausdehnung und welche Selbständigkeit der Musik im Melodram zuzugestehen ist. Will man hier die bunte Fülle der Versuche einigermaßen übersichtlich gruppieren, so darf man selbstverständlich nicht ohne Unterschied alles, was sich Melodram nennt, zur Betrachtung ziehen, sondern muß sich lediglich an die künstlerisch ernst gemeinten Werke halten, in denen Sprechvortrag und Musik ebenbürtig miteinander wetteifern und sich wirklich wechselseitig fördern. Außer acht zu lassen sind daher alle augenblicklich improvisierten Melodramen, wie sie nach dem Zeugnis von Groves „Dictionary of Music and Musicians" Bd. IV, S. 530 (1889) in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts selbst in Konzerten, aber wohl nur in England, beliebt waren. Abzusehen ist ferner von jenen gut gemeinten Versuchen, durch die berühmte Tonkünstler der Vergangenheit verherrlicht werden sollen, indem man etwa Lenaus Gedicht „Beethovens Büste" mit einem Potpourri Beethovenscher Weisen begleitet, oder Grillparzers Hymnus auf die Musik in Ad. Kuglers Bearbeitung mit Schubertschen Melodien verbrämt. Auch eine Komposition wie Félicien Davids „Le Désert. Ode Symphonie en trois parties" gehört nicht hierher. Doch muß diese Ausschließung vielleicht mit einigen Worten begründet werden. David beginnt den ersten Teil seines Werkes, indem er die Einsamkeit der Wüste durch leise tiefe Akkorde zu schildern sucht. Ehe sich über diesen der Chor mit der Anrufung Allahs erhebt, ist dreimal eine gesprochene Strophe eingelegt, die das durch die Musik Ausgedrückte noch einmal in Worte übersetzt. Musik und Deklamation gehen also getrennt nebeneinander her; sie wechseln miteinander ab, aber stützen sich nicht gegenseitig. Und in solcher Vereinsamung bleibt die Deklamation auch weiterhin stehen, wenn im zweiten Teil des Werkes nur am Eingang eine einzelne Strophe die nächtliche Liebesfeier ankündigt oder am Anfang des dritten Satzes nach zwei Eingangstakten der Rezitator zu dem Tremolo der Geigen in der Höhe den Aufgang der Sonne meldet und später mit zwei Strophen zu der anfänglichen Betrachtung der Wüsteneinsamkeit und einem erneuten Hymnus auf Allah hinüberlenkt. Bei David bietet also der ge-

sprochene Text nur eine kurze bild- und begriffsmäßige Erläuterung der Musik, die eigentlich schon durch sich selbst verständlich sein sollte. Das Wort ist zum bloßen Diener der Musik herabgesunken. — Ebenso wenig gehören in unsre Betrachtung endlich Humperdincks „Königskinder" mit ihrem Halbgesang, die auch Richard Batka (Singen und Sagen, Kunstwart, Bd. X, S. 275—78) nicht als Melodram gelten lassen will.

Scheiden wir alle derartigen Versuche aus, so wiederholen sich in den episch-lyrischen Melodramen des neunzehnten Jahrhunderts dieselben Schwierigkeiten wie in den dramatischen des achtzehnten Jahrhunderts. Hier wie dort will die völlig befriedigende Verschmelzung von Musik und Sprechvortrag bisher immer nur auf kurze Strecken gelingen; die Verbindung muß nach einer Weile unterbrochen werden, eine Zeitlang kann nur der Deklamator, eine Zeitlang die Musik allein zu Worte kommen. Da steht nun der Komponist vor der schwierigen Entscheidung, wo und wie oft er solche Einschnitte machen und welchen Grad von Selbständigkeit er jedem der beiden getrennten Elemente gewähren soll.

Manche Musiker haben ihre Texte in möglichst kleine Teile zerlegt und jedem Bruchstück seine besondere musikalische Illustration unmittelbar folgen, seltener vorangehen lassen. Das ist ein Verfahren, wie es das heutige Publikum ähnlich aus manchen Rezitativen in Haydns „Schöpfung" kennt, wo beispielsweise der brüllende Löwe, der gelenkige Tiger, das schnelle Roß, das sanfte Schaf, der kriechende Wurm immer in wenigen musikalischen Takten charakterisiert werden, eben ehe der Sänger die Erschaffung der einzelnen Tiere verkündet. Genau so hatte sich auf dem Gebiet des Melodrams Benda in seiner „Ariadne" verhalten. Mozart war in seiner „Zaide" seinem Beispiel gefolgt. Und diese angesehenen Meister hatten dann Schule gemacht. Da war es nun freilich nicht zu vermeiden, daß bei dem häufigen Wechsel von Sprechvortrag und Melodie die musikalische Phrase oft in Stücke gerissen wurde; und dauerte im Text eine und dieselbe Stimmung längere Zeit an, so behalf sich der Komponist meistens damit, die gleiche musikalische Wendung zwischen den gesprochenen Worten in verschiedener Tonhöhe unverändert zu wiederholen. Auf Melodramen dieser Struktur, die oft unbekümmert um die Gesamtstimmung der Dichtung auf die bloßen Stichworte Nachtigall, Sturm, Wasserfall u. dgl. ein Gezwitscher, Gebrause oder Geplätscher erheben, paßt gelegentlich der Tadel, daß bei solchem Zerpflücken des Textes, solcher ruhelosen Hin- und Herlenkung der Aufmerksamkeit keine Sammlung und Befriedigung des Hörers aufkommen könne. Dieser Vorwurf bleibt auch im neunzehnten Jahrhundert, wenn nicht für ganze Melodramen, so doch für einzelne ihrer Episoden bestehen: in Hebbel-Schumanns „Schön Hedwig", in Jókai-Liszts „Liebe des toten Dichters", in Lenau-Liszts „Traurigem Mönch", in Strachwitz-Dräseke-Liszts „Lied von Helges Treue", in Dahn-Ritters „Graf Walter und die Waldfrau" kommen nichtssagende, kurzatmige musikalische Motive oft nicht gegen die Wucht der Textworte auf. Wobei freilich, um gerecht zu bleiben, betont werden muß, daß andre Einzelheiten, besonders der Lisztschen Werke, genial erfunden sind.

In dem Bestreben, die Ausdrucksmittel mehr zu konzentrieren, und in der richtigen Erkenntnis, daß die Musik, wenn sie dem Hörer eine Stimmung übermitteln will, dazu eine längere Zeit braucht, als die gesprochene Rede, haben andre Komponisten schon im achtzehnten Jahrhundert vorgeschlagen, man solle, anstatt das Melodram in Atome aufzulösen, lieber geschlossene Musikstücke mit größeren deklamatorischen Partien abwechseln oder zusammenklingen lassen. Wie schon Reichardt und sein Gefolge mit solchen Tendenzen Benda und den Seinen entgegengetreten ist, so hat sich Ähnliches auch im neunzehnten Jahrhundert wiederholt. Analysiert man z. B. Bernhard Anselm Webers Komposition zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer", so findet man, daß auch er sich zwar in den minder wichtigen Strophen des Gedichts mit der üblichen Zerstückelung und mit flüchtigen kurzen Ritornellen behilft, sich aber an den Nachdruckstellen zu größeren, abgerundeten Sätzen entschließt. Dasselbe trotzige Schmiedehammermotiv, das schon im Vorspiel erklingt, wird breit und ununterbrochen durchgeführt bei der Erzählung, wie der Graf zum Hüttenwerk reitet und dort seine Befehle gibt; zu der gottesdienstlichen Handlung in der kleinen Kapelle wird sogar ein kleines, vierstimmiges, mehrmals wiederholtes Sanctus eingelegt, ein Effekt, den spätere Komponisten nachgeahmt haben, und der Schluß verdichtet sich abermals zu einem geschlossenen Satze, einem drängenden, rauschenden Finale mit Tusch. In jüngerer Zeit hat — freilich mit schwachen Kräften — Franz Krinninger es versucht, in seinen Melodramen („Hako Heißherz", „Die Königin von Aragon", „Wie die Zeit vergeht", „Der Postillon") fast ganz mit durchkomponierten Sätzen auszukommen. Aber man muß da vorsichtig sein. So löblich an sich das Bemühen der Konzentration ist, als Allheilmittel kann es doch nicht gelten. Der geschlossene musikalische Satz hat im Melodram wie in der Oper nur dort seine Berechtigung, wo die gleiche Stimmung oder der gleiche Konflikt eine Zeitlang andauert. Wenn aber Krinninger am Schluß seiner „Wallfahrt nach Kevlaar" Traum und Wachen der Mutter bloß um des abgerundeten Satzes willen ganz übereins behandelt, so ist da dem Formalismus ein Zugeständnis gemacht, das ihm nicht zukommt. Und noch seltener wird es möglich sein, Texte zu finden, die man, obwohl sie gesprochen werden, doch von Anfang bis zu Ende ununterbrochen mit einer durchkomponierten Musik versehen kann, wie es Theodor Gerlach in seinen „Gesprochenen Liedern", A. Friedland mit dem Gedicht „Mutterliebe" von Maria Pospischill versucht hat.

Denn durch die Art der musikalischen Komposition wird wiederum der Sprecher an eine ganz bestimmte Vortragsweise gebunden. So lange die Musik schweigt oder nur rhythmenlose Tremoli oder dergleichen anstimmt, kann er das Tempo seiner Rede selbst bestimmen. Sobald aber der Komponist in festgefügter Taktart mit obligaten Motiven die Deklamation begleitet, muß auch der Rezitator sich anbequemen und mit dem aufgenötigten Rhythmus und Tempo sich oft in eine ihm widerstrebende Auffassung des Gedichts hineindrängen lassen. In dieser Hinsicht sind manche Tondichter sehr tyrannisch. Meyerbeer und Schillings z. B. verlangen manchmal eine bis auf Sechzehntelnoten festgesetzte Rhythmisierung des Textes, während Liszt, Strauß u. a. doch

durch die Erlaubnis, einzelne Takte zweimal zu spielen, dem Ermessen des Sprechers etwas mehr Spielraum geben.

Und wenn nun am Ende dieses Berichtes, der nur den Tatbestand festlegen, das Vorhandene unbefangen überschauen will, mich einer fragt: „Was ist deiner langen Rede kurzer Sinn? Welches Resultat gewinnst du? Bist du ein Verteidiger des Melodrams oder sein Verächter?", so muß ich dem mit der Gegenfrage antworten: „Des Melodrams? Sind alle Melodramen einander gleich an Art und Wert? Und darf man um einzelner verfehlter Experimente willen die ganze Gattung verwerfen? Es kommen in der Kunst und ihrer Theorie von Zeit zu Zeit immer wieder solche Prinzipienfragen auf. Über die Berechtigung der Oper, über die Zulässigkeit des Monologs und Ähnliches hat man gestritten, als ob sich solche Probleme grundsätzlich und für alle Zeiten und Gelegenheiten entscheiden ließen. Gottsched hatte von seinem Standpunkte aus recht: die Oper, die er von Jugend auf kannte, war Unkunst. Und da er sich eine bessere nicht vorstellen konnte, so verwarf er mit der bekannten platten Begründung die ganze Gattung des gesungenen Schauspiels in Bausch und Bogen. Aber Gluck hatte in noch höherem Maße recht, als er nicht nur die schlechte Oper verurteilte, sondern die bessere schuf.

Und so wird's auch mit dem Melodram sein. Wenn ein Musikkritiker am Abend ein armseliges Machwerk dieser Gattung hat von einem mehr oder minder berühmten Singsprecher daherlamentieren hören, so wird jeder, der gerecht ist, es verstehen, wenn er am nächsten Morgen in seinem Konzertbericht diesen Unfug, auf den noch obendrein das ganze Publikum weinend oder jubelnd hereingefallen ist, mißbilligt. Aber er sollte beim Einzelfall nicht stehen bleiben und nicht zum Gottsched werden. Die künstlerischen Überzeugungen und die praktischen Versuche Mozarts, Beethovens, Webers, Schumanns, Mendelssohns, Liszts, die ernsten Unternehmungen von Schillings und Strauß sind mehr wert als das Geschmacksurteil selbst eines erfahrenen Kritikers oder die abstrakten Erwägungen eines Ästhetikers.

Welche Versuche die melodramatische Kunst unternommen, welche Wirkungen sie schon erreicht hat, ist in der vorangehenden Übersicht erörtert worden. Nach der negativen Seite hin kann eine solche Zusammenstellung sich als nützlich erweisen: sie kann mißglückte Werke kennzeichnen, die Gründe des Mißlingens erörtern und dadurch vielleicht wiederholtes Unglück verhüten. Nach der positiven Richtung hin kann aber nur das schaffende Genie uns weiterführen. Und sehen wir nun, wie viel Empfindung und Geist unsre größten Musiker in ihre Melodramen gelegt haben, obwohl sie nur winzige Nebenschößlinge ihrer Kunst sind, so ist uns der Glaube nicht verwehrt, daß hier noch Keimkräfte ihrer Entwicklung harren, und daß wir trotz so mancher Fehlversuche niemals die ganze Gattung des Melodrams zum Tode zu verurteilen brauchen. Ja, ich könnte mir große Aufgaben noch vorstellen. Wenn der Komponist des „Heldenlebens" seine Kunst mit Konrad Ferdinand Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage" vermählte —?

Wer weiß? —

Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz.

Von
Paul Rohrbach.

Das Schicksal der westlichen Länder Vorderasiens ist von dem Zeitpunkt an, wo sie unter Roms Herrschaft gelangen, an das des römischen Reiches gebunden. Allerdings sind sie zunächst in den politischen Zerfall der abendländischen Hälfte des Imperiums insofern nicht mit hineingezogen worden, als sie eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, wenn auch in fortgesetzt zusammenschrumpfendem Umfang, zum Körper des oströmisch-byzantinischen Staatswesens gehörten. Dieser doppelte Ausgang der römischen Geschichte im Abendlande und im Orient ist aber selbst erst eine Folgeerscheinung der allgemeinen Verhältnisse, denen die Kultur der griechisch-römischen Welt überhaupt erlag. Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst" hat uns zum ersten Male ein überzeugendes und verständliches Bild von den inneren Ursachen dieses Zusammenbruchs gezeichnet. Aus zwei Hauptzügen setzt es sich zusammen: einem politischen und einem wirtschaftlichen. Trotz verschiedner Ansätze im ersten und zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit war es nicht zur Herausbildung einer festen Dynastie und geregelten Erbfolge im römischen Reiche gekommen. Entsprechend den historischen Ursprüngen des Imperiums war und blieb die Armee ein für den Besitz wie für die Übertragung der höchsten Gewalt in stärkerem Maße bestimmender Faktor, als sich das mit den Prinzipien politisch-dynastischer Stabilität vertrug. Relativ friedliche äußere Verhältnisse und eine Reihe persönlich bedeutender Imperatoren hatten der von hierher stets drohenden Gefahr bis zur Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert v. Chr. ein in der Regel genügendes Gegengewicht gehalten; vom 3. Jahrhundert an aber änderten sich die Verhältnisse nach beiden Richtungen hin merklich. Der kriegerischen Erschütterung des Reiches von verschiedenen Punkten seiner Peripherie her entsprach ein immer rascherer und gewaltsamerer Wechsel der regierenden Herrscher, ein fortwährendes Erheben und Stürzen aller möglichen Persönlichkeiten durch die in den verschiedenen Reichsteilen stehenden Truppen.

Die Folge dieser herkömmlich als die Periode der Soldatenkaiser bezeichneten Epoche, die fast das ganze 3. Jahrhundert n. Chr. anfüllt, war natürlich eine dauernde und allgemeine Unsicherheit der ökonomischen Verhältnisse. Mit dem politischen verlor auch das wirtschaftliche Leben des Staatskörpers seine bisherige Ruhe und Stabilität.

Vielleicht wäre es gelungen, mit der Zeit diese doppelte Krisis zu überwinden, wenn sich nicht ein dritter sehr eigentümlicher und speziell von Delbrück in seiner entscheidenden Bedeutung hervorgehobener Faktor hinzugesellt hätte. Dieser Faktor ist die Verschlechterung in der Qualität der römischen Wehrverfassung infolge des wachsenden Mangels an barem Gelde. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß sich während des 3. Jahrhunderts eine weitgehende Verarmung der römischen Welt an Edelmetall vollzieht. Der größte Teil der vorhandenen Gold- und Silberbergwerke auf der pyrenäischen Halbinsel, im Karpathengebiet, in den Balkanländern, in Griechenland, in Kleinasien ist notorisch erschöpft. Wir wissen, daß früher von der phönizisch-karthagischen Zeit ab z. B. Spanien einen großen Ertrag an Edelmetallen geliefert hatte; ebenso Thracien, Attika, verschiedene Gebiete in Anatolien und Armenien; später auch die dacische Provinz, Illyrien und einige Alpenlandschaften. Von alledem ist am Ende des 3. Jahrhunderts nur wenig mehr vorhanden. Parallel mit dem allmählichen Versiegen der Edelmetallquellen im römischen Reich selbst geht aber der fortgesetzte Abfluß von Gold und Silber über die Grenzen des Imperiums in den persischen, arabischen, indischen, chinesischen Osten. Zwischen dem römischen Reich und den Ländern des Orients bestand nicht ein eigentlicher Austausch von Gütern, sondern die Produkte des Ostens wurden vom Westen meist in barem Gelde bezahlt. Roms Einfuhr vom Orient her war nicht gering: Seide, Gewürze und Aromata, Prunkgewebe spielten die Hauptrolle; daneben aber gab es noch eine lange Reihe minder bedeutender, aber mit ihrer Gesamtsumme immerhin ins Gewicht fallender Importartikel. Für alles das ging an Produkten der westlichen Länder so gut wie nichts als Gegenwert in den Osten. Vielleicht hat an der syrisch-arabischen Grenze eine unbedeutende Ausfuhr von Kulturerzeugnissen zu den Stämmen der Wüste bestanden; vielleicht ist etwas Ähnliches auch im Verhältnis von Ägypten zu den weiter oberhalb gelegenen Nilländern und von Nordafrika gegen den Sudan hin der Fall gewesen. Ins Gewicht fiel das alles nicht. Schon Plinius weist an einer sehr beachtenswerten Stelle auf den fortgesetzten starken Geldabfluß hin, der infolge dieser ungünstigen Austauschverhältnisse nach dem nichtrömischen Orient hin stattfände: viele Millionen Sestertien flössen alljährlich aus dem römischen Reiche hinaus. Die südarabischen Weihrauch- und Spezereigebiete und der über das parthische, später sassanidische Reich gehende Handel mit Indien und China waren die beiden Hauptursachen jenes fortgesetzten Aderlasses. Mehrere Jahrhunderte hindurch sind römische Kaufleute sogar direkt bis in die indischen Meere gegangen. Sie werden das nicht schlechthin ohne Fracht an abendländischen Produkten getan haben, aber schwerlich hat das zur Begleichung ihrer Einkäufe ausgereicht, und jedenfalls mußte die Hauptmasse des Bezugs an fremden

Waren den parthischen, persischen, arabischen und sonstigen östlichen Zwischenhändlern und Produzenten bar bezahlt werden.

Beides, das Versiegen der eignen Bergwerksausbeute und der Abfluß des Edelmetalls in den Orient, brachte dann im römischen Reiche allmählich eine derartige Geldknappheit hervor, daß sich der Staat wie die Privaten in wachsendem Maße von der Münz- auf die Naturalwirtschaft zurückziehen mußten. Die erste und verhängnisvollste Folge war die Unmöglichkeit, fernerhin ein auf die bare Soldzahlung basiertes Berufsheer im bisherigen Umfange aufrecht zu erhalten. Die Kaiser des 1. und 2. Jahrhunderts besaßen eine Armee, die in ökonomischer Beziehung durchgängig auf dem Prinzip beruhte, daß Soldat sein ein Beruf und ein Stand war, und daß die Truppen ihren materiellen Unterhalt im wesentlichen von ihrer Geldlöhnung zu bestreiten hatten. Dieses System, das den Berufssoldaten von der Notwendigkeit befreite, seinen Lebensunterhalt durch anderweitige Arbeit zu verdienen, und ihm, so lange er bei der Fahne blieb (und auch darüber hinaus durch die in verschiedner Form gewährte Veteranenpension), es ermöglichte, seine ganze Zeit und Kraft auf die technische Ausbildung zum Kriegsdienst, vor allem auf die Aufrechterhaltung der dauernden militärischen Gewöhnung auch in Friedenszeiten, zu verwenden, mußte seinen Todesstoß erhalten, sobald der Regierung nicht mehr normaler Weise aus dem wirtschaftlichen Leben des Staatskörpers die nötigen Barmittel zuflossen, um die Armee auf ihrem alten Fuße zu erhalten und zu besolden. Man mußte also notgedrungen die Menge der dauernd unter den Fahnen gehaltenen und auch im Frieden schlagfertigen Truppen verringern. An die Stelle des alten Systems trat teils die Werbung bei den kriegerischen Barbaren und Halbbarbaren außerhalb und innerhalb des Reiches für den besonderen Kriegsfall, teils eine milizähnliche Organisation in den besonders gefährdeten Grenzprovinzen. Da die Barmittel nicht mehr ausreichten, um das Heer in Geld zu entlohnen, so erhielten die Soldaten dort, wo sie in der Regel am notwendigsten gebraucht wurden, Äcker zugewiesen; von deren Ertrage sollten sie sich (mit ihren Familien) ernähren und als Gegenleistung für die staatliche Zuweisung des Landes im Bedarfsfalle zum Kriegsdienst antreten. Es liegt auf der Hand, daß eins dieser Mittel wie das andre gegen den früheren Zustand einen starken militärischen Rückschritt bedeutete. Einerseits wurden die eigentlichen Kerntruppen des Reichs Barbaren — ein Zustand, der schon erhebliche Zeit vor dem Zusammenbruch der abendländischen Reichshälfte in der sogenannten Völkerwanderung sich herausgebildet hatte; andrerseits war das eigentlich entscheidende Moment der bisherigen Überlegenheit Roms über die Barbaren, nämlich das in straffem und systematischem Friedensdienst stets auf der Höhe allseitiger Verwendbarkeit erhaltene Berufsheer, in seinem Kern zerstört. Der Mann, der heute seinen Acker bauen und morgen marschieren, schanzen und fechten soll, ist nicht mehr im strengen Sinne des Worts Soldat, sondern ein Mittelding von Krieger und Bauer. Aus solchen Milizelementen konnte kein Feldherr sich einen im entscheidenden Augenblick so straff und sicher wie früher zu handhabenden taktischen Körper formen.

Mit diesem Wechsel verliert das römische Heer seine bisherige Überlegenheit gegenüber der zwar barbarischen, aber trotzdem starke innere Elemente der Kraft in sich bergenden Kampfart der Germanen. Diesen Zusammenhang der Dinge aufgedeckt zu haben, ist das Verdienst der Forschung Delbrücks. Erst von hier aus ergibt sich die Möglichkeit eines wirklichen inneren Verständnisses des äußern Ganges der Ereignisse, und sobald erst der leitende Faden gefunden ist, stellen sich weitere Zeugnisse und Beobachtungen, die in dieselbe Richtung weisen, von selber ein. Nur weniges für vieles. Als ich im Sommer 1902 die Ausgrabungen von Ephesus besuchte, fiel mir ein großer und prächtiger Bau auf, dessen Überreste kürzlich aufgedeckt worden waren, deren gegenwärtiger Befund aber so merkwürdig geartet war, daß eine Erklärung zunächst nicht leicht zu finden schien, bis mir das Bild der Trümmer von sachkundiger Seite gedeutet wurde. Die große Brandkatastrophe, von der Ephesus beim Gotenüberfall des Jahres 267 n. Chr. ereilt wurde, hatte auch diesen Bau in eine Ruine verwandelt. Man sah aber deutlich, daß diese Ruine niemals wieder ausgebaut und neu unter Dach gebracht worden war; vielmehr hatten sich augenscheinlich allerlei kleine und arme Leute mit ihren dürftigen Wohnungen in ihr eingenistet, und ein Teil des Ganzen war später in der konstantinischen Zeit in den Vorbau einer wahrscheinlich gleichfalls älteren Thermenanlage verwandelt worden. Man stelle sich vor, was das bedeutet: in einer der größten, politisch und wirtschaftlich bedeutsamsten Städte vernichtet eine elementare Katastrophe ein öffentliches Bauwerk ersten Ranges, unmittelbar am Brennpunkt des ökonomischen Lebens der Stadt, am Hafen, gelegen — und es geschieht Jahrhunderte hindurch nichts, um die stehen gebliebenen Mauern und Trümmer, sei es wieder herzustellen und den Bau seiner früheren Bestimmung wiederzugeben, sei es auch nur, sie im entgegengesetzten Falle völlig zu beseitigen! Nur ein ökonomischer Ruin verhängnisvollster Art kann uns eine solche Tatsache erklären. Es muß vollkommen an Geldmitteln, aber auch an Interesse und ästhetischem Verständnis für die großen Baudenkmale der früheren Glanzepoche gemangelt haben. Nach dem Gotenüberfall, der außer den verschiedenen Gebäuden in der Stadt Ephesus selbst auch den draußen vor den Thoren befindlichen berühmten Dianatempel in Trümmer legte, ist Ephesus noch lange Zeit die erste Stadt der alten Provinz Asien geblieben. Noch im 5. Jahrhundert haben hier zwei berühmte Kirchenversammlungen, die sogenannte Räubersynode und das dritte allgemeine Konzil, stattgefunden. Auf die Zeit der Gotennot folgte die Epoche Diokletians, Konstantins und seiner Söhne, die wir bisher gewohnt waren als eine Periode nicht nur des politischen, sondern auch des ökonomischen Wiederaufschwunges im römischen Reich anzusehen. Diese Vorstellung müssen wir jetzt berichtigen, und sobald wir das tun, so erscheinen uns auch verschiedene andre Nachrichten aus der nun folgenden Epoche in einem neuen und verständlicheren Lichte. Wir hören, daß die byzantinischen Kaiser, vor allen Dingen Justinian, ihre Bauten durch ältere aus verschiedenen andern Städten des Reiches zusammengeschleppte Architekturstücke, in erster Linie Säulen früherer Göttertempel, geschmückt haben. Die Sophienkirche in Konstantinopel und andre, jetzt verschwundene

Bauwerke der Hauptstadt sind in besonderem Maße auf diese Weise ausgestattet worden. Man konnte sich bisher wundern, warum altes Material genommen wurde, statt daß neues frei geschaffen worden wäre; aber wir sehen jetzt, daß es an den Mitteln dazu gefehlt haben wird.

Versucht man, das Bild etwas näher zu skizzieren, das sich ergeben mußte, sobald der Geld- und Goldreichtum der früheren Jahrhunderte schwand und infolgedessen die Naturalwirtschaft wiederum einen immer breiteren Raum einzunehmen anfing, so zeigt sich zunächst, daß die großen Städte sich förmlich entvölkert haben müssen. Städtisches Leben ist untrennbar mit Geldwirtschaft verbunden. Gerade, daß das römische Reich auf der Höhe seiner Macht zum großen Teil auf das Städtewesen und die städtische Selbstverwaltung gegründet war, ist ein Zeichen für die Entwicklung kapitalistischer Verhältnisse in jenen Jahrhunderten. Mit dem Knappwerden des baren Geldes hörten die Städte auf, Sitz der großen ländlichen Grundeigentümer zu werden: wer Güter auf dem flachen Lande besaß, mußte selbst hinaus, um den Ertrag seines Besitzes in natura zu verbrauchen, anstatt wie bisher von den baren Einkünften in der Stadt zu leben. Eine tiefgehende Umwandlung des ganzen ländlichen Wirtschaftssystems stellt sich im Zusammenhang mit dieser Veränderung ein. Des weitern konnte es nicht ausbleiben, daß alle diejenigen städtischen Gewerbe, Handwerk und Kunsthandwerk, Industrie und Handel, deren Blüte auf dem baren Geldumlauf beruhte, einen starken Rückgang erlitten. So haben wir uns also die Städte Kleinasiens und Syriens seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. als in einem beständigen Schrumpfungsprozeß befindlich vorzustellen. Von zahlreichen Plätzen ist es uns ausdrücklich überliefert, daß in byzantinischer Zeit ihre Befestigung systematisch auf einen kleineren Umfang reduziert worden ist, als vorher der Fall war. Aus der Zeit Justinians wird uns das ausdrücklich von dem syrischen Antiochia und Cäsarea in Kappadozien erzählt — um nur zwei Großstädte ersten Ranges zu nennen. In Ephesus umzieht die heute noch in ihren Überresten wohl zu verfolgende byzantinische Ummauerung kaum ein Fünftel des früher von der Stadt bedeckten und bereits durch König Lysimachus im 3. Jahrhundert v. Chr. befestigten Areals. Dieselbe Schrumpfungserscheinung läßt sich auch noch an den Ruinen zahlreicher andrer römisch-westasiatischer Städte nachweisen. Man hat sich, soweit diese ganze Gruppe äußerer Indizien eines allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges überhaupt deutlich zur Auffassung gelangte, bisher in der Regel bei der ebenso unhaltbaren wie ungeschichtlichen Redensart beruhigt, mit der man überhaupt den Niedergang der antiken Welt prinzipiell zu erklären versuchte: es sei eine Periode des Verfalles, der Degeneration, der Erschöpfung, der Dekadenz, oder welche Ausdrücke man sonst wählen mag, über die alte Welt gekommen. Was daneben an Einzelversuchen zur rationellen ökonomischen Erklärung des großen Wechsels angestellt worden ist, tritt neben der prinzipiellen Stellung, die jener vermeintlichen Generalerklärung zugewiesen wird, in den Hintergrund. Tatsächlich läßt sich aber weder an den Personen noch an den Völkern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts gegenüber denen der früheren Kaiserzeit wirkliche Schwäche oder Entartung nachweisen. Daß der allgemeine Stand der Kultur sinkt,

daß die Barbarisierung im sozialen Leben wie in der Ästhetik und in der Wissenschaft Fortschritte macht, unterliegt keinem Zweifel; aber es geschieht nicht deshalb, weil die Menschen, die Rassen oder das Land alt und erschöpft geworden wären, sondern deshalb, weil das Verschwinden der baren Umlaufsmittel zur Rückkehr in die Verhältnisse der Naturalwirtschaft zwingt, in Verhältnisse, die an sich jeder materiellen und geistigen Kulturverfeinerung entgegenwirken, und ebenso deshalb, weil die militärische Sicherung des Reiches gegen die kriegerischen Barbaren an den Grenzen infolge der durch die Geldknappheit erzwungenen Verschlechterung der Wehrverfassung nicht mehr wie vordem aufrecht erhalten werden kann.

Von dieser Grundlage müssen wir ausgehen, wenn wir den Verlauf des jahrhundertelangen Kampfes erst zwischen dem römischen, dann dem byzantinischen Reich auf der einen, der persischen und hernach der arabischen und türkischen Macht auf der andern Seite um den Besitz der westlichen Hälfte Vorderasiens verstehen wollen. Das parthische und später das persisch-sassanidische Reich repräsentierten ungefähr denselben Länder- und Machtkomplex gegenüber den römischen Besitzungen, mit dem einzigen, nicht sehr wesentlichen Unterschiede, daß die Partherherrschaft in der Richtung nach Nordosten, gegen den Oxus zu, wahrscheinlich etwas weiter gereicht hat, als die sassanidische, während dagegen diese letztere zur Zeit ihrer Blüte nach Westen hin weiter vorgedrungen ist, als es den Parthern möglich war. In der Zeit Chosrus I. und II., d. h. von der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. bis unmittelbar vor die arabische Eroberung, als die sassanidische Herrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht stand, lief die Grenze zwischen Rom und Persien in der Hauptsache etwa längs dem 58. Meridian von der Küste des Schwarzen Meeres gegen Süden, so daß der größere östliche Teil von Armenien den Persern gehörte, der kleinere westliche zu Rom. Vom oberen Mesopotamien war gleichfalls die Osthälfte römisch, die Westhälfte persisch. Im Südosten reichte die sassanidische Grenze durchgängig auf das rechte Euphratufer hinüber und umfaßte auch noch die Küstenlandschaften am persischen Golf bis nach dem heutigen Bahrein hinunter. Sogar das südarabische Jemen war formell ein sassanidischer Vasallenstaat, und auch Oman befand sich nominell in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Königen von Ktesiphon. Das wirkliche Zentrum der sassanidischen Macht beruhte auf dem Besitz der reichen Gebiete von Babylonien, Mesopotamien und Susiana. Allein der später in arabischer Zeit sogenannte Sawad, d. h. die schwarze Erde, das babylonische Alluvium nebst seinen unmittelbar angrenzenden verwandten Nachbargebieten, brachte nach den uns überlieferten Nachrichten die Hälfte der gesamten Reichseinnahmen auf. Ich habe hierüber in den Preuß. Jahrbüchern (Bd. 115, Heft 2) bereits bei einer andern Gelegenheit ausführlicher gehandelt und darf mich daher an dieser Stelle wohl mit dem Hinweis auf jene Ausführungen begnügen.

Die günstige Handelsbilanz mußte dem sassanidischen Staat ein bedeutendes Moment finanzieller Stärke gegenüber den Rhomäern verleihen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der bei aller Tapferkeit und Kriegskunst mangelhafte Erfolg der oströmischen Kaiser in ihren Perserkriegen nur zu begreiflich; und

ebenso als durch den Mangel an barem Gelde bedingt müssen wir auch die Schwäche des militärischen Widerstandes von Byzanz im Verlauf der arabischen Eroberungen betrachten und verstehen. In kriegerischer Beziehung dürfen wir uns überdies die Araber nicht als schlechthin barbarische, der Wüste entströmende, mangelhaft bewaffnete und nur durch ihre fanatische Todesverachtung furchtbare Horden vorstellen. Das damalige Innere von Arabien ist ein verhältnismäßig entwickeltes und teilweise geradezu reiches Land gewesen. Wir hatten bereits in einem andern Aufsatz Gelegenheit, von der natürlichen Beschaffenheit einiger zentralarabischer Landschaften zu sprechen, die durch ihre relative Fruchtbarkeit und inselartige Abgeschlossenheit sowohl eine starke Bevölkerungsvermehrung als auch die Notwendigkeit periodisch wiederholter Ausbrüche des sich bildenden Volksüberschusses erzeugten. Dieser Volksüberschuß und damit der Wohlstand zahlreicher Gebiete wurde weiterhin genährt durch die starke, das Halbinselgebiet auf verschiedenen Routen durchziehende Handelsbewegung. In früheren Jahrhunderten waren es hauptsächlich römische und griechische Kaufleute gewesen, die sowohl die kostbaren Produkte Südarabiens selber, Weihrauch und sonstige Aromata, als auch diejenigen, die durch den arabischen Zwischenhandel aus Ostafrika und Indien herbeigebracht wurden, ins Abendland holten: kostbare Hölzer, Straußenfedern, Edelsteine, exotische Tiere und dergleichen mehr. Später, als die Aufnahmefähigkeit des Abendlandes infolge seiner Verarmung an Edelmetall sank, richtete sich der arabische Handel mehr gegen das sassanidische Perserreich, das ja, dem natürlichen Lauf der Dinge entsprechend, als Export- und Durchfuhrland gegenüber dem importierenden und verarmenden römisch-byzantinischen Reiche wirtschaftlich aufblühte. Auch heute noch lebt die Bevölkerung Arabiens, wenigstens in den mittleren und westlichen Teilen der Halbinsel, zum großen Teil vom Handel und von den alljährlich in konzentrischer Richtung auf Mekka zuströmenden moslemischen Pilgerkarawanen. Nach dem Nedschd findet fortgesetzt eine starke Einfuhr von Reis und Brotkorn statt, und zwar größtenteils auf verschiedenen Routen, vom Euphrattal und vom persischen Golf her. Ohne diese Zufuhr könnte eine relativ so starke Bevölkerung, wie sie z. B. Palgrave auf seiner Reise nach dem Nedschd gefunden hat, dort in keiner Weise existieren. Weitaus den größten Teil des zur Bezahlung der Lebensmittel- und Waffeneinfuhr nötigen Geldes erhalten die heutigen Araber durch die Ausbeutung der ihr Land durchziehenden Mekkapilger. So reich wie diese Quelle, war natürlich der Ertrag der antiken Handelskarawanen nicht, und wenn er auch hingereicht hat, um namentlich bei den Häuptlingen und Fürsten eine gewisse Höhe der Lebenshaltung wie der Ansprüche und einen Vorrat an guter Bewaffnung zu erzeugen, so war er doch nicht groß genug, um, wie es heute infolge der Pilgerzüge der Fall ist, die Bevölkerung soweit zu ernähren, daß der stete Anreiz zur gewaltsamen Expansion in das Kulturgebiet hinein fortfiel.

Wir dürfen aber aus der bloßen Tatsache, daß zu Beginn des 7. Jahrhunderts ein neuer gewaltsamer Ausbruch aus Innerarabien sich vorbereitet, schon den Schluß ziehen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Innern der Halbinsel schon längere Zeit vorher schwierig geworden sein müssen. Der zu

vermutende Niedergang hängt wahrscheinlich mit dem Verfall oder doch der starken Beeinträchtigung des Handels aus Arabien nach dem römischen Reiche zusammen, der die unausbleibliche Folge der dort eintretenden Verarmung sein mußte. Das sassanidische Reich konnte schon seiner erheblich geringeren Bevölkerungszahl wegen für jenen Ausfall keinen vollen Ersatz bieten; abgesehen davon war es überdies das bewußte Bestreben der neupersischen Herrscher, wenigstens den über Arabien gehenden Seehandel nach Möglichkeit in ihre Gewalt zu bekommen. Diesem Zweck diente der Versuch Chosrus' zur Eroberung von Jemen, der jenes wichtige Handelsland vorübergehend in persische Gewalt brachte: ihm diente auch die Eroberung der ostarabischen Küste bis nach Bahrein herunter und das sassanidische Protektorat über Oman. Die persischen Herrscher verfolgten, wie man deutlich erkennt, mit ihrer Politik Arabien gegenüber den Zweck, die Erträgnisse des arabischen Handels nach Möglichkeit für sich zu monopolisieren. Es ist klar, daß dies nur noch zur Verstärkung der Spannung beitragen konnte, die im Innern der Halbinsel ohnehin bei der emporgewachsenen Bevölkerungsziffer und dem Rückgang der von außen einströmenden wirtschaftlichen Existenzmittel entstanden war. Es ist daher sehr möglich, daß Winckler mit seiner Meinung Recht hat, auch die großen Städte Westarabiens, Medina und Mekka, von denen die Macht des Propheten Mohammed ausging, seien um jene Zeit von ihrer früheren materiellen Blüte bereits herabgekommen gewesen und aus diesem Grunde den Moslems zur Beute geworden. Wir hören, daß um die Zeit Mohammeds auch in Ostarabien ein ähnlicher Prophet auftrat, Musailima genannt, d. h. spöttisch der kleine Moslem. Dieser Musailima hatte in der zum arabischen Kulturgebiet gehörigen Ostlandschaft Jemama ein Staatswesen gegründet, das demjenigen Mohammeds ähnlich war und vielleicht sogar das Vorbild zu jenem bildete. Vermutlich hat auch das eigentliche Nedschd zu diesem Prophetenstaat Musailimas gehört, denn das Schlachtfeld, auf dem dieser später von den Mohammedanern in hartem Kampfe überwunden wurde, liegt mitten im eigentlichen Nedschd. Derartige Zusammenfassungen größerer Stammesmassen unter einer einheitlichen Führung, wie wir sie unter Mohammed und Musailima zu Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. in Arabien sehen, müssen auch früher, während der babylonischen Epoche, den aus der Halbinsel hervorbrechenden und über die Kulturländer sich hin ergießenden Völkerüberschwemmungen vorangegangen sein. Daß es zwischen der aramäischen Wanderung um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. und der mohammedanischen zu keiner andern Ausdehnung der arabischen Stämme gekommen ist, als zu der oben bereits erwähnten langsamen Überflutung der syrisch-mesopotamischen Grenzlandschaften durch das arabische Element während der römischen Herrschaftsperiode, läßt darauf schließen, daß die hohe materielle Kulturblüte erst des westlichen Vorderasiens, dann auch Osteuropas und des Abendlandes unter hellenistischer und römischer Herrschaft während jener ganzen langen Zeit eine so starke Handelsbewegung erzeugt hat, daß der hiervon auf Arabien fallende Teil überwiegend hinreichte, um den Bevölkerungsüberschuß im Innern der Halbinsel zu ernähren.

Ganz in Ruhe ist es dabei selbstverständlich doch nicht abgegangen. Wir finden bereits im Jahre 854 v. Chr. unter den Bundesgenossen und Vasallen, die der König von Damaskus gegen Salmanassar II. von Assyrien aufbietet, einen „Araber" namens Gindibu (nach Winckler arabisch in der Form Djundub ein gebräuchlicher Name), und wir müssen daher annehmen, daß einzelne Stämme unter ihren Scheichs bereits damals bis in den Norden des Ostjordanlandes vorgedrungen waren. Von da an hat aber erst die assyrische, dann die babylonische, später die persische, syrische und römische Macht doch überwiegend einen so festen Damm entlang der Nordgrenze Arabiens gebildet, daß wenigstens von gewaltsamen Einbrüchen der Nomaden in das Kulturland solange nicht die Rede sein konnte, wie der Druck im Innern des Kessels erträglich blieb und solange nicht die jenen von außen zusammenhaltenden Kräfte nachließen.

Im sassanidischen Reiche trat dieses Nachlassen zu Anfang des 7. Jahrhunderts in der Tat ein, als durch den alle Kraft des Staats aufs äußerste in Anspruch nehmenden langjährigen Krieg mit den Byzantinern, im Verein mit inneren Thronstreitigkeiten und furchtbaren Naturkatastrophen, durch die das babylonische Kulturland zum Teil verheerenden Überschwemmungen der Ströme zum Opfer fiel, die augenblickliche Wehrkraft gegenüber einem Einbruch von außen stark reduziert war. Diese Schwächung nutzten die Heere Omars aus. Was sich beinahe ein Jahrtausend früher unter Darius III. der mazedonischen Eroberung gegenüber ereignet hatte, das wiederholte sich in typisch entsprechender Weise auch in diesem Falle: der Verlust Babyloniens war gleichbedeutend mit der Katastrophe des Staats. Die Niederlage bei Kadisija kostete den Sassaniden den Besitz des Alluviallandes, und damit auch den der großen Städte und der das materielle Rückgrat des Staats bildenden Einkünfte aus dem Sawad. Darin, daß sich das neue persische Reich nicht, wie das achämenidische nach der Schlacht bei Gaugamela, dem Sieger widerstandslos zu Füßen warf, sondern daß die Araber noch einmal auf dem iranischen Hochlande, bei Nihawend, südlich vom alten Ekbatana, mit den Sassaniden einen Entscheidungskampf bestehen mußten, zeigt sich nur dieselbe Beobachtung bestätigt, die wir auch sonst des öftern zu machen Gelegenheit haben: daß die neupersische Macht in sich fester fundiert und geschlossener gewesen ist, als die achämenidische, die dem Angriff Alexanders erlag.

Mohammed starb im Jahre 632. Unmittelbar nach seinem Tode begann auch der Angriff auf Syrien, das damals im Besitze der Byzantiner war. Wenn es einen Beweis dafür geben kann, daß die militärische Macht des oströmischen Reiches damals ihrem Kern und Wesen nach eine durchaus andre war, als die Roms in früheren Jahrhunderten, so ist es der Verlauf des Kriegs um Syrien mit dem Chalifat. 633 vernichteten die Araber in einer Schlacht am Flusse Jarmuk östlich des Sees Genezareth ein rhomäisches Heer; bereits zwei Jahre später, 635, fällt ihnen Damaskus in die Hände. Kaiser Heraklius eilte selbst in die bedrohte Provinz; er übersah die Lage alsbald soweit, daß er die Unmöglichkeit erfolgreichen Widerstandes gegen die Araber erkannte und als Siegel auf diese Erkenntnis das angebliche Kreuz Christi aus Jerusalem nach Konstantinopel mitnahm. Sieben oder acht Jahre nach

dem ersten Einbruch gehorchen alle Landschaften und Städte von der ägyptischen Grenze bis an den Hochgebirgswall des Taurus dem Nachfolger des Propheten. Wenn man von jener ersten Schlacht am Jarmuk absieht, so haben die Byzantiner dem Feinde überhaupt kein einziges Mal in offner Schlacht einen nennenswerten Widerstand zu leisten versucht; der ganze Krieg spielte sich in der Weise ab, daß die arabischen Heere das flache Land so gut wie widerstandslos überschwemmten und die befestigten Städte, Damaskus, Aleppo, Antiochia, Edessa, Jerusalem, Cäsarea, in einer fortlaufenden Reihe zum Teil mühseliger und schwieriger, aber für die Verteidiger durch die Unmöglichkeit eines Entsatzes von vornherein aussichtsloser Belagerungskämpfe einnahmen. Noch rascher fiel den Arabern Ägypten zu. Nur die starke Seefestung Alexandria hielt sich über ein Jahr; das Land hat überhaupt keinen Widerstand geleistet.

Das Auffallende an diesem Verlauf der kriegerischen Ereignisse ist, wie wir sehen, das Fehlen einer byzantinischen Feldarmee. Gerade dieser Umstand aber dient uns als Bestätigung für unsre Auffassung der ökonomischen Zustände des Reiches seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. Man braucht nur bei Delbrück im 2. Bande seiner Kriegsgeschichte die Zusammenstellungen über das Sinken der römischen Heereszahlen vom 4. Jahrhundert an zu lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, daß es für die Byzantiner schlechterdings unmöglich war, den arabischen Ansturm im freien Felde niederzuwerfen. Schon in der großen Gotenschlacht bei Adrianopel kann nach Delbrück das Heer des Kaisers Valens nicht viel über 10000 Mann stark gewesen sein. In den Perserkriegen Justinians ist die Armee Belisars, mit der er den großen Sieg bei Dara-Anastasiopolis in Obermesopotamien erficht, 25000 Mann stark. „Mit allem Nachschub," schreibt Delbrück, „im Laufe von fünf Jahren sind es doch zuletzt nicht mehr wie 25000 Mann, die tatsächlich die Gotenherrschaft in Italien 539 gestürzt haben, und kaum soviel hatte Narses, als er nach der Wiedererhebung der Goten zur Bekämpfung des Totila über das Meer ging; in der entscheidenden Schlacht bei Taginä mag er etwa 15000 Mann stark gewesen sein." Bei diesen geringen absoluten Ziffern können sich die Schriftsteller jener Zeit doch in der Regel nicht genug tun in Schilderungen von der Größe der Heere und von den Kosten und Anstrengungen, die nötig gewesen seien, um sie auszurüsten und zu erhalten. Nur daß in Wirklichkeit die vermeintlich so ungeheuren germanischen Heere der Völkerwanderung an kriegstüchtiger Mannschaft gar nicht oder doch nicht erheblich stärker waren, als die römischen und byzantinischen Kräfte, erklärt es, daß Unternehmungen, wie die Eroberung Italiens, durch die Feldherren Justinians mit einer Truppenmacht unternommen worden, die nach unsern Begriffen weit hinter einem kriegsstarken Armeekorps zurückbleibt und jedenfalls auch sehr viel geringer war, als die Heere der Karthager, der römischen Republik und der Kaiserzeit, ja selbst geringer als die Kräfte, die das kleine Griechenland in den entscheidenden Landschlachten während der Perserkriege aufbrachte. Auch Alexanders Heer, obgleich bloß aus dem unmittelbaren Herrschaftsgebiet des mazedonischen Königtums und aus Griechenland aus-

gehoben, war immer noch doppelt so stark, als die Armee, die für Justinian Italien erobern sollte.

So wird sich also auch Heraklius bei seiner Anwesenheit in Syrien davon überzeugt haben, daß die arabische Macht stärker war, als daß die selbst im äußersten Falle aufzubringenden Kräfte des Reichs es ermöglicht hätten, ihr einen genügenden Widerstand im offenen Felde entgegenzusetzen. Wenn wir bedenken, daß die Nachfolger Mohammeds über den waffenfähigen Auszug des ganzen geeinigten Arabiens geboten, so ist bereits an sich klar, daß diese Macht ziffernmäßig weit stärker sein mußte, als alles, was je von der germanischen Seite her während der Völkerwanderung die Grenzen des abendländischen wie des morgenländischen Reichs überschritten hat. Dort hatten es die Römer immer nur mit einzelnen Stämmen oder höchstens Vereinigungen einiger Stämme, wie den Franken und Alemannen, zu tun. Die wandernden Volksheere der Ost- und Westgoten, der Wandalen, Burgunder, Sueven usw. haben an wirklichen Kriegern wohl nirgends die Stärke selbst nur von 20000 Mann erreicht. Die Wandalen, die Afrika eroberten, können, wie Delbrück zeigt, nur 8000—10000 Krieger gezählt haben; trotzdem war die Verteidigung nicht möglich, und das Land ging verloren. Wenn Omar für die Eroberung Syriens auch nur 20000 Krieger aus Arabien herangeführt hat — eine Zahl, die zwar hoch, aber, wenn wir uns den Anmarsch auf verschiedenen Routen und in Etappen verteilt denken, immerhin möglich ist, so war das eine Macht, der gegenüber jeder Widerstand in der Feldschlacht von vornherein hoffnungslos erschien, zumal da man die europäische Grenze nach Norden hin auf keinen Fall von Truppen entblößen durfte.

Hätte das römische Kriegswesen zur Zeit Mohammeds noch denselben Charakter gehabt, wie zur Zeit des Augustus, des trajanischen Partherfeldzuges, der die römischen Adler bis in die Nähe des persischen Golfes brachte, oder auch des Severus im 3. Jahrhundert n. Chr., so wäre die ganze islamische Invasion voraussichtlich bereits an den syrischen Legionen machtlos zerschellt, und nur der Ausbruch nach Nordosten gegen das persische Reich hin hätte ihr freigestanden. Voraussichtlich wäre das sassanidische Königtum dem Ansturm doch erlegen, und es wären lediglich die Neu-Perser im Besitze der Herrschaft über das östliche Vorderasien von den Arabern abgelöst worden, wie sie selber im 3. Jahrhundert n. Chr. die Parther abgelöst hatten.

Daß die oströmische Monarchie gleich der gesamten antiken Kulturwelt infolge des Goldmangels wieder in den naturwirtschaftlichen Zustand und in das System der kleinen, mangelhaft disziplinierten Söldnerheere zurückgesunken war, hat die Ausbreitung des Islams über einen großen Teil der ursprünglich vom Hellenismus und dem Römertum besessenen Länder ermöglicht. Übrigens darf man sich nicht durch die Gegenüberstellung von Natural- und Geldwirtschaft zu der Annahme verleiten lassen, daß die abendländischen und byzantinischen Provinzen damals im ganzen genommen entvölkert gewesen wären. Das braucht so wenig der Fall gewesen zu sein, daß die Gesamtheit der Länder um das Mittelmeer im 5. oder 6. Jahrhundert sehr wohl mehr Einwohner gehabt haben kann, als im ersten und zweiten. Entvölkert war

nicht das Land, sondern entvölkert waren bloß die großen Städte; auf dem flachen Land ist wahrscheinlich gerade infolge des Wiederaufslebens der Naturalwirtschaft eine direkte Vermehrung der Volkszahl eingetreten.

Syrien z. B. war, wie wir dem Befund an den zahllosen Ruinenstätten östlich des Jordan und Libanon, sowie den dortigen Inschriften bis in die Gegend des heutigen Aleppo hinauf entnehmen können, noch im 6. Jahrhundert unvergleichlich volkreicher, als heute. Allein eine Erwägung darüber, welche Entwicklung die Sklavenfrage in der alten Welt genossen hat, muß uns auf Ähnliches führen. Mit dem Aufhören der großen Kriege Roms unter den Kaisern der julisch-klaudischen Dynastie versiegte die vornehmste Quelle für die stete Wiedererneuerung des Sklavenbestandes merklich. Die natürliche Fortpflanzung des Sklaventums innerhalb seiner selbst war erfahrungsgemäß sowohl durch die fortgesetzten Freilassungen, als auch durch die Schwierigkeit und häufige Unmöglichkeit der Familiengründung eine minimale; nur größere Kriege, in denen Tausende oder Zehntausende von Menschen erbeutet und verkauft wurden, konnten die Zahl auf der Höhe halten. An solchen großen Kriegen hat es aber in der spätern Zeit für Rom, mit einzelnen nicht auf die Dauer ins Gewicht fallenden Ausnahmen, gefehlt, und als sie in der Zeit der Völkerwanderung wiederkamen, da hatten sich die Verhältnisse nach andern Richtungen hin so sehr geändert, daß von einer Wiedererneuerung der Sklavenmassen aus dieser Quelle nicht die Rede sein konnte. Verringerte sich aber der ziffernmäßige Bestand der Sklaven, so fiel damit ein starker Hinderungsgrund für die natürliche Volksvermehrung fort, und bei der Verödung der Städte mußte sich diese Vermehrung auf dem flachen Lande ablagern.

Der Wechsel, der sich demnach auch in dem byzantinischen Teil Vorderasiens gegen die frühere Zeit vollzogen hatte, als die Araber herandrängten, läßt sich nach dieser Richtung also so zusammenfassen, daß früher das Schwergewicht der Bevölkerung auf die Städte entfiel, jetzt aber auf das flache Land. In militärischer Beziehung bietet gegenüber einer Invasion wie der arabischen der erstere Zustand natürlich eine sehr viel größere Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung, als der letztere. Unkriegerische Bauernmassen; dazwischen zahlreiche Schlösser und Villen der Großgrundbesitzer und eine Anzahl kleiner, über das platte Land hin zerstreuter Flecken; dazwischen die wenigen alten, sowohl an Volkszahl als auch an Umfang ihrer Befestigungen stark zurückgegangenen alten Großstädte — das muß das Bild Syriens und der byzantinischen Gebiete in Nordmesopotamien und den benachbarten Landschaften am Südfluß des Taurus gewesen sein, als die Araber hereinbrachen.

So verflechten sich die Ursachen und die Erfolge des islamischen Ausbruchs vom 3. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. in der Weise, daß die ökonomische Umwälzung innerhalb des römischen Reichsgebiets gleichzeitig ihre Wirkung auf die Handelsverhältnisse und die Bevölkerungsbewegung im arabisch-sassanidischen Osten und auf die Wehrkraft des Imperiums äußert; dann drängt die Änderung der wirtschaftlichen Zustände in ihren Folgen das Arabertum erst aus dem Innern hervor und gibt ihm hernach den Sieg über die materiell und militärisch verwandelte westlichere Welt.

Das junge Deutschland und Österreich.

Von
Ludwig Geiger.

In dem vor sechs Jahren erschienenen Buche: „Das junge Deutschland und die preußische Zensur“ habe ich auf Grund der Akten des Geheimen preußischen Staatsarchivs dargetan, wie eine Gruppe jüngerer Schriftsteller durch ein scharfes Edikt der preußischen Regierung verfemt und lange Zeit verfolgt wurde. An den Resultaten dieser Arbeit ist durch neue Funde, die mir in den österreichischen Archiven, dem k. k. Geheimen Staats-, Haus- und Hof-Archiv und dem Archive des Ministeriums des Innern, beiden in Wien, geglückt sind, nichts zu ändern. Wohl aber kann mancherlei über das Verhältnis Österreichs zu dem jungen Deutschland nachgetragen werden.

Eine wirkliche Verfolgung der genannten Gruppe: Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt fand in Österreich nicht statt; wenigstens sind mir eigentliche Zensurakten, aus denen eine Konfiskation einzelner Schriften der Genannten oder gar Prozesse gegen einen dieser sogenannten Übeltäter hervorgeht, nicht vorgelegt worden. Meine Hoffnung, über die Reise Laubes in Österreich etwas zu finden, wurde ebenso getäuscht, wie die, den Brief Heines an den Fürsten Metternich aufzustöbern, von dem Treitschke, Bd. IV, S. 440, eine kurze Notiz gibt. Doch ist mancherlei für die Geschichte des „Jungen Deutschland“ den Akten zu entnehmen.

Am 25. Dezember 1835 machte Metternich dem Präsidenten der Reichs-Hofstelle, Herrn von Sedlnitzky, Mitteilung von dem Bundesbeschluß und forderte ihn auf, besondere Wachsamkeit zu üben, „da der Roman ‚Wally‘ von hiesigen Buchhandlungen mit sehr weniger Zurückhaltung verkauft und sogar zum Verkauf angeboten worden ist, und als ein Faktum dieser Art, wenn es sich nach dem angekündigten Bundesbeschluß ereignet und zur Kenntnis des deutschen Publikums gelangen sollte, auf den Gang unsrer Staatsverwaltung und ihren Eifer in Vollziehung der Bundesgesetze nur ein schiefes Licht werfen könnte.“ In demselben Edikte wies er auf den gegen Heine gefaßten preußischen Beschluß hin; „es kann nicht zweifelhaft sein, daß eine solche gegen einen (!) Coryphäen der grundverderblichen neuen Schule von Staats wegen

ausgesprochene Maßregel nicht nur materiell ersprießlich wirken, sondern und noch mehr moralisch einen sehr großen allgemeinen und wohl heilsamen Eindruck machen muß."

Galt dieser erste Befehl nur für Wien, so wurde durch einen weiteren vom 9. Januar 1836 dafür Sorge getragen, daß der Bundesbeschluß in den Amtsblättern der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen „verlautbart" würde; daß dies geschehen sei, wurde am 11. Januar berichtet.

Von unmittelbaren Folgen dieses Edikts lassen sich doch nur wenige Beispiele berichten. Der Oberburggraf Chotek in Prag hatte bei Sedlnitzky in Wien beantragt, dem Grafen Voos von Waldeck die Bezugsbewilligung von Heines Schriften zu geben. Dieser Antrag wurde von Sedlnitzky abgelehnt (16. Oktober 1837), weil diese Schriften dem Verkehr entzogen seien. Nachdem solches Metternich zu Ohren gekommen war, befahl er, den Bundesbeschluß wieder in Erinnerung zu bringen und zu bemerken, „daß künftighin Gesuche von Parteien um Erfolglassung von außer Kurs gesetzten Schriften des jungen Deutschland nicht mehr zur Genehmigung vorzulegen, sondern unbedingt zurückzuweisen sind". Auch einige andre kleine Notizen über das Schicksal Heinescher Schriften kann ich beibringen; aber die erste ist vor der Zeit der Verfolgung des jungen Deutschlands und die zweite aus einer Zeit, in der jene Verfolgung bereits aufgehört hatte. Jene betrifft ein Ersuchen des Regierungsrats Freiherrn v. Stiebar in Linz (Januar 1834), das Buch Heines „Zur Geschichte der schönen Literatur" für die fürstliche Lambergsche Bibliothek beziehen zu dürfen. Das Ersuchen wurde unter der Voraussetzung bewilligt, daß über die Bibliothek eine solche Aufsicht geführt werde, daß „ein vorschriftswidriger Gebrauch jenes verbotenen Werkes nicht zu besorgen ist", indes das eigentliche Verbot für Österreich kann ich nicht nachweisen. Die Notiz, die später ist als die eigentliche Verfolgung des jungen Deutschlands, stammt aus Lemberg (30. Januar 1845). In einem dortigen Polizeirapport wird gemeldet, daß zwanzig Exemplare von Freiligraths „Ein Glaubensbekenntnis" und achtzehn Exemplare von Heines „Neuen Gedichten", die bei Buchhändlern vorgefunden wurden, mit Beschlag belegt und vertilgt worden seien. Ähnliches wird aus Innsbruck vom 10. Februar 1845 und aus Triest gemeldet und bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Heines „Neue Gedichte", ebenso wie „Deutschland, ein Wintermärchen" am 2. November 1844 für Österreich verboten wurden.

Im Anschluß daran mag auf ein gedrucktes Blättchen hingewiesen werden, das ich gleichfalls in den Wiener Archiven fand, ein Decretum der Indexkongregation vom 22. September 1836, in dem Heines Buch „De la France" ebenso seine „Œuvres", und zwar seine „Reisebilder" (Tableaux de voyage) und sein Buch „De l'Allemagne" verboten werden[1]).

[1]) Die Werke Heines werden, wie es eben im Text geschehen ist, bald deutsch, bald französisch genannt. In dem angeführten Dekret werden noch einige französische und italienische Schriften verboten. Charakteristisch ist, daß zu den verbotenen Schriften auch die „Epistole di Francesco Petrarcha Recate in italiano da Ferd. Ranalli" gehören. Vielleicht ist dieses Verbot eine Wirkung des unten zu erwähnenden Schreibens an den österreichischen Gesandten in Rom.

Während also von einer wirklichen Verfolgung des jungen Deutschlands in Österreich aus den Akten nichts ersichtlich ist, bieten diese manches Material für die Entstehung des Bundestagsbeschlusses gegen das junge Deutschland.

Zunächst muß auf Grund dieser Mitteilungen konstatiert werden, daß es nicht Wolfgang Menzel selbst war, der seine Kritiken über Gutzkows „Wally" nach Wien sandte und damit die Verfolgung des Romanschriftstellers und seiner Genossen veranlaßte, sondern daß andre sich diese Mühe nahmen. Schon am 23. Oktober meldete der österreichische Gesandte in Stuttgart, Fürst Schönburg:

„Die Uneinigkeit hat ihr Haupt erhoben und bringt Verwirrung in die feindlichen Reihen. Menzel, der Demagog, tritt offen in die Schranken gegen das junge Deutschland. Hier ein neuer Beleg zu der Tatsache, die nicht ohne Bedeutung ist. Es liegt hierin ein neuer Sieg der guten Sache, nachdem schon so viele ihrer Gegner überwältigt oder abgenutzt, wider ihren Willen ihr die besten Dienste leisteten."

Aus den gesperrt gedruckten Worten geht deutlich hervor, daß Menzel nicht direkt seine Artikel eingesandt haben kann, sondern daß er zu denen gerechnet wird, die gegen ihre eigene Absicht dasjenige beförderten, was dem österreichischen Diplomaten als das Gute erschien.

Derselbe Gesandte schickte ein paar Tage später, am 25. Oktober, den Schluß des Menzelschen Artikels und bemerkte, er würde sich schon früher über die Sache geäußert haben, „wenn ich nicht durch Herrn Rat Jarcke erfahren hätte, daß er es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hätte, einen umständlichen Bericht über den Unfug zu erstatten, den in neuester Zeit das junge Deutschland in der literarischen Welt zu treiben wagt".

In diesem Rat Jarcke, der später (1836) Begründer einer Preß-Überwachungskommission für ganz Europa werden wollte und über diesen Plan ein sehr merkwürdiges Gutachten für Metternich ausarbeitete, muß man den eigentlichen Urheber der Verfolgungen gegen das junge Deutschland erblicken. Gemeint ist der Staatswissenschaftler und Publizist Karl Ernst Jarcke, geb. 1801 in Danzig, gestorben 1852 in Wien, der seit 1825 Professor in Berlin war, vom Universitätslehramt und der Kriminalistik zum Journalismus überging und seit 1831 das „Politische Wochenblatt" in ultrakonservativem Sinne leitete. Schon 1832 wurde er als Nachfolger Friedrichs von Gentz nach Wien berufen und trat als Rat in die Dienste der k. k. Hof- und Staatskanzlei. Er muß in besonderer Mission 1835 in Stuttgart gewesen sein, kam aber dann nach Wien zurück, wo er besonders in Preßangelegenheiten eine große Tätigkeit entwickelte. Seine konservativ-ultramontanen Anschauungen mußten ihn zum erbitterten Gegner der jungen Leute machen; vielleicht war er zu besonderem Zorn durch die Ausfälle veranlaßt, die Börne in seinen Pariser Briefen gegen ihn gerichtet hatte (Brief 84), Ausfälle, die freilich nur Erwiderungen auf die Herausforderungen waren, die sich im „Politischen Wochenblatt" gefunden hatten. Jarckes eigentliches Arbeitsgebiet in der späteren Zeit war das Verhältnis von Staat und Kirche; hier mag nur kurz darauf hingewiesen werden, daß die Frucht seiner Arbeit die Beseitigung des Josephinismus in Österreich und die Vorbereitung des Konkordates war, das freilich

erst einige Jahre nach seinem Tode zustande kam. Er war ein unduldsamer, leidenschaftlicher, fanatischer Mann, aber von durchaus ehrenhafter Gesinnung und hoher geistiger Begabung.

Die Anregungen, welche Metternich von Stuttgart erhalten hatte — die große Jarckesche Denkschrift ist freilich in den Wiener Archiven nicht zu finden — erschienen ihm wichtig genug, um sich von dem Leipziger Generalkonsul, Herrn v. Bercks, die Schriften von Wienbarg, Gutzkow, Duller und Heine, von dem Letzteren namentlich den zweiten Teil seines „Salons" zu bestellen (28. Oktober 1835). Es ist charakteristisch genug für den Wiener Buchhandel, daß von diesen Schriften dort nichts zu finden war. Bei seiner Bestellung fügte Metternich hinzu: „da ich die neuesten Produkte der sich unter dem Namen des jungen Deutschlands ankündigenden Schule unchristlicher, unsittlicher Autoren zu besitzen wünsche". Noch bevor diese Leipziger Sendung eingetroffen war, am 31. Oktober, wurde an verschiedene österreichische Gesandte, auch an den Minister, Fürsten Wittgenstein in Berlin, das große Gutachten über das junge Deutschland abgesendet, von dem Metternich ausdrücklich sagte, es sei unter seinen Augen verfaßt, das bei Proelß gedruckt ist und die Aufmerksamkeit der Regierungen auf Börnes und Heines verhängnisvollen Einfluß, auf Gutzkows „Wally", auf die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über die Lucinde" und auf Schriften Wienbargs lenken sollte.

Dieses Schreiben ging auch an den Grafen Münch, den österreichischen Präsidialgesandten beim Bundestag. Dabei wurden bestimmte Vorschläge für den Bund mitgeteilt, da die deutschen Regierungen einzeln schlechthin nichts ausrichten könnten, namentlich „da die Einwilligung der Kammern in den meisten Ländern gefordert und schon auf diesem Wege jedes Resultat höchst ungewiß" wäre. Die Bestimmungen müßten allgemein sein, damit nicht irgendwo ein Schlupfwinkel freigelassen würde, von dem aus ganz Deutschland überschwemmt werden könnte.

Als einzelne Maßregeln wurden vorgeschlagen:

1. Entziehung der Gewerbeberechtigung für alle diejenigen Buchhändler, die eine Schrift in ihrem Verlage erscheinen ließen, als deren Verfasser Börne, Heine, Gutzkow, Wienbarg usw. sich namhaft oder sonst kenntlich gemacht hätten.

2. Entziehung der Gewerbeberechtigung für alle diejenigen Buchhändler, in deren Lager Schriften der eben genannten Art, auch wenn sie vor dem Datum des betreffenden Gesetzes oder im Auslande erschienen wären, in mehr als zehn Exemplaren vorgefunden würden.

3. Geldstrafen von 1000 Dukaten für jeden Buchhändler, dessen Gewerbe auf diese Weise eingestellt wäre, wovon die Hälfte dem Denunzianten oder demjenigen Zensur-, Polizei- oder Zollbeamten zufiele, der den Fall auf eine den rechtlichen Beweis in sich fassende Weise zur Anzeige brächte. Verpflichtung der Buchhändler, jedes ihnen zugesandte Exemplar sofort nach dem Empfang der kompetenten Polizeibehörde auszuliefern.

4. Geldstrafen von 100 Dukaten für jedes Exemplar, wenn deren weniger als zehn angetroffen würden, und gleiche Bestimmungen wie zu Nr. 3.

5. Strenge Aufsicht von seiten einer am Bundestage niederzusetzenden Kommission auf die gesamte deutsche Presse und schnelles Verbot solcher Schriften, die in die Kategorie der sub Nr. 1 genannten gehören."

„Die genannten Schriftsteller haben dies Gewerbe nicht bloß um ihre strafbaren Tendenzen zu verfolgen, sondern hauptsächlich auch deshalb gewählt, weil Schriften dieser Art von den Verlegern bisher mit Gelde aufgewogen wurden. Die pekuniären Nachteile, welche damit verbunden würden, müßten daher in jedem Falle die Gefahr des Verlustes größer als die Hoffnung des Gewinnes machen. Jene Strafbestimmungen würden also den Hauptnerv jener Literatur durchschneiden und alle weiteren Strafdrohungen gegen die Autoren völlig überflüssig machen."

In eine Einzelkritik dieses Schreibens soll nicht eingegangen werden. Es genügt wohl ein kurzer Hinweis auf die alles Maß überschreitende Strafe: 100 Dukaten, d. h. mehr als 300 Taler (nach damaligem Gelde, also jetzt vielleicht 3000 Mark) Strafe für ein Buch, das vielleicht wenige Groschen kostete! Sodann sei die Belohnung ausdrücklich hervorgehoben, die den Denunzianten in Aussicht gestellt wird und die gleichfalls für jene Zeit und das ganze System höchst charakteristisch ist. Endlich ist darauf hinzuweisen, daß sich Metternich über die Lage der Schriftsteller in einem sehr bedenklichen Irrtum befand. Mit Gold aufgewogen wurde gewiß keine jener Schriften; außer Heine, der auch, damals wenigstens, von seinem Verleger noch nicht sehr verwöhnt war, bekamen die andern, wenn sie überhaupt etwas erhielten, gewiß herzlich unbedeutende Honorare.

Die oben mitgeteilten Vorschläge wurden mit einem Privatschreiben an Münch begleitet, in dem noch einmal als Zweck der Maßregel hingestellt wurde, „die gewissenlosen Spekulationen zu ruinösen zu machen". Metternich teilte ferner mit, daß er den Aufsatz über das junge Deutschland nach Berlin sende, „um des Königs religiöses und sittliches Gemüt zum Behufe kräftiger Förderung gemeinsamen Wirkens in dieser Sache in Anspruch zu nehmen". Sodann machte er auf die von der „Sekte" angekündigte Zeitschrift „Deutsche Revue" aufmerksam, meinte aber, man werde schon in der vorhandenen Gesetzgebung Mittel finden, diesem Produkte nach Verdienst zu begegnen. Endlich sandte er einen Auszug aus der „Revue germanique" (dritte Serie, Bd. II, zweite Lieferung, Mai 1835). Der kurze Artikel erzählt, daß der „Phönix", die seit Anfang 1835 von Gutzkow in Frankfurt redigierte Zeitschrift, der in Deutschland die neue Schule repräsentiere, propose aux poètes allemands de se réunir chaque année tantôt dans une ville, tantôt dans une autre. Der Artikelschreiber setzt freilich hinzu, es sei fraglich, ob nicht vom Bundestage, der sich als Chaperon de toutes les anciennes doctrines proklamiert habe, diesem poetischen Kongreß ein Veto entgegengesetzt werde. In dieser harmlosen Notiz über den Poetentag sieht Metternich einen Beweis des „ebenso extravaganten als böswilligen Strebens".

Während diese vertraulichen Schreiben Metternichs ihre Wirkung zu tun begannen, hinkte der österreichische Gesandte in Berlin, Herr v. Trautmannsdorf, mit seinen Berichten etwas nach. Am 12. November hielt er sich für berufen, eine kleine Abhandlung über die gottlosen Schriftsteller nach Wien zu senden, „die sich zur Aufgabe stellten, die Befriedigung der Sinnenlust als eigentliche Bestimmung der Menschheit hinzustellen, dagegen jeden Aufschwung

zur Gottheit im Menschen zu unterdrücken". Er erwähnt, daß diese Schriftsteller in Berlin unter dem Namen „Venusritter" bekannt seien und gibt einige Mitteilungen über die von Berlin vorbereiteten Schritte. Wenige Tage später, am 16. November, gab er Auszüge von dem am 14. erlassenen strengen Edikte gegen die „Venusritter".

Dieses preußische Edikt war von außerordentlicher Strenge. Denn es wiederholte nicht nur die seit 1831 erlassenen Verbote gegen einzelne Schriften der Jungdeutschen, sondern es wollte sie für alle Zeit mundtot machen durch die Bestimmung, daß auch alle in Zukunft erscheinenden Schriften von vornherein verboten seien. Diese überstrenge Maßregel wurde dann im Februar 1836 dahin gemildert, daß diejenigen Schriften der Verfemten, die in Preußen eine Rezensur überstanden hatten, geduldet sein sollten, — dennoch blieb Preußen fast der einzige Staat, der über die strikte Ausführung seines Edikts und der Maßregel des Bundestags wachte und jahrelang (bis 1842, für Gutzkow sogar bis 1843) den Betroffenen schwere Stunden bereitete.

Es ist nicht richtig, wenn man dies ganze Verhalten Preußens als eine Liebedienerei gegen Österreich oder, wie ein neuerer Schriftsteller es tut, als das Bestreben der jüngern Großmacht bezeichnet, der ältern den Rang abzulaufen; vielmehr entsprang dieses Vorgehen aus der frommen Gesinnung des Königs Friedrich Wilhelm III., der durch Gutzkow und andre das Christentum gefährdet glaubte. In dieser Auffassung wurde der König durch die Berliner Theologen bestärkt. Am 29. November 1835 predigte, wie Wittgenstein an Metternich meldete, der Hofprediger Strauß in der Schloßkapelle gegen die jungen Literaten und ihre Tendenzen. In einem Spitzelberichte aus Frankfurt nach Wien vom Januar 1836 heißt es: „Viele Besprechungen hat hier der Umstand gefunden, daß im Preußischen jetzt die Prediger von der Kanzel herab gegen das junge Deutschland streiten und sogar Dr. Neander in Berlin aus seinem Fenster es tat, bei Gelegenheit seines Geburtsfestes."

Auf die von Berlin aus ihm zugekommenen Berichte sandte Metternich am 30. November durch Trautmannsdorf seinen Dank an den Fürsten Wittgenstein, setzte aber hinzu, so ausgiebig diese preußischen Maßregeln seien, so müßten doch Bundesbestimmungen getroffen werden, um in vollem Maße gegen die neue Literatur zu kämpfen. Ähnliches wurde den österreichischen Gesandten in München, Stuttgart, Karlsruhe und Dresden mitgeteilt; in dem Anschreiben an München der König gelobt, daß er „Wally" gleich verboten habe, in dem nach Karlsruhe gerichteten die badische Regierung gepriesen, daß sie gegen die in Mannheim domizilierende Löwenthalsche Buchhandlung vorgegangen sei. In einem an demselben Tage an Münch gerichteten Erlaß wurde ausgeführt, daß die Vorschläge an den Bund verändert werden müßten: 1. betreffend die schon genannte Löwenthalsche Buchhandlung sollte die badische Regierung angegangen werden, ihr Firma und Verlagsrecht zu entziehen; ginge dies nicht an, so sollten wenigstens alle ihre Verlagsartikel verboten werden, „wie dies mit dem Verlage der Silbermannschen Buchhandlung in Straßburg der Fall war". 2. Die Leiter und Fürsprecher des jungen Deutsch-

land müßten durch den Bundestagsbeschluß wie in Preußen mit dem Stempel der öffentlichen Ahndung belegt werden. In der preußischen Verfügung seien indessen nur Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt genannt; „unbillig wäre es, von dieser Liste den geistigen Vater des jungen Deutschlands, den berüchtigten Heine, auszuschließen." Vielleicht sei dies in Preußen nur geschehen, weil seine Schriften dort schon mit dem Interdikt[1]) belegt seien. Auch die Campesche Buchhandlung müsse ausdrücklich erwähnt werden. Dagegen sei ein besonderes Vorgehen gegen die „Deutsche Revue" kaum nötig, da das Preßgesetz von 1819 und der Artikel 38 der Bundesakte dafür ausreichendes Material gewährten.

Auf die Anschreiben an die Gesandten antworteten diese, daß die Regierungen, bei denen sie beglaubigt seien, sich mit dem österreichischen Plane einverstanden erklärt hätten. Am entschiedensten meldete dies Colloredo in Dresden, der zugleich bemerkte, daß nach Leipzig der Befehl erlassen worden sei, die Schriften von Gutzkow, Wienbarg und Konsorten zu verbieten.

Wirkliche Schwierigkeiten schien nur Württemberg zu bereiten[2]). Schon am 6. Dezember hatte Fürst Wittgenstein auf diese bedenkliche Lage aufmerksam gemacht. Er schrieb: „Man betrachtet in Stuttgart den Buchhandel und die Buchdruckerei als Fabriken, welche viel Geld einbringen; es wird sich bald zeigen, ob meine Besorgnis unbegründet ist. Dieser Gegenstand dürfte selbst in der zweiten Kammer in Stuttgart zur Sprache kommen."

Der österreichische Gesandte in Stuttgart freilich war ziemlich hoffnungsvoll. Am 8. Dezember wußte er zu melden, daß der Minister Berolding en

[1]) Auf einen Antrag des Oberzensurkollegiums vom 22. September 1832 war der erste Band des „Salon" und alle folgenden verboten. Am 14. Dezember 1835 wurden sämtliche Schriften Heines in Preußen als verboten erklärt. Dies teilte Fürst Wittgenstein dem Fürsten Metternich am 16. Dezember mit in folgender Ausführung: „Ich kann mich mit Beziehung auf Heine und seine Schriften mit Hochdenselben nur einverstanden erklären. Auch Herr Minister Ancillon hält die Heineschen Produkte für die gefährlichsten, eben weil sie in Beziehung auf Stil und Darstellung ein wahres Meisterstück sind." Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß am Schlusse dieses eigenhändigen Schreibens Wittgenstein sich verschrieben hat und statt Ew. Durchlaucht einmal Ew. Exzellenz setzte; dieses ungeheuerliche Verbrechen wurde — sei es von Metternich oder einem andern — dadurch gerügt, daß an das ominöse „Exzellenz" mit rotem Bleistift ein Ausrufungszeichen gesetzt wurde. — Da in dieser Anmerkung Heine erwähnt ist, so sei noch etwas ihn Betreffendes hinzugefügt. Nach der Unterdrückung der „Deutschen Revue" beeilten sich, unter dem Drucke der Regierung, die preußischen Professoren und Staatsbeamten, ihre ehemals zu dieser Zeitschrift ausgesprochene Zustimmung zurückzunehmen. Diese Erklärungen wurden zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht. In der Nummer vom 25. Januar 1836 brachte dieses Blatt als letzte die vom 18. Januar datierte Erklärung Trendelenburgs. Danach heißt es seitens der Redaktion: „Eine kurze Erklärung über denselben Gegenstand, aber in gerade entgegengesetztem Sinne, ward der Redaktion von Herrn H. Heine aus Paris vor einigen Wochen zugesandt, nachdem derselbe nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit dahin zurückgekehrt war. Herr Heine sprach sich darin für jenes projektierte literarische Unternehmen aus, das ‚von der Jugend denunziert, von der Polizei unterdrückt worden sei'. Da die Aufnahme dieser Erklärung früher Anstände gefunden hat, so wird diese Andeutung darüber genügen." (Diese Erklärung ist nur angedeutet, aber nicht abgedruckt bei Strodtmann, Heine, Bd. II, S. 186.)

[2]) Vgl. mein Buch „Das junge Deutschland und die preußische Zensur", S. 135.

ihm gesagt habe, er wolle dem österreichischen Wunsche möglichst entsprechen, „Wally" sei mit Beschlag belegt, und der König habe dem Bundestagsgesandten Trott den Auftrag erteilt, „die österreichischen Anträge entgegenzunehmen und mitzuwirken, daß auf die geeignetste Art der vorgesetzte Zweck erreicht werde". Ja, Schönburg meinte, diese Gelegenheit ergreifen zu können, in Württemberg weiter zu wirken, und forderte den Minister auf, Anlaß zu nehmen, auf Grund der Bundesgesetze in seinem Staate auch Schriften über zwanzig Bogen zu verbieten. Und Schönburg fügt naiv hinzu: „Der Graf schien darauf eingehen zu wollen, wenigstens zeigte er, wie immer, den besten Willen." Ob nun Beroldingen dem österreichischen Gesandten gegenüber falsches Spiel spielte, oder ob Schönburg sich einfach dupieren ließ, bleibe dahingestellt; tatsächlich hatte die württembergische Regierung am 26. November den Bundesgesandten Trott in ganz andrer Weise instruiert, als Schönburg nach Wien meldete. Diese Instruktion sandte Graf Münch an Metternich am 12. Dezember mit den Worten:

„Als ein in seiner Art höchst merkwürdiges Aktenstück lege ich Ew. Durchlaucht hier eine mir im Vertrauen zugekommene Instruktion des Grafen Beroldingen an Herrn v. Trott vom 26. v. M. bei, worin die Kurzsichtigkeit und Verkehrtheit der Ansichten bis auf den Punkt gesteigert ist, diese Tätigkeit der jungen Schriftsteller sogar im Interesse der Regierung zu finden."

Diese ungemein merkwürdige Instruktion, die doch nur durch eine ungeheuerliche Indiskretion in die Hände des Präsidialgesandten gekommen sein kann, lautet nach einer indifferenten Einleitung wie folgt:

„Soweit man diesseits von der Tätigkeit und Tendenz jener Schriftsteller im allgemeinen Kenntnis hat, ergibt sich, daß dieselben zunächst auf dem Gebiete der Ästhetik und Philosophie sich bewegen, und nur indirekt das der Politik berühren, sowie daß ihre Schriften nicht auf die Volksmasse, sondern auf das literarische Publikum berechnet sind. Wenn daher dieselben auch wirklich sittliche und religiöse Begriffe antasten, die zu den Grundpfeilern der gesellschaftlichen Ordnung gehören, so geschieht dies doch auf einem Felde, auf welchem durch die öffentliche Stimme des literarischen Publikums einem solchen Treiben zweckmäßiger als durch Maßregeln der Regierungen entgegengewirkt wird.

„Sollten dergleichen Schriften übrigens sich als gesetzwidrig darstellen, so wird, was die bereits erschienenen betrifft, eine Verbreitung derselben am füglichsten durch Verfügungen der Landesbehörden jeden Staates nach Maßgabe der Verschiedenheit der dabei in Betracht kommenden besonderen Verhältnisse der Lokalität gehemmt werden; was hingegen die, wie es scheint, im Präsidialvortrage zunächst ins Auge gefaßte Zeitschrift anlangt, deren Herausgabe einen Vereinigungspunkt für die in Frage stehenden Schriftsteller bilden soll, so würde in keinem Falle vor deren Erscheinen eine dagegen zu ergreifende Maßregel zu begründen sein.

„Ohne Erwägung dieser Verhältnisse würde man auch die Kompetenz der Bundesversammlung zu einer Einschränkung dermal weder in der einen noch in der andern jener Beziehungen gegründet finden können. Die Voraussetzungen, durch welche der § 6 des Beschlusses vom 20. September 1819 eine solche Einschreitung gebietet, trifft bei Schriften nicht zu, welche religiöse und moralische Fragen ganz allgemein und ohne nähere positive Beziehung noch in spezieller Richtung auf die Verfassung und Verbreitung des Bundes oder einzelner Bundesstaaten erörtern.

„Ebensowenig läßt sich die Bestimmung des Artikels 28 der Wiener Schlußakte von 1820 auf eine noch so entfernt liegende Möglichkeit einer von schriftstellerischen

Unternehmungen zu besorgenden Bedrohung der innern Ruhe und Ordnung anwenden, deren Aufrechterhaltung nach dem vorhergehenden Artikel 25 in der Regel den Regierungen allein zusteht.

„Wird aber der Gegenstand aus politischem Gesichtspunkte betrachtet, so führt auch dieser zu demselben Ergebnisse. Es läßt sich nicht mißkennen, daß durch eine Einschreitung der Bundesversammlung denjenigen Schriftstellern, in deren ganzen Treiben doch nur eine ephemere Erscheinung zu erblicken ist, eine Bedeutung beigelegt [wird], die ihnen nicht zukommt, und nur die Folge haben möchte, sie der Beurteilung durch die öffentliche Meinung zu entziehen, die ihrer bei einem ferneren Beharren in einer gegen die sittlichen und religiösen Begriffe der Gesellschaft anstoßenden Tendenz sicher wartet.

„Zudem wird auch nicht ganz unbeachtet bleiben können, daß jene Schriftsteller mit den von ihnen erregten literarischen Kämpfen manche Kräfte beschäftigen, welche sonst auf dem Felde der Politik in einem den Regierungen nicht günstigen Sinne tätig waren, und daß eben daher letztere es wohl nicht in ihrem Interesse finden dürften, jener durch die Uneinigkeit solcher Schriftsteller herbeigeführten veränderten Richtung ihrer schriftstellerischen Richtung entgegenzutreten, solange sie nicht wirklich gesetzwidrig sich äußern.

„Die königliche Bundestagsgesandtschaft wird durch diese Bemerkung sich hinreichend instruiert finden, um über den in Frage gestellten Gegenstand ihre Erklärungen abzugeben."

Es ist nun sehr merkwürdig zu konstatieren, daß trotz dieser Instruktion der württembergische Bundestagsgesandte keinen Einspruch erhoben zu haben scheint[1]). Der bekannte Bundestagsbeschluß wurde am 10. Dezember gefaßt. Am 12. Dezember erstattete Münch seinem Meister in Wien einen Bericht und begleitete das offizielle Schreiben mit einem Privatbriefe, in dem es heißt:

„Die Indignation aller deutschen Regierungen über dieses Treiben ist durch Einmütigkeit ihres Urteils über das Gottlose der Lehre dieser literarischen Schule verkündet, die Verfasser und Leiter derselben sind öffentlich stigmatisiert, ihre Schriften nicht bloß den wegen des Mißbrauchs der Presse bestehenden Gesetzen, sondern den Strafen und Polizeigesetzen verfallen erklärt . . . . Ich glaube, die Annalen des Bundestages sind um einen vernünftigen Beschluß reicher und der Religion und Sittlichkeit ein wesentlicher Dienst geleistet. Sekundäre Maßregeln, als da sind: die Ausweisung der Koryphäen aus Frankfurt, die Verhinderung des Erscheinens der angekündigten Zeitschrift, ist ohne Einwirkung des Bundestages durch mündliche, willig aufgenommene Andeutungen erreicht. Es ist im ganzen das, was für den Augenblick not tat, und alles, was möglich war, erreicht."

Ein Protest gegen den also gefaßten Beschluß seitens Württembergs erfolgte nicht. Aber dort wie in München schien man nicht sonderlich einverstanden und nicht eben geneigt, dem gefaßten Beschlusse nachzukommen.

Am 24. Dezember nämlich übersandte der österreichische Gesandte v. Kast aus München eine Verbalnote des Ministers v. Giese an den preußischen Gesandten von Dönhoff, daß die Regierung sich nicht veranlaßt fühle, ein allgemeines öffentliches Verbot zu erlassen, da dasselbe eine Aufforderung zur Umgehung durch erborgte Namen oder anonyme Schriften werden könnte;

[1]) Sollte das Zurückweichen der württembergischen Regierung etwa eine Folge des Metternichschen Schreibens vom 2. Dezember (mein Buch, S. 136) sein? Aber wie war Metternich schon am 2. Dezember in der Lage, über ein vertrauliches Schreiben vom 26. November zu sprechen? Vielleicht hatte auch hier wieder Jarcke seine Hand im Spiel.

auch sei das Verbot nach diesseitigen Gesetzen eine Strafe, die in Beziehung auf nicht erschienene Schriften nicht verhängt werden könnte. Dagegen seien die Kreisregierungen aufgefordert worden, tägliche Anzeigen der Verlagsartikel einzuholen, sie seien ferner auf die Löwenthalschen Schriften, auf die Arbeiten der „Gutzkow und Konsorten" aufmerksam gemacht und besonders angewiesen worden, gegen irreligiöse und unsittliche Schriften alsbald unfehlbar einzuschreiten. Denselben Standpunkt vertrat auch die Münchener „Politische Zeitung" vom 19. Dezember, die gleichfalls von dem Gesandten nach Wien geschickt wurde. In einem Artikel des Blattes hieß es: „Der Staat muß aus den Gesetzen selbst die nötige Kraft schöpfen, um jeder Art von Verletzung des Preßediktes mit Kraft entgegenzutreten."

In Württemberg erhob man sich nicht einmal zu einem solch indirekten Proteste. Schönburg machte, wie er am 4. Januar 1836 meldet, beim Neujahrsempfang durch den König aufmerksam auf den günstigen Eindruck, den zufolge der Hauptorgane der Stuttgarter periodischen Presse die jüngsten Maßregeln gegen Gutzkow und Konsorten hervorgebracht hätten, und fährt fort:

„Herr Menzel, als Hauptorgan der Opposition, ist dem König persönlich und der Regierung so verhaßt, daß Gutzkow und Konsorten, indem sie jenen offen angriffen, sich eine Art Gunst im ersten Augenblick des Erscheinens jener Schriften erwarben. Das Zerwürfnis zwischen den bisherigen Verfechtern des Radikalismus und den Anführern der jungen Literatur waren aber eben das, was den konservativen Regierungen am erwünschtesten sein, was sie schnell und kräftig benutzen mußten. Das Ansehen, welches sich die hiesige Regierung durch Instruktion an den diesseitigen Bundestagsgesandten gegeben hat, Gutzkow gegen Menzel quasi in Schutz nehmen zu wollen, bloß weil er diesen verunglimpft, die sträfliche und gefährliche Tendenz des ersteren daher bemänteln zu wollen, war ein Mißgriff, der sich aus dem Gesagten erklärt, keineswegs aber rechtfertigen läßt."

Bis nach Rom wünschte Metternich die Verfolgung des jungen Deutschlands auszudehnen. Am 23. Januar 1836 sandte er dem österreichischen Gesandten in Rom, dem Grafen v. Lützow, die Aktenstücke, die die literarische Vereinigung betrafen, und bemerkte, es würde gut sein, die päpstliche Regierung davon zu unterrichten. Lützow antwortete darauf mit einer literarischen Auseinandersetzung vom 6. Februar, wie trefflich es sei, daß man sich entschlossen habe, „gegen die litérateurs imberbes" aufzutreten, die sich mit einigen „bels esprits du Nord de l'Allemagne" verbunden hätten, „qui ont abjuré le Talmoud" [1]).

Graf Lützow teilte die Aktenstücke dem Kardinal Lambruschini mit und erhielt von diesem ein Dankschreiben, dessen Abschrift den Akten zugefügt ist. Der Kardinal bemerkte, daß noch keine dieser Schriften übersetzt sei, daß er aber alles tun würde, um etwaige Übersetzungen zu verbieten, die derartige „argomenti infernali" behandeln. Eine sonstige direkte Tätigkeit gegen die

[1]) Dieser gänzlich unbegründete Vorwurf, als bestände die Gruppe des jungen Deutschland hauptsächlich aus Juden oder getauften Juden, war schon in der ersten Denkschrift geäußert worden.

so heftig befehdete Schule ging von Österreich nicht aus; nur wurde man hier aufs genaueste von den Vorgängen in Deutschland unterrichtet.

Diese Berichte sind doppelter Art: Stimmungsbilder mit allgemeinen Betrachtungen vermischt und tatsächliche Mitteilungen, bei deren Wiedergabe gelegentliche Erwägungen beigefügt sind; die letzteren rühren von Diplomaten, die ersteren von Spitzeln (oder, wie man damals sagte, „Konfidenten") her. Die Berichte dieser Art waren eine österreichische Spezialität. Metternich und seine Leute hatten das Geschick, allerorten gefügige Werkzeuge, häufig Renegaten, zu finden, die im Lager der Feinde ihre Beziehungen hatten, alles erfuhren und alles meldeten. So kamen nach Wien aus Mainz, Frankfurt, Paris Meldungen über das „Junge Deutschland", Meldungen, die nicht ohne schriftstellerischen Wert und besonders deshalb von großem Interesse sind, weil sie von Männern herrühren, wie Pfeilschifter, Ed. Beurmann, von denen der letztere, ein talentvoller Schriftsteller, zur Zeit, da er an Metternich berichtete, mit Gutzkow intim befreundet war und von Börne freundlichst aufgenommen wurde. Wie es möglich war, daß das Doppelwesen solcher Männer den mißtrauischen Zeitgenossen unbekannt blieb, ist ebenso merkwürdig wie die Tatsache, daß Österreich den in seinem Solde stehenden Berichterstattern, — um nicht zu sagen: Spionen — gestattete, nicht bloß mit den Feinden Umgang zu pflegen (das war ja nötig, um Geheimes von ihnen zu erfahren), sondern öffentlich liberale Anschauungen zu vertreten. Denn derselbe Beurmann, der über Gutzkow und Börne nach Wien Notizen gelangen ließ, die keineswegs zur Verherrlichung der Geschilderten dienen sollten, veröffentlichte in „vertrauten Briefen über Berlin" die anerkennendsten Urteile über Gutzkow und in einem Büchlein über Börne eher eine Apotheose als eine Verunglimpfung des Jüngstverstorbenen.

Aus einem seiner Berichte (15. November 1835) sei folgendes kleine Genrebild vorgezeigt:

„Ich ging gestern zu Gutzkow; die kleine, unansehnliche Figur abgemagert, bleicher Wangen, kurzen Gesichts, gesträubten Haars lag unwohl auf dem Sofa; vor ihm saß Wienbarg. Vor dem Sofa befand sich ein Tisch, überhäuft mit Schriften des Tages oder die an der Tagesordnung sind. Niedergeschlagenheit malte sich auf dem Antlitze des demokratischen Holsteiners Wienbarg, schlecht verhaltener Groll und Unmut auf dem des Gutzkow. Es war ein Schreiben von Mannheim, vom Verleger der Werke des „Jungen Deutschland", Löwenthal, eben eingetroffen, worin derselbe anzeigte, daß ihm von der großh. badischen Regierung das Verbot irgendeines ferneren Buchverlags zugekommen sei. Zugleich bemerkte Löwenthal, daß nun mit dem weitern Satz und Druck der Deutschen Revue eingehalten werden müßte. „Das kommt von den Regierungen insgesamt," rief Gutzkow; „nicht das, was wir geleistet, ist ihnen ein Anstoß, sondern das, was von uns noch kommt, fürchten sie, *denn die Zukunft liegt in unsern Händen.*"

Wie durch Spitzel über das Lager der Gegner, so war Österreich, d. h. Metternich, durch seine eigenen Gesandten über die Vorgänge in den einzelnen deutschen Staaten unterrichtet. Allzuviel Neues gab's da freilich nicht.

Am 13. Januar 1836 meldete Freiherr von Hruby aus Braunschweig, daß die dortige Regierung dem Buchhändler Horneyer zu Helmstedt die Heraus-

gabe der „Mitternachtszeitung“ so lange verboten habe, als der berüchtigte Laube der Redakteur derselben sei. Fast ein Jahr später, am 17. Januar 1837, übersendete der Hannöversche Gesandte Herr von Kurfstein eine am 28. November 1836 von der Landdrostei in Hannover ergangene Verfügung, wonach Gutzkows „Novellen“, Heines „Tragödien“ und „Buch der Lieder“, Laubes „Moderne Charakteristiken“ und viele Schriften von Mundt zugelassen seien und ferner „von jetzt an die seit Michaelis d. J. in den Bundesstaaten gedruckten neuen Werke der Schriftsteller Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt in den Buchläden und Leihbibliotheken und sonst“ zuzulassen seien, „vorbehaltlich jedoch des etwa nötigen Verbotes in einzelnen Fällen.“ Der Gesandte fügt freilich hinzu, das Interesse für Literatur in Hannover sei wenig bedeutend. Diese Verfügung sei

„mehr als ein neuer Stein in dem Monumente zu betrachten, welches der seit heute zum Minister beförderte Chef des Departements des Innern, ein streng rechtlicher Mann, aber von schwankenden Grundsätzen, dem Liberalismus setzt. Übrigens würde er, ohne den Vorgang des mächtigen Nachbarstaates, nicht gewagt haben, diesen Schritt zu tun, gegen welchen ich mich jedoch ohne positiven Befehl um so weniger zu reklamieren befugt fühle, als jener Vorgang Preußens mich zu der Vermutung berechtigte, daß in beiden Staaten wenigstens mit Konsens Ew. Durchlaucht gehandelt worden ist.“

Seit 1837 wird in diplomatischen Berichten des jungen Deutschland nicht mehr erwähnt. Nur das persönliche Schicksal zweier Revolutionäre im österreichischen Sinne wurde von Wien aus mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet. Während Laube einer recht lästigen Fürsorge der preußischen Behörde unterworfen wurde, unterlagen Gutzkow und Wienbarg einer von Österreich aus in Szene gesetzten Beaufsichtigung; die Bewachung Gutzkows erstreckte sich auch auf dessen Schwiegervater.

Daß Wienbarg und Gutzkow zunächst aus Frankfurt verwiesen wurden, wußte man; daß diese Entfernung auf österreichischen Antrieb geschah, wird aus folgendem klar. Am 21. November schrieb Metternich an den Grafen Münch, er habe Kenntnis davon erhalten, daß Gutzkow Frankfurter Bürger werden solle; „daß es der gemeinsamen Sache nicht gleichgültig sein kann, gerade den Wortführer und Vorkämpfer der gottlosen Sekte, deren Treiben jetzt Gegenstand der gerechten Aufmerksamkeit der Regierungen ist, in der Bundesstadt und noch dazu als Teilnehmer an ihren Souveränetätsrechten angesiedelt zu sehen, liegt am Tage.“

Die Angelegenheit ist dann offenbar zwischen dem entscheidenden Senator und dem Grafen Münch abgemacht worden, welch letzterer schon vor dem Eintreten des direkten Befehls seines Chefs das tat, was man von ihm erwartete. Beide, Gutzkow und Wienbarg, hatten Aufenthaltskarten, die nur je auf ein Jahr lauteten; als sie um deren Erneuerung baten, wurden sie abschlägig beschieden (24. November). Die Gutzkow betreffenden Akten sind schon früher publiziert worden; Wienbargs Brief mag aus dem Frankfurter Archiv (Suppl. T. 311, Nr. 19) hier folgen. Man kennt von diesem charaktervollsten und geistig vielleicht bedeutendsten Mitglied des „Jungen Deutschland“ so wenig, daß

man jede Vermehrung unsres Wissens froh begrüßen muß; zudem ist unsre Eingabe so schlicht und mutig, so phrasenlos und doch so wirksam, daß man sie gewiß mit Vergnügen lesen wird; sie lautet:

„An einen hohen Senat der freien Stadt Frankfurt.

Unterzeichneter, dem das hiesige Polizeiamt, auf den Grund einer Vernachlässigung der zu erneuernden Aufenthaltskarte wie auch der Anzeige einer Logisveränderung die Erneuerung der Aufenthaltskarte verweigerte und der sich über beide Beschwerden hinlänglich gerechtfertigt, stellt an Einen hohen Senat das ehrerbietige Gesuch, ihm als einem ruhigen und unbescholtenen Mann, der kein Recht gekränkt und nichts Gesetzwidriges begangen, die fernere Aufenthaltserlaubnis in Frankfurt nicht entziehen zu wollen.

Sollte aber vielleicht ein höheres Motiv als das von dem löblichen Polizeiamte deklarierte einwirken, sollte etwa die von mir und dem Hn. Dr. Gutzkow angekündigte Herausgabe der Deutschen Revue, welche durch böswillige Denunziationen der Kritiker unschuldigerweise verdächtigt worden, eine Bestimmung abgeben, so kann ich, was diese Herausgabe der Deutschen Revue betrifft, die Erklärung ihres Nichterscheinens positiv abgeben. Ich lebe still für mich den Wissenschaften und der Literatur, ich habe keine andre Verbindungen als literarische und buchhändlerische, letztere nicht in Frankfurt. Ich bin unbescholten u. für meine Person bürgerlich und polizeilich außer Vorwurf. Sollte mein literarisches Streben nicht überall Billigung finden, so scheint mir dieses kein Motiv zu sein, mich, wo es auch sei in Deutschland, die Luft nicht einatmen zu lassen. Auch bin ich bereit, mich in dieser Hinsicht vor jedem kompetenten Forum einzufinden.

Einen hohen Senat ersuche daher nochmals ehrerbietigst, mir den Aufenthalt in Frankfurt ferner zu vergönnen. Sollte aber ein hoher Senat diesem Gesuch nicht willfahren können, so bitte ich wenigstens um einige Wochen Aufschub zur Arrangirung meiner Verhältnisse

Mit schuldiger Ehrfurcht

Frankfurt a. M., d. 17. Nov. 1835. Dr. Ludolf Wienbarg.

Das Gesuch kam im engern Rat am 24. November zur Verhandlung; beschlossen wurde: „Es ist dem Ansuchen nicht zu willfahren."

So war denn die Gefahr abgewendet, daß der Bundestag dieselbe Luft atmete, wie zwei gefährliche Verbrecher; aber wo sie weilten und was sie sonst taten, mußte die österreichische Regierung gleichfalls erfahren. Über Wienbarg berichtete der österreichische Beamte, Herr von Engelshofen, Mainz, 18. Januar 1836: er stände mit Gutzkow in ununterbrochener Verbindung; dieser möchte nach Frankfurt zurück, weil er dort für ein Geschichtswerk einen Verleger besitze. Dem Bericht liegen zwei Polizeirapporte vom 19./20. Januar bei, aus denen hervorgeht, daß Wienbarg in Niederingelheim in der „Post" wohnte und in einem Gespräch mit dem Friedensrichter unbesonnene Äußerungen über Deutschland und seine Politik sich erlaubt hatte. Es wird ferner gemeldet, daß er zu beschleunigter Abreise aus den Rheingegenden angehalten worden sei.

Wienbarg begab sich von dort nach Kassel, und auch darüber handelt ein Konfidentenbericht vom 20. April 1836:

„Wienbarg ist immer noch in Cassel; erst heute hat er an den Buchhändler Victor von Zabern in Mainz das letzte Manuskript geschickt von seinem Werke: „Rom und Griechenland", das bei Zabern erscheint. Sobald Wienbarg von letzterem

Geld erhalten, will er nach Hamburg abreisen, da ihm der Aufenthalt im südlichen Deutschland untersagt sei."

Was Gutzkow betrifft, so setzten seine persönlichen Verhältnisse, seine Verehelichung mit einer Frankfurter Dame und das ihm durch diese Verbindung in Aussicht gestellte Frankfurter Bürgerrecht die österreichische Regierung in große Verlegenheit[1]). Schon am 2. Dezember 1835 sandte Metternich einen ihm von dem Fürsten Wittgenstein zugekommenen Bericht über Gutzkow. In diesem wird von Gutzkows Verlobung mit Fräulein Klönne, der Stieftochter des schwedischen Generalkonsuls Freinsheim, „Nordsternritters wie auch Handlungsreisenden für die Weinfirma Mumm," gesprochen. Dann heißt es:

„Nach Frankfurter Gesetzen ist derjenige als Bürger zuzulassen, der eine Frankfurter Bürgerstochter ehelicht. Freinsheims Frau, die Mutter der Demoiselle Klönne, ist eine geborene Meidinger und Schwester und Tochter des dortigen Demagogen Meidinger, der sich noch gegenwärtig zu Darmstadt, wegen Verbreitung revolutionärer Schriften angeklagt, befindet, und nur auf besondere Verwendung seines Schwagers Freinsheim und gegen Deponierung einer Kaution von 5000 Gulden aus der Haft entlassen worden ist. Es ist wahrscheinlich, daß Gutzkow durch diese Heirat seine Subsistenz in Frankfurt a. M. und zugleich durch die Verwandtschaft mit dem demagogischen Buchhändler die Bildung oder Erweiterung seines Zentralpunktes des Liberalismus beabsichtigt. Kein besserer Ort hierzu als Frankfurt. Übrigens sind Spuren vorhanden, daß der pp. Freinsheim nicht frei von Demagogismus ist. Es ist nicht das erste Mal, daß er sich für dergleichen interessiert und verwendet. Unter königlich schwedischem Generalkonsulssiegel kann er Korrespondenzen befördern, ja Pässe geben. Wer surveilliert ihn in Frankfurt?"

Auf Grund dieses Berichtes beauftragte Metternich den Frankfurter Gesandten, gegen Gutzkow in Frankfurt aufzutreten und fügte hinzu „einen eigenen Schritt in Stockholm, die Umtriebe des Generalkonsuls Freinsheim betreffend, behalte ich mir noch besonders vor". Über solche Schritte ist nichts bekannt. Auch Gutzkow blieb nach seiner Verheiratung, die doch nicht gehindert werden konnte, ziemlich unbehelligt in Frankfurt.

Für Metternich und Österreich war damit eigentlich die Angelegenheit des „Jungen Deutschlands" erledigt. Heine kroch zu Kreuze; er, für dessen Talent Metternich selbst ein sehr günstiges Vorurteil besaß, war wohl der einzige, der in Österreich gelesen wurde, — dagegen war man mit ein paar Konfiskationen schnell fertig. Die übrigen hatten in Österreich ein sehr kleines Publikum, wenn überhaupt eines; da sie überdies auch keine Landeskinder waren, so mußten sie ihrer Wege ziehen. Das einzige, was man tat, war, daß man Konfidentenberichte über sie annahm — über Gutzkow ist noch ein solcher aus dem Jahr 1842 erhalten —, aber man legte sie ins Archiv und gab ihnen keine weitere Folge. Während Preußen keinen der Verfemten wieder recht zu Gnaden aufnahm, erlangte einer von ihnen, Laube, in Österreich die höchste Gunst; er, der früher von einem österreichischen Minister so heftig verfolgt worden war, wurde durch Vermittlung eines andern — freilich fünfzehn Jahre später — Direktor des Burgtheaters.

[1]) Schon am 21. November hatte Wittgenstein mitgeteilt, daß die Stadt Frankfurt einigen Literaten (Namen werden nicht genannt) den Aufenthalt daselbst verboten habe.

Ungedruckte Briefe Heinrich Schliemanns.

Mitgeteilt
von
Gustav Heinrich Schneideck.

Nach einer an Leiden und Entbehrung reichen Jugend, nach darauf folgender jahrzehnte langer kaufmännischer Tätigkeit konnte Heinrich Schliemann endlich an die Erfüllung seines Lieblingswunsches, das alte Ilion wieder aufzufinden, herangehen. Im Jahre 1863 gab er sein Petersburger Geschäft auf und ließ sich nach größeren Reisen 1866 in Paris nieder, um archäologische Studien zu treiben.

„Endlich war es mir möglich, den Traum meines Lebens zu verwirklichen, den Schauplatz der Ereignisse, die für mich ein so tiefes Interesse gehabt, und das Vaterland der Helden, deren Abenteuer meine Kindheit entzückt und getröstet hatten, in erwünschter Muße zu besuchen. So brach ich im April 1868 auf und ging über Rom und Neapel nach Korfu, Kephalonia und Ithaka, welches letztere ich gründlich durchforschte."

So schrieb Schliemann in seiner Selbstbiographie, in der er auch über das Ergebnis seiner Forschungen auf Ithaka berichtet. Die Sehnsucht nach Troja aber war zu stark. Nachdem er noch Mykenä und Tiryns besichtigt hatte, bestieg er im Piräus ein Schiff und fuhr nach Konstantinopel, von wo er sich noch am Tage der Ankunft nach den Dardanellen begab.

Als Stätte des homerischen Ilions galt damals die steile Höhe des etwa drei Stunden vom Hellespont gelegenen Dorfes Bunarbaschi. So begeistert und von Rührung überwältigt Schliemann war, als er die vom Skamander durchströmte Ebene sah, so stiegen ihm doch bald Zweifel auf, ob tatsächlich diese Stelle die richtige wäre. Ihm galt einzig und allein Homer als Gewährsmann, und diesem zufolge mußte Troja näher an der Meeresküste gelegen haben, denn die Entfernung zwischen dem Schiffslager und Ilion wurde von den Kämpfern mehrere Male des Tages durchmessen. Auch ergab eine Besichtigung des Bergrückens, daß schwerlich Achill hier den fliehenden Hektor dreimal um die Stadt herum gejagt haben konnte; das verboten schon die

steilen Abhänge nach dem Skamander zu. Ferner stellte Schliemann fest, daß vierzig Quellen von ziemlich gleicher Temperatur vorhanden waren und nicht nur eine warme und eine kalte, wie sie lange zuvor ein französischer Gelehrter gefunden haben wollte und für diejenigen hielt, in denen die troischen Frauen ihre Gewänder gewaschen hatten.

Einige Ausgrabungsversuche belehrten Schliemann, daß Bunarbaschi keineswegs die Stelle der Trojanerstadt einnahm. Er schloß sich daher der Ansicht des amerikanischen Konsuls in den Dardanellen, des Herrn Frank Calvert an, der der Meinung war, daß ein mehr nach der See zu gelegener Ausläufer des den Skamander vom Simois trennenden Plateaus die richtige Stelle sei. Dieser Hügel Hissarlik[1]) gehört zur Hälfte Herrn Calvert und bildete ein Oval von etwa 200 Metern Länge und 50 Metern Breite; im Süden und Osten sanft gegen das Plateau ansteigend, dessen letzter Ausläufer er ist, fällt er im Norden und Westen steil in die Täler des Mendere und Dumbrekfu ab. Die jetzige Ausdehnung des Hügels führte Calvert darauf zurück, daß mächtige Schuttmassen später errichteter Gebäude den Boden bedeckten und in ihrem tiefsten Grunde die Burg des Priamos enthielten.

Diese Vermutung hatte viel für sich, und Schliemann äußerte sich in seinem 1869 veröffentlichten Werk: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" dahin, daß man den ganzen künstlichen Teil des Hügels werde wegschaffen müssen.

Dieses Werk erwähnt Schliemann in einem Brief, den er als Antwort auf ein Schreiben des im Jahre 1883 verstorbenen Justizrats Karl Plato in Kolberg von dem Dorf Ciplak aus absandte. Herr Plato interessierte sich außerordentlich für die Unternehmungen Schliemanns, dem er in jener Zuschrift seine Anerkennung und Bewunderung ausgedrückt hatte. Der Brief Schliemanns hat folgenden Wortlaut:

„Im Dorfe Ciplak in der Ebene von Troja"
21. April 1870.

Ihre mir sehr schmeichelhaften Zeilen vom 29ten v. Mts. sind mir von Paris nach Athen und von dort hierher nachgesandt worden. Es ist mir leider aber nur möglich, einige Zeilen darauf zu antworten, da ich hier auf dem in meinem Buche besprochenen Hügel von Hissarlik mit Ausgrabungen beschäftigt bin und nur wenige Augenblicke zu meiner Verfügung habe.

Es freut mich, zu hören, daß mein Buch von einigem Interesse für Sie gewesen ist und sage ich Ihnen für ihre wohlwollenden Äußerungen meinen verbindlichsten Dank.

Ich habe auf obigem Hügel mehrere tiefe, sehr breite Gräben gezogen und Trümmer von Palästen und Tempeln auf Mauern viel älterer Gebäude dieser Art gefunden, bis ich auf 15 Fuß Tiefe auf riesige Mauern von 6 Fuß Dicke und herrlichster Bauart stieß. Noch 7½ Fuß tiefer fand ich, daß diese Mauern auf anderen von 8½ Fuß Dicke ruhten. Dies sind jedenfalls die Mauern des Palastes von Priamus oder des Tempels der Minerva; leider habe ich aber fortwährend Unannehmlichkeiten mit den beiden Türken, denen das Land gehört und werde vielleicht schon morgen gezwungen sein, meine Arbeiten einzustellen, werde mir aber alle

[1]) Das türkische Wort Hissarlik bedeutet Burghügel.

mögliche Mühe geben, den Hügel zu kaufen und dann nicht ruhen, bis ich nicht die ganze Pergamus des Priamus ausgegraben habe.

Es soll mich freuen, wenn Sie mich dahin begleiten wollen.

Einen genauen Bericht über meine Ausgrabungen in Troja schicke ich d. J. an's Institut de France in Paris, vielleicht auch eine Übersetzung an eine deutsche Zeitung.

Ich empfehle mich Ihnen

mit Hochachtung ergebenst

H. Schliemann.

Die türkischen Eigentümer der Hälfte des Hissarlik verleideten dem eifrigen Forscher tatsächlich die weitere Arbeit. Sie verlangten nicht nur eine übertriebene Ankaufssumme, sondern forderten auch, daß er die durch Ausgrabung entstandenen Tiefen sofort wieder zuschütten sollte, damit das Gelände nach wie vor als Schafweide dienen konnte. Diese Widerwärtigkeit beklagt Schliemann in dem zweiten der vorliegenden Briefe, der datiert ist:

Paris, 24. Juni 1870.
6. Place St. Michel.

Hochgeehrter Herr Justizrath!

Ich schrieb Ihnen am 21. April und bin hierher zurückgekehrt in der Hoffnung, die beiden türkischen Besitzer der Hälfte der alten Akropolis von Troja würden mir dieselbe eher verkaufen, wenn ich weniger Eifer zeigte. Nach den Berichten meines Freundes Hon. Frank Calvert in den Dardanellen wollen aber die Leute jetzt zu keinem Preise verkaufen und kehre ich daher jetzt nach dem Hellespont zurück, um auf der anderen Hälfte des Hügels des alten Pergamos, die genanntem Freunde gehört, die Excavationen zu beginnen. Bei der dortigen Hitze von 42° R in der Sonne und den pestilentiellen Fiebern, die immer im Juli und August in der Ebene von Troja herrschen, konnte ich, als ehrlicher Kerl, Sie nicht encouragiren, mich dahin zu begleiten und muß ich dies Vergnügen auf eine günstigere Jahreszeit verschieben.

Wenn ich auf keine Hindernisse stoße, dann denke ich die Ausgrabungen in 2 Monaten fortzusetzen.

Ich werde in Marseille alle möglichen Werkzeuge ankaufen, um die Arbeiten zu erleichtern, denn bei jetziger Hitze muß ich mehr Arbeitslohn bezahlen und die Leute arbeiten weniger.

Meine Adresse ist via Triest Frank Calvert, Esq for Mr. H. Schliemann, Dardanellen.

Ich empfehle mich ꝛc.

Erst etwa sechzehn Monate später konnte Schliemann an die Fortsetzung seiner Ausgrabungen herangehen; der dazu erforderliche Ferman der kaiserlichen Regierung war ihm durch die Vermittlung der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Konstantinopel ausgewirkt. Er begab sich, wie er in seiner Autobiographie schreibt, dorthin in Begleitung seiner Frau Sophie, die, eine aus Athen gebürtige Griechin und eine warme Bewunderin des Homer, mit freudigster Begeisterung an der Ausführung des großen Werkes teilnahm.

Zunächst mußte das Ehepaar in einer Lehmhütte des Dorfes Ciplak Wohnung nehmen, später hauste es in hölzernen Baracken auf der Höhe des Hissarlik in Gemeinschaft der Aufseher und zuweilen eines Ingenieurs und eines Zeichners. Frau Sophie ertrug tapfer all die Unannehmlichkeiten, die der Aufenthalt in dieser unwirtlichen, keineswegs gesunden Gegend mit sich brachte. Die Gewalt des eisigen Boreas bekamen sie mehr zu spüren als

ihnen lieb war; aus der Ebene stiegen im Sommer Fieberdünste auf, die freilich durch den frischen Seewind in ihrer Gefährlichkeit abgeschwächt wurden. Aber die Begeisterung für die ihrer harrende Arbeit ließ sie diese Unbilden ruhig ertragen; Schliemann war so glücklich, aus den Fluten des Skamanders trinken zu können, daß er schließlich Fieberanfälle bekam und nun ebenfalls Quellwasser genießen mußte.

Über hundert Arbeiter beschäftigte er um diese Zeit, Türken und Griechen, die aus den umliegenden Ortschaften zur Arbeit, oft weit her, kamen. Sehr zustatten kam ihm seine Kenntnis der griechischen Sprache. Was er sich einst als Knabe im Gebet erfleht hatte, war ihm gewährt worden: er hatte Griechisch lernen dürfen. Bei seinem geradezu phänomenalen Sprachentalent war ihm das in kurzer Zeit gelungen. Nach dem Krimkriege zu Anfang 1856 fand er die nötige Muße dazu. Ein gewisser Nikolaos Pappadakes und später Theokletos Vimpos, zwei in Petersburg lebende Athener, waren seine Lehrer gewesen. Schliemann hatte seine eigene Methode, eine Sprache rasch zu erlernen, nämlich viel laut zu lesen, Ausarbeitungen über ein ihn interessierendes Thema zu machen, sie, nach erfolgter Korrektur, auswendig zu lernen und in der nächsten Unterrichtsstunde vorzutragen. So hielt er es auch jetzt und erreichte tatsächlich schon nach sechs Wochen eine hinreichende Fertigkeit im Gebrauch des Neugriechischen; drei Monate verwandte er alsdann auf das Altgriechische, und so ward sein Herzenswunsch erfüllt: er konnte den Homer im Urtext lesen.

Verlas Schliemann die Liste der zum Tageswerk antretenden Arbeiter, so liebte er es, scherzhafte Worte an den einzelnen zu richten und ihn in vergnügter Stimmung ans Werk zu schicken. Auch an hochtönenden Namen ließ er es für sie nicht fehlen; da gab es einen Agamemnon, Laomedon, Äneas u. a. m. Die Beaufsichtigung so vieler bunt zusammengewürfelter Arbeiter war natürlich nicht so einfach. Drei Angestellte, aber auch Schliemann selbst und sogar seine Frau, der 30–40 Arbeiter unterstanden, besorgten diese Aufsicht. Mitunter griff das Ehepaar selbst zum Werkzeug, wenn es sich um eine mit besonderem Geschick vorzunehmende Ausgrabung eines Gegenstandes handelte. Aber Schliemann war nicht nur der Lohnherr, sondern zugleich der Effendi *ἰατρός*, der Arzt seiner Arbeiter, die er mit Chinin, Arnika oder Rizinus, seinen drei Universalmitteln, von allen nur möglichen Leiden kurierte.

Es gelang Schliemann, durch den Hügel von Norden nach Süden einen Durchstich zu machen; auf die Art hoffte er auf den Tempel der Athene zu stoßen. Zunächst traf er auf Grundmauern spätgriechischen Datums und zwar eines Gebäudes, aus dessen Inschriften hervorging, daß es zu Ilium novum gehörte, jenem auf den Trümmern des alten erstandenen Neu-Ilion, das seine Erstehung dem Lysimachos verdankte. Er war einer der Diadochen, der 306 vor Christo von dem Reiche Alexanders Kleinasien bis zum Halys und Taurus verwaltete. Er befestigte die neue Stadt mit einer mächtigen Ringmauer und sorgte für ihre Bevölkerung durch Übersiedelung der Bewohner umliegender Städtchen. Diese Mauern mußte Schliemann beseitigen, da ihm ja daran lag, die Fundamente des homerischen Ilion bloßzulegen.

An Justizrat Plato schreibt Schliemann unterm Datum:

Athen, 27. Januar 1872.

Ihr Geehrtes vom 16ten ds. hat meiner Frau und mir gar sehr viel Freude gemacht, denn wir sehen daraus, daß sich in Deutschland nicht nur die Männer, sondern auch die gediegenen Hausfrauen für archäologische Forschungen interessieren.

Wenn ich Ende April 1870 die Ausgrabungen in Troja abbrach und sie erst Anfangs Oktober v. J. fortsetzte, so war es wahrlich nicht meine Schuld. In meinem Bericht in der Augsburger Zeitung vom 2. Novb. habe ich versucht, die unüberwindlich erscheinenden Hindernisse, auf die ich stieß, zu beschreiben. Ich schicke Ihnen jenen meinen ersten, sowie meinen 3ten, 4ten und 5ten Bericht heute auf griechisch, denn auf Deutsch besitze ich nur ein Exemplar von jedem. Auch auf griechisch fehlt mir der 2. Bericht, der auf deutsch am 22. Novb. in der Augsburger Zeitung erschienen ist. Ich habe wohl ein Exemplar davon auf griechisch, habe es aber in mein scrapbook geklebt und kann es nicht missen.

An die Ebene von Olympia kann ich vorläufig leider nicht denken, denn erst muß ich die Ausgrabungen in Troja zufriedenstellend beenden und es ist mir unmöglich, zu wissen, wie lange ich noch daran zu arbeiten habe. Auch wenn ich die Paläste des Priamus, des Hector und des Paris aufdeckte, so würde man mir nicht zugestehen, die trojanische Frage gelöst zu haben. Was man verlangt, sind Inschriften und Inschriften jener Zeit will und muß ich finden; ich will sie finden, selbst wenn ich noch 50 Fuß tiefer graben müßte. Auch nachdem will ich erst die Gräber der Clytemnästra und der Electra (deren jedes die Größe einer Stadtkirche hat) sowie die Akropolis von Mykenä (*Μυκῆναι*) ausgraben, ehe ich zur Excavation des Schauplatzes der olympischen Spiele schreite, denn ich will und muß für Griechenland vor allen Dingen erst die Krone seines Ruhmes retten, die seit einiger Zeit ebenso skeptisch betrachtet wird als die Göttlichkeit Jesu.

Herrn Curtius habe ich Ende July in Berlin kennen gelernt, leider hat er die Ebene von Troja früher besucht als ich im Stande war, die Ausgrabungen zu erneuern und fürchte ich daher sehr, er wird Homers Ilium auf die Höhen von Bunarbaschi verlegen, während ich es jedenfalls tief unter den Ruinen von Ilium novum gefunden zu haben glaube. Ich habe 3 lange griechische Inschriften, die ich in 5 Fuß Tiefe fand, herausgegraben und sie Hrn. Curtius zur Publikation in seiner archäologischen Zeitung eingesandt, somit erwarte ich Briefe von ihm.

Über meine eigenen Forschungen unterlasse ich es irgend etwas mehr zu berichten, bis ich nicht die Ausgrabungen in Troja beendet habe, denn ich kann kein Buch darüber ausgeben, ohne es mit Photographien der aufgefundenen Gegenstände zu begleiten und da ich von letzteren „la part du lion" genommen habe, so muß ich befürchten, daß mir die türkische Regierung meinen „Ferman" annullirt, wenn sie es erfährt. Aber nichts soll dem wißbegierigen Publikum entgehen; Alles soll publiziert werden, sobald ich dazu im Stande bin.

Ich denke hier bis zum 20. März zu bleiben und am 1. April die Arbeiten in Troja fortzusetzen. Ich nehme meinen Schwiegervater mit, denn er ist ein *Ἡρακλῆς* und eignet sich daher sehr fürs Commando. Nichts flößt dort so große Ehrfurcht ein als physische Kraft und wird mein Schwiegervater, um so mehr als er Grieche ist, dort als der größte Archäologe der Welt angesehen werden. Leider kann ich meine Frau, die nie einschläft, ehe sie nicht 200 Verse in der Iliade gelesen hat (nämlich im Original), nicht mitnehmen, denn wir erwarten einen kleinen *Ἀγαμέμνων*; v. J. kriegten wir eine Tochter, die *Ἀνδρομάχη* getauft ist.

In seiner Gattin Sophie hatte Schliemann eine Lebensgefährtin gefunden, die er selbst, wie schon erwähnt, als eine warme Bewunderin Homers und

begeisterte Teilnehmerin an seinem Werk bezeichnet hat. Er war erst wenige Jahre mit ihr verheiratet[1]).

Es darf verwundern, daß ein Mann in so ausgezeichneten Verhältnissen so lange Junggeselle geblieben war. Daran trug aber keineswegs Feindschaft gegen das weibliche Geschlecht die Schuld, Schliemann hatte im Gegenteil schon von frühester Jugend an eine tiefe Neigung für ein weibliches Wesen, und die Geschichte seiner ersten Liebe entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Er selbst erzählt davon in seiner Autobiographie.

Es war die kleine Minna Meincke, die insofern für den künftigen Forscher von größter Bedeutung wurde, als das Streben, sie einst als Gattin und Gefährtin auf seinen Entdeckungsreisen zu besitzen, maßgebend für den Kampf um die Existenz schon in seiner Jugend wurde.

Minna, die Tochter des Gutspächters Meincke in Zahren, unweit von Ankershagen, wo der alte Schliemann als Pastor lebte, war ebenfalls 1822 geboren, also in demselben Jahr wie Heinrich Schliemann. Sie zeigte das größte Verständnis für ihn, sein Wesen und seine Pläne. Die Zuneigung der beiden Kinder war so innig, daß sie sich in kindlicher Einfalt Liebe und Treue schworen. Der Hang zum Spukhaften und Wunderbaren war in ihr nicht geringer als in ihrem abenteuerlustigen Spielgefährten; in seiner Gesellschaft wanderte sie umher in dem alten Ankershagener Spukschloß, suchte auf dem Friedhof das Grab des alten Raubritters Henning Bradenkirl, dessen linkes Bein angeblich immer wieder unter den Steinen hervorwuchs, stöberte in den alten Kirchenbüchern herum und ließ sich vom Dorfschneider Hüppert Schnurren erzählen.

„Es stand zwischen uns fest, daß wir, sobald wir erwachsen wären, uns heiraten würden, und daß wir dann unverzüglich alle Geheimnisse von Ankershagen erforschen, die goldene Wiege, die silberne Schale, Hennings ungeheure Schätze und sein Grab, zuletzt aber die Stadt Troja ausgraben wollten; nichts Schöneres konnten wir uns vorstellen, als so unser ganzes Leben mit dem Suchen nach den Resten der Vergangenheit zuzubringen."

Diese Begeisterung für Troja hatte der Vater auf den jungen Heinrich übertragen, indem er ihm oft voll Bewunderung die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des trojanischen Krieges schilderte. Als er den neunjährigen Knaben einstmals G. L. Jerrers Weltgeschichte für Kinder schenkte und Heinrich darin die phantasievolle Abbildung ungeheurer trojanischer Mauern erblickte, erklärte er, daß, wenn solche Mauern einmal dagewesen seien, sie noch nicht ganz vernichtet, sondern unter Staub und Schutt vergraben sein müßten. Er kam endlich mit seinem Vater überein, daß er selbst dereinst Troja ausgraben sollte.

Das über die Familie Schliemann hereinbrechende Mißgeschick führte auch zur Trennung der Kinder. Heinrich sah sich, nachdem er in Neustrelitz

[1]) Die noch jetzt in Athen lebende Witwe Schliemanns gab auf erfolgte Anfrage nachstehende Mitteilung über sich selbst: „Mein Mädchenname ist Castromenos, mein Vater war Kaufmann in Athen. Durch einen Verwandten meiner Mutter, der im Jahre 1903 als Erzbischof von Mantinea im Peloponnes starb und während seiner Studienjahre in Petersburg meinem Manne neugriechischen Unterricht gab, wurde mein Mann mit meiner Familie bekannt."

die Schule besucht hatte, 1836, also im Alter von vierzehn Jahren, genötigt, in das Krämergeschäft von Ernst Ludwig Holtz in Fürstenberg i. M. einzutreten. Einige Tage vor seiner Abreise in Neustrelitz traf er noch einmal mit Minna Meincke zusammen, die er seit mehr als fünf Jahren nicht gesehen.

„Als wir einander in die Augen sahen, brachen wir beide in einen Strom von Tränen aus und fielen, keines Wortes mächtig, einander in die Arme. Mehrmals versuchten wir zu sprechen, aber unsere Aufregung war zu groß; wir konnten kein Wort hervorbringen."

Wer heute durch Fürstenberg wandert und das niedrige, jetzt mit einer Gedenktafel geschmückte Haus sieht, in dem Schliemann seine traurige Lehrlingszeit verbrachte, der vermag sich zu vergegenwärtigen, welche seelische Qualen der zur Unterdrückung aller ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen gezwungene jugendliche Feuergeist in diesen fünfundeinhalb Jahren hier erduldet hat. Heringe, Talglichter, Butter und andre nützliche Dinge verkaufte der künftige Trojaentdecker von früh fünf bis abends elf Uhr. An wissenschaftliche Vervollkommnung war nicht zu denken. Als ein verbummelter Müllersohn, der wegen schlechten Betragens aus der obersten Klasse des Neuruppiner Gymnasiums weggejagt war und sich allmählich dem Trunk ergab, dem jungen Lehrling einige hundert Homerverse rezitierte und dafür drei Gläser Branntwein erhielt, da überkam den jungen Schliemann der ganze Jammer seiner trostlosen Lage. Heiße Tränen vergießend, flehte er zu Gott im Gebet, er möchte ihm das Glück gewähren, dereinst Griechisch lernen zu dürfen.

Als Heinrich infolge Aufhebens eines zu schweren Fasses sich ein Brustleiden zugezogen und seine Stellung aufgeben mußte, wanderte er nach Hamburg, wo man ihn eben wegen jenes Leidens nicht lange behielt. Endlich glückte es ihm durch Empfehlung des Schiffmaklers J. F. Wendt, der mit Schliemanns Mutter aufgewachsen war, an Bord der kleinen nach La Guayra in Venezuela bestimmten Brigg „Dorothea" als Schiffsjunge anzukommen. Aber an dem sogenannten eilandschen Grund auf der Höhe von Texel scheiterte das Schiff, und nur unter vielen Gefahren wurde die Besatzung gerettet.

Den Vorschlag der Konsuln Sonderdorp und Rem, nach Hamburg zurückzukehren, lehnte Schliemann ab; er hatte zu viel Widerwärtiges in Deutschland erlebt und zog es vor, sein Heil in Amsterdam zu versuchen. Aber auch hier geriet er in die bitterste Not, bis es ihm, wieder auf Empfehlung des Herrn J. F. Wendt, gelang, in Amsterdam, wo er sich vergeblich als Soldat anwerben lassen wollte, eine Art Laufburschenstellung bei F. C. Quien zu erlangen. Später trat er in das Geschäft von B. H. Schröder & Co. ein, und von jetzt ab bewegte sich seine Lebensbahn endlich aufwärts. Das Gehalt von 2000 Frank benutzte er u. a. auch zum Studium der russischen Sprache, und als er im Jahre 1846 von seinen Chefs als Agent nach Petersburg und Moskau geschickt wurde, hatte er so großen Erfolg, daß seine Stellung von jetzt ab eine gesicherte und auskömmliche war.

Und nun glaubte er, der all die Widerwärtigkeiten standhaft ertragen hatte im Hinblick auf die ersehnte Vereinigung mit Minna Meincke, den Augenblick gekommen, um ihre Hand anhalten zu dürfen. Er beauftragte mit dieser

Anfrage einen Freund der Familie Meincke. Die Antwort traf ein: vor wenigen Tagen hatte Minna eine andre Ehe geschlossen!

„Diese Enttäuschung erschien mir damals als das schwerste Schicksal, das mich überhaupt treffen konnte: ich fühlte mich vollständig unfähig zu irgendwelcher Beschäftigung und lag krank darnieder. Unaufhörlich rief ich mir alles, was sich zwischen Minna und mir in unsrer ersten Kindheit begeben hatte, ins Gedächtnis zurück, all unsre süßen Träume und großartigen Pläne, zu deren Ausführung ich jetzt eine so glänzende Möglichkeit vor mir sah; aber wie sollte ich nun daran denken, sie ohne Minnas Teilnahme auszuführen? .... Warum mußte das grausame Schicksal sie mir gerade jetzt entreißen, wo ich, nachdem ich sechzehn Jahre lang nach ihrem Besitz gestrebt, endlich glaubte, sie errungen zu haben!"

Jahrelang trauerte er um die Verlorene. Aber mit um so größerem Eifer ging er nun daran, soviel Reichtümer zu erwerben, daß er den Plan seines Lebens, Troja aufzufinden, mit aller Sorgfalt allein zur Ausführung bringen konnte.

„Gott sei es gedankt, daß mich der feste Glaube an das Vorhandensein jenes Troja in allen Wechselfällen meiner ereignisreichen Laufbahn nie verlassen hat! — aber erst im Herbste meines Lebens und dann auch ohne Minna — und weit, weit von ihr entfernt — sollte ich unsre Kinderträume von vor fünfzig Jahren ausführen dürfen."

Es war daher ein außerordentliches Glück für Schliemann, daß er in seiner späteren Gattin ein Wesen fand, das an Begeisterung und Tatkraft der ersten Jugendgeliebten nicht nachstand; so leitete sie u. a. einige Jahre später an einer bestimmten Stelle die von Schliemann an drei Punkten vorgenommenen Ausgrabungen in Mykenä. Daß er einen durch körperliche Erscheinung imponierenden und energischen Schwiegervater mit in die Ehe bekam, konnte ihm hinsichtlich der Manneszucht unter den Arbeitern nur erwünscht sein.

Die Sorge, daß Professor Ernst Curtius das Ergebnis der Schliemannschen Forschungen durch Zweifel in ihrem Wert schädigen könnte, beunruhigte Schliemann sehr. Es kam ihm alles darauf an, nachzuweisen, daß seine Vermutung, wonach das homerische Ilion unter dem des Lysimachos zu suchen sei, sich als richtig herausstellte. Auch der nächste Brief handelt davon; er ist datiert:

Athen, 24. Februar 1872.

Ihr liebes Schreiben vom 8ten ds. Mts., sowie den Auszug der Rede des Professors Curtius, den Sie die Güte hatten, mir damit zuzusenden, ist von meiner Frau und mir mit großem Interesse gelesen und danken wir Ihnen herzlich dafür.

In den griechischen Zeitungen sind fast alle Wörter altgriechisch, nur die Syntax ist verschieden, aber im neugriechischen unvergleichlich leichter.

Hr. Curtius spricht veni, vidi, vici über Troja und fand alles in einigen Stunden. Durch lange, kostspielige, mühevolle Ausgrabungen in Hissarlik hoffe ich aber bestimmt ihm jetzt bald beweisen zu können, daß er sein Urteil viel zu leichtfertig abgegeben hat und daß das alte Troja 34 bis 40 Fuß unter den Trümmern von Ilium Novum liegt. Hinsichtlich des πυξ wird er Recht haben.

Ich will erst einen Theil der alten *Πέργαμος Πριάμου* bloslegen und die bestimmtesten Beweise auffinden, daß es die *Πέργαμος* ist; will gern Rthlr. 24 000

ausgeben, es dahin zu bringen und habe ich es dahin gebracht, dann wird freudig der griechisch-philologische Verein in Konstantinopel, vielleicht auch der deutsche Kaiser weiter arbeiten lassen. Bis dahin brauche ich keine Hülfe.

Wir haben mit großem Interesse gelesen, was Sie über Ihre liebe Familie schreiben und freut es uns sehr, daß Sie eine so gelehrte Frau haben und dabei eine noch so junge. Auch die meinige ist kaum 21 Jahre alt. Es sind die glücklichsten Ehen, die auf gegenseitiger Hochachtung basiert sind. ... Homer lese ich jeden Abend im Bett und da ich ihn seit 16 Jahren lese, so kenne ich die Bedeutung jedes Wortes und brauche kein Lexikon. Vielen Dank für freundliches Anerbieten.

Wenn Sie, wie ich hoffe, Athen besuchen, dann müssen Sie bei uns vorlieb nehmen. Sie müssen aber kommen, wenn ich hier bin. Einstweilen sende ich Ihnen einige Ansichten τῶν Ἀθηνῶν.

Reich an Mitteilungen und bemerkenswert durch die erfreuliche Mitteilung, daß Schliemanns Arbeiten erwünschten Erfolg hatten, ist das nächste Schreiben. Es ist sehr bedeutsam datiert:

Pergamus des Priamus,
23. July 1872.

Ich widme Ihnen hiermit die Nachricht, welche jedes deutsche Herz mit Jubel erfüllen muß, daß ich endlich am 19ten ds. Mts. in 10 Meter oder 33 Fuß Tiefe auf die kolossale trojanische Mauer stieß, welche schon Homer bewundert haben muß, denn sonst hätte er ihren Bau nicht Neptun und Apollo zuschreiben können (Ilias VII, 452—453); sie ist von mehr oder weniger behauenen, mit Erde zusammengesetzten Steinen erbaut, die so gelegt sind, daß sowohl die Außenseite, welche unter einem Winkel von 70 bis 75 hinabläuft, als auch die Innenseite, welche senkrecht ist, ein ziemlich glattes Aussehen haben. Sie ist oben auf der Westseite 3½, auf der Ostseite 4 Meter breit und scheint ganz geneigt bis auf den Urboden hinunterzugehen, denn bis zu einer Tiefe von 15 m oder 50 deutsche Fuß habe ich an ihrer Seite aufgraben lassen, ohne ihre Fundamente zu erreichen. Ihre zunehmende Breite an der Ostseite läßt mich vermuthen, daß in ganz geringer Entfernung, vielleicht nach einigen Schritten, das Thor ist, welches von der Stadt nach der Akropolis führte. Trotz des giftigen Fiebers, woran jetzt Alle erkranken, will ich daher meine d. z. Arbeiten nicht einstellen, ohne nicht etwas mehr von der Mauer, in östlicher Richtung, blosgelegt zu haben.

Man hielt immer früher die cyclopischen Bauten für die ältesten; es ist aber leicht zu beweisen, daß Bauten von mit Erde zusammengesetzten Steinen wenigstens ebenso alt sind, denn auf diese Weise sind ja alle jene unter 3 Schichten vulkanischer Asche von 68 Fuß Dicke auf den Inseln Thera (Santorin) und Therassia gefundenen Häuser und Mauern erbaut, denen man ein Alter von 2000 Jahren vor Christi gibt, denn der Vulkan, der jene Asche ausgespieen hat, muß eine Höhe von 3800 Fuß gehabt haben und wenigstens 1500 v. Chr. in's Meer versunken sein.

Ich arbeite hier schon seit 1. April im Anfang mit 100, darauf mit 126 und jetzt, seit einem Monat, mit 150 Arbeitern. Ich fing in diesem Jahre damit an, von der Nordseite, in 16 m Tiefe unter des Berges Gipfel, eine 70 Meter breite Plattform hineinzutreiben. Nachdem ich aber 25 Meter fortgeschritten war, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß der Urboden noch viel tiefer wäre; ich gab daher meiner Plattform eine Senkung von 10% und erreichte so in 25 Meter vom Abhange des Berges in einer Tiefe von 18 Metern oder 60 deutschen Fuß den Urboden. Wie furchtbar, wie unbeschreiblich die Schwierigkeiten sind, in einer Wildnis wie diese, wo es an Allem fehlt, eine 60 Fuß tiefe, 232 Fuß breite Ausgrabung in einem Berge zu machen, dessen untere 5 bis 8 Meter hohe Schuttschichten steinhart sind und eine kolossale Masse riesiger Steinblöcke enthalten, davon kann sich nur derjenige eine Idee machen, der Augenzeuge davon war.

Da ich sah, daß ich das Riesenwerk unmöglicherweise in diesem Jahre vollenden könnte, so begnügte ich mich damit, nachdem ich zwei Monate lang an dem großen Durch-

stich gearbeitet hatte, vorläufig nur einen Canal von 30 Meter Länge durch den ganzen Berg zu graben und da ich denselben von der Nord- und von der Südseite gleichzeitig anfing, so schritt er rasch vorwärts und wird in ca 11 Tagen fertig sein.

Bei der Grabung dieses Canals stieß ich auf der Südseite in einer Entfernung von 50 m oder 165 Fuß vom Abhange auf die Mauer, welche Laomedon durch die beiden Götter bauen ließ. Ich werde mir erlauben, Ihnen nach einigen Wochen eine kleine Photographie dieser Mauer zu senden.

Nächsten März will ich die Ausgrabungen im großen Maßstabe fortsetzen und dann vor allen Dingen die ganze Mauer der Akropolis und ihren Zusammenhang mit der großen Stadtmauer erforschen. Hinsichtlich der bis jetzt gefundenen Gegenstände darf ich sagen, daß ich für die Archäologie eine neue Welt aufgefunden habe; denn, um nur ein Beispiel zu citiren, finde ich Tausende und aber Tausende von Stücken Terracotta in Form des Vulkans und des Carousels, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen bedeckt sind; auch alle andere Töpferarbeit ist hier so phantastisch und mannigfaltig wie nur möglich.

Nach der Beschaffenheit der Schuttschichten, nach der Töpferarbeit und nach den „Monuments figurés“ habe ich die Geschichte Trojas und aller ihrer Nachfolgerinnen in meinem 5ten diesjährigen Aufsatze geschrieben, der bestimmt vom wißbegierigen deutschen Publikum mit großem Interesse gelesen würde; jetzt ist auch mein 6ter und 7ter diesjähriger Aufsatz fertig und nicht einmal der erste davon ist bis jetzt gedruckt. Die 4 ersten Aufsätze schickte ich nun im v. J. an die Augsburger Allgemeine Zeitung, welche sie weder gedruckt hat noch an mich zurückschickt und fürchte ich daher, bei der grauenhaften Unordnung im asiatischen Postwesen, daß alle, weil sie sehr dick waren, gestohlen oder anderswie verloren gegangen sind.

... Welch eine Schuttaufhäufung ist hier! 50 Meter oder 165 Fuß hat der Berg an der Südseite an Breite zugenommen seit der Zerstörung von Troja und die 5 bis 8 Meter hohen Schutt- und Steinschichten desselben sind mit 10 m oder 33 Fuß hohen Trümmern bedeckt, welche 3 ganz verschiedenen vorhistorischen Völkern und endlich der hellenischen und römischen Zeit angehören.

Meine Kosten betrugen bis zum 1. Juni reichlich Frcs 300 und seitdem über Frcs 400 täglich.

Gleichzeitig grabe ich auch die Baustelle des Apollotempels bis zum Urboden ab, der dort aber nur in 21 m oder 70 Fuß Tiefe zu sein scheint, ich fand daselbst einen herrlichen sculptirten Marmorblock, der den *Φοῖβος Ἀπόλλων* mit 4 unsterblichen Pferden darstellt; er ist aus der Zeit des Lysimachus.

... Um eine Idee von solchen Ausgrabungen zu haben, sollte man bedenken, daß das höchste Haus in Berlin oder Paris kaum 60 Fuß hoch ist.

Schliemann zitiert in diesem Brief eine Homerstelle. Wer da weiß, daß sein ganzes Werk, seine Hoffnung, seine Pläne in erster Linie und anfangs ausschließlich auf den Angaben der Ilias beruhten, daß nicht wissenschaftliche Forschung, sondern gleichsam ein Instinkt ihn den richtigen Weg, die rechten Mittel finden ließ, der wird die Freude begreifen, mit der er die Auffindung jener Mauer begrüßte, wie groß Schliemanns Genugtuung war, daß der Glaube an seinen vergötterten Homer ihn nicht getäuscht hatte.

Jene Stelle der Ilias handelt von einer Mauer, die die Griechen sich selbst und ihren Schiffen zum Schutz bauten. Sie unterließen es aber, den Göttern dabei Hekatomben zu opfern, worüber sich Poseidon bei Zeus beschwerte. Er fürchtet, daß diese neue Mauer den Ruhm der alten trojanischen verdunkeln könne:

Jener vergißt man hinfort, die ich und Phöbos Apollon
Einst um die Stadt dem Helden Laomedon bauten in Mühsal.

Mit dem Humor, den der Dichter der Ilias so oft den Olympiern zueignet, gibt Zeus dem um seinen Ruhm besorgten „Gestaderschütterer" den guten Rat, nach Heimkehr der Achäer die Mauer einfach mit Wasser hinwegzuschwemmen.

Die eigentümlichen Formen der aufgefundenen Töpferarbeiten gaben dem Forscher Anlaß zu vielen Bedenken; er vermißte die Schönheit und den Schmuck, wie beide den Erzeugnissen der hochentwickelten griechischen Töpferkunst eigen waren. Statt der Malereien und Ornamente der griechischen Musen sah man hier nur den einfarbigen, mit einem gewissen Glanz überzogenen Ton; seltsame Kannen, die einen kugelförmigen Leib und überschlanken Hals hatten, Becher mit Doppelhenkeln, riesige Tonkrüge und Becken neben zierlichsten Kleinigkeiten. Am sonderbarsten war eine Art Krug, an deren Mündung ein paar große Augen, Nase und Stirnrand angedeutet war, desgleichen auf der Wandung Brustwarzen und Nabel; der Deckel hatte die Form einer Mütze. Schliemann nahm seinen Homer zu Hilfe, der ja der Athene den Beinamen *γλαυκῶπις*, die Eulenäugige, gegeben. So glaubte also Schliemann hier die älteste troische Darstellung der Athene aufgefunden zu haben. Größere Schwierigkeit in der Deutung bereiteten Tausende von kleinen Tonkugeln, die durchbohrt waren und eingeritzte Zeichen sowie Verzierungen aufwiesen; sie wurden meist als Spinnwirtel gedeutet; Schliemann nahm an, es seien Weihegeschenke für Athene, die Schützerin der Frauenarbeit, gewesen.

Von neuen Ausgrabungen berichtet Schliemann an Plato, an den er zunächst noch eine Mitteilung über die bereits erwähnte Mauer macht, unterm Datum:

Troja, 31. July 1872.

Bezugnehmend auf mein Ergebenes vom 23. ds. beeile ich mich Ihnen zu melden, daß die große Mauer, wovon ich Sie darin unterhielt, zu einem ungeheuren Thurm gehört, dessen Breite 40 Fuß ist und dessen Länge ich noch nicht habe ermitteln können. Ich lasse jetzt rechts und links von meinem Canal graben, um ihn ganz an's Licht zu bringen, auch um einen Abzugskanal fürs Regenwasser im Winter zu gewinnen. Jedenfalls vermuthe ich, daß dies der *μεγαπύργος Ἰλίου* ist, den Homer (Iliade VI, 386) erwähnt.

An der Nordseite habe ich bei der Tempelausgrabung eine ungeheure Mauer entdeckt, die jetzt 50 Meter vom Abhange des Berges entfernt ist, einst aber auf dem Abhange selbst gebaut war, wie es deutlich die Schuttschichten beweisen. Von dieser Mauer und vom großen Thurm aus ist's leicht, sämmtliche Ringmauern Iliums bloszulegen. Der Thurm ist in 16 M. oder 53 Fuß Tiefe auf den Fels gebaut. Die Ausgrabung des Thurms wird mich noch 4 Wochen hier halten, so krank ich auch bin.

Auch in diesem Brief zitiert Schliemann eine Homerstelle, die für ihn wiederum von besonderem Wert ist.

Hektor kehrt in sein Haus zurück und findet sein Weib Andromache nicht daheim; besorgt fragt er die Mägde und erhält von der Schaffnerin den Bescheid, die Frau sei nicht zu ihren Schwägerinnen oder in den Tempel der Athene gegangen,

Sondern den Turm erstieg sie von Ilios, weil sie gehöret,
Daß Not leiden die Troer und Ohnmacht sei den Achäern.

Die Erkrankung, die nicht nur Schliemann, sondern auch seine Aufseher ergriffen hatte, hinderte ihn jedoch, die Arbeit fortzusetzen; nur bis Mitte des August

konnte er noch bleiben, dann kehrte er nach Athen zurück, von wo er wieder an Plato schreibt. In diesem Brief erwähnt er nochmals die aufgefundenen Tonwerke und die Skulptur, die den Apoll darstellt.

Athen, 31. August 1872.

Ihre liebe Zuschrift vom 17ten ds. habe ich mit großem Interesse gelesen und danke Ihnen herzlich dafür. Ungemein freut es mich, daß meine Arbeiten und Entdeckungen in Troja bei Ihnen und Ihren Freunden so große Anerkennung finden und Sie Notizen darüber an verschiedene Zeitungen gesandt haben. Für die Gartenlaube sind meine Aufsätze zu wissenschaftlich und sie für dies Blatt umzuarbeiten, dazu fehlt mir die Zeit und die Geduld. Ich habe überdies jetzt auch keine Lust mehr, sie, so wie sie sind, in irgend einer Zeitung zu publiciren; ich halte es für besser, sie unverändert in ein Werk zusammenzufassen und mit den Zeichnungen aller gefundenen vorhistorischen Gegenstände, die irgend Interesse für die Wissenschaft haben könnten, herauszugeben. Dazu brauche ich aber 4 Monate der angestrengtesten Arbeit, denn Alles muß erst classificirt und alles Zerbrochene muß erst ausgebessert werden, ehe es abgezeichnet werden kann.

Unter anderm habe ich Tausende von terra cottas in der Form von Vulkanen und Carousels aufgefunden, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen der arischen Race verziert sind, während sich niemand rühmen kann, vor mir je auch nur ein einziges solcher terra cottas entdeckt zu haben. Merkwürdigerweise fand ich dieselben sowohl in den Trümmerschichten der 4 verschiedenen Völker, die auf der Baustelle Trojas in der Nacht der vorgeschichtlichen Zeiten aufeinander gefolgt sind, als auch in den Schuttschichten der Nationen, welche Ilium in geschichtlicher Zeit bewohnt haben. So gut es gehen will, müssen uns diese bildlichen Denkmäler die Schrift, welche leider gänzlich fehlt, ersetzen. Nur circa 1 m unter der Oberfläche fand ich eine lange Inschrift von der Zeit des Antoninus Pius, sowie eine herrliche 2 meter lange den Phoebus Apollo mit den 4 Sonnenpferden vorstellende Sculptur, welche zum Tempel gehört hat und auf 40 bis 50/m. Franken geschätzt wird und die ich hier in meinem Garten zur Zierde aufgestellt habe; Inschrift und Sculptur publicirte ich in der archaeologischen Zeitung in Berlin.

Da alle meine 3 Aufseher und mein Bedienter, der mir als Cassierer dient, am giftigen Fieber erkrankten und ich selbst sehr leidend war, so habe ich die Ausgrabungen nur bis zum 14. des Mts fortsetzen können, habe aber in den letzten Tagen noch viel gefunden, u. a. das Skelett einer im Feuer umgekommenen Trojanerin in 66 m oder 53 Fuß Tiefe. Ich habe alle Knochen der Dame, auch ihre goldenen Schmucksachen gesammelt und werde alles publiciren.

Was Sie mir über das unter meinem Namen erschienene Büchelchen sagen, hat mich sehr in Staunen gesetzt. Leider ist in Troja an Entdeckung von Manuscripten garnicht zu denken.

Ich kann mir vorstellen, daß Sie danach verlangen, Griechenland zu sehen. Wir müssen mal zusammen hierherreisen, wenn ich wieder nach Deutschland komme. Von jetzt aber bis 1. März, wo die Ausgrabungen wieder anfangen, bin ich gewaltig beschäftigt und jeder Augenblick ist mir theuer; kann daher nicht vom Fleck.

Es würde mir lieb sein, wenn sich jetzt eine Regierung fände, um meine Ausgrabungen fortzusetzen; gern würde ich derselben alle meine Maschinen und Werkzeuge gratis übergeben, auch meine beiden Häuser in der Pergamus; die Aufdeckung der trojanischen Ringmauer ist jetzt sehr leicht, denn nothwendigerweise muß sie zusammenhängen mit Iliums großen Thürmen und mit der von mir an der Nordseite blosgelegten Mauer. Wenn sich aber niemand findet, dann fahre ich, so Gott will, am 1. März selbst fort, die ganze Göttermauer ans Licht zu bringen.

Ich kann mich noch nicht von den Anstrengungen erholen und bin noch nicht im Stande, einen Schritt zu gehen.

Meine Frau erwiedert Ihre freundlichen Grüße aufs Herzlichste und ich bitte um gehorsamste Empfehlung an Frau Justizräthin.

Ein Söhnchen ist uns geboren, aber durch des Doctors Schuld zu frühzeitig und natürlich todt.

Schliemanns Hoffnung, einen Sohn Namens Agamemnon zu besitzen, ist später doch noch in Erfüllung gegangen. Das letzte Schreiben aus diesem Jahr ist vom 26. Oktober aus Athen datiert; es sind nur einige Begleitzeilen zu der Übersendung einer Photographie, die nach dem bereits mehrfach erwähnten Marmorblock angefertigt war. Krankheit wahrscheinlich und mangelnde Zeit auf seiten Schliemanns ließen die Korrespondenz über ein Jahr ruhen. Als Plato dann wieder schrieb, konnte er dem unermüdlichen Forscher zu einem hocherfreulichen Erfolge gratulieren: zu der Auffindung des sogenannten trojanischen Schatzes.

Es war Schliemann endlich gelungen, die Burg freizulegen, in deren Nähe der Schatz gefunden wurde. Er schreibt:

Athen, 15. Nov. 1873.

Genehmigen Sie meinen und meiner Frau innigsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 16. Sept. und für Ihre gütigen Glückwünsche zu unserm Erfolge in Troja.

Die Gegenstände des Schatzes sind ganz verschiedener Art bis auf die 8750 kleinen Goldsachen, welche sich wohl nur auf 16 verschiedene Arten zurückführen lassen. Diese haben aber an Halsschnüren oder an anderen Schmucksachen gedient. Es kann nur des letzten Königs Schatz sein, dessen Palast gleichzeitig mit dem großen Thurm, dem doppelten Skaeischen Thor und der großen, von Neptun und Apollo gebauten Ringmauer in der großen Katastrophe unterging. Auch hatten die fest zusammengepackten Gegenstände des Schatzes noch die viereckige Form der hölzernen Kiste, in der sie sich befunden haben müssen.

Über die Art, wie der Schatz gefunden wurde, erzählt Schliemann in seiner Autobiographie des näheren. Im Mai 1873 war er nach Durchbrechung verschiedener Ringmauern auf die Fortsetzung der großen Pergamosbefestigung gestoßen.

„Während wir an dieser Umfassungsmauer vordrangen und immer mehr von ihr aufdeckten, traf ich dicht neben dem alten Hause, etwas nordwestlich von dem Thore, auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, als ich glaubte, Gold dahinter schimmern zu sehen. Auf dem Kupfergeräthe oben lag eine steinharte 5 Fuß starke Schicht röthlicher und brauner calcinirter Trümmer und über diese wieder zog sich die 5 Fuß dicke und 20 Fuß hohe Befestigungsmauer hin, die kurz nach der Zerstörung Trojas errichtet sein muß. Wollte ich den werthvollen Fund für die Alterthumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit größter Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen; deshalb ließ ich denn, obgleich es noch nicht die Zeit der Frühstückspause war, unverzüglich zur Pause rufen. Während nun meine Leute durch Ausruhen und Essen in Anspruch genommen waren, löste ich den Schatz mit einem großen Messer aus seiner steinharten Umgebung, ein Unternehmen, das die größte Anstrengung erforderte und zugleich im höchsten Maße lebensgefährlich war, denn die große Befestigungsmauer, unter welcher ich graben mußte, drohte jeden Augenblick auf mich herabzustürzen. Aber der Anblick so zahlreicher Gegenstände, deren jeder einzelne für die Archäologie von unschätzbarem Werte sein mußte, machte mich tollkühn und ließ mich an die Gefahr garnicht denken.

Doch würde trotzdem die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behülflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit, die von mir ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen."

Bedurfte es noch eines Beweises, um darzutun, daß es sich bei dem Ergebnis der bisherigen Ausgrabungen um eine Königsburg und zwar um die des Priamos handelte, so war er jetzt erbracht. Mit freudiger Genugtuung ging Schliemann, der seine Arbeiten in Ilion für immer beendet hielt, nach Athen zurück und machte sich nunmehr an die Herstellung des längst geplanten Buches, worin er über seine Ausgrabungen berichtete. Dies Werk „Trojanische Altertümer" war bereits zu Neujahr 1874 abgeschlossen; beigegeben war ihm ein Atlas von über 200 photographischen Tafeln.

Der rastlose Forscher ruhte jedoch nicht. War es ihm geglückt, den Schauplatz der trojanischen Kämpfe und die Stätte der Priamusfeste aufzufinden, so reizte es ihn jetzt, die Grabstätte des mächtigsten Gegners der Trojaner, die des Agamemnon zu Mykenä, bloßzulegen. Diese Arbeiten begann er bereits im Februar 1874.

Was er aber in seinem Brief an den Justizrat Plato vom 27. Januar 1872 befürchtet hatte, das traf nun ein. Die türkische Regierung, der jedenfalls das Schliemannsche Buch nebst den Abbildungen der gefundenen Schätze bekannt geworden war, strengte jetzt einen Prozeß gegen ihn an, indem sie die Hälfte der gemachten Funde für sich beanspruchte. Der Prozeß endete mit der Verurteilung Schliemanns zur Zahlung einer Entschädigungssumme von 10000 Frank. Hier zeigt sich nun die kluge Berechnung und der praktische Sinn Schliemanns im hellsten Lichte. Ihm mußte daran gelegen sein, mit der türkischen Regierung in gutem Einvernehmen zu bleiben und, indem er dies in seinem Schreiben betonte, überwies er im April 1875 dem türkischen Minister für Volksaufklärung die Summe von 50000 Frank zur Verwendung für das kaiserliche Museum.

Diese Schenkung wurde freundlich aufgenommen, und gegen Ende des Dezembers 1875 begab sich Schliemann selbst nach Konstantinopel, um sich einen neuen Ferman für weitere Forschungen auf trojanischem Gebiet zu erwirken. Erst nach manchen Schwierigkeiten gelangte er gegen Ende des Aprils 1876 in Besitz des Dokuments, stieß aber, als er sich unverzüglich in die Dardanellen begab, auf neuen Widerstand in der Person des Generalgouverneurs Ibrahim-Pascha, der ihn zwei Monate lang hinhielt und ihm schließlich einen gewissen Izzet-Efendi als Aufseher mitgab, dessen einziges Amt nach Schliemanns Ansicht darin bestand, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Als er erkannte, daß auf die Art eine Fortsetzung seines Werkes unmöglich sein würde, kehrte er nach Athen zurück und wandte sich nunmehr an die gesamte zivilisierte Welt, indem er am 24. Juli 1876 in der „Times" öffentlich Klage über Ibrahim-Pascha führte. Dieser wurde infolgedessen im Oktober in ein andres Vilajet versetzt.

Die Ausgrabungen in Mykenä nahmen inzwischen erfolgreichen Fortgang und führten zu der Aufdeckung der Gräber des Agamemnon und seiner Gefährten. Goldschätze von über 100 Pfund Gewicht wurden dort gefunden.

„Es ist wohl bekannt," heißt es in der Autobiographie, „wie wunderbar glücklich die Erfolge waren, die meine Ausgrabungen begleiteten, wie ungeheuer groß und merkwürdig die Schätze, mit denen ich die griechische Nation bereicherte."

In seinem Buch „Mykenä", zu dem auf Schliemanns Wunsch Gladstone die Vorrede schrieb, berichtete der glückliche Forscher über seine Funde, die er der Griechischen archäologischen Gesellschaft übergab; diese vereinigte die Schätze zu einem schönen Museum.

Nunmehr konnte Schliemann an die Fortsetzung seiner trojanischen Ausgrabungen denken, wozu er eines neuen Fermans bedurfte, da der vor zwei Jahren 1876 ausgestellte, abgelaufen war. Auch diesmal machte man ihm Schwierigkeiten, so daß der britische Gesandte in Konstantinopel, Sir Austen Henry Layard, eingreifen mußte. Ende September 1878 begann Schliemann mit der Arbeit. Diesmal mußte er, außer andern Baracken, auch einen hölzernen Schuppen bauen, zu dem der türkische Beamte die Schlüssel hatte; hier wurden diejenigen Funde aufbewahrt, die zwischen Schliemann und dem kaiserlich türkischen Museum geteilt werden sollten. Auch ein hölzernes Haus nebst Stall für zehn Gendarmen wurde errichtet. Diese Gendarmen, die ihn monatlich 410 Mark kosteten, waren für ihn vom größten Nutzen, denn sie hatten ein wachsames Auge nicht nur auf die nicht immer ehrlichen Arbeiter, sondern dienten auch als Schutz gegen die Räuber der Troas. Wenn Schliemann noch in dem ersten Brief an Justizrat Plato vom 21. April 1870 schrieb, daß es dort keine Räuber gäbe, so nannte er sie jetzt eine Plage der Troas.

Der Anbruch des Winters nötigte ihn gegen Ende des Novembers zur Einstellung der Arbeiten. Aus diesen Tagen ist der letzte der Briefe an Plato, soweit solche vorliegen, gerichtet.

Troja, 24. November 1878.

Ihr liebes Schreiben vom 26. v. Mts. sowie der darin enthaltene Gesang hat mir Freude gemacht und danke ich Ihnen herzlich dafür. Ausführlichen Bericht über meine Forschungen auf Ithaka giebt mein in „The Times" vom 26. Sept. veröffentlichter Brief, der in sehr vielen Zeitungen Englands und Amerikas reproducirt ist und unendlich viel Diskussionen hervorgerufen hat.

Auch diesmal habe ich hier stark gearbeitet, jetzt schon das ganze königliche Haus ans Licht gebracht und drei kleinere und einen größeren Schatz von goldenen Schmucksachen darin gefunden, wovon der größte Theil die schlagendste Ähnlichkeit mit den Mykener Schätzen hat. Meinen dritten Theil dieser Schätze (denn $^2/_3$ nimmt das Museum in Konstantinopel) füge ich gleich zu meiner im South Kensington Museum in London ausgestellten trojanischen Sammlung; es sind viele herrliche Sachen dabei, z. B. ein Armband und eine Brust- oder Haarnadel, die Homer jedenfalls der Kunst des Hephaestos zugeschrieben und mit dem Ausdrucke θαῦμα ἰδέσθαι bezeichnet haben würde. Auch fand ich dort einen Dolch, der augenscheinlich von Meteoreisen ist. Bis dahin hatte ich noch nie eine Spur von Eisen in Troja, Tiryns oder Mykenae gefunden. Merkwürdigerweise hat der Dolch durchaus keinen Rost und obwohl mit Patina bedeckt, ist er doch noch sehr scharf.

Da in Gelehrtenkreisen immer noch starke Zweifel in Schliemanns Erfolge gesetzt wurden, so wünschte er lebhaft, daß Gelehrte von Ruf seine Ausgrabungen an Ort und Stelle besichtigen möchten. Sein Wunsch sollte jetzt

erfüllt werden; zugleich mit dem früheren Direktor der französischen Archäologischen Schule in Athen, Emile Bournouf, war Rudolf Virchow sein Gast in Troja, und in Gemeinschaft mit diesen beiden bereiste er die Umgegend und grub auf dem Hissarlik weiter.

Im Juli 1879 beendete Schliemann die zweite seiner Ausgrabungsperioden in Troja, worauf er sofort die Ergebnisse derselben zusammenstellte in seinem Werk „Ilias. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja." Zu Ende 1880 war dies Buch vollendet. Diesmal schrieb Virchow zu dem Werk, das gegen die früheren einen großen Fortschritt bedeutete, die Vorrede, worin er sagte:

„Jetzt ist aus dem Schatzgräber ein gelehrter Mann geworden, der seine Erfahrungen in langem und ernstem Studium mit den Aufzeichnungen der Historiker und Geographen, mit den sagenhaften Überlieferungen der Dichter und Mythologen verglichen hat."

In W. Dörpfeld fand Schliemann, der nach manchen weiteren Erfolgen am 26. Dezember 1890 starb, im Jahre 1882 einen wackeren Mitarbeiter.

Über Schliemanns Bedeutung und Verdienste schrieb Virchow:

„Es ist heute eine müßige Frage, ob Schliemann im Beginne seiner Untersuchungen von richtigen oder unrichtigen Voraussetzungen ausging. Nicht nur der Erfolg hat für ihn entschieden, sondern auch die Methode seiner Untersuchung hat sich bewährt. Es mag sein, daß seine Voraussetzungen zu kühn, ja willkürlich waren, daß das bezaubernde Gemälde der unsterblichen Dichtung seine Phantasie zu sehr bestrickte, aber dieser Fehler des Gemüts, wenn man ihn so nennen darf, enthält doch auch das Geheimnis seines Erfolges. Wer würde so große, durch lange Jahre fortgesetzte Arbeiten unternommen, so gewaltige Mittel aus eigenem Besitz aufgewendet, durch eine fast endlos scheinende Reihe aufeinandergehäufter Trümmerschichten bis auf den in weiter Tiefe gelegenen Urboden durchgegraben haben, als ein Mann, der von einer sicheren, ja schwärmerischen Überzeugung durchdrungen war?"

Virchows Einfluß ist es auch wohl zu danken, daß Schliemann die trojanischen Altertümer, soweit er darüber zu verfügen hatte, dem Museum für Völkerkunde in Berlin überwies.

Schliemann selbst schrieb in seinem Buch „Ilias":

„Möge diese Forschung mit Spitzhacke und Spaten mehr und mehr beweisen, daß die in den göttlichen homerischen Gedichten geschilderten Ereignisse keine mythischen Erzählungen sind, sondern auf wirklichen Tatsachen beruhen, und möge sie dadurch, daß sie dies beweist, die Liebe aller zu dem edlen Studium der herrlichen griechischen Klassiker und besonders Homers, der strahlenden Sonne aller Literatur, vermehren und kräftigen.

„Ich bringe nun diesen Bericht über meine uneigennützigen Arbeiten in aller Bescheidenheit vor den Richterstuhl der gebildeten Welt. Es wäre für mich die höchste Genugtuung und ich würde es als den schönsten Lohn ansehen, nach welchem mein Ehrgeiz streben könnte, wenn es allgemein anerkannt würde, daß ich zur Erreichung dieses meines großen Lebenszieles wirksam beigetragen habe."

Aus Kindheit und Schule.

Fragment einer Familienchronik.

I.

Wie Revolutionen entstehen, welches ihre Anlässe, wie eine weise Staatsregierung sich hätte am Leben erhalten können, wenn sie dieses und jenes anders gemacht hätte, welches insbesondere die Ursachen jener größten aller Staatsumwälzungen waren, deren Explosionen heute nach mehr als einem Jahrhundert in dem alten Europa nachzittern, ja sich hier und da abermals ereignen oder zu ereignen drohen — das ist eines der anziehendsten und mächtigsten Probleme, mit dem die Geschichtsforscher und Staatsgelehrten sich noch lange beschäftigen werden. Über eines aber herrscht längst Klarheit. Immer ist ein starker Faktor der Bewegung der Hunger gewesen, der Hunger nach Brot, die Sorge um die tägliche Nahrung oder wie man es in unsern Tagen abstrakter auszudrücken pflegt — das ökonomische Moment.

Wohl verhüllt sich die natürlichste und stärkste Triebkraft hinter täuschenden Lichtern. Es hat zeitweise alles Ernstes so ausgesehen, als ob die ganze Sehnsucht großer Volksmassen auf nichts andres gerichtet gewesen wäre als auf die Palladien der politischen Freiheit. Sicherlich war das Ringen der modernen Nationen um die Teilnahme am Staate und alles das, was dazu gehört, eine tiefbegründete Notwendigkeit der Geschichte; sicherlich war — trotz aller Schwierigkeiten vorher und nachher — dieses Ziel auf hohe Güter gerichtet, ohne die ein gesittetes Volk nicht leben kann. Indessen es bleibt immer zu scheiden zwischen erhöhten Augenblicken der Begeisterung und den sehr bald in ihr Recht eintretenden Stimmungen der grauen Alltäglichkeit, es bleibt zu scheiden zwischen den Gesinnungen, Interessen, Idealen einer bescheidenen Minderzahl und den ewigen derben Instinkten der großen Mehrzahl jedes Volkes.

So zumal in unserm lieben Deutschland vor siebzig Jahren. Es war in dem vierten und fünften Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, daß die Hallescheu Studenten auf die Dörfer Thüringens gingen, und so oft sie in ein Wirtshaus traten, die Frage erschallen ließen: „Haben Sie Konstitution?“ Wenn dann die Wirtsleute, die ein neues Getränk unter dem Namen vermuteten, die Frage verneinten, nahmen die Studenten mit grausamer Ironie

dieses ahnungslose Bekenntnis des Volkes entgegen, daß ihm dasjenige fehle, wonach Preußen und Deutschland damals lechzte — eine Konstitution. Erst dann folgte die zweite Frage: „Haben Sie Bier?“ Und wenn diese, wie erwartet werden durfte, bejaht wurde, so schlossen sie mit dem resignierten Verlangen: „Geben Sie Bier.“

Was war jenen Wirtsleuten die „Konstitution“? Was war ihnen und ihresgleichen die „Preßfreiheit“, in die sich als den Vorboten der Berliner Märzereignisse die Errungenschaften des neuen Völkerfrühlings zusammenfaßten? Es war ein Wetterleuchten, das die Not ihres täglichen Daseins erhellte und Hoffnungen rege machte auf eine Erleichterung ihres täglichen Elends. So geschah es, daß nicht nur mitten hinein, sondern längst vorher die Ausbrüche sich meldeten, die von solcher Not mancherlei beunruhigendes Zeugnis ablegten.

War es doch schon in dem Wellenschlage, den die Pariser Julirevolution allerorten und in deutschen Landen erzeugt hatte, zu kleinen sozialen Stürmen gekommen, wie zu jener Schneiderrevolte in Berlin, die Chamisso verspottet hat, und die ihren ernsteren Inhalt hegte, wie es die neuesten Bewegungen mittelständischer und andrer Art uns gelehrt haben. Ja, in Landesteilen und Bevölkerungen, die scheinbar weitab lagen von dem Strome der großen Weltbegebenheiten, gab es dergleichen Episoden, die zwar im einzelnen geringfügig, dennoch tief auf den Grund der Dinge sehen ließen, desto tiefer, je unerwartetere Blicke in die Seele der Volksmasse sie gewährten.

Eine solche Episode ist es, welche die erste der Erinnerungen meiner Kindheit ausmacht, die nicht nur an sich bedeutsam, sondern auch über weite Strecken der Zeit hinweg eine Gemeinschaft der Lebensinteressen von der Frühzeit zur Spätzeit schlingt. Dort hinten im fernen Nordosten, wo der deutsche Ritterorden auf der Höhe des Mittelalters im preußisch-litauischen Lande Burgen baute und zu Ehren der Mutter Gottes seine Mariendome errichtete, wo heute noch die köstlichen Denkmale ihrer Architekten und Festungsbauer den Strand des Weichselstroms und der benachbarten Landstriche zieren, wo das „nordische Venedig“ aus mancherlei guten Gründen seinen Namen trägt, nur aus einem nicht — die Bewunderer seiner Schönheiten, die von fernher kommen, sind ebenso selten, wie die Bewunderer des südlichen Venedig zahlreich sind — da liegt eine kleine Stadt, die den Namen der heiligen Maria und hiermit das Kennzeichen ihrer Erbauung führt, ein alter Bischoffitz mit gotischem Dom, an dessen Schönheit, wie so oft, der Gipfel des Turmes fehlt, und um den Turm herum, zum Teil in den Räumen, welche die Ritter geschaffen, die hohen Gerichts- und Verwaltungsbehörden des Preußischen Staates: eine Kriegs- und Domänenkammer, wie sie einstmals hieß, oder „Regierung“, wie sie seit einem Jahrhundert genannt wird, ein Stadt- und Landgericht, dann ein Oberlandesgericht für die Provinz Westpreußen.

Die erhöhte Lage des Ortes, die ihm strategische Bedeutung gab in jenen mittelalterlichen Zeiten, rückte das Städtlein um eine gute Stunde Weges ab von dem Strome und entzog ihm so jene Gelegenheiten zur Entfaltung wirt-

schaftlicher Blüte, die andern Städten, auch in diesem Lande, zumal im neuesten Zeitalter, zuteil geworden sind. Sein Schicksal blieb an das staatliche und provinziale Behördenwesen gefesselt, dessen Beamtentum alle Zeit den zwar dürftigen, aber doch wertvollsten und zumal eigentümlich preußischen Kern seiner Bewohnerschaft ausmachte. Mit diesem Elemente vom Staate reichlich bedacht, führte es wohl zu Erwägungen ausgleichender Gerechtigkeit, daß andre und kleinere Orte in der Nähe Garnisonen erhielten, die unserm Marienwerder vorenthalten blieben. Zwar pflegte die Zier der Uniformen von benachbarten Regimentern, insbesondere den Tanzvergnügungen, nicht zu fehlen. Aber für ernstere Zwecke war der Sitz der königlichen Regierung von bewaffneter Macht entblößt.

So konnte es kommen, daß im Hungerjahre 1846—1847, am Tage der Himmelfahrt, der „vierte Stand" sein Recht auf billiges Brot in der einfachsten Form geltend machte. Das Interesse der Konsumenten, soweit diese aus den „armen Leuten" bestanden, machte sich gegen das Interesse der Produzenten Luft in Gestalt eines Speichersturmes. Man sah eine Menge von Männern und Frauen mit Kornsäcken auf dem Rücken durch die Straßen nach Hause eilen, nachdem sie sich unter der Führerschaft eines zum Demagogen plötzlich emporgewachsenen langen Eckenstehers in den Speichern eines reichen Kornhändlers damit beladen hatten. Das Volksgefühl war auch in diesem Falle nicht so ganz auf dem falschen Wege. Es war ein wegen seiner Hartherzigkeit und seines Geizes berüchtigter Mann, an dessen Habe das Volk diese summarische Justiz übte. Im übrigen konnte allerdings die Freude nicht lange dauern. Mit gebührendem Vorbehalte für die strafende Gerechtigkeit, die nicht ausblieb und die Verführer des Volkes in dem Gewahrsam des himmelanstrebenden alten „Danzigers" für Monate oder Jahre einschloß, zog am nächsten Tage eine Schwadron der Riesenburger Küraffiere ein, und ihr Rittmeister konnte bald erklären, daß die Ordnung wiederhergestellt sei.

Zehn Monate waren ins Land gegangen, da kam aus Berlin an den Präsidenten der Regierung eine Estafette in dunkler Märznacht, und der Hausknecht weckte die Hausgenossen mit dem Rufe: „Die neue Preßfreiheit ist angekommen!" Die Häuser wurden lebendig; alles war in jubelnder Stimmung; die Champagnerpfropfen knallten, und man ließ die „neue Preßfreiheit" leben. Die Fenster wurden illuminiert die Straßen entlang, und man wünschte sich Glück zu dem Anbruch der neuen Zeit.

Wenige Tage später folgte die Übersetzung der Preßfreiheit aus dem Unverstandenen in das Gemeinverständliche. Ein Haufe von Schneidermeistern und Schneidergesellen, vervollständigt durch allerhand dunkles Gesindel, wälzte sich durch die Straßen der Stadt, um Rechenschaft zu fordern von den Kaufleuten, die fertige Kleider verkauften. Da war die Stadt abermals wehrlos und mußte sich wehrhaft machen, dieses Mal nicht durch die Riesenburger Küraffiere, sondern durch die eigene Bürgerwehr, die nach dem Vorgange Berlins in den Städten der Provinzen improvisiert wurde. Die Schützengilden, die hierzulande ihren Ursprung auf den Hochmeister Winrich von

Kniprode zurückführten, daher in jenen Jahren ihr halbtausendjähriges Jubiläum feierten, konnten bei diesem Anlaß zeigen, daß sie noch für ernsthafte Zwecke zu brauchen seien.

Ähnliche Offenbarungen des Volksgemüts ereigneten sich jetzt öfter. Sie bildeten den populären Untergrund zu den politischen Klubs und zu der in diesen entfalteten Beredsamkeit junger Advokaten und Referendare. Ein vorzugsweise volksbeliebter Justizkommissar (wie die Rechtsanwälte damals noch hießen) hatte seinen dreijährigen Knaben dazu abgerichtet, sich auf die Frage: „Wie heißt du?“ als „Demokraten“ zu bezeichnen (soweit es seinen kindlichen Sprachwerkzeugen möglich war). Aber auch wir andern Knaben, die wir nicht viel älter waren, trugen die schwarz-rot-goldene Kokarde an der Mütze — mit sehr undeutlichen Vorstellungen von dem, was sie bedeutete. Bis endlich diese Zeit des Rausches vorüber war und ein jeder an seine täglichen Geschäfte ging — wir Knaben in die Schule.

II.

Es ist heute bei den Verehrern des alten Gymnasiums (zu denen ich selber gehöre) im Kampfe gegen die neuen Experimente der Schulreform eine an sich begreifliche Neigung verbreitet, die alten Einrichtungen und Leistungen der humanistischen Gymnasien und dessen, was zu ihnen gehörte, im goldigen Dämmerlichte der Entfernung zu sehen, zumal wenn diese um mehrere Menschenalter von der Gegenwart abrückt. Es mag wahr sein, daß es von altersher einige Musteranstalten gab, deren Ruf heute noch unverkümmert fortdauert. In der Mehrzahl der alten Lateinschulen sah es keineswegs musterhaft aus, sie zeigten vielmehr eine rührende Anspruchslosigkeit ihrer Kräfte als regelmäßige Erscheinung, inmitten deren hier und da eine einzige, wahrhaft tüchtige, ob auch kuriose, pädagogische Gestalt hervorragte.

Zum objektiven Trost mochte der alten Zeit dienen, daß sie sich nicht einbildete, mit neuen Lehrmethoden und neu zugerichteten Lehrkräften irgendwelche hochgespannten Ziele zu erreichen. Die vis medicatrix naturae, die zu allen Zeiten und heute der von ihnen selbst übermäßig gepriesenen Kunst der Ärzte zuhilfe gekommen, sie tut auch in der Schule und an dem jungen Menschen das Meiste. Die Schwärmer des 18. Jahrhunderts, die sich einbildeten, nach neuen pädagogischen Rezepten aus der Menschennatur wer weiß was neues herauswachsen zu lassen, sie haben im 20. Jahrhundert ihr Nachspiel gefunden, da man jetzt vielfach meint, nicht sowohl die Naturanlage des einzelnen Menschen, als die so oder so reglementierten Schulen machten aus ihm dasjenige, was aus ihm werden soll. Das, was die Natur sich bei jedem jungen Wesen gedacht hat, bleibt nach allen Experimenten der Pädagogik das allein Entscheidende. Es ist unglaublich, wie viel von der langen Speisekarte der Schule das kindliche Naturell abstößt, um am Ende den Weg zu gehen, für den es gemacht ist.

Als man vor siebzig Jahren in meiner Vaterstadt daran ging, der alten Lateinschule, die in ein königliches Gymnasium verwandelt worden war, eine

würdige Behausung zu gewähren, baute ein neuernder Staatsarchitekt ein für jene Zeit stattliches Gebäude, das sich selbst zu dem — nicht ganz gelungenen — Versuche einer Zentralheizung emporschwang. Als Inschrift setzte man auf das Gymnasium, anklingend an die bekannte Ode des Horaz: Introite quos Musa nascentes placido lumine viderit — in großen vergoldeten Buchstaben. Dieses stolze Wort enthielt die ganze Wahrheit und enthält sie für alle Zeiten. Die Anlage der Natur, die in einem glücklichen Augenblicke geschaffen und von der Muse frohen Blickes geweiht worden ist — sie laßt herein; sie wird hier Nahrung finden, mehr als genug.

Allerdings hingen diese schönen Worte hoch über dem Eingange, hoch über der Wirklichkeit. Sie waren ein hochgespannter Imperativus und beanspruchten nicht die Macht einer gesetzlichen Schranke, die auf die Knabenscharen aussondernd und wählerisch anzuwenden sei. Die Bauernsöhne der umliegenden Weichselniederung wurden zur höheren Ausbildung in die Quinta und Quarta geschickt, und die Muse verhüllte bei ihrem Eintritt ihr Haupt, statt zu lächeln. Eine lange Reihe von Söhnen eines alten Gerichtsrates drängte sich hinein, weil sie trotz furchtbarer Talentlosigkeit auf der Universität ein Stipendium zu erobern hatten, was wenigstens einigen von ihnen gelang. Die Söhne der Honoratioren, sei es der Beamten, sei es des benachbarten Landadels, entlasteten das Gymnasium, wenn sie endlich etliche Jahre in der Tertia vergeblich gesessen, und wurden Offiziere oder Landwirte. Noch widerstrebendere Begabungen gingen zur See, d. h. nach damaligen Umständen zur Kauffahrtei, verlockt durch Seeromane, die sie gelesen hatten statt der lateinischen Kost, die für sie nicht gemacht war.

Von den der Muse angenehmeren Knaben ist gar mancher durch ein unfreundliches Schicksal vom Ziele verschlagen worden. Einzelne der Begabtesten sind der Krankheit früh erlegen, die der Welt eine seltene Kraft geraubt. Andre wiederum haben einen weiten Umweg machen müssen, um zum Ziele zu gelangen.

In jene kleinen Revolten zu Ende der vierziger Jahre war, wenigstens räumlich, meine erste Schulzeit verwickelt. Ich weiß nicht, ob das Institut der ewigen „Kandidaten" noch heute in jenen weltentrückten Gegenden blüht wie damals. Wir hatten einen Kandidaten Hartmann, der uns, vorbereitend für das Gymnasium, die ersten Anfänge des Latein und ähnliches derart beibrachte. Wir waren eine kleine Schar von Schulgenossen, einzelne darunter von jenen Anfängen her vereint zum gemeinsamen Besuch des Gymnasiums und zur Gemeinschaft lange darüber hinaus. Die Schulräume unsres Kandidaten waren bescheidentlich in Hinterhäusern versteckt — zuerst neben den Ställen eines dürftigen Gasthauses, das seines französischen Firnisses in dem Namen „Hôtel de Marienbourg" sehr bedürftig war. In den Ställen wurden damals die Riesenburger Kürassiere untergebracht, mit denen wir — Menschen und Pferden — Freundschaft schlossen. Später wurde unsre Schule in einen Hinterraum der Schmiedebergschen Apotheke verlegt, wo wir uns in Zwischenpausen an den harmlosen Waffen ergötzten, die unser Kandidat als Mitglied der Bürgerwehr führte.

Dritthalb Jahre dauerte diese Vorbereitung, um den Knaben in die Quinta des Gymnasiums zu führen. Als Oberhaupt der Anstalt schaltete ein merkwürdiger Mann. Um die Zeit, da die alte Lateinschule ihr neues Gewand angezogen, fand man es angemessen, an die Stelle, an der so lange ein Direktor mit dem ominösen Namen Ungefug gewaltet, eine pädagogische Kraft zu berufen, die sich bereits anderswo bewährt und hier Ordnung schaffen sollte. In der Tat brachte dieser Mann mit sich eine gewisse umfangreiche, fest auftretende Persönlichkeit, die den Knaben Respekt einflößte. Er hatte etwas Unnahbares und doch im gegebenen Falle Freundliches, dessen Wert sich erhöhte durch die Seltenheit, mit der es durch die Wolken der vorherrschenden Strenge brach. Unvergeßlich ist mir der gemessene Ernst, mit dem er in einsamer Größe während der Pausen durch die Korridore des Gymnasiums schritt, selten ein Wort an irgend jemanden, sei es Lehrer, sei es Schüler, verschwendend. Auch seine Lehrtätigkeit war so eingerichtet, daß sie möglichst wenig Zeit wegnahm von den vorwaltenden Amtspflichten der disziplinarischen Obergewalt. Sie beschränkte sich allein auf die Prima. In dieser aber herrschte er oder wollte er herrschen. Leider war dieser Ehrgeiz mit einiger Gefahr für die Autorität verbunden, die seine Disziplinargewalt ihm errungen hatte. Zwar galt dieselbe fort in der Prima wie bei den jüngeren Schülern. Jedoch die wissenschaftliche Befähigung für den Unterricht zeigte so auffallende Lücken, daß der Primaner seltsam enttäuscht wurde, weil er selber bereits einen gewissen Maßstab der Kritik besaß für das, was seine Lehrer ihm leisteten.

Der Direktor war offenbar in seinen jüngeren Jahren angeweht worden von der wissenschaftlichen Begeisterung und von mancherlei wissenschaftlichen Strömungen des Universitätslebens. Er hatte auch Bände von Gedichten publiziert, hatte sich dann auf das weniger anspruchsvolle Metier der Sammlungen fremder Gedichte zurückgezogen, hierbei zumal den preußisch-patriotischen Standpunkt immer nachdrücklicher betont und einen Band „Borussia“ für die Schuljugend zusammengestellt, der dem Namen die größte Ehre machte. Da tönte es auf allen Seiten wieder von dem Stolze, ein Preuße zu sein, da wiederholte sich das „Heil dir im Siegerkranz“ in allen Varietäten; da folgten endlos Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege, das Lied der Königsberger Zimmergesellen, das sie gesungen haben sollten, als sie gegen die Franzosen auszogen — das Lied der Maurergesellen, das Lied der Studenten usw. (und das mußten wir alles auswendig lernen). Er war dann zur Goethe-Kritik übergegangen, hatte unter andern ein Buch über Goethes Liebe und Liebesgedichte verfaßt, das seine Primaner zwar nicht auswendig zu lernen bekamen, dafür aber mit der bekannten Findigkeit ihrer Gattung entdeckten, daß sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ eine vernichtende Besprechung fand. Später folgte ein Buch über die „Deutschen Sprachsünden der Gegenwart“, das mancherlei nützliche Winke für den deutschen Stil enthielt, die er zuvor im deutschen Unterricht seinen Primanern gegeben und in die Feder diktiert hatte. Ein Vorläufer des bekannten neueren Genre.

Dabei war er aber von ernster wissenschaftlicher Fortarbeit und wissenschaftlicher Methode immer weiter abgekommen. Was er wußte, wurzelte

nicht mehr in dem Erdreich lebendiger Erkenntnis und ihrer Fortschritte; es waren alte Reminiszenzen, die je länger je mehr zu seltsamen Schrullen verdorrten. Ulfilas, die Nibelungen, die Ilias, Sophokles, Plato, dazu eine Menge deutscher Aufsätze über alles und jedes, die er nur selten ansah und besprach, und eine konversatorische Belehrung über Himmlisches und Weltliches — es war gut gemeint, aber im einzelnen ohne inneren Ernst und Halt. So wenig ein Primaner von der reizvollen Wissenschaft der Etymologie gelernt hat, die monströsen Mißbräuche, die unser Direktor davon machte, wurden sehr bald bemerkt. So hatte er manche Liebhabereien, die er sich — weiß Gott wo und wie — aus den Fingern gesogen, Monstrositäten des Dilettantismus, u. a. diese: die verschiedenen Nationen zeigten in ihren Abschiedsworten ihren Charakter. So sagten die Deutschen „Lebewohl", weil sie für das Wohlleben seien. Die Engländer sagten „Farewell", weil sie eine seefahrende Nation seien. Die Franzosen „Adieu", weil sie ein bigottes Volk seien. Die Einwände gegen dieses alles machten wir Primaner bereits uns selber. Aber wir mußten es getreulich in das Heft unsrer „Deutschen Anmerkungen" aufnehmen und jeweilen auf seine Fragen damit paradieren.

Mit alledem verband dieser im Grunde lebensfrohe und geistig angeregte Scholarch eine politisch-religiöse Tendenz, die in den Jahren der Raumerschen Reaktion vollends einen bitteren Beigeschmack hatte. Für einen öffentlichen Festakt des Gymnasiums, in der Zeit, da der unglückliche König Friedrich Wilhelm IV. längst unheilbarer Krankheit verfallen war, dichtete er ein Festlied — anschließend an Text und Melodie von Marschners „Du stolzes England freue dich": „O Preußenland, hoch freue dich, dein König fromm und ritterlich, dein König wacht für dich." Wenn er uns die Feinheiten der deutschen Sprache lehrte, verweilte er mit Vorliebe bei der Frage, ob es richtiger sei, zu sagen „unser lieber König" oder „unser liebe König", und er wandte sich dann mit der Frage an den Sohn des mit dem Hofe nahe liierten Regierungspräsidenten, der darauf zu antworten hatte: „Es ist beides sehr schön." Der Sohn ist durch solche Distinktionen frühzeitig geschult worden für die Hofämter, die er mit Dauerhaftigkeit später bekleidet hat.

Selbst die kirchliche Dogmatik kam nicht zu kurz. Die Auferstehung des Fleisches wurde uns durch die Analogie des Samenkorns und der Pflanze als wissenschaftlich unbestreitbar erwiesen; auch das mußte in die „Deutschen Anmerkungen" hinein. Und allerhand dergleichen mehr.

Nur eins mag hier bemerkt sein für alle Scholarchen, die etwa heute noch ähnliche Tendenzen politischer oder religiöser Art verfolgen mögen. Er half seinen Primanern nicht in das Himmelreich der patriotischen oder kirchlichen Rechtgläubigkeit: denn sie lachten darüber. Es half auch ihm selber nicht. Denn sogar unter Raumer kam es auf die Gesinnung in Preußen allein nicht an. Es dauerte nicht gar lange, bis der Kommissar der Regierung unserm Direktor zu der gesegneten Muße eines noch langen Lebens verhalf, in der seine schöngeistigen und politischen Neigungen sich frei entfalten durften.

Ein völlig andrer Mann war der Klassenlehrer der Sekunda. Es war ein Ciceronianer vom alten Schlage, ein Schüler Lobecks in Königsberg, zu dem

er sein Lebenlang dankbar emporblickte, ein ernsthafter Gelehrter, der in seinem bescheidenen und zurückgezogenen Dasein fortarbeitete mit dem Pfunde, das er aus den Hörsälen der Universität heimgetragen, der seinen Lieblingsschülern zu kosten gab von der Seligkeit, die er selber im täglichen Umgang mit den geliebten Alten genoß. Ein Mann, wie sie in früherer Zeit bei Gymnasien häufiger waren als heute, da die Ordinarien der höheren Klassen nicht ohne Grund den Professortitel führten, weil sie wenigstens in einzelnen Exemplaren echte fortarbeitende Gelehrte waren, die gelegentlich mehr bedeuteten als heute so mancher Universitätsprofessor. Denn in jenen Zeiten gab es Mangel an Professuren für die Männer, die sie verdienten (welche Schmach für die deutschen Universitäten des 18. Jahrhunderts, daß sie keine Stelle für einen Mann wie Lessing hatten) — heute steht es eher umgekehrt.

Unser Ciceronianer hielt sich weit ab von allem geistreichelnden Dilettantismus, ja es lag in dem Wesen seiner Begabung und seines wissenschaftlichen Arbeitens, daß er das Neue, zumal das in geistreicher Weise auftretende Neue, unwillig von sich wies — wie er denn „Herrn Mommsen" als einen seltsamen Neuerer belächelte, der seinen Heiligen habe herabsetzen wollen. In einer gewissen Art hat er rechtbehalten. Die Herabsetzung Ciceros und der andern lateinischen Klassiker, die damals Mode wurde, ist unterdessen längst einem Umschwunge gewichen, den er leider nicht mehr erlebt hat.

Dies war der Mann, der, wie er nun auch war, seltsam lebensfremd, die ganze Welt und alle Erscheinungen des Tages durch seinen geliebten Cicero hindurch anschauend, einen wahrhaften Einfluß übte auf die Schüler, welche im eigentlichen Sinne in das Gymnasium hineingehörten. Und er jauchzte vor Freude, wenn ihm so einer auftauchte, dem eine Dämmerung aufging von den Feinheiten der bonae artes, die er mitzuteilen hatte. Es entwickelte sich zwischen Lehrer und Schüler durch sechs Jahre hin — von dem Beginn der Tertia bis zum Abschluß der Prima — ein wachsendes Einverständnis darüber, daß es eine Welt der wissenschaftlichen Begeisterung gebe, die dem herangewachsenen Menschen keine Wirrnis und Trübnis des Lebens später mehr rauben kann.

Um so unerbittlicher war er gegen die profane Schar der Zöglinge, die ihm in die Klasse gesetzt wurden „unter dem Unwillen Minervas". Teils mitleidigen, teils zornigen Blicks wies er sie von sich, und es gelang ihm am Ende, sie zu entfernen. Als ein solcher Schüler, seinem Zorn weichend, sich bei ihm verabschiedete, die Tertia verlassend, fragte er ihn, welchen Lebensberuf er wählen wolle, und da dieser antwortete: „Ich will Maschinenbauer werden" — da bemerkte er abschließend: „Es muß auch solche Menschen geben." Und als ein Andrer ihm bei gleichem Anlaß berichtete, er wolle Kaufmann werden, da sagte er ihm: „Cicero behauptet, die Kaufleute bringen nichts vor sich, wenn sie nicht betrügen."

So war er — ganz und gar in Schweinsleder gebunden, wie ein alter Foliant, aber eben darum ein ganzer Mann in seinem Berufe.

Der Klassenlehrer der Prima war sehr verschieden von ihm. Zwar hatte auch dieser seine akademischen Anfänge gehabt: er war Famulus des großen

Astronomen Bessel gewesen. Im Verfolg dieser Studien war er Lehrer der Mathematik und Physik, ziemlich für alle Klassen. Leider mit geringem Erfolge in allen Klassen. Wenn heutzutage die neuen Schulreformer uns Aussicht erwecken wollen, durch Mathematik und Naturwissenschaft den jugendlichen Geist zu bilden, und die bewährten Mittel der alten Sprachen zum alten Eisen zu werfen geneigt sind, so wird auf die Zweifel über die verbreiteten Mißerfolge des mathematischen Unterrichts der bisherigen Gymnasien dafür allein die Art des Unterrichts, nicht die Mathematik selber, verantwortlich gemacht. In unserm Falle werden sie wohl Recht gehabt haben. Denn nicht nur, daß niemand, außer einigen wenigen besonders dafür Begabten, etwas lernte — auch die Art des Unterrichts erwies sich dem oberflächlichsten Blick als unzureichend. Meist wurden alte Anekdoten erzählt, die den Respekt der Schüler dadurch nicht zu erhöhen imstande waren, daß sie angeblich selbst Erlebtes mit grellen Aufschneidereien vortrugen.

Der damalige Referent für den Gymnasialunterricht im Kultusministerium, der bekannte Wiese, inspizierte das Gymnasium; das Unglück wollte, daß er nach Obersekunda in die mathematische Stunde kam und hier nicht ein einziger Schüler imstande war, den pythagoreischen Lehrsatz zu beweisen.

Trotz alledem war dieser Lehrer ein Vorläufer unsrer neuen Reformer. Er versicherte uns, die Mathematik sei eine „praktische Wissenschaft", um den Cicero und Homer uns als unpraktisch zu verleiden. Letzteres geschah bereits von einem entgegengesetzten Pole aus, von dem eines pietistischen Religionslehrers. Indessen diese konzentrische Beschießung der geliebten Alten hatte nur den Erfolg, daß wir sie desto höher schätzten und ihre beiden Gegner desto niedriger.

Endlich der Klassenlehrer der Tertia. Ein braver Charakter, ernst und in sich gezogen, ein stiller Fanatiker, der einen Kampf gegen die damals sich verbreitenden Stahlfedern führte, indem er periodisch durch seine Klasse ging und die Köpfe seiner Feinde vernichtete, was allerdings — wie alsbald die Erfahrung in den oberen Klassen zeigte — keinen andern Erfolg hatte, als den, die Eltern der Knaben vermögensrechtlich zu schädigen, übrigens mit zweifelhaftem Rechte. Er galt als Demokrat und wurde so genannt. Sein Schwager war am 18. März auf einer Barrikade zu Berlin gefallen. Bei dem wöchentlichen Turnus der Klassenlehrer für das Morgengebet der versammelten Schüler in der Aula wählte er mit Vorliebe das Kirchenlied: „Fürchten will ich stets nur Einen über alles auf der Welt!" Wir nannten es daher das Demokratenlied.

Daß er Turner war und den Turnunterricht leitete, paßte von der Demagogenzeit her zu dieser Charakteristik. Leider paßten auch die Verse des Horaz auf ihn, aus deren Abbeugung das Motto des Gymnasiums gemacht worden war: „Wen Melpomene wohlgefällig angelächelt, der wird im Isthmischen Ringkampf sich nicht hervortun." Diese Worte umgedreht trafen auf ihn zu. Er hatte den Ehrgeiz, den Horaz den Primanern vorzutragen, und mühte sich in einem ewigen Radebrechen ab, wenn er uns die Oden dieses ihm ganz und gar nicht kongenialen Geistes übersetzen wollte.

Wie nun aber junge und alte Menschen zuletzt durch die Bravheit des Charakters bewegt werden, anzuerkennen und zu loben, so ging es auch mit ihm. Man schätzte seine biderbe Lauterkeit, und dies um so mehr, weil man in jener Zeit der Reaktion annahm, er werde von oben herab wegen seiner unabhängigen Gesinnung zurückgesetzt — obwohl schwer zu sagen war, worin die Zurücksetzung bestehen sollte. Denn von einer Beförderung zu andern Stellen und Ämtern war bei all diesen Männern längst nicht mehr die Rede.

Junge Kräfte waren überhaupt selten bei diesem Gymnasium, auch in den unteren Klassen. Julian Schmidt, ein Kind der Stadt, hatte hier für kurze Zeit die Sextaner gelehrt, war aber bald weiter gegangen gen Westen und zu verschiedenartiger Tätigkeit. Es waren meist ältere Männer, die sich von den Klassenlehrern der oberen Klassen unterschieden durch eine Lücke ihrer Examina, die vor einem halben Jahrhundert in Preußen erlaubter war als heute, aber doch schon damals die Beförderung im Amte hemmte.

Ihnen gegenüber versagt die Erinnerung größtenteils, und hier versagte auch das Urteil des Knaben, der noch zu jung war, um zu wissen, was durch diese Lehrer mit ihm geschah. Nur etwa von dem Französisch-Lehrer ist zu sagen, daß dieser damals noch nicht ein studierter und geprüfter Neuphilolog war, sondern ein früherer Bühnenkünstler von stattlicher Haltung und wohltönendem Organ, der nur leider die fremde Sprache (oder die fremden Sprachen), die er lehrte, niemals an der Quelle gelernt hatte, weder an der praktischen Frankreichs, Englands, Italiens, noch an der theoretischen, nämlich bei der lateinischen Mutter. Diese seltsame Mittelstellung des Lehrers hatte den Erfolg, daß ich nach sieben Jahren des Unterrichts weniger Französisch gelernt hatte als bald darauf Englisch in einigen Monaten. Indessen ist es mir zweifelhaft geworden, ob dieser Mißerfolg bloß an dem Lehrer lag — da ich nachmals vielfach Gelegenheit hatte, ähnlich geringe Leistungen des Unterrichts der neueren studierten Lehrer in den Gymnasien zu beobachten, was seinerseits meine Zweifel an der Leistungsfähigkeit der neuen realistischen Schulanstalten vergrößert hat.

III.

Ob die Medikamente, die von folgsamen Patienten dahin geführt worden sind, wohin die Vorschrift des Arztes sie geführt haben wollte, ob sie der leidenden Menschheit mehr Heil gebracht haben als diejenigen, die der Vorschrift des Arztes entgegen von dem widerstrebenden Kranken hinausgeschüttet wurden, das ist zur Stunde noch nicht erwiesen, und selbst die Weisen der medizinischen Fakultät werden nicht den Mut haben, darüber im reinen zu sein.

Ist es etwas ähnliches mit der Fülle der Heilmittel, welche die Schule dem Kinde reicht, und ist es ein ähnlicher gesunder Instinkt, der das Kind antreibt, gegen diese Heilmittel sich zu sträuben oder sie zurückzuweisen? Wir wollen so ketzerisch nicht sein, diese Frage zu bejahen. Aber wir wagen es, eine entfernte Ähnlichkeit zu behaupten. Was alles, und keineswegs erst durch die neuesten Schulreformen und Schulpläne, sondern schon in jenen Zeiten,

in ein Kind von zehn bis sechzehn Jahren hineingestopft werden wollte, teils vermöge der Weisheit höherer Ordnungen, teils nach dem selbständigen Dafürhalten der einzelnen Lehrer — das ist unglaublich. Die einfach begrenzten Aufgaben der unteren Klassen schützen das Kind in leidlichem Maße gegen solche Ausschreitungen. Arg wird es in dem Grade, als die Schulklassen höhere sind. Da meint der latente Professor in dem Gymnasiallehrer, er könne seine quasi-Studenten zu seltenen Höhen der Wissenschaft emporführen. Er meint das desto mehr, je weniger er das Zeug dazu hat, je mehr er sich von den Quellen der wirklichen Wissenschaft entfernt hat. Proben davon, was uns Primanern in dieser Richtung geboten wurde, habe ich oben gegeben; ich habe auch gezeigt, wie diese Spreu vor der Abneigung der jungen Menschen zu Boden fiel. Zu gleicher Zeit bot uns der hilflose Interpret des Horaz im Geschichtsunterricht die Geschichte Chinas durch lange Jahrtausende mit unaussprechlichen Namen und Jahren ihrer Dynastien. Er selber wußte nichts davon; er brachte es mühsam aus irgendeinem Geschichtsbuch vor unsern Augen heraus. Er stolperte über die Namen wie wir selber, und wenn er Humor gehabt hätte, so hätten wir glauben können, er wolle sich über China und dessen Kaiser, ja über sein eigenes Lehramt lustig machen. Das aber lag seinem finstern Ernst meilenfern. Glücklicherweise hatten wir Jungen selber den Humor, der diesen öden Kram nach Verdienst einschätzte.

Wie man bei uns, seit einem Jahrhundert bald, an Baustilen herumtastet, alte Stile wieder aufleben lassen will, die eben tot sind, oder Neues hinzutut und eine Kreuzung entstehen läßt aus Altem und Neuem, dann etwas ganz Neues an die Stelle setzt, das wiederum nicht Bestand haben will, und daher einer Rückkehr zu alten Stilen und alten Elementen der Baukunst Platz macht, die nun alle an die Reihe kommen, mit der Aussicht, daß endlich einmal aus diesem endlosen Experimentieren sich etwas Dauerndes, Sicheres, Selbstbewußtes, Einfaches herstellt, so wird vielleicht aus dem brodelnden Kessel der Schulreformen etwas Klares, Überzeugendes und vor allem Einfaches hervorgehen — gesunde Nahrung statt all der Medikamente.

Allerdings kreuzen sich die Schwierigkeiten dieser Probleme mit Hindernissen, die nicht allein auf pädagogischem Gebiete liegen, sondern auf sozialem. Die alten Gymnasien waren nach ihrem alten Namen „Gelehrtenschulen" — nach ihrem Namen, nicht nach dem Inhalte, den sie an Zöglingen beherbergten. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Auch würde es gewagt sein, von der Zuhörerschaft der Universitäten, wie sie vor einigen Menschenaltern beschaffen war, zu behaupten, daß auf sie unterschiedslos das uns bekannte Horazische Wort anwendbar war, die Muse habe sie, wie Klopstock es verdeutscht hat, „mit einweihendem Lächeln bei ihrer Geburt schon angeschaut." Es waren vielmehr recht viel minderwertige Elemente dabei, die zu ehrsamen Handwerkern sich besser eigneten als zu Männern der studierten Berufsarten. Jedoch neuerdings ist noch etwas andres hinzugekommen. Es ist der wachsende Wohlstand, der die Naturanlagen der Menschen nicht größer gemacht hat; es ist das Hinaufstreben des neuen Zeitalters für alle aus der Schicht, in die sie hineingeboren sind, ein Streben, berechtigt doch nur insofern, als im Geiste

der neuen Ideen von Staat und Gesellschaft jedem Talente freie Bahn geschaffen werden soll, aber nicht in dem Sinne, daß jeder, gleichviel wie unbegabt, zu jeder höheren Staffel der Berufsarten und Stände bestimmt sei. Es ist schon schlimm genug, wenn die unbegabten Inhaber der Stellen in den höheren Berufsarten sich erblich darin behaupten wollen und den Platz den innerlich dazu besonders Berechtigten vorenthalten. Aber daß die neuen Elemente, deren viele von der Natur dafür nichts mitbringen als den allgemeinen Drang nach oben, die Schar der Unbegabten und innerlich Unberechtigten vermehren, ist vollends zu beklagen.

Je mehr nun die Schulinstitutionen solchem Drängen nachgeben, um so weniger sind sie darauf gerichtet, eine Differenzierung der Begabungen ins Auge zu fassen. Es soll alles für jeden eingerichtet sein, und so entsteht jene Anhäufung von allerhand Materien des Unterrichts, die den Schüler und die Schule unmäßig belasten. Der chronische Zustand einer Überbürdung der Schüler mit dem Vielerlei des Unterrichts wird auf diese Weise gesteigert, und gesteigert auch der instinktive Kampf, die Gegenwehr der unterschiedlichen Talente oder Nichttalente der Schuljugend gegen die Zumutungen, mit denen man sie beglücken will. Was danach übrig bleibt, ist ein ungeduldiges Drängen um äußere Berechtigungen, die man durch Prüfungen erwirbt, durch die man sich mühsam hindurchdrückt.

Es ist nicht leicht zu erkennen, wann und wie dieses soziale Moment in den Schwierigkeiten, die wir andeuten, überwunden werden soll. Es muß hier genügen, seine Bedeutung hervorzuheben. Es ist aber gewiß, daß die neuen Schulreformen dahin wirken, das Sieb, durch das die zum Universitätsstudium entlassenen Begabungen hindurch gehen mußten, noch gröber zu machen als es ohnehin schon war. Der ziffermäßige Beweis liegt in dem enormen Anschwellen der Massen von Studierenden in den letzten Jahrzehnten. Der Beweis liegt auch in Erscheinungen, die nicht ziffermäßig faßbar, aber desto sichtbarer sind, in den Gesichtern, welche die Früchte des Studiums vom Fechtboden und von der Bierkneipe mitbringen, nicht aus den Hörsälen, nicht aus den Büchern. Es sind die starken Geister der Praxis, welche die graue Theorie verachten, und deren Zahl ist groß.

Doch zurück in jene Jahre der Vergangenheit.

IV.

Die Kleinheit der Stadt führte den Blick des Knaben und allmählich heranwachsenden Jünglings von der Schule und den Lehrern zu den bürgerlichen Umständen dieser und der andern Schichten der Gesellschaft. Eine solche altpreußische Beamtenstadt ist oder war am besten geeignet, jene eigentümliche Schichtung der alten Gesellschaft in kurzem Abriß zu übersehen, die unserm Staate sein Gepräge gegeben hat. In einer solchen Stadt ist das Beamtentum eins und alles, in ähnlicher Weise wie die Universität in den kleinen Universitätsstädten Deutschlands. Was sonst noch da ist — numerisch ja natürlich die große Mehrzahl — ist nur ein Anhängsel ohne rechte selbständige

Bedeutung. Es verrichtet die Hilfsdienste dafür und es empfängt, sofern es überhaupt gesellschaftlich in Betracht kommt, nur den Abglanz von daher.

Im einzelnen hob sich die Mannigfaltigkeit dieses Behördenwesens gegeneinander ab durch traditionelle Ansprüche des gesellschaftlichen Vorrechts, die Regierung gegen die Justiz, das Oberlandesgericht gegen das Landgericht, die Juristen und Verwaltungsbeamten mit einander gegen die Lehrer des Gymnasiums. Indessen alle verband doch die Gemeinschaft des studierten Staatsdienertums, mit dem hohen Standesbewußtsein dieses preußischen Staatswesens, das sich regelmäßig mit einer äußersten Dürftigkeit der wirtschaftlichen Lage abzufinden wußte. Nicht nur, daß der Gehalt meistens unzulänglich selbst für bescheidene Ansprüche war, ein Vermögen in diesen Kreisen war eine seltene Ausnahme, und weit eher war das Gegenteil, eine verschuldete Lage der Familie die Regel. Die durchgängige Integrität, gleichsam als selbstverständliche, von niemandem bestrittene Voraussetzung, war um so bewundernswerter.

Der Herkunft nach gab es Unterschiede: es waren längst alte Beamtenfamilien vorhanden, die — wie einst in größeren Verhältnissen die noblesse de robe im alten Régime von Frankreich — eine Aristokratie der geistigen Bildung und der persönlichen Haltung erzeugten; daneben die Einsprengungen aus dem kleinen Landadel, die in der Verwaltung, zumal in deren Präsidien hie und da vorkamen; im übrigen das Element der in die Beamtenklasse neu aufsteigenden Kräfte, die aus dem Kleinbürgertum durch die Studien in den Staatsdienst übergingen.

Ihre gesellige Existenz zeigte sich nun nicht bloß in Kasinos mit deren üblichen Unterhaltungszwecken, sondern für die geistig Strebsameren auch in jenen literarischen Kränzchen, die allenthalben in deutschen Landen ein kleines Abbild der gelehrten Gesellschaften zu sein versuchten, indem in ihnen Vorträge gehalten wurden über dieses und jenes, was die Vortragenden interessierte, seltener die Zuhörer.

Das war nicht welterschütternd, was hier geredet wurde, und die Summe intellektueller Kultur war zuletzt eine mäßige. Dennoch war diese seltsame Vereinigung von Geist, Charakter und Armut etwas Einzigartiges, was den Außenstehenden, besonders den Nichtpreußen, vielfach unverständlich war. Oft zeigte sich der Kontrast zweier Welten nahe beieinander, wo immer die ganz anders gestimmten Sphären des großen Gelderwerbs damit in Berührung kamen. So ist in Danzig, das erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts preußisch wurde, die Empfindung des Gegensatzes gegen dieses Preußentum bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus lebendig geblieben — als preußisch bezeichnete man mit Verachtung die ärmliche Anspruchslosigkeit der Lebenshaltung. Ähnlich waren lange die Stimmungen Hamburgs, ja des ganzen deutschen Westens und der preußischen Rheinlande selber: sie sind es teilweise noch heute.

Daß sozialer Rang mit Vermögen Hand in Hand geht, war und ist hier ein vorherrschender Grundsatz gewesen und geblieben. Wo immer, wie es vollends in ansehnlichen Teilen des heutigen Deutschland der Fall geworden,

großer Gelderwerb in Industrie und Handel die Vorherrschaft gewonnen, ist ein andrer Maßstab weit abgerückt. Auch ist einzuräumen, daß die Alternative in ihrer einstmaligen Härte ihre Schattenseiten hatte. Doch wird, wer immer den Reiz geistiger Kultur kennen gelernt hat, lieber die Armut in den Kauf nehmen, statt jene Art von Reichtum, die in der Materie erstickt, die in der öden Zwecklosigkeit des Erwerbens und Genießens über ein Dasein niederer Art nicht hinauskommt.

In jener alten beamtenstädtischen Gesellschaft oder um diese herum spielte eine eigne Rolle der Landadel. Er war neben seinen traditionellen Leistungen für den preußischen Staat auch gesellschaftlich von hervorragender Bedeutung. In all der Kleinheit und Dürftigkeit der Verhältnisse stellte er eine Art von Bindeglied dar zwischen den Provinzen und dem Mittelpunkte, zwischen verkümmerter Kleinstädterei und der großen Welt. Die Beziehungen zum Hofe waren allezeit lebendig, und so und so viele von ihnen hatten als Kammerherren und Hofdamen die Sitten und Formen jener Sphären kennen gelernt und brachten sie ins Land, in die Kleinstädte. Die bäuerlich-kleinbürgerlichen Formen erhielten durch ihr Beispiel den Schliff, der sich dann allmählich weiter verbreitete, dessen die Deutschen allzumal so sehr bedürftig waren, wie es heute noch ein Vergleich ihrer Lebensformen mit denen der Franzosen beweist.

Geistig stand dieser Landadel meist sehr zurück. Man denke an jene berühmten Handegen, die noch zu Anfang, ja gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht richtig schreiben und sprechen konnten. Die studierten Leute waren unter ihnen eine Ausnahme, und diese gelangten bald, nach einem kleinen oder nach gar keinem Examen zu einem Landratsposten, zu einem Regierungspräsidium.

Ihre wirtschaftliche Berufstätigkeit auf dem Lande pflegte so lange zu genügen, als die Zeitläufte ihnen zu Hilfe kamen. Indessen selbst in guten Zeiten fehlte es an konsumtiven Kraftnaturen nicht, die sich durch Trunk und Unwirtschaftlichkeit zugrunde richteten. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, also seit der Reform der ländlichen Verhältnisse durch die liberale Gesetzgebung, trat neben den Landadel ein starker Rivale in den bürgerlichen Besitzern der Rittergüter, die durch hervorragende Tüchtigkeit und Frugalität bald große Teile jener Provinzen eroberten und solange prosperierten, als die jüngeren Generationen dem Beispiele der Väter zu folgen verstanden, statt den verführerischen Vorbildern des Landjunkertums nachzuleben.

V.

Vor einigen Jahrzehnten hat ein geistreicher Jurist seine Vaterstadt Kassel als eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren geschildert. Was er erzählt, ist typisch für die damalige deutsche Stadt, die trotz der Residenz eines Kurfürsten und mancher dazu gehörigen Schlösser und Galerien durch Dürftigkeit und Enge gegen die Gegenwart absticht, da diese Luft, Gesundheit, Reinlichkeit, Wohlstand erst hineingeführt hat oder die Stadt hinausgeführt hat in

die Umgebung. Dieser Kontrast des Alten und Neuen ist am meisten in den Städten des Westens und Südens sichtbar, in Hannover, Köln, Frankfurt und vielen andern. Selbst bescheidene Mittelstädte nehmen in auffallendem Grade an dieser fröhlichen Entwicklung teil. Etwas bescheidener aus einfachem Grunde die Städte des Ostens und vollends die Kleinstädte des Ostens, da diese einst am weitesten zurück waren und soviel dürftigere Mittel besaßen oder besitzen, der neuen Zeit zu folgen.

Unsre kleine Stadt war herkömmlich ausgezeichnet durch die Pracht ihrer mittelalterlichen Bauten und durch die Schönheit ihrer natürlichen Lage. Hochgelegen, weite Blicke in die Ferne, Waldungen ringsum, frühzeitig zu ihren Toren hinausgestreckt ins Land nach allen Seiten. Was in so vielen andern deutschen Städten erst die Frucht der neueren Zeit gewesen, daß die Wälle und Mauern der mittelalterlichen Befestigungen gesprengt wurden und die eigentliche Entwicklung der neuen Stadt zu den alten Stadttoren hinausging in die bessere Luft, in das Grüne der Umgebung, während es zum Teil noch im letzten Menschenalter in diesen Städten als eine kühne Neuerung galt, wenn einzelne anfingen dort draußen ihr Haus zu bauen, wo bisher nur Gartenhäuser gestanden oder Landwirtschaft getrieben wurde — hat Marienwerder von lange her nach allen Seiten seine Vorstadtstraßen in grüner Umgebung in das Land gezogen, ja die benachbarten ländlichen Ortschaften zu ihren Vorstädten gemacht in der Weise, wie es die Großstädte Deutschlands — freilich in viel größerem Stil — viel später getan haben. Die der Stadt den Namen der Ordenspatronin gegeben, hatten auch diese neuen Ortschaften Marienfelde und Marienau getauft.

Es war vor langer Zeit bereits, da ihre Befestigung längst gefallen war, jene verschiedene Qualität der Straßen und Straßenviertel vorhanden, die in größeren Städten etwas Modernes ist. Außerhalb der alten Stadt wohnten im Grünen die Honoratioren, d. h. die höheren Beamten, — innerhalb der alten Stadt die Geschäftsleute.

Allerdings vollzog sich diese vornehme Tendenz mit den dürftigsten Mitteln. Die Häuser waren meist kümmerlich, in der einfachsten Weise gebaut. Dazwischen überraschte dann wohl ein Haus mit hölzerner Säulenhalle, das der Erbauer des Gymnasiums als Denkmal seiner antikisierenden Bestrebungen sich selber errichtet hatte.

Vollends war die Stadt mit den städtischen Einrichtungen, Pflasterung der Straßen, Bürgersteigen, Beleuchtung, Entwässerung usw. auf einer so niedrigen Stufe, wie es sich nach Zeit und Land damals von selbst verstand. Rührend war es im einzelnen, wie auch hier die Technik des Mittelalters das Beste für die Gegenwart leistete. Wie in der heutigen Stadt Rom die herrlichen Wasserwerke an allen Enden zur andächtigen Dankbarkeit für die Technik der Kaiserzeit mahnen, die solches Erbe ihr hinterlassen, so gab es in Marienwerder von der Ritterzeit her eine Wasserkunst, kurzweg „Kunst" genannt, die das beste Trinkwasser mit mächtigem Rauschen aus der Tiefe in die Höhe führte. Das Waschwasser freilich — das „weiche Wasser" — so wollte es die herrschende Technik der damaligen Zeit, mußte auf dem Rücken von Lasttieren

in Menschengestalt aus dem am Fuße der Stadt fließenden Gewässer tagtäglich hinaufgetragen werden in die Häuser.

Der Kümmerlichkeit der Straßen und Häuser entsprach ihr Mittelpunkt, der Markt, und in seiner Mitte das häßliche dunkle Rathaus. Einen gewissen Reiz besaßen freilich die Laubengänge, welche die den Markt umgebenden Häuser zierten. Hier „unter den Lauben" saßen zur Marktzeit, vor Regen und Sonne geschützt, die Verkäufer. Hier saßen die Bewohner selber zur guten Jahreszeit am Abend vor ihrer Tür. Wenn man nach Oberitalien kommt, an die italienischen Seen oder nach Bozen, Zürich, Bern usw., findet man dieselben Lauben (Loggien) wieder, und es mögen wohl italienische Baumeister gewesen sein, die mit den Ordensrittern nach Preußen gekommen und diese Bauweise dorthin gebracht haben, wie die Ostgoten zuvor das Wort dafür aus Deutschland nach Italien gebracht hatten. In Marienburg usw. sah man sie wie in Marienwerder, bis sie allmählich weichen mußten.

Wer aus dieser bescheidenen Kreuzung von Natur, Altertum und Dürftigkeit hinaus wollte, um in nicht gar zu großer Ferne alles dieses und ohne Dürftigkeit anzuschauen, der wanderte nach Danzig.

Danzig war eine jener Exklaven in den Jahrhunderten der politischen und wirtschaftlichen Misere des alten Deutschlands, die auf eigene Art sich ein Wohlbefinden zu schaffen wußten. Indem sie den Vorteil ihrer Meereslage tapfer verwerteten, fanden sie für sich selber eine Nachblüte der hanseatischen Zeit, die sie staatlich und ökonomisch heraushob aus dem Elend der heimischen Zerrissenheit. So hat Hamburg, Bremen, Lübeck, so hat Danzig ein eigenes Leben geführt, ein Leben halb vaterlandslos, weil vom Vaterlande verlassen, und doch ein besseres Leben notgedrungener Selbsterhaltung, das sich hindurchfristete durch den Winterschlaf des alten Deutschlands.

Der Blick blieb auf die See gerichtet und auf den Handel mit den Niederlanden und England, denen man die Rohstoffe des polnischen Hinterlandes, Weizen, Holz usw. zuführte, um dafür die Kolonialwaren und die Manufakte einzutauschen. Die Früchte dieses Weltverkehrs spiegelten sich in Sitten und Neigungen der Bewohner Danzigs, sie spiegeln sich bis zur Gegenwart in den Denkmalen ihrer nach niederländischer Art gebauten Häuser, in dem frommen Glockenspiel der Turmuhren, das jede Stunde, ja Viertelstunde, mit einem Chorale ankündigt, selbst in den durch hinaufgeschüttete Wassermassen an jedem Sonnabend gereinigten Fassaden und Beischläge. Welch eine Fülle von altertümlicher Schönheit in diesen Straßen, der Langgasse, der Jopengasse, der Brodbänkengasse, dem Langen Markte und wie sie alle heißen; welche Pracht der alten Tore, die heute noch den ganzen Ernst der alten Befestigung auf das stattlichste uns vergegenwärtigen; welche köstlichen Durchblicke durch jene von Torbogen abgeschlossenen Straßen und Plätze, die zur Motlau hinabführen, in den regen Markt- und Schiffsverkehr hinein.

Das Ganze freilich zusammengedrängt, der Dom vollends auf mittelalterliche Art hineingeklemmt in ein Gemengsel von Häusern und Straßen, so daß — abermals noch auf mittelalterliche Weise — das Heiligtum herhalten mußte als beständiger Durchgang für den Straßenverkehr. Auch die

schöne Kirche selber merkwürdig bunt geblieben im Inneren nach katholischer Art, während der Dom von Marienwerder, wie so viele andre, innen weiß getüncht war durch die Reformation, um die jetzt in Ungnade gefallenen Heiligenbilder zu verdecken, so daß erst die Epoche der kunsthistorischen Restauration das mittelalterliche Bunte hier wieder an das Tageslicht zu ziehen gewagt hat.

Zusammengepreßt in ihren mächtigen Toren und Wällen war diese schöne Stadt damals und jetzt, bis die allerneueste Zeit nach ihren Forderungen aufgeräumt hat, soweit es nötig, soweit es möglich war. Vor allem haben sich, wie in der ganzen Welt, so auch hier die Ansprüche der Gesundheitspflege endlich zur Geltung gebracht nach anderthalb Jahrtausenden der Barbarei, mit der die Menschheit so lange zufrieden war. Heute vor den offenen Toren, damals vor den geschlossenen Toren, lag eine herrliche Natur. Zur Rechten die blaue See, zur Linken der grüne Höhenzug, der ein Dutzend Stunden lang sich hineinzieht in das Gebiet von Pommern über das liebliche Neustadt hinweg und über dessen fromme Stätten, die ein Abbild sein sollen von dem alten Jerusalem.

Und nach der andern Seite hinüber merkwürdige Berührungen mit östlicher Natur und östlicher Unkultur. Die Axt und die Menschen, die das Bauholz zu Flößen zusammengebunden aus dem innersten Polen die Weichsel hinabtreiben, sie sind bis in die Gegenwart ein getreues Abbild ältester Methoden des Transportes. So sahen vor Jahrtausenden die Fahrzeuge und so sahen die Menschen aus.

Goethe sprach eines Tages zu Soret[1]) von Melchior von Grimm, dem Deutsch-Franzosen. Dieser, ein geistvoller, verständiger und ausgezeichneter Mann, habe in Paris gelebt, habe dort von seinen vortrefflichen Eigenschaften nichts eingebüßt und sei nach Deutschland zurückgekehrt. Das wolle viel heißen; denn gar selten sehe man einen bedeutenden Deutschen zu Hause; alle wollten sich im Auslande auszeichnen und uns blieben nur die Mittelmäßigen, vom Schuster bis zum Philosophen.

Das war ja nun wohl eine Übertreibung, wie sie in lebhafter Unterhaltung sich öfter ereignet. Es waren doch gerade in dem Zeitalter Grimms gar manche ausgezeichnete und große Männer in Deutschland geblieben. Weimar vor allem war des Zeuge. Aber es war viel Wahres in jener Bemerkung. Und noch tief in das 19. Jahrhundert hinein blieb es wahr. Der Umschwung kam dann teils durch die Anziehungskraft des neuen deutschen Staatswesens, teils durch die Abstoßungskraft Frankreichs, die mit deren Anlässen zusammenhing.

In kleinerem Maßstabe ist etwas Ähnliches seit lange zu beobachten gewesen in dem Verhältnisse der östlichen Provinzen Preußens zu dem übrigen Deutschland, und hierin hat die neue Zeit nichts geändert. Sie hat es im

[1]) „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret". Herausgegeben von C. A. Burkhardt. Weimar 1905. S. 82.

Gegenteil mit der Entwicklung ihrer Verkehrsmittel und alles Übrigen noch schärfer herausgebildet. Was bei den Völkern Westeuropas zu bemerken ist, ja einigermaßen in ähnlicher Weise bei den Deutschen des westlichen und südlichen Deutschlands, das, was wir als den Horror des Ostens bezeichnen möchten, das finden wir in jenen östlichen Provinzen selber als eine instinktive Macht, welche die Menschen hier nach Westen treibt, wie sie jene westlichen Deutschen und Europäer von dem Osten zurückhält. Ist der Westelbier oft mit geradezu abergläubischen Vorstellungen von dem Zustande der ostelbischen Landstriche erfüllt, so kehrt ein analoges Empfinden bei den Bewohnern der letzteren Gegenden wieder in gleichen, aber weit begründeteren Abneigungen gegen die Nachbarschaft Rußlands. Positiv gestaltet sich dieses Empfinden zu einer Sehnsucht nach dem Westen und Süden, die durch das Anprallen an jene östliche Nachbarschaft vermehrt wird. Das ist gewiß nicht in erster Reihe ein klimatischer Zug. Jeder gesunde Mensch freut sich des Klimas, in das er hineingeboren, an das er gewöhnt ist. Nein, es ist etwas andres, es ist das, was man Kultur nennt und was dem Kulturmenschen Lebensluft ist, was mit unsichtbaren Gewalten von früh auf westwärts zieht, gleichsam wie nach einem Lande der Verheißung. Bei den einzelnen Menschen, je nach Anlage und Bildung, tritt dieser Zug stärker und unwiderstehlicher auf. Andre empfinden ihn in geringerem Grade. Ja, durch langes Eingewöhnen ist der Volksschlag selber dem östlichen Wesen verwandter geworden, und jenseits der russischen Grenze sehen wir, wie durch Jahrhunderte des Zusammenlebens, so wenig dieses Deutschtum es wahr haben will, die Umgebung abgefärbt hat, in Sprache und Sitte, in Gebaren und Lebenshaltung, wie es alles in allem so viel näher geblieben ist der natürlichen Ursprünglichkeit, und darum am Boden haftet.

Wer von der Sehnsucht nach der Kultur gepackt ist, will an diesem Boden nicht haften, nicht jenseits, auch nicht diesseits der russischen Grenze. Mehr Kultur, mehr Gesittung, mehr Menschliches im Menschen um sich zu sehen, ist sein ewiges, unstillbares Verlangen, das ein langes Leben hindurch immer nur größer, immer nur unbefriedigter wird, je mehr es davon gekostet hat. Die linde Luft westeuropäischer Kultur ist ihm unentbehrlich geworden, und wenn ihn dann endlich doch das Schicksal einmal wieder in die einstige Umgebung seiner Kindheit führt, so befällt ihn ein Gemisch von Rührung und entsetzter Verwunderung.

Pierre Corneille.

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

Heinrich Morf.

Es war eine Zeit bewegten literarischen Lebens, als Pierre Corneille um 1630 in die Literatur seines Landes eintrat. Es gärte überall. Lebhafte literarische Kämpfe waren im Gange oder bereiteten sich vor.

Die Renaissanceliteratur des 16. Jahrhunderts lag in Trümmern, und aus dem Chaos suchte neues Leben sich zu gestalten. Unter der Führung Malherbes war die Lyrik — oder was sich so nannte — bereits diszipliniert. Die Dramatik aber wuchs noch wild.

Die von der Renaissance geschaffene, dem Altertum nachgeahmte Dramatik, Tragödie und Komödie, sind von Anfang an nicht sehr lebensfähig gewesen. Sie blieben wesentlich Buchdramatik, und um 1625 sind sie nicht nur von der hauptstädtischen Bühne, sondern sie sind fast bis auf den Namen verschwunden. Die herrschenden dramatischen Formen waren damals Farce, Pastorale und Tragikomödie.

Die Farce diente mit ihren Derbheiten und Unsauberkeiten dem niedrigen Scherz. Eine etwas feinere Lustspielhandlung pflegte schäferlich eingekleidet und nach Arkadien oder in die französische Hirtenlandschaft des Forez verlegt zu werden. Und die italienische Mode der dramatischen Schäferei ward so mächtig, daß die in einer phantastischen Hirtenwelt schwelgende Pastorale geradezu die Komödie verdrängte. Tragikomödie hieß damals ein Stück, in dessen bunter Handlung alle Stände und alle Stimmungen sich mischten, deren ungebärdige Fülle keine zeitliche noch örtliche Beschränkung duldete: das freie romantische Schauspiel, so recht das Gegenstück zur feierlichen, handlungsarmen und regelhaften Tragödie, die denn auch von ihm aus der Gunst des schaulustigen Publikums verdrängt worden war.

In der Zeit vor Corneille beherrschte der fruchtbare und bühnengewandte Alexander Hardy seit mehr als zwei Jahrzehnten das Theater. Er war ein Praktiker, der keine andre dramaturgische Rücksicht kannte als die des Erfolgs. Er dramatisierte mythologische Stoffe, Romane, Novellen in

Tragikomödien und Pastoralen, deren Handlungen Jahre umfassen und deren Schauplatz zwischen „Paris, Rom und Konstantinopel" wechselt. „Als ich anfing," erklärt Corneille selbst, „da leitete mich außer meinem gesunden Menschenverstand das Vorbild des seligen Hardy — der zwar fruchtbar aber kunstlos war — und einiger Moderner, die eben aufzutreten begannen und die nicht regelhafter waren als jener." Diese „Modernen" der zwanziger Jahre sind Racan, Jean de Mairet, Rotrou, Gombaud, Rayssiguier, Du Ryer, Georges de Scudéry, in deren aufstrebende Reihen nun Corneille tritt.

Auf der Bühne dieser Zeit herrschte noch die mittelalterliche Art der Inszenierung: sämtliche von der dramatischen Handlung verlangten Örtlichkeiten sind von Anfang nebeneinander dargestellt (Juxtaposition). Diese kombinierte Szene vereinigt, wenn nötig, Paris, Rom und Konstantinopel (scène à compartiments) und der Übergang der Handlung von einer Örtlichkeit (compartiment) dieser „ambulatorischen Szene" zur andern ist Sache einer Geste, eines erläuternden Wortes und weniger Schritte. Keine Pause ist nötig. Kein Vorhang braucht zu fallen. Höchstens werden gelegentlich Versetzstücke vorgeschoben oder weggezogen, durch die ein altes Kompartiment verdeckt oder eine neue Perspektive eröffnet werden soll. Eine solche Scène à compartiments ließ dem Autor im Wechsel des Handlungsschauplatzes völlig freie Hand. Sie verführte ihn leicht zu wildem Handlungsgemisch und bot dem Auge des Zuschauers nicht nur ein buntes, sondern auch verwirrendes Bild. Die Schaulust des Theaterpublikums liebte diese Buntheit, und der „irreguläre" Hardy diente ihr in seinen Tragikomödien und Pastoralen gerne.

Und nun setzt eine neue Entwicklung bei der Pastorale ein. Diese Hirtendramen, in denen die Salonwelt (die société polie) mit ihrem galanten Treiben sich spiegelte, fingen an, sich zu verfeinern. Die Derbheiten Hardys treten zurück. Künstlerisches Streben macht sich, viel mehr als in der verwilderten Tragikomödie, geltend. Zu den berühmten italienischen Vorbildern wie Tassos Aminta und Guarinis Pastor fido (1590) gesellen sich andre wie Bonarellis Fili di Sciro (1607). Diese italienischen Stücke erschienen der französischen Salonwelt insbesondere deshalb so vornehm, weil sie im eleganten Aufbau ihrer Handlung das Maß der Tageseinheit beobachteten, wofür sie sich auf die Autorität des Altertums berufen konnten. Die gänzliche Unregelmäßigkeit der französischen Pastoralen befriedigte zwar die große Menge des Publikums, erschien aber den Salonästhetikern als unfein und inferior. Und so erhob sich um 1628 in den Konventikeln der hauptstädtischen Société polie die Forderung der règle des vingt-quatre heures — wie man sagte — als einer neumodischen Eleganz.

Das Vehikel dieser „neuen Erfindung" bildete die italianisierende Pastorale.

Der erste französische Autor, der sich dieser Salonkritik beugte, war Mairet mit seiner Silvanire (1629). Diese Pastorale wurde in den Salons freudig begrüßt, auf der öffentlichen Bühne aber ohne Beifall gespielt. Das Publikum und die Schauspieler lehnten die Fessel der neuen Zeitregel ab. So wurde der Streit um die Regel zu einem Kampf zwischen den Salon-

ästhetikern und der Bühne, zwischen den doctes, die sich auf Italien und auf Aristoteles beriefen, und den ignorants, die nur ihr eigenes Gefallen befragten — zwischen Theorie und Praxis.

Inmitten des heftig entbrannten dramaturgischen Streites griffen andre wie Rotrou auf die Tragödien Senecas zurück und bearbeiteten sie unbekümmert um die Zeitregel. Von dieser Seneca-Renaissance angeregt, schrieb auch Mairet eine Tragödie, Sophonisbe (1634) und bannte ihre einfache Handlung dans les vingt-quatre heures.

Der Erfolg dieser Sophonisbe schwellte den Strom der Tragödiendichtung, der in Frankreich seit fast zwanzig Jahren versiegt war. Von 1635—36 schrieb fast jeder der jungen Dichter sein regelrechtes Trauerspiel. Auch der irreguläre Scudéry genügte, wie er erklärte, den doctes durch einen César, um dann durch die Unregelmäßigkeit einer Didon (1637) wieder „das Volk zu befriedigen."

Diese „regelrechten" Tragödien beobachten aber nur die Zeiteinheit. In der Behandlung des Ortes sind sie noch frei. Es genügt ihnen, die tragische Handlung innerhalb von Grenzen zu halten, die binnen vierundzwanzig Stunden leicht durchmessen werden können, so daß die Compartiments, die z. B. Thronsaal, offene Halle, Gefängnis, verschiedene Gemächer bezeichnen, als in einer und derselben Stadt liegend gedacht sind.

So ist mit dem Jahre 1635—36 der Sieg der Vierundzwanzigstundenregel zwar gesichert, aber die alte kombinierte Scène à compartiments besteht noch weiter, wenn auch durch die Beschränkung der Handlungszeit naturgemäß eine Vereinfachung der Handlungsszene gegeben war. Die theoretische Forderung einer Ortseinheit (unité de lieu) wird von den „réguliers" erst nachträglich erhoben, und, um auf der Bühne wirklich durchzudringen, braucht sie noch lange Jahre, so daß der Kampf um die unité de lieu noch dauert, nachdem der um die unité de temps längst mit dem Siege der „réguliers" geendet hatte.

Dies sind die bühnengeschichtlichen und dramaturgischen Verhältnisse, unter denen Pierre Corneille auftrat.

Corneille ist am 6. Juni 1606 zu Rouen im Schoße bürgerlicher Wohlhabenheit geboren. Er besuchte ein Jesuitengymnasium und studierte Jura. Er wandte sich der Verwaltung zu und kaufte 1628 zwei Ämter, die ihm ein ordentliches Auskommen sicherten. Reimen lehrte ihn, wie er selbst sagt, die Liebe. Auf ein Liebesverhältnis führt er selbst sein erstes Theaterstück Mélite zurück, ohne uns indessen über den Anteil von Wahrheit und Dichtung zu unterrichten. Er nennt Mélite eine pièce comique. Ihre Originalität besteht darin, daß sie eine verwickelte Lustspielhandlung einerseits ohne die traditionellen Figuren der Posse und ihre rohen Scherze und andrerseits ohne die pastorale Verkleidung darstellt. Von der Pastorale sind die Namen (Tirsis usw.) und einige Züge der Liebesromantik übrig geblieben.

Die Schäferlandschaft des Forez aber hat dem Pariser Salon Platz gemacht, wohin ja das gesamte Treiben und die zierliche Kurschneiderei der Pastorale, die Corneille getreulich befolgt, längst wiesen. Der Dichter übergab das Stück

dem Schauspieler Mondory, der eben im Begriff stand, von Rouen nach Paris überzusiedeln und der im September oder Oktober 1629 mit Mélite in der Hauptstadt auf das glücklichste debütierte. Der kecke Griff in das elegante hauptstädtische Leben, den der Dichter getan, gefiel. Höchstens warf man ihm einige provinzielle Vertraulichkeiten (z. B. die Küsse) und die Unkenntnis der neuen Zeitregel vor. Corneille beeilte sich, seine dramaturgische Bildung zu ergänzen und brachte 1632 ein zweites Stück zur Aufführung, Clitandre, das insofern eine Neuheit war, als es die Zeiteinheit mit dem buntesten Handlungsreichtum der Tragikomödie zu verbinden suchte. Die Zeitregel, so sagt der Dichter in der Vorrede, verführe dazu, die Erzählung (den Botenbericht) an die Stelle der gespielten Handlung treten zu lassen. „Wer aber erwägt, wie sehr die Handlung den langen und langweiligen Berichten überlegen ist, wird begreifen, daß ich es vorgezogen habe, die Augen zu ergötzen, statt die Ohren zu ärgern." Man sieht: des Dichters Neigung gilt dem Handlungsreichtum alter Hardyscher Schule.

Der Mißerfolg des sehr unglücklichen Clitandre führte Corneille zum Pariser Lustspiel zurück. La Veuve, La galerie du Palais (bei den Mode- und Buchhändlerladen, unter den Arkaden des Justizpalastes), La suivante, La place royale (das Stelldichein der eleganten Welt) folgen sich rasch von 1632—34. Corneille nennt sie, nach Mairets Vorgang, Comédies. Sie behandeln in modischer gewandter Sprache galante Intrigen der vornehmen Welt und fesselten durch diese Sprache und Aktualität das vornehme Publikum. Es sind dramatisierte Romanszenen; doch ist von Sittenschilderung kaum zu reden. Unter Berufung auf die Bedürfnisse der modernen Bühne sucht Corneille in seinen Vorreden der Zeitregel einige Konzessionen abzuzwingen (z. B. die fünf Akte gleich fünf Tagen zu behandeln). Richelieu wird auf ihn aufmerksam und gewinnt ihn als Mitarbeiter für sein Haustheater. Doch hat der Dichter seinen ständigen Wohnsitz noch in Rouen.

Das Tragödienjahr 1635 forderte auch von ihm ein Opfer: Médée. Er entlehnt Einzelheiten (z. B. den romantischen Drachenwagen) bei Euripides, folgt aber im wesentlichen der rhetorischen Medea des Römers Seneca. Seine Tragödie ist ein dramatisiertes Klagelied der verlassenen Medea, eine Deklamation über ihre Zauberrache an Kreusa und Jason, der als ein unsagbar elender Kerl erscheint. Neben der Liebe Jasons für Kreusa geht die des Königs Aegeus zur nämlichen Schönen her, und diese unglückliche Erfindung des Komödiendichters Corneille wird zur ergiebigen Quelle galanter Trivialitäten, die den tragischen Stoff entstellen. Zwischen Salonredensarten und übertriebenem Pathos schwankt Corneille hin und her und schafft ein sehr unerfreuliches Stück.

Die Illusion comique (1636) ist ein regelloses dramatisches Ragout, das der Verfasser selbst eine Comédie nennt. Das schaulustige Publikum zollte dem wunderlichen Opus einen Beifall, den wir nicht mehr verstehen.

Einiger Freunde wie Rotrous Beispiel und Rat führten den nach einer befriedigenden Kunstform suchenden Corneille auf das spanische Theater. So lernte er des Valencianers Guillem de Castro Drama von den „Jugend-

taten des Cid" (Las mocedades del Cid, 1612) kennen. Es ist eine dramatisierte Biographie des spanischen Nationalhelden Rodrigo, el Cid, vom Tage seines Ritterschlages zu Burgos bis zu seiner achtzehn Monate später erfolgenden Verheiratung mit Jimena, der Tochter des von ihm im Zweikampf getöteten Grafen Gormaz. Die Mocedades sind voll epischer Züge ausgeprägt nationalen Charakters, die für ein französisches Publikum wenig Reiz haben konnten. Sie setzen die in den Romanzen überlieferten Höhepunkte des Jugendlebens des Cid in Szene, wobei Castro mit glücklicher Erfindung die Liebe des Cid und der Jimena zur Folie des Zweikampfes mit Don Gormaz macht und so die Reihe der biographischen Geschehnisse zum Drama erhebt.

Corneille beschnitt die epischen Partien, milderte, ja tilgte den spanischen Erdgeschmack[1]), schälte aus der biographischen Hülle den eigentlichen Kern heraus, den Konflikt zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Cid und der Chimène, und machte so aus der dramatischen Biographie eines Nationalhelden das Drama einer jungen Liebe: Le Cid, tragicomédie (gedr. März 1637).

Das Stück beginnt hausbacken und komödienartig mit der Erörterung von Heiratsplänen. Auch die Väter, Don Dièque und Graf Gormas sprechen davon, entzweien sich, und der alte Dièque wird von Gormas durch einen Backenstreich tödlich beleidigt. Dièque beauftragt seinen jugendlichen Sohn Rodrigue, am stolzen Grafen Rache zu nehmen. Da Rodrigue Chimène liebt, so blutet sein Herz ob dieses Auftrages (I. Akt), aber entschlossen fordert er den Grafen heraus und besiegt ihn. Ein Leichnam trennt die beiden Liebenden. Chimène überträgt, den Tod im Herzen, die Rache für ihren Vater dem König Fernand (II. Akt). Rodrigue wünscht durch Chimènes Hand zu sterben. Von Entsetzen und Liebe bestürmt weist sie ihn zurück. Ehe dem König Zeit zum Handeln vergönnt ist, wird die Stadt Sevilla über Nacht von einer Maurenflotte überrascht, in deren Überwindung Rodrigue sich als Held zeigt und den Namen Cid (Herr) gewinnt (III. Akt). Der Retter des Vaterlandes hat die Rache des Königs nicht mehr zu fürchten. Chimène wendet sich an die versammelten Ritter und verspricht in einer letzten Anstrengung ihre Hand dem, der den Rodrigue im Zweikampf besiege (IV. Akt). Don Sanche, der diesen Preis zu gewinnen unternimmt, wird überwunden, und Chimène widerspricht nicht länger dem König, der ihre Verbindung mit dem Cid wünscht (V. Akt).

Corneille hat mit meisterlichem Griff diesen Widerstreit zwischen Liebes- und Lebenslust der Jugend und dem bittern Ernste schwerer entsagungsreicher

---

[1]) Als Jimena im spanischen Stück vor den König tritt, um Rache für den getöteten Vater zu verlangen, hält sie als Wahrzeichen ein in sein Blut getauchtes Taschentuch in der Hand (un pañuelo lleno de sangre). Corneille hat auch diesen herben Zug nicht zu bringen gewagt, was ich nur deshalb hier anführe, weil zweihundert Jahre später noch einmal ein Taschentuch der französischen Bühne Schwierigkeiten bereitet hat: das mouchoir Desdemonas in Vignys „Othello" von 1829. So windt zu Anfang und am Ausgang der klassischen Dramatik ein verhängnisvolles mouchoir!

Pflicht aus dem spanischen Original gezogen. Er hat ihn verinnerlicht, das nationale Interesse durch das allgemein menschliche ersetzt, ohne den Glanz spanischer Romantik aufzugeben. Aber er hat seine Tragikomödie in die neue règle des vingt-quatre heures eingezwängt und dabei nicht nur die Ereignisse unnatürlich häufen und zu kleinlichen Auskunftsmitteln (z. B. der ungeschichtlichen Verlegung des Schauplatzes von Burgos nach Sevilla) greifen müssen, sondern vor allem die Ungeheuerlichkeit nicht vermieden, die darin liegt, daß Chimène dem Mörder ihres Vaters ihre Hand reicht, während dessen kaum erkaltete Leiche noch im Hause liegt. Den Bühnenschauplatz hat Corneille im Sinne der überlieferten kombinierten Szene gestaltet. Der Palast des Königs, die Wohnungen der Chimène und einer Infantin (also drei Compartiments) liegen nebeneinander an einem freien Platz (der Straße). Die Handlung geht zwanglos, wenn auch vielleicht nicht immer mit ausreichender Deutlichkeit von einem Compartiment zum andern über[1]).

Trotzdem Corneille sehr viel Handlung ausgeschieden, ist sein Stück beinahe so umfangreich wie das des Spaniers. Corneille hat eben das spanische Drama in ein rednerisches Thema umgebildet. Die Rhetorik tritt bei ihm in die Lücke. Ihre Trägerin ist in erster Linie die Infantin Urraque mit ihrer Vertrauten. Während bei Castro die Liebe der Urraca zum Cid duftig und halb versteckt neben der der Jimena sich hinzieht, ist sie bei Corneille zu einer aufdringlichen und störenden Nebenliebe geworden, die zu jenen galanten Gesprächen führt, die wir schon aus Corneilles Komödien kennen. Sie hat frühe den Widerspruch gereizt, und 1734 hat ein Anonymus die Figur der Infantin im Cid gestrichen, ohne mehr als vier Flickverse zur Ausgleichung des Zusammenhanges nötig zu haben! Bis 1872 ist der Cid nur in dieser verkürzten Form aufgeführt worden.

Der Spanier ist indessen nicht nur reicher an Handlung, sondern er ist dem Franzosen auch in deren Führung überlegen. Wie viel mehr szenischen Instinkt verrät der Duellauftritt bei Castro, während er bei Corneille rhetorisch effektvoller ist. Beim Spanier tritt Rodrigo auf den Grafen Gormaz zu, während aus den Fenstern des Palastes, von banger Ahnung erfüllt, Urraca und Jimena, die drohenden Mienen der beiden sich Begegnenden beobachten. Rodrigo wird beim Anblick des geliebten Mädchens schwankend und zögert. Da tritt aus der nächsten Tür sein unglücklicher greiser Vater, um ihn anzufeuern, und nun entwickelt sich eine Szene voll leidenschaftlichen Lebens. Worte der Rache, des Stolzes, der Liebe kreuzen sich, bis Rodrigo dem angstvollen Flehen Jimenas zum Trotz zum Schwert greift. Bei Corneille treten der Graf und Rodrigue allein auf, und ihre stolzen Reden folgen sich ununterbrochen, Schlag auf Schlag, meist in antithetischem Ebenmaß. — Und der Rhetorik Corneilles ist es nicht gelungen, die Szene, da Vater und Sohn nach dem Rachduell sich wiedersehen (III, 6), so schön zu gestalten, wie sie im spanischen Stücke geraten ist.

[1]) Für die moderne Inszenierung mit Kulissenwechsel eignet sich der Cid gar nicht. Dieser Wechsel wirkt viel zu unruhig und bleibt doch auch konventionell. Es wäre richtiger, wenn auch heute der Cid mit der alten Bühneneinrichtung der Scène à compartiments gespielt würde.

Von der Lyrik des Spaniers hat Corneille die Stanzen Rodrigos (I, 6) in kunstvoller Nachbildung herübergenommen. Die Preziosität Castros hat er als gelehriger Schüler mit Vorliebe gepflegt.

Den tragischen Konflikt hat Corneille verschärft. Er trägt die Farben greller auf. Bei ihm weiß der alte Diègue um die Liebe seines Sohnes, als er ihn gegen den Grafen schickt; bei ihm tritt Rodrigue vor Chimène mit dem vom Blute des Erschlagenen triefenden Degen. Corneille zeigt jetzt schon jenen Hang, der ihn später völlig beherrschen wird, Handlung und Figuren ins Übermenschliche zu übertreiben. Auch für den Cid bedeutet dies eine Einbuße an Wahrheit. Doch ist vom Leben der Mocedades noch genug übrig geblieben, um die Zeitgenossen wie die Offenbarung einer neuen Kunst zu bezaubern. Hatten andre, wie Tristan in Mariamne (1636), bereits Seelenkämpfe ergreifend dargestellt, so verklärte im Cid diesen Kampf sympathische Jugendlichkeit. Die schmerzlich erregten Gefühle der von Lebenslust schwellenden und vor Lebensentsagung gestellten Jugend, die von den Flügeln einer kunstvollen, männlichen, um nicht zu sagen prahlerischen, Sprache getragen waren, bebten in den Herzen der Zuhörer nach. „Schön wie der Cid," ward zum geflügelten Wort, seit im Januar 1637 Corneilles romantisches Drama zur Aufführung gekommen war. Richelieu ließ es zweimal in seinem Haupttheater spielen, so wenig wahr ist es, daß er gegen den Cid politische Bedenken hatte.

An diesen Erfolg heftete sich Mißgunst und Widerspruch, um so mehr als Corneille in einer scherzhaften poetischen Epistel, die er jetzt (Ende März) drucken ließ, mit seiner dichterischen Selbständigkeit prahlte und im gleichzeitigen Drucke seines Stückes des spanischen Vorbildes keine Erwähnung tat. Es beginnt der „Streit um den Cid," der mit etwa vierzig Pamphleten und Broschüren sich bis zum Jahre 1638 hinzieht. Scudéry erscheint an der Spitze der Gegner; Mairet ergreift zuerst das Wort zum Vorwurf des Plagiats. Richelieu selbst war durch Corneilles unbescheidenes Auftreten verletzt und wünschte eine Zurechtweisung. Scarron finden wir an der Seite Mairets. Sorel aber nimmt Partei für Corneille, während Rotrou vermitteln will. Der irreguläre Durval wirft ein umfängliches Manifest der freien Hardyschen Bühne in den Streit.

Zwei Dokumente charakterisieren die beiden Phasen, in den der Kampf verlief: die Observations Scudérys (Mai) und die Sentiments de l'Académie sur la tragicomédie du Cid (Dezember 37).

Scudéry erklärt, die Handlung des Cid sei für eine Tragikomödie zu wenig verwickelt und spannend; ihre Wahrscheinlichkeit sei durch die Beobachtung der Aristotelischen Zeitregel — „excellente quand elle est bien entendue" — verletzt; ihre Führung sei ungeschickt und urteilslos; Chimènes Benehmen sei moralisch verwerflich; die Inszenierung verrate geringe Bühnenkenntnis — ein Vorwurf, der eigentlich die Regie angeht —; die Sprache sei schlecht und oft unfranzösisch; die guten Verse seien aus dem Spanischen übersetzt. Scudéry wirft also Corneille nicht zu große Freiheit, sondern vielmehr ungenügende Ausnützung der Freiheit der Tragikomödie in Handlungsbuntheit und Szenenbehandlung vor: Scudérys per-

sönlicher Angriff auf Corneille ist zugleich eine Verteidigung der alten Freiheit der Tragikomödie.

Durch einen offenen Brief ersuchte er die junge Akademie, sich in der Streitfrage auszusprechen. Corneilles Einwilligung wurde erlangt, denn der Kardinal drang selbst auf einen akademischen Richterspruch. Er griff mehrfach bald mildernd, bald verschärfend in die Redaktion des akademischen Gutachtens ein. Noch besitzen wir den Entwurf in Chapelains Schrift, zu dem, wie zu einem Schüleraufsatz, Richelieus Hand Bemerkungen wie: il ne faut point dire cela si absolument, hinzugefügt hat.

Die Akademie sucht in ihren Sentiments augenscheinlich Corneille gerecht zu werden. In vielem stimmt sie Scudéry bei (z. B. in der Beurteilung der Chimène, im Tadel mancher Ausdrücke). Oft aber lehnt sie seine Übertreibungen ab. Was ihn indessen noch weniger befriedigen konnte, war der grundsätzliche Entscheid der Akademie, der zu Ungunsten der freien Tragikomödie ausfiel. Die Akademie macht nicht, wie er, die Tradition des romantischen Dramas, sondern sie machte die aristotelische Zeitregel zur Grundlage ihres Urteils und erklärte die Fabel des Cid als dramatisch ungeeignet. Sie nannte, wie Scudéry, Corneilles Scène à compartiments unklar, riet aber nicht, wie er, zu größerer Freiheit der romantischen Bühne, sondern verlangte als Konsequenz der Tageseinheit auch strenge Ortseinheit. Der Dichter, sagt sie am Schlusse ihres Gutachtens, der sich so sehr bemüht hat, die Zeiteinheit zu beobachten, „hätte sich ebensogut angelegen sein lassen sollen, die Einheit des Ortes zu erreichen, die ebenso unerläßlich ist, wie jene."

Damit war, obwohl der Pamphletkrieg noch fortdauerte, der Streit um den Cid, den ein Irregulärer begonnen, im Sinne völliger Regelhaftigkeit beendet. Die bunte Tragikomödie Hardys war akademisch verurteilt! Corneille fügte sich. Aber seine Herzensneigung galt doch der Verurteilten und brach bald wieder durch, wenn er auch zukünftig den nun unmodisch gewordenen Namen tragicomédie vermied und seinen Cid selbst in den spätern Ausgaben (seit 1648) tragédie nannte. —

Der Cidstreit hatte Corneille eine schmerzliche Erschütterung gebracht, die seine dichterische Arbeit für zwei Jahre unterbrach. Erst zu Anfang 1640 kam (im Haustheater des Kardinals) ein neues Stück von ihm zur Aufführung: die Tragödie Horace und dann in rascher Folge Cinna 1641, Polyeucte (1642/43), Pompée (1643), Le menteur (1644), Rodogune (1646), Théodore (1646), Héraclius (1646/47), Don Sanche d'Aragon und Andromède (1650), Nicomède (1651), Pertharite (1652), deren Daten freilich im einzelnen nicht ganz feststehen.

Inzwischen hatte der Dichter sich verheiratet. Die Erziehung seiner sechs Kinder brachte ihm keine Existenzsorgen. Das väterliche Erbe, sein Einkommen als Beamter und als Autor schützten ihn davor. Er hat nicht nur, wie das damals üblich war, durch Widmung seiner Werke und schmeichlerische Huldigungsepisteln sich Geschenke und Pensionen gewonnen, sondern er hat es auch verstanden, aus dem Bühnen- und Markterfolg seiner Werke sich ein sicheres Einkommen zu schaffen, indem er Schauspielern und Verlegern gegenüber mit

Nachdruck und Geschick die finanziellen Erträgnisse seiner Arbeit verfolgte. Er gehört zu den ersten, die dazu beigetragen haben, der schriftstellerischen Arbeit diesen würdigen Weg des Verdienstes zu öffnen. 1647 wurde er in die Akademie aufgenommen. In den Wirren der Frondekriege veräußerte er seine Ämter, und der Mißerfolg seines Pertharite bewog ihn 1650, auch von der Bühnenarbeit zurückzutreten, da er, „zu alt geworden sei, um noch in der Mode zu sein."

Was ihm diesen Entschluß erleichterte, war eine Arbeit, die er damals eifrig betrieb: die Übersetzung der „Imitatio Christi". Sie erschien 1651—56: eine Paraphrase von über 13000 Versen, deren zierlich geschnitzte Sprache nicht selten der Hauch des Glaubens erwärmt und bewegt, und die ihm einen großen buchhändlerischen Erfolg brachte. Corneille reiht ihr später noch manches Stück aus Bibel, Liturgie und Andachtsbüchern an. Viel metrische Kunst, viel poetisches Kunsthandwerk findet sich in dem Strophenreichtum dieser frommen Verse, deren Nachempfindung indessen nicht ebenbürtig ist. So schlicht und innig die Prosa der Imitatio, so rhetorisch ist die gereimte Umschreibung, und wenn z. B. jene zum Herrn sagt: non mihi nocebit quidquid venerit tribulationis super me (III, 17) so heißt es bei Corneille prahlerisch:

Fais pleuvoir des douleurs, fais pleuvoir des misères,
Fais-en sur moi fondre un amas:
Rien ne pourra me nuire, et dans les plus amères
Je ne verrai que des appas.

Darin besteht Corneilles Originalität.

Dann machte sich der Dichter an eine Revision seiner dramatischen Werke zum Zwecke einer Neuausgabe, wobei er manche ängstliche Änderung vornahm. Diese Ausgabe erschien 1660. Drei dramaturgische Abhandlungen leiteten sie ein, und jedem Stück war ein Examen (kritische Betrachtung) vorausgeschickt. Während er so mit seinen Lieblingsfiguren beschäftigt war, traf ihn die verführerische Einladung des mächtigen Ministers Fouquet, zur Bühnentätigkeit zurückzukehren. Da erwacht in dem alternden Poeten mit Macht ein dichterischer Johannistrieb und während der nächsten fünfzehn Jahre schrieb er noch elf Stücke von Oedipe (1659) bis Suréna (1674).

In der teuren Hauptstadt, wohin er seit 1662 übergesiedelt war, empfand er die Last seiner Familie schwerer, um so mehr als die Ungunst der Verhältnisse zur Herabsetzung und 1674 zur Unterdrückung der königlichen Pension führte. Doch findet sich sein Name seit 1682 wieder auf der Liste der Pensionäre. Die Fabel von der Armut des greisen Dichters beruht auf einem gefälschten Briefe. Corneille starb am 1. Oktober 1684. —

Corneilles tragische Kunst zeigt am besten Horace. Drei Brüder aus dem römischen Geschlecht der Horatier sollen gegen drei Brüder aus dem albanischen Geschlechte der Curiatier kämpfen, und je nach dem Ausgang dieses dreifachen Zweikampfes soll Rom oder Albalonga Herrscherin sein. Der Waffengang wurde, wie Livius berichtet, dadurch besonders furchtbar, daß einem der Curiatier die Schwester der Horatier, Camilla, angelobt war.

Corneille verschrecklicht den Konflikt nun noch dadurch, daß er den ältesten der Horatier, den eigentlichen Helden, mit der Curiaterin, Sabine, verheiratet sein läßt. Bei Corneille wird der Kampf zum förmlichen Familienkampfe. Gatten- und Verlobtenliebe ist die Folie, auf der die übermenschliche Größe des römischen Patriotismus sich abhebt. Corneilles Stück ist ein dialogisiertes Paradigma zum Römerideal der Balzacschen Briefe.

Der Kampf selbst findet hinter der Szene statt. Auf der Bühne, welche die Vorhalle des Hauses der Horatier darstellt, vernehmen wir die heroischen Worte des greisen Vaters der Horatier, die Klagen der unglücklichen Frauen, die den schwankenden Kampf begleiten. Aus diesem Kampf kehrt der älteste Horatier, Sabinens Mann, als Sieger und einzig Überlebender zurück. Jubelnd empfängt ihn der Vater. Er denkt nicht daran, daß er zwei Söhne und den Verlobten seiner Tochter verloren hat. Er schilt diese Tochter, die bei der Kunde gebrochen zusammensinkt. Elternliebe, Kinderglück . . . das zählt in diesem brutalen Rom Corneilles nicht. Die Klage und Verwünschung der armen Camille reizen den vom Blute der überwundenen Schwäger triefenden Horace so, daß er auf die Schwester stürzt und die Fliehende niedersticht (4. Akt). Im fünften Akt erscheint der Retter des Vaterlandes als Schwestermörder vor Gericht und wird freigesprochen. Diese Gerichtsszene ist ein Anhängsel, das die Einheit der Handlung zerstört, dem Dichter aber willkommene Gelegenheit gibt zu sentenziösem Gerede über Politik, nach Senecas Rezept.

Die Tragödie ist reich an machtvollen, glänzenden, stellenweise hinreißenden Versen. Auch sind Corneille ergreifende Szenen gelungen, wie die zwischen Bruder und Schwester. Aber das Reden und Redenmüssen führt auch zu argem komödienhaftem Füllsel. Da ist ein Römer Valerius, der als Nebenliebhaber Camille umschwärmt. Da behandeln Camille und Sabine, während ihre Brüder draußen sich schlachten, in einer förmlichen preziösen Ruelle-Szene das Jeu-parti, wer mehr verliere, die Frau oder die Braut. Durch ein Mißverständnis wird während des Kampfes das Reden auf der Bühne in die Länge gezogen und variiert. Sicherlich entspringen daraus glänzende Verse, aber das seelische Leben der Sprecher ist einförmig, grobschlächtig; sie bewegen sich wie an Schnüren gezogen.

Corneilles Kunst geht auf starke Wirkung aus. Er neigt zur Darstellung des Schrecklichen, Unmenschlichen und verbrämt es mit zierlicher Galanterie. Er schildert gewaltige innere Erschütterungen ohne feinere Seelenmalerei. Er behandelt das Ganze rhetorisch, und hier stehen ihm glänzende Verse zu Gebote.

„Cinna oder die Milde des Augustus" ist eine Tragödie mit glücklichem Ausgang. Der Ort ist insofern etwas freier behandelt, als durch Kulissenwechsel bald das Gemach des Kaisers, bald das der „liebenswürdigen Furie" Emilie dargestellt wird, die ihrem Rachebedürfnis alle menschlichen Regungen unterordnet und auch die Liebe dienstbar macht. Das Stück hat eine treffliche Exposition und enthält von Corneilles Tragödien das meiste innere Leben.

Das Beispiel der spanischen Heiligendramen (comedias de santos) weckte in Frankreich (um 1640) die „christliche Tragödie" wieder auf. Corneille folgte der Strömung und schrieb seinen Polyeucte, in dem er den unmenschlichen Heroismus antiker Christen darstellt, die den Märtyrertod mit Wollust aufsuchen: ein undramatischer Stoff, der aber zu klangvoller Deklamation reiche Veranlassung gibt. In den vierundzwanzig Stunden der Handlung vollziehen sich ruckweise gewaltige seelische Erschütterungen. Die Gattin des Helden, Pauline, in der ein edles Menschentum verkörpert erscheint, vertauscht ihr Menschlichkeit, als sie Christin wird, mit starrem Fanatismus.

Auf dem hauptstädtischen Theater bürgern sich die Märtyrertragödien ein. Die Entsetzlichkeiten, die Corneille in seiner Théodore, vierge et martyre, häuft, gewinnen ihnen indessen mehr Gegner als Freunde.

In der Mort de Pompée kehrt Corneille zur rhetorischen Ausmalung des römischen Heroismus zurück. In Rodogune gibt er eine Tragödie der Herrschsucht. Ein Blutstrom fließt durch das Stück; an seinen Ufern blühen die zierlichsten Redeblümchen. In Horace und Cinna hatte sich Corneille, der Senecaschen Trauerspieltradition folgend, mit einer einfachen Handlung begnügt. Seine ursprüngliche Neigung zu stofflicher Spannung macht sich bereits im Polyeucte wieder fühlbar; in Rodogune läßt er ihr freien Lauf: das tragische Ereignis aus der syrischen Geschichte, das er bei Appian findet, macht er nach Herzenslust verwickelt und schrecklich. Und nun gibt es auf dieser Bahn kein Halten mehr für ihn. Unentwirrbar ist der Knoten in Héraclius, empereur d'Orient. Hoch gehen die Wogen in Nicomède, dessen jugendliche Gestalt an den Helden Cid erinnert, während an seiner Seite die Figur des orientalischen Despoten vor lauter Cornillescher Übertreibung ins Komische überschnappt. In Don Sanche kehrt er zur Benützung des spanischen Theaters zurück und schreibt auf den Spuren Lopes eine Tragikomödie, der er den modischeren Namen Comédie héroïque gibt: die Königin von Spanien schenkt ihre Liebe einem Abenteurer, wobei sich dieser Ruy Blas schließlich als Königssohn entpuppt. Die „verdächtige Wahrheit" Alarcons bearbeitet er in einer Le menteur betitelten Komödie, die eine unterhaltende Reihe von Verwicklungen vorführt, in die sich der lügnerische Held verstrickt. Das Stück hat Corneille ganz mit Unrecht den Ruhm eingetragen, in Frankreich das Charakterlustspiel begründet zu haben. Der Menteur ist eine elegant geschriebene Posse, die ohne die roheren Mittel der Burleske und Unfläterei Lachen erregen soll, die aber keine Behandlung eines seelischen Problems bedeutet. Das Charakterlustspiel zu schaffen, blieb einem Größeren, Molière, vorbehalten.

In den drei Abhandlungen und den Examens von 1660 trägt Corneille seine Dramaturgie im Anschluß an den von den Italienern kommentierten und vielfach mißverstandenen Aristoteles vor. Ins Regelnetz verstrickt, ist er bemüht, mit Drehen und Wenden sich eine sehr bescheidene Freiheit der Bewegung zu retten, denn „die Regeln verbannen so viel Schönheit aus unserm Theater". Aber der Mangel an Entschlossenheit, ja Aufrichtigkeit macht sein Bemühen ebenso unerquicklich als fruchtlos. Er erweitert die Zeitregel auf dreißig Stunden und macht eine Theaterfiktion zur Grundlage der Ortseinheit:

die Bühne soll ein Vorzimmer darstellen, auf das die Wohnungen der verschiedenen Helden münden und in dem sich jeder so benehmen darf, als ob er in seinen vier Mauern wäre. Die Liebe, die er als Galanterie versteht, verweist er als eine zu schwächliche Leidenschaft aus dem Zentrum des Trauerspiels an die Peripherie, wo sie als Schmuck Verwendung finden soll. Tragische Leidenschaften sind in seinen Augen nur der Ehrgeiz, die Rachsucht, der Glaubenseifer usw., die höhere Interessen in Bewegung setzen und mit „größerem Unheil drohen als mit dem Verluste eines Liebchens". Flüchtig spricht Corneille einmal die Erkenntnis aus, daß Furcht und Mitleid des gewöhnlichen Zuschauers durch eine Tragödie, die, statt Fürsten und Heroen, Seinesgleichen (des personnes médiocres) behandelte, mehr erregt würden. Diese Erkenntnis ist aber steril geblieben. Das bürgerliche Trauerspiel entstand in Frankreich erst hundert Jahre später.

Die elf Werke der letzten fünfzehn Jahre sind höchst unglücklich. Zwar findet der Dichter immer wieder einzelne schöne Verse des Heroismus; doch ist das alles. Eine Schöpfung will ihm nicht mehr gelingen. Haltlos schwankt er zwischen den dramatischen Formen seiner Neigung und denen der Mode hin und her, schreibt Tragikomödien, die er Comédies héroïques nennt (Pulchérie), schafft einen modisch girrenden Ödipus und Attila und stellt, seinen eigenen dramaturgischen Lehren zum Trotz, die Galanterie ins Zentrum der Tragödie. Ängstlich hängt er den Mantel nach dem Wind, um des Erfolges, welcher der neueren Kunst seines jüngeren Bruders Thomas, Quinaults und Racines schon winkt, selbst teilhaftig zu werden. Er bietet das Bild greisenhafter Impotenz, die bald starr am Alten festhält, bald modischer als die Mode sein will und darüber zur Karikatur wird. —

Corneilles Kunstübung ist charakterisiert durch seine Neigung zum alten bunten, handlungsreichen romantischen Drama (tragicomédie). Seine Entwicklung als Tragödiendichter ist die Geschichte dieser seiner Neigung, d. h. ihres Konfliktes mit engen Kunstgesetzen. Er empfindet zeitlebens die Kunstgesetze als eine Fessel seines Talentes; aber ihm fehlt der Mut zur entschlossenen Auflehnung. Er erschöpft sich in kleinlichen Kompromissen. Er leidet an einem schweren Mangel künstlerischer Selbständigkeit.

Früh weisen ihn die Verhältnisse auf Seneca, dessen Rhetorik ihm durch den pathetischen Ton und den sentenziösen Inhalt sympathisch ist — Seneca, den Boileau, nicht ohne einen Seitenblick auf dessen Schüler Corneille, un déclamateur amoureux de paroles nennt. Der eigenen Neigung aber folgt Corneille darin, daß er die vierundzwanzig Stunden seiner Tragödie mit möglichst bunter verwickelter Intrige erfüllt, die sich nun freilich in diesen engen Zeitschranken nicht zu wirklicher Handlung ausleben kann, sondern einfach wieder zu rhetorischer Materie wird. Senecas schreckliche Katastrophen lehren ihn, neben dem Verwickelten auch das Entsetzliche zu suchen. Und so kompliziert er die Handlung nicht nur, sondern verschrecklicht sie auch. Der Größe des tragischen Unglücks entsprechend, wachsen ihm auch die Figuren: sie werden überlebensgroß (von „unwahrscheinlicher Größe", wie er selbst sagt), und mit der Menschlichkeit geht ihnen das Leben verloren. Daß er

die Liebe mißverstand, ist ihm weniger dadurch verhängnisvoll geworden, daß er sie nun aus dem Zentrum der Tragödie ausschloß, als dadurch, daß er sie als galantes Ornament, als Arabeske, überall am Rande der tragischen Handlung glaubte anbringen zu müssen. Corneille kann sich keinen dramatischen Helden ohne Galanterie denken: diese Vorstellung ist ein Erbe der Komödie. So füllt er seine tragédie mit den Redeblumen der modischen Galanterie und schafft eine Mischung von Schrecklichkeit und Tändelei, die uns heute, besonders in seinen späteren Stücken, als Geschmacklosigkeit erscheint und verletzt.

Weder seine szenische noch seine psychologische Kunst ist hervorragend. Er arbeitet nicht mit feinen Mitteln. Seine Kunst hat etwas Grobes, Marktschreierisches. Sie ist im wesentlichen eine an verwickelten Schrecklichkeiten geübte Rhetorik im Munde übermenschlicher Heroen. Zu den großen Poeten gehört er nicht. Corneille, der beredte Deklamator des Heroismus, ist am glücklichsten da, wo sich zum Heroismus feurige Jugendlichkeit gesellt wie im Cid.

Der große Poet des französischen Trauerspiels ist nicht Corneille, sondern Racine.

Freilich beginnt Racine 1664 in der Manier des alten Corneille. Er dramatisiert die Schrecklichkeiten der thebanischen Geschichte und verbrämt sie mit Galanterien. Allmählich aber gelangt er zur Darstellung wahren Lebens und füllt dann fast ein Jahrzehnt mit Werken hoher Poesie. Das deklamatorische Wesen starrer senecaischer Helden ist ihm ebenso zuwider wie die verwickelte Handlung — beides lehnt er als unnatürlich ab, d. h. er lehnt Corneilles Übertreibungen ab. Racine hatte griechisch gelernt und damit den Weg über Seneca hinaus zum hellenischen Theater gefunden. Er dichtete in dem Gedanken: „Was würden Homer und Sophokles sagen, wenn sie meine Verse läsen?“

Racine sucht den Mikrokosmus widerstreitender Gefühle in schwankenden Menschen darzustellen, welche die letzten Stunden vor einer Katastrophe durchleben. Seine subtile Kunst vermeidet jeden rauhen Handlungsvorgang auf der Bühne als etwas Unfeines. Die materiellen Hilfsmittel der Inszenierung treten zurück. Die Einheit des Ortes und der Zeit ergibt sich aus der vereinfachten dramatischen Aufgabe von selbst. Die „Regeln“, die Corneille wie eine Fessel widerwillig trug, sind Racine natürlich.

Die Liebesleidenschaft, die Corneille als untragisch bezeichnete, rückt Racine in den Mittelpunkt. Er führt meist die Krise einer Liebe vor. Die Anhänger Corneilles schalten das eine Alltäglichkeit. Racine stellt die Liebesschicksale, die ihm das Leben bot, im glänzenden Rahmen der Antike dar: Andromaque, Bérénice, Iphigénie, Phèdre: modernes Leben in tausendjährigen Fiktionen. Er französiert die Antike, z. B. den Bericht des Tacitus über Nero — aber mit welcher Kunst weiß er das Erwachen des Verbrechers in Britannicus zu schildern! Fast immer weist er übrigens der Frau die Hauptrolle zu. Er hat die Tragödie feminisiert. Man schalt seine Kunst weichlich, indem man sie an Corneilles Rauheit maß.

Gewiß wird durch die überlieferte Einkleidung auch das Drama Racines mancher Ursprünglichkeit beraubt und ist Racines Sprache in den überlieferten Formeln der eleganten Diktion befangen. Aber aus diesem spröden Material baut Racine dramatische Kunstwerke, die nicht nur elegant und von vornehmer Einfachheit sind, sondern die mit ihren zarten und tiefen Seelenschilderungen uns ganz anders ergreifen als Corneilles Deklamationen und deren biegsame Verse von lyrischem Wohllaut überfließen.

Die heftigen Angriffe, die Racine erfuhr, erfolgten immer im Namen der Corneilleschen Dramatik. Diese beiden Dichter, welche in einem Atem zu nennen man gewöhnt ist, waren Vertreter ganz verschiedener Richtungen innerhalb der Tragödie.

Wie die Nachfolger sich zu ihnen gestellt haben, dafür ist das Beispiel Voltaires typisch: Voltaire pries Racine, hatte Athalie auf seinem Schreibtische liegen — aber er folgte Corneille. Gleich ihm priesen und bewunderten die andern Epigonen den genialen Poeten Racine als den großen Führer und erklärten, ihm nachzustreben — doch blieb seine feine Kunst ihnen unerreichbar, und sie griffen zu den billigeren Deklamationen und den gröberen Effekten Corneilles. Sie wandten sich vom Hellenentum Racines zum bequemeren Lateinertum Corneilles. Dieses blieb vorbildlich.

So hat Corneilles Kunst eine große geschichtliche Bedeutung — und sie hat heute wesentlich diese Bedeutung. Von Corneille gilt, wie von Malherbe, daß die Verhältnisse ihm eine geschichtliche Wichtigkeit gegeben haben, die über seine persönliche dichterische Qualifikation hinausgeht. Sie haben ihn um 1640 zum Markstein einer neuen Entwicklung gemacht und das Schicksal der rhetorischen Tragödie dauernd mit seinem Namen verbunden.

Solch ruhmreichem Namen gilt die Bewunderung, die das heutige Frankreich dem alten Corneille zollt:

Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.

Diese Bewunderung fließt aus Tradition und Pietät. Sie flackert während einer Vorstellung des Cid oder des Horace bei einem jener lapidaren Verse, die Corneilles dichterischer Eloquenz so glücklich gelungen sind, in lautem Beifall auf. Sie erscheint wie von diesen „geflügelten Worten" getragen, die wie Fanfaren ertönen und die leicht entflammbaren Herzen zu festlichem Jubel hinreißen:

Paraissez Navarrais, Maures et Castillans!

Nicht als ein Dichter, der unvergängliche Menschen- und Lebensbilder geschaffen hat, fesselt und ergreift Corneille heute noch seine Landsleute, sondern als der poetische Rhetor des Heroismus.

Der Mutter Wahl.

Aus dem modernen Frauenleben.

Von

Gertrud Prellwitz.

Die Großstadt! Die Karossen, die Droschken jagen; die elektrischen Wagen rasseln und klingeln, die Radler suchen sie zu überholen, die Automobile rasen. Und die Menschen hasten alle dahin mit gespanntem Gesicht, unruhig auf ihr Ziel gespannt, das sie der Zeit abringen müssen.

Am Straßenrande steht eine junge, zarte Frau und schaut fast entsetzt in das Getriebe.

An eine sausende Maschine mußte sie denken. Aber wenn sie je mit angehaltenem Atem vor dem Räderwerk einer großen Maschine gestanden und in diese arbeitende Welt aus Eisen geschaut hatte, wo ein Rad in das andre griff, eine sausende Bewegung die andre auslöste, unerbittlich, da hatte sie neben dem Grauen vor den gebändigten Unheilsmöglichkeiten immer etwas wie Befreiung, wie Hochgefühl empfunden. Der Geist der Ordnung herrscht hier; er führte alle diese blinden Kräfte; er lenkte sie so, daß sie, selbst darüber unbewußt, gemeinsam etwas Gutes schaffen mußten. Hier aber? In diesem Hasten lebendiger Wesen, war hier Ordnung? Jeder eilte nach seinem Ziel! Jeder dachte an sich.

Sie war mit der elektrischen Bahn aus einem entfernten Vorort hereingefahren und hatte gesehen, wie in der kurzen Zeit, seit sie in der Ferne geweilt, die Stadt Berlin sich zu der Riesenspinne Groß-Berlin ausgewachsen hatte, die unheimlich weiter und immer noch weiter wachsen wollte.

Und noch tönten ihr die Gespräche in den Ohren, die sie während der langen Fahrt nacheinander mit angehört. Ein paar Herren hatten von den ungeheuren Bodenspekulationen erzählt, durch die ein Bekannter unerhört reich geworden; andre sprachen von geglückten und verkrachten Bauunternehmungen, und wie wieder viele Handwerker um den Lohn betrogen seien, und wie es keine soliden Besitzer mehr gebe. „Ja, ja, das Solide!“ seufzte der eine. Eine ärmliche Frau mit müdem, vergrämten Gesicht erzählte, daß die Miete im Ort nun wieder erhöht sei, seit die Terraingesellschaften dort alles aufgekauft, und daß das Fleisch jeden Tag teurer werde.

Eva hatte solche Gespräche früher oft gehört, als sie noch in Berlin wohnte. Aber da war sie eine glückliche Frau gewesen, die mit dem Liebsten zu den schönen Festen fuhr, auf denen er, der große Künstler, gefeiert wurde,

und sie verwöhnt. Oder sie war mit einer Freundin in die strahlenden Läden gefahren, um all das Hübsche auszusuchen, was man glücklicherweise wieder anschaffen mußte für die Kinder, für den Haushalt. Da war ihr die Großstadt mit den Menschen darin wie ein Bild gewesen, an dessen Farbenfülle sie sich freute. Heute aber waren es lebendige Menschen, die ein Innenleben und ein Schicksal hatten, und alles, was sie sah und hörte, wurde ihr schmerzhaft wirklich. Das war nicht nur, weil sie aus dem stillen Gebirgsdorf kam und dem Liede der einsamen Natur gelauscht hatte, und der Kontrast sie so stark ergriff, nicht nur, weil sie ein großes Unglück erlebt, das ihr Inneres tief aufgewühlt und empfindsam gemacht und sie zugleich gelehrt hatte, die großen, feierlichen Klänge des Schicksals zu vernehmen, tief innen.

Nein, es kam auch daher, daß das hastende Treiben der Großstadtmenschen für sie eine Wirklichkeit geworden war, die nach ihr *griff*: sie sollte nun selbst hinein! Sie war nach Berlin gekommen, um den Beruf zu wählen, mit dem sie Geld verdienen würde für ihre Kinder.

Denn sie hatte den Gatten verloren. Nicht durch den Tod, sondern — — Eva stand, sah einem mit glühenden Augen herandröhnenden Automobil entgegen und dachte, daß so das Unglück über sie gekommen war. Ganz arglos und voll Vertrauen war sie gewesen, da war es wie eine dämonische Feuerkraft gekommen, hatte einen Fuß breit nach dem andern ihres Glückes erobert, unerbittlich, und es gab keinen Widerstand, es gab nur ein entsetztes Fliehen: die Kinder retten und sich für die Kinder.

Das Glück war nun fern — fern.

Der Gatte gehörte einer andern.

Seitdem wußte sie, daß das Leben dunkle Gewalten hat, unbegreifliche, und daß die besten Menschen gegen ihren Willen in einen finstern Abgrund springen können, wenn es sie mit Feueraugen daraus lockt.

Sie wußte nun, daß gute, reine Menschen einer feindseligen Macht, die sie hassen, sich ahnungslos hingeben und ganz ihr verfallen können, wenn es lügend und schmeichelnd kommt, sie bei ihrer Güte und Selbstlosigkeit anfaßt, und festhält, und bindet — ja, und bei ihrer Eitelkeit!

O Gott, wie schwer ist es, das Rechte zu erkennen! Wir Menschenkinder, wie sind wir unbewußt! Und was für ein furchtbares, sausendes Ungeheuer ist die Wirklichkeit!

Eva war mit raschen Schritten, wie von einer Angst gejagt, weiter gegangen, die abendlich beleuchtete Potsdamer Straße hinauf. „Alle diese Menschen", dachte sie, „es ist so unheimlich! Sie sehen alle so aus, als ob sie nur nach außen blickten. Nicht jetzt, sondern immer. Als ob sie nur von dem Sichtbaren wüßten, und nach dem Sichtbaren jagten. Aber *innen* sind die Lebensgewalten; mit denen weiß niemand Bescheid. Sie hetzen sich alle todwund — und suchen alle das Unwichtige. Sie werden auch alle, wenn die Versuchung kommt, falsch wählen; sie werden sich um das Glück betrügen lassen. Und wenn etwas sie schützt, so ist es nur der nüchterne, platte Egoismus; wer *die* Stütze nicht mehr hat, der wird sich immer betrügen lassen!

Es gibt wohl etwas, tief innen, einfach und klar, das weist immer den rechten Weg; aber die meisten Menschen können die Stimme der Einfachheit nicht hören".

Es klagte eine Sehnsucht in ihr auf; nicht nach dem verlorenen Glück. Nein, nach einem tieferen Glück, das sie noch nie gefunden, das sie noch kaum erst ahnte.

„Ja," dachte sie und schaute in das Gewirr, „sicher, auch hier ist das große, einfache Lied. Man müßte es nur erlauschen lernen. Sicher, auch all diese Unbewußten, die da hasten und jagen, jeder nach seinem Ziel, sie werden gelenkt von einer geheimen Ordnung. Wer das erschauen lernte, er fände den Frieden —" und sie träumte dieser Sehnsucht nach.

„Die Erde macht ihre Erfahrungen in ihnen. Sie müssen irren und leiden, damit sie das Gute heraustasten. Sie sind alle wie die verirrten Kinder, damit sie den rechten Weg entdecken."

Sang das der Abendhimmel?

Auf der Potsdamer Brücke war Eva stehen geblieben, und dort, über den elektrischen Wagen, die da kamen und hielten und weiter fuhren, einer nach dem andern, während die Menschen sich drängten und aus- und einstiegen — über den elektrischen Wagen und dem ganzen Großstadtgewühl schaute ein leuchtendes Stückchen Abendhimmel zwischen den Bäumen des Kanals herüber — so hehr, so wissend, so feierlich: „Ihr Menschenkinder seid so unbewußt! aber die Ordnung ist da."

Eva trat zurück und lehnte an das Brückengeländer. In welchen Wagen sie hier hatte einsteigen wollen, das hatte sie längst vergessen. Unten fluteten die dunklen Wellen des Kanals, droben war das stille Leuchten; so lauschte sie dem dröhnenden Großstadtlärm.

„Wir müssen Zeit haben!" dachte sie, „zu schauen und einzudringen und zu verstehen und, was in uns vorgeht, in seiner Tiefe zu erleben, und zu wissen, wo es hinaus will, und das Wichtige zu unterscheiden, und das Unwichtige fallen zu lassen —"

Der Abendhimmel war bleich und dunkel geworden. Die elektrischen Lampen leuchteten immer heller, der Lichtschein der einen verband sich dem der andern, ein schimmernder Strom von Licht ergoß sich durch die Straßen, farbig aufleuchtend, wo vor den großen Schaufenstern die strahlenden Kugeln, vornehm matt, ins Violette, ins Rosa abgetönt waren, wo die laufenden bunten Lichter der Straßenbahnwagen ihre naiven Töne hineinwarfen. All die Mannigfaltigkeit aber wurde zusammengehalten und beherrscht durch die stillen, feierlichen Bogenlampen hoch oben, und darüber ruhte der dunkle Abendhimmel, der, wo er sich gegen das warme Gelb der hellbeleuchteten Häuser abhob, in einem wahrhaft magischen Blau schimmerte.

Und unten das wirre Durcheinander! Da sollte sie nun mitten hinein; da sollte sie nun ihre Wege suchen, Geld verdienen. Was sie besaß, um davon mit den Kindern zu leben, war gering; es reichte eben für die Notdurft aus. Aber sie würde viel Zeit und Kraft verbrauchen müssen, um alles aufs sparsamste einzurichten. Und sparsam sein wurde ihr so schwer! Ihre Freunde aber hatten ihr gesagt, daß sie glänzende Einnahmen haben könnte, wenn sie ihre reichen Gaben verwertete. Und sie hatte sich's dann auch ausgerechnet, daß es besser sei, ihre Zeit und Kraft zusammenzuhalten, einen Beruf zu ergreifen, Geld zu verdienen und es reichlich zu haben. Sie hatte einst Malerin werden

wollen; ihr Studium aber war noch nicht ganz beendet, als der Geliebte sie holte. „Freilich, ja, wir waren wie die Kinder," dachte sie. „Die ganze teure Ausbildung wurde für nichts geachtet; alle die Möglichkeiten zur Selbständigkeit, die sie erschloß, wurden einfach weggeworfen, weil das Glück da war.

Wer kann auf das Glück bauen, wenn die Welt so aussieht?

Die Ausbildung zu vollenden, hatte sie nun nicht die Mittel. Vielleicht, daß es zum Kunstgewerbe doch reichte? Aber sie sagten ihr auch, sie sei eine begabte Schriftstellerin. Ihre Briefe, sagten sie, seien Kunstwerke; ihre Art, das Leben anzusehen, sei originell. Nun solle sie Romane und Novellen schreiben, Stimmungsbilder und kleine Geschichten — kleine Geschichten für Tageszeitungen, die brächten viel ein. Und sie war nach Berlin gekommen, um zu prüfen, welcher Weg sich ihr leichter öffnen würde, der zum Kunstgewerbe oder der zur Schriftstellerei; oder vielleicht ein ganz andrer? Zur Kunstphotographie? Zum Atelier für künstlerische Frauentracht? Alles aber bedeutete: viel lernen, viel leisten, viele Verbindungen haben; sie aufsuchen und nützen; arbeiten, arbeiten, und dann war's noch Zufall, ob etwas erreicht wurde!

O, sie wollte arbeiten! Sie sehnte sich nach innerer Arbeit; sie sehnte sich danach, alles, was sie innerlich erlebte, alles, was als Wirklichkeit an sie herantrat, nun, da sie so sehend geworden, zu verarbeiten. Sie war hungrig geworden nach Wirklichkeit. Sie wollte in das Leben lauschen, wo es auch sei, überall den Sinn suchen, eindringen, miterleben und die Einfachheit entdecken; das Werdelied singen hören und dafür einen Ausdruck finden in Bildern, vielleicht in Worten —

Aber damit Geld verdienen? in diesem Gedränge eiliger Menschen? Da hinein, und Wege suchen und hasten wie sie? Würde sie dann auch die Einfachheit finden, wenn sie mitten darin war? Und wenn sie sie fand, würden die Menschen es hören, jenes Lied von tief, tief innen? Die Menschen? Die waren doch gewohnt, nur nach außen zu horchen und zu spähen —

Und plötzlich wurde ihr so angst.

Ihr kam eine Ahnung, daß es etwas ganz andres war, was sie meinte und was sie konnte, als die hübschen, kleinen Geschichten schreiben, die so gut bezahlt werden.

Sie stand und sah traurig zu den vorübereilenden Menschen. Die sollten in ihr Leben greifen! Sie brauchte sie, wenn das, was sie sich vornahm, ihr gelingen sollte. Und ihr kam die Ahnung, daß es nicht gelingen werde.

„Für die Kinder, für die Kinder!" schluchzte sie vor sich hin. „Damit ich sie gut erziehen kann! Damit sie einst werden können, wozu es sie von innen treibt!"

Hier hinein in den Kampf ums Dasein, hinein in den Kampf um Geld und Ruhm und Glück, in die Arbeitswirklichkeit, in das moderne Berufshasten hinein, sie? Als ob etwas Weiches, Fühlendes in die eiserne Maschine hinein sollte, ein Rad zu werden, das sausend zur rechten Zeit ins andre greift — es wird immer stehen bleiben wollen und lauschen — zermalmt wird es werden!

Ängstlich in sich zusammengedrückt, in einer Haltung, ganz hingegeben dem überstarken innern Erleben, wie schutzsuchend jetzt an einen Laternen-

ständer geschmiegt, fühlte sie plötzlich einen Blick. Neben ihr stand eine hochgewachsene Frau in mittleren Jahren, mit edlem, ausdrucksvollem Gesicht, die Augen voll Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sie gerichtet. Eva wurde es ganz wundersam zumute. Dieser Blick! Er schien sie schützend, mütterlich hegend, ganz einzuhüllen. Ganz geborgen kam sie sich vor. Vertrauensvoll blickte sie in die grauen, gütigen Augen. Die sahen so klar, so bewußt in die Wirklichkeit. Die fürchteten sich nicht. Und Eva fühlte: sie kannten doch etwas Besseres — und wollten das. Plötzlich war es Eva, als wüßte sie, wohin diese Frau gehörte.

„Sind Sie fremd in Berlin?" redete diese sie an. „Brauchen Sie Rat? Kann ich Ihnen helfen?"

„Nein, eigentlich bin ich nicht fremd hier," stammelte Eva; „ich bin hier aufgewachsen und wohnte bis vor kurzem in Berlin. Aber ich suche etwas — und gewiß, Sie wissen, wo es zu finden ist! Jetzt erst weiß ich, daß ich es suche: Die Frauen! Die Frauen, die zusammenhalten, damit die einzelne, die nicht Mut hat, geborgen ist, die durch die wirre Wirklichkeit Wege schaffen für uns. Ich will Geld verdienen für meine kleinen Kinder."

Der klare Blick wurde ganz zum gütigen Lächeln. „Kommen Sie mit," sagte die Fremde, „ich fahre zu einer Frauenversammlung. Dort werden Sie uns alle kennen lernen."

„Heute? jetzt gleich? ach, das ist gut," sagte Eva. Und sie stiegen miteinander in einen der nächsten Wagen.

Sie sprachen zuerst nicht. Eva saß ganz still und freute sich. Ihr war's, als hätte sie wieder einmal die klare Linie der Einfachheit aufblinken sehen. Sie jauchzte ganz leise ein wenig vor sich hin. Sie bemerkte auch, daß sie recht lange gestanden haben mußte, und daß es sehr wohl tat, nun wieder zu sitzen. Und so nahe neben dieser wundervollen Frau zu sitzen und den leisen Hauch von Beruhigung, von Trost und Schutz zu atmen, der von ihr auszugehen schien. Sie dachte: „Ja, zusammenhalten! Das begreife ich gut: Wir Frauen müssen zusammenhalten! Dann wird man schon die Wege finden und zu gehen wissen. Ja, und solche Frauen müssen vorangehen." Sie schaute nach Herzenslust in das klare Antlitz und erzählte zutraulich von dem stillen Gebirgsdorf und ihren zwei kleinen Kindern, und daß sie nach Berlin gekommen sei, um einen Beruf zu wählen. —

„Da trifft es sich günstig," sagte die Fremde, „daß heute abend gerade jenes Thema behandelt wird. Wir sprechen über die Forderung, daß die verheirateten Frauen einen Beruf haben sollen. Sie haben Ihren Gatten verloren?" fragte sie teilnehmend.

„Ich, ich habe ihn verloren," sagte Eva scheu, mit einem dunklen Blick.

Aber sie war nun gar nicht mehr darauf gestimmt, an ihr Unglück zu denken; sie freute sich auf die neue Welt, in die sie hineinschauen sollte. Und auf die neuen Hilfslinien der Vereinfachung, die sie da durchs Leben gezogen sehen würde.

Und sie kamen an. Ein großer Saal, mit Frauen schon dicht besetzt, klugen, interessanten, geistigen Gesichtern. Eva bemerkte, daß alles auf ihre

Begleiterin blickte. Es war ganz ersichtlich, daß alle sie kannten. Viele gingen ihr entgegen und begrüßten sie mit Ehrerbietung. Sie setzte sich zu einigen andern Damen an einen Tisch besonders, der erhöht stand (für Eva aber hatte sie, obgleich schon alles besetzt war, einen Stuhl ziemlich in ihrer Nähe verschafft), und schritt dann zum Pult, die Verhandlungen zu eröffnen. Eva spürte mit Wohlgefallen die Atmosphäre, die über dieser großen Versammlung lag: es war etwas Junges, Freudiges, Mutiges darin.

Sie war noch nie in einer parlamentarischen Versammlung gewesen, weder bei Männern noch bei Frauen. Sie freute sich an der Ordnung, sie freute sich, als nun der Vortrag kam, an der Kühnheit und der Wahrhaftigkeit, mit der man hier die Wirklichkeit bei ihren Schäden anpackte. Die hatten nicht Angst! Und sie waren klug. Sie drangen ein. Sie sahen die Erscheinungen und erkannten die Motive. Es wurde alles klar. Und es war so ernst. — Über das Verhältnis der Geschlechter sprachen sie, und daß es sich verschoben habe, und wie das gekommen sei, und wie es auf die Ehe wirke. Und Eva erkannte, wie sie viel Unmögliches erwartet, und wie sie vieles falsch gemacht hatte, und es schluchzte wieder in ihr auf, wie wir Erdenkinder doch im Dunkeln tasten. Und dann sprach die Rednerin, eine junge Frau mit leuchtenden Augen, davon, wie man danach trachten müsse, das verschobene Verhältnis wieder ins Gleichgewicht zu bringen und alles in eine gesunde Entwicklung zu führen — welche Forderungen diese neue Zeit stelle, und daß jeder Mann und jede Frau einen Beruf ergreifen und, wenn sie heiraten, ihn weiterführen solle. Es solle nicht selbstverständlich sein, daß die Frau dann ihren Beruf aufgebe, um des Mannes Wirtschafterin zu sein, und in pekuniäre Abhängigkeit von ihm zu geraten, und in Unmündigkeit vor dem Gesetz. Sondern sie solle entweder in selbständiger Berufsarbeit bleiben und dadurch die Einnahmen vergrößern (dieses würde die Ehemöglichkeiten vermehren) oder, wenn sie die Versorgung des Haushaltes übernehmen wolle, so solle das als selbständiger Beruf aufgefaßt und gewertet werden. Das werde der Frau das wirtschaftliche und seelische Gleichgewicht neben dem Manne geben, und dadurch das Verhältnis der Geschlechter umwandeln und die Ehe auf eine würdigere Höhe heben. Die rechtliche Unmündigkeit der Frau würde sich dann von selber als überlebt erweisen. Und vor allem sei die Witwe, die geschiedene Frau, gesichert, und damit ihre Kinder.

„Was sind die klug!“ dachte Eva, „und wie recht sie haben“ —

Und die Rednerin führte aus, daß es immer Frauen geben werde, die die Führung des Haushaltes mit Freuden übernähmen. Und die Frauenbewegung arbeite selbst darauf hin, daß jede Frau die wirtschaftliche Ausbildung erhalte, die sie dazu befähigt. Aber für viele geistig hervorragend begabte Frauen sei es besser, ihre Kraft in einer geistigen Berufsarbeit der Menschheit nutzbar zu machen, als sie an Hausarbeiten zu verschwenden, zu denen ein bestimmtes Maß praktischer Klugheit ausreicht. Die neue Zeit werde wirtschaftliche Verschiebungen bringen, die dem Streben der verheirateten Frau nach Berufsarbeit entgegenkommen; sei erst das Bedürfnis da, so werden auch die guten öffentlichen Küchen da sein, in denen jeder Haushalt auf solide,

wohlfeile Weise, und nach individuellem Geschmack, sich seine Mahlzeiten bereiten lassen könne. Hier öffne sich dann wieder lohnende Berufsarbeit für gebildete Frauen mit hervorragend praktischer Begabung.

Eva hatte das Gefühl, es ordnete sich alles, es wurde immer sauberer, sie würde immer schneller und nutzbringender arbeiten, die Maschine!

„Aber das Beste vergessen sie!" — Sie war selbst verwundert über diese innere Stimme. Sie hätte auch nicht sagen können, was sie meinte. Es wogte so tief in ihr, stürmisch und ganz ungeklärt.

Da erscholl lebhaftes Beifallsklatschen. Die Rede war zu Ende. Nun sollte die Diskussion beginnen. Eva hörte wieder mit Spannung und Vergnügen zu. Wie geschickt Rede und Gegenrede flog! Einwände wurden pariert, Zweifel niedergeschlagen, und Zustimmung steigerte die Forderungen, die Reformvorschläge noch in die Höhe. Immer kühner wurde man; immer gründlicher, immer einfacher, „radikaler" sagten sie. Und alle hielten für selbstverständlich und sprachen es aus: „Diese Zeit fordert von uns, daß wir alle Kräfte aufs äußerste anspannen."

Eva war's, als hörte sie wieder die elektrischen Bahnen sausen, die Automobile rasen.

Die Vorsitzende sah von ihrem erhöhten Platz, daß in das liebliche Gesicht ihrer jungen Begleiterin wieder der Ausdruck von Schrecken und Entsetzen gekommen war, der draußen ihre ganze Teilnahme erweckt hatte, als sie sie fand, hilflos an den Laternenpfahl gedrückt. Und dabei war sie eine Großstädterin, war in Berlin geboren und aufgewachsen und hatte bis vor kurzem in Berlin gelebt. Was ging in dem jungen Geschöpf vor? Und nun, hier dieselbe Angst?

„Wenn sie doch reden wollte," dachte die kluge Frau. „Alle die andern sprechen doch mehr oder weniger aus der Theorie heraus; hier ringt das Leben selbst und starrt aus erschrockenen Augen ins Dasein. Dies junge Wesen weiß etwas, was sie alle nicht wissen. Aber sie wird nicht reden." Da sah sie, wie Eva schon aufstand.

Eva war selbst erschrocken, wie sie auf einmal dastand — wie von einer innern Macht, fast unbewußt da hingetrieben — vorn auf dem Podium, neben dem Rednerpult, sie! Und alle Blicke richteten sich auf sie, alle die klugen, bewußten Blicke, die sie erstaunt musterten, wie einen fremden Vogel unter ihnen. Sie war so erschrocken, daß sie nun vor all diesen Augen reden sollte. Und gar vorher ihren Namen nennen! Sie sagte ihn ganz leise, so daß niemand ihn verstand. Und dann sprach sie, halb ängstlich und halb mutig, von jener großen, innern Macht gezwungen, mit fliegendem Atem.

„Ich kann nicht reden wie ihr," sagte sie; „ihr seid so klug! Aber ich habe zwei kleine Kinder."

Sie stockte — „das war ein sehr dummer Anfang," dachte sie.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „das ist es aber! Ihr habt alle recht. Aber ihr habt eins nicht erlebt: wenn Kindesaugen ängstlich in die Welt sehen, in das unbekannte Leben und so voll grenzenlosen Vertrauens zur Mutter fragen — und die versteht selbst das Leben nicht! Ihr denkt: hat sie einen Beruf, so lernt sie es verstehen. Nein, da lernt sie nur ein Rad in der

Maschine sein, das seine Arbeit zur rechten Zeit abhastet. Das Leben, das Leben, wer versteht es? Es wird immer komplizierter und unruhiger und wirrer, es rast dahin. — Ihr sagt: es fordert, daß wir alle Kräfte anspannen; ihr denkt: es fordert, daß wir zur rechten Zeit in den rechten Wagen springen. Nein! Nein! Nein! Daneben stehen müssen wir dürfen und lauschen — Zeit haben müssen wir und lauschen — die Mütter, die Mütter müssen Zeit haben!

„Ihr sprecht davon, daß es schade sei, wenn man nur die Hausarbeiten tut, die jede geistlose Magd auch tun kann. Ja, aber bei den Hausarbeiten, gerade bei den ganz bescheidenen, kann der Geist in die Tiefe lauschen, wo das Leben ist. Bei solchem geistigen Beruf, wie leicht sieht auch die Mutter immer nur nach außen, wie die meisten Menschen tun. Ihr auch! Ihr auch! So viele unter euch sehen auch so aus, als ob sie immer nur nach außen blickten und von dem Eigentlichen nichts wüßten!

„Die Mütter müssen träumen und lauschen dürfen, auf das Einfache müssen sie lauschen, das still und hehr durch alles geht; auf das Große, Heilige, damit sie dem Kinde den Sang davon singen können, das Märchen davon erzählen, das Märchen von der Ordnung, die alles lenkt — ihr wißt schon: vom lieben Gott!

„Ja, das ist's: ich meine den lieben Gott. Davon muß man den Kindern erzählen. Aber das muß man doch erst entdecken. Wer wird Zeit haben?"

Die Blicke der klugen Frauen wurden immer erstaunter. Manche sahen sich an und lächelten, die einen kalt spöttisch, die andern gerührt. Manche kicherten auch.

Eva war so freudig gewesen, als es auf einmal wie ein Lichtsturm hereinbrauste: daß, was sie meinte, der liebe Gott sei.

Sie hatte in ihrer Kinderzeit in der Schule einen sehr fertigen, blassen lieben Gott bekommen, der nie lebendig wurde, und war ins Leben gegangen leer und voll Sehnsucht.

Sie hatte eine Pause gemacht, ganz atemlos, und erwog das innerlich, daß sie ihren Kindern den lieben Gott entdecken sollte, der sie auf einer goldenen Bahn des Echten schrittweise durchs Leben führe, daß es ganz einfach würde, mitten im Gewirr — einen lebendigen lieben Gott!

Aber da bemerkte sie das Kichern und erschrak sehr. „Sie denken, ich bin stecken geblieben," dachte sie, „und alle finden dich so dumm."

Und hilfesuchend sah sie zu der gütigen Frau hinüber, die sie hergeleitet, und begegnete einem Blick so voll tiefen Vertrauens, so ermutigend, so schützend, so mütterlich.

Da richtete sich Eva hoch auf, stolz und frei und sicher, und wie ein Jubeln war es nun, als sie weiter sprach:

„Was unsre schwere Zeit braucht, unsre wirre Zeit, die so schwer zu verstehen ist: das Mütterliche braucht sie!

„Das ist die schaffende, schützende Kraft eines reifen, stillen Menschen, der auf seine Seele lauschen lernte und auf die Seele, die in allem klingt und ringt und zur Ewigkeit will. Denn was niemand aussprechen kann, weil es

zu tief und zu wunderbar einfach ist, das kann die Mutter in ihren Blick legen — dann hat das Kind Mut zu sich selbst und Gewißheit fürs Leben und Kraft.

„Ihr sprecht so viel von den Forderungen der Zeit, aber die Hauptsache vergeßt ihr. Der Druck auf den Menschen ist so groß, das Leben wird immer unruhiger und oberflächlicher — und die Sehnsucht nach Stille und Innerlichkeit wird immer größer in den Menschen. Wir finden uns so schwer zurecht. Wer mitten darin ist, überschaut sehr schwer. Es muß jemand da sein, der daneben steht und schaut und in die Stille geht und lauscht und nicht mitzurasen braucht. — Das müssen die Mütter sein.

„Wenn sie alle hasten und sich überarbeiten, — die Mütter sollen nicht hinein in den Wirbel! Die Mütter sollen nicht selbstverständlich einen Beruf daneben haben. Wenn es irgend möglich ist, sollen sie nichts sein als Mutter! — Ja, wenn das große Unglück kommt, das sie hinausreißt — darauf sollen sie vorbereitet sein vorher. Aber wenn irgend ihre Mittel es erlauben, auch wenn das große Unglück kommt, nicht durch Berufsarbeit, durch das Wunder des Mutter-Erlebens sollen sie sich trösten, und denken: ich will Zeit haben, es ganz zu erfüllen. Und lieber ganz unscheinbare Arbeit tun, und ganz bescheiden leben, und die Kinder ganz bescheiden erziehen, aber Zeit haben, ein reifer, stiller Mensch zu werden, der in den Sinn des Lebens eindringt, daß man das Wunder, die Gegenwart des Ewigen, das keine Worte lehren können, wie eine nährende Luft den Kindern schafft, damit sie darin groß wachsen und selige Menschen werden und sicher auf dem rechten Wege.

„Ja, und wem es gegeben ist, in Kunst oder im Gutestun, im Wirken nach außen es zu betätigen, der soll es wohl auch tun, aber immer so, daß man Zeit hat und Stille. Das Mutterseín, das ist das wahre Schaffen, das schafft Menschen.

„Denn niemand soll denken, wenn man die Kinder geboren hat, so ist's getan, und nun müssen sie lernen, ihre Körner picken, wie junge Hühner, und man wird auch nach Körnern scharren. Eine Menschenmutter muß sie noch lange in ihrem Mutterwesen tragen, in ihrem geistigen Mutterwesen. Da nährt sie sie, da schafft sie sie zu einfachen, glücklichen Menschen — dazu muß man Zeit haben und Stille.

„Aber das ist das wahre Glück, das ist der wahre Frauenberuf, das ist der wahre Menschenberuf; alles andre ist nur Handlangerarbeit daneben.

„Die Mutter soll Zeit haben; das hatte ich zu sagen".

Sie setzte sich.

Es war eine Weile ganz still. Von den klugen Frauen hatten viele Tränen in den Augen. Viele sahen sich auch kalt und verwundert an.

Eva merkte von alledem nichts. Ihr war der ganze Saal ein einziges Singen und Jubilieren. Denn sie wußte nun ganz genau, welcher Weg zu wählen war: zurück in das verschneite Gebirgsdorf zu ihren Kindern; einfach und ärmlich leben, und Mutter sein, nichts als Mutter!

Aus dem Berliner Musikleben.

Es wäre anmaßend, wollte man verlangen, daß in jedem Jahre eine Reihe musikalischer Meisterwerke geboren und dem Publikum vorgeführt werden sollten, denn Meisterwerke sind allewil seltene Erscheinungen gewesen, und es ist nicht einzusehen, warum jetzt zur Regel werden sollte, was früher Ausnahme war. Trotzdem kann man sich eines Gefühls der Trauer nicht erwehren, wenn man das Resultat der etwa tausend Konzerte und achthundert Opernaufführungen, die während des Winters stattgefunden haben, näher betrachtet, denn der Gewinn ist im Verhältnis zu der geleisteten Arbeit ein verzweifelt geringer. Versuchen wir, einen kurzen Überblick zu gewinnen.

Die königlichen Schauspiele haben in Herrn Georg v. Hülsen einen neuen Herrn bekommen. Wer das schwierige Amt eines Intendanten übernimmt, der braucht zunächst eine gewisse Zeit, um den neuen Wirkungskreis genau kennen zu lernen, und wird erst nach vielen Vorarbeiten, nach Beseitigung alles dessen, was seine freie Beweglichkeit hindert, dazu kommen, seine eigene Individualität entfalten und seine Absichten der Verwirklichung nahe bringen zu können. Nichts ist deshalb törichter, als wenn ihm gleich von vornherein durch Kritik von außen her in seine Tätigkeit hineingeredet und die stille Entfaltung seiner Wirksamkeit gestört wird. Man soll erst die Dinge sich entwickeln lassen und dann urteilen. Dieser Zeitpunkt dürfte bei Herrn v. Hülsen jetzt gekommen sein, denn er steht drei Jahre auf seinem Berliner Posten, was er will und kann, läßt sich also bereits gut übersehen. Zweifellos ist er ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, von ungemeiner Arbeitskraft und ganz erfüllt von der leidenschaftlichen Hingabe an seinen Beruf, die nötig ist, soll irgendwo Bedeutendes geschaffen werden; er hat viel Sinn für dekorative Wirkungen, und es gelingt ihm oft, szenische Stimmungsbilder von feinem Reiz zu schaffen. Um so mehr bedauere ich es, aussprechen zu müssen, daß nach meiner tiefsten Überzeugung die Wege, die er einschlägt, Irrwege, die Ziele, denen er zustrebt, falsch sind.

Einerseits fehlt ihm der große künstlerische Zug, der nötig wäre, wenn das Berliner Opernhaus die Stellung einnehmen soll, die ihm eigentlich gebührt, wenn es die erste Opernbühne des Reiches sein soll; es fehlt ihm auch die energische Initiative für die Auswahl und Aufführung neuer Stücke, denn er erschöpft seine Kraft im wesentlichen in der Neueinstudierung alter Opern, er geht nicht voran, sondern er folgt nach. Und dazu kommt noch, daß das Wort Neueinstudierung für ihn den Sinn von Neuausstattung hat: neue Dekorationen, neue Kostüme, neue szenische Einrichtungen — das ist seine Welt. Er schließt sich hierin einer Richtung an, die jetzt leider die herrschende zu werden droht. Denn überall sehen wir, daß die Betonung des Dekorationswesens übertrieben und daß daneben das Wesentliche, im Drama das Spiel, in der Oper die Musik, hintangesetzt wird, und es ist selbstverständlich, daß sich hieraus eine Veräußerlichung und Verflachung der dramatischen Kunst und der Operndarstellung notwendig ergeben muß. Ich will hierüber auch

die Meinung eines Fachmannes, des Barons Alfred v. Berger, Leiters des deutschen Schauspielhauses in Hamburg, anführen, der einmal sagt: „Seit das Theater, statt vornehmlich durch Wort und Spiel zu wirken, sich eine dem Laboratorium des Vaters aller Lüge entstammende Technik der Hypnose und Suggestion geschaffen hat, üben diese Blend- und Gaukelkünste eine gefährliche Rückwirkung auf die Tausendkünstler selbst aus, die sich ihrer bedienen, um das Publikum zu verzaubern. Die Illusion multipliziert sich mit sich selbst, das Theater spielt sich selbst Theater vor."

Ich bestreite nicht, daß eine Ausstattung und Inszenierung, die ein Künstlergeist ersonnen hat, zu einem wesentlichen Hilfsmittel der Darstellung werden, daß sie wesentlich beitragen kann, den Zuschauer in die Stimmung zu ziehen, die Dichter und Komponist ihm aufzwingen wollten. Aber es muß eben ein Künstlergeist sein, der das unternimmt. Und wenn schon der Phantasie des Publikums so wenig vertraut wird, daß der Bühnenleiter glaubt, ihm alle und jede Äußerlichkeit doppelt und dreifach verdeutlichen und unterstreichen zu müssen, so kann eine solche Verdeutlichung nur dann zu wirklich ersprießlichen Resultaten führen, wenn der Arrangeur des Ausstattungswesens sich mit aller Liebe in das Wesen des Werkes vertieft und aus der so gewonnenen Erkenntnis heraus schafft. Zu dieser Vertiefung scheint nun aber Herr v. Hülsen entweder kein Talent oder keine Neigung zu haben, denn meistens hat man den Eindruck, daß seine Regie- und Dekorationskünste dem Werke von außen hinzugetragen und ihm oft genug wesensfremd sind. Ich will Beispiele anführen. In der „Walküre" zieht sich durch die ganze Breite von Hundings Hütte ein goldschimmernder Vorhang (!), und als die Frühlingslüfte die Tür sprengten, da fiel auch dies Gewirk, und der Mond schien durch das offene Gebälk herein — ein reiner Theatereffekt. Wieviel stärker ist der Eindruck, wenn im Hintergrunde eine einfache Tür aufgeht und das Auge auf ein Stück mondbeglänzter Landschaft blickt, das die Vorstellungskraft ins Unendliche weiten kann. Das wirkt deshalb so viel mehr, weil es wahr ist und das andre nicht. Im „Rheingold" war die Verwandlungsdekoration, die uns nach Nillheim führt, ganz verfehlt und gegen Wagners ausdrückliche Vorschrift, denn es senkte sich hier nur ein Wolkenvorhang, und wenn er wieder hochging, war die Veränderung vollzogen. Früher wurde dies ganz sinngemäß ausgeführt, man sah bei der Stelle, wo das Schmiedegeräusch ertönt, wirklich den vorgeschriebenen Feuerschein, und hatte das Gefühl, nach und nach hinabzusinken, an den Feuerstätten vorbei, bis nach Alberichs Reich. Auch die Dekoration mit der kaum erkennbaren Burg Walhall im Hintergrunde war keineswegs besser, sondern eher schlechter als vordem, und schien nur dem Bedürfnis entsprungen zu sein, es um jeden Preis anders zu machen als es war. Diesen Eindruck hat man bei Herrn v. Hülsens Ausstattungen überhaupt sehr häufig. Im Schlußbild des „Tannhäuser" fielen fortwährend herbstliche Blätter herab, ein unsäglich zerstreuendes, vom Wesentlichen der Vorgänge ablenkendes Schauspiel; die Dekorationen zu Glucks „Orpheus" entstammten ganz verschiedenen Stilperioden, was sich gegenüber der in ihrem Charakter so einheitlichen Musik höchst sonderbar ausnahm u. dgl. mehr. Die Regie war vielfach allzu betriebsam, gab zu viel Detail und strebte zu wenig nach einem kräftigen Zusammenfassen und Vereinfachen, und gerade in der Hauptsache, in dem engen Anschließen des schauspielerischen Ausdrucks an die Gebärde der Musik, z. B. im „Ring des Nibelungen", fehlte doch wieder sehr vieles. Das eben nenne ich Veräußerlichung, daß Unwesentliches betont und Wesentliches vernachlässigt wird. Gelegentlich wurde natürlich auch sehr Gelungenes geboten, wie schon erwähnt; besonders hervorheben möchte ich die erste Szene des „Rheingold", die allerdings ganz nach Bayreuther Muster gestaltet war, wo die scheinbar frei und zwanglos schwimmenden Rheintöchter einen wundervollen Anblick gewährten, und die Orkusdekoration im „Orpheus": Ein Felskessel, in dessen Mitte aus einem Krater rote Lohe aufschlug; steile, zerrissene Wände, verstreute Blöcke, wildes Gestein, und dazwischen, im Dämmerlicht kaum kenntlich die Verdammten, die „Furien und Larven", ein Gewirr zusammengeballter Glieder,

das Ganze ein Bild von unheimlicher Kraft und Größe, weitaus das Beste, was Herr v. Hülsen geschaffen hat — denn auf seine Intentionen ist es doch wohl zurückzuführen.

Das Schlimmste ist nun jedoch, daß über den Dekorationsgeschäften der musikalische Teil der Opernaufführungen oft zu kurz kommt, ja daß man manchmal den Eindruck hat, die Musik in der Oper sei überhaupt eine quantité négligeable. Falsche Besetzungen, das Engagement des Professors Hellmesberger als Kapellmeister, mangelnde Ehrfurcht vor dem Willen des Komponisten scheinen darauf hinzudeuten, daß die musikalische Urteilsfähigkeit Herrn v. Hülsens nicht so entwickelt ist wie manche andre seiner Begabungen. Eine Aufführung wie die von Lortzings „Waffenschmied" wäre früher in Berlin nicht möglich gewesen. Nicht allein wurden die Tempi von Herrn Hellmesberger ins Unglaubliche verschleppt, nicht allein konnte weder Herr Krasa den Stadinger noch Fräulein Dietrich die Marie singen, am Schluß kam noch etwas ganz Überraschendes: ein pomphafter Zug wickelte sich ab, ein Trompeterkorps zog auf und schmetterte in den letzten Chor: „Gern gäb er Glanz und Reichtum hin", eine Zeile von Stadingers Lied: „Auch ich war ein Jüngling", hinein. Also eine vollkommene Entstellung des Lortzingschen Textes. Aus demselben Geist geboren war ein Zusatz in Glucks „Orpheus": eine Wandeldekoration, die da zeigen sollte, wie das wiedervereinte Paar zur Oberwelt hinaufsteigt, und dazu eine Musik, die von irgend wem nach Gluckschen Melodien zusammengestellt war. Solche Erscheinungen sind Symptome, und sie deuten auf ein Sinken des künstlerischen Niveaus in den Aufführungen unsrer Königlichen Oper.

Von den Neueinstudierungen erwähne ich noch zwei Werke, weil sie nicht dem ständigen Spielplan angehört haben: den „Pfeifertag" von Schillings, ein ernstes, musikalisch etwas schwerblütiges Stück, dessen dauernde Wiedergewinnung zu begrüßen wäre (fragt sich nur, ob das Publikum auf diesen Ernst im Scherz gestimmt ist!), und Aubers „Schwarzen Domino". Der ist nun freilich sehr leicht gewogen, für das große Haus wenig geeignet und beruht in seinen wesentlichsten Teilen auf Dialog, mit dem sich die Vertreter der Hauptrollen, Fräulein Farrar und Herr Naval, gleich schlecht abfanden. Was weiter nicht zu verwundern ist, da sie beide Ausländer sind.

Nur eine Oper eines lebenden Tonsetzers ist aufgeführt worden: „Der lange Kerl" von Viktor v. Woikowski-Biedau, sehr harmlos und belanglos im Text wie in der Musik. Es lohnt kaum, weiter davon zu reden.

Neu war sodann Beethovens „Leonore" in der ersten Fassung, am 20. Dezember zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums wieder ans Licht gezogen. Es ist bekannt, daß Beethoven seine Oper „Fidelio" anfangs „Leonore" benannt hatte, und daß dann die Direktion der Wiener Hofoper sie umtaufte, um einer Verwechslung mit Paërs „Leonore" vorzubeugen. Die erste Aufführung fand vor einem fast ausschließlich französischen Publikum statt, das wenig Gefallen an ihr fand. Im nächsten Jahre arbeitete Beethoven das Werk um, und gab ihm 1814, da es wieder aufgenommen werden sollte, die dritte Fassung über dem von Friedrich Treitschke umgearbeiteten Text. „Es ist fast kein Stück, woran ich nicht hier und da — meiner jetzigen Unzufriedenheit einige Zufriedenheit hätte anflicken müssen," schreibt er bei dieser Gelegenheit dem Dichter. Spräche er's nicht selbst hier aus, so wüßten wir aus seinem ganzen Leben, daß er niemals ein Werk verändert und überarbeitet hat, als aus einem wirklichen inneren Drang, nicht etwa auf Vorstellung guter Freunde oder der Besteller hin. Auch hier war die Neustudierung der Oper die äußere Veranlassung, aber daß die Bearbeitung wirklich ausgeführt wurde, geschah nur, weil Beethoven erkannte, daß manches besser zu machen sei, und daß er auch imstande war, diese Verbesserungen auszuführen. So haben wir denn in der dritten Fassung die allein authentische vor uns, und vergleichen wir sie mit der jetzt bekannt gewordenen ersten, so können wir nur sagen, daß sie eine wesentliche Verbesserung ist. Wenigstens in bezug auf das Dramatische. Es ist alles knapper gefaßt, der Kern der Handlung tritt besser hervor, die Schlagkraft des Ganzen wie

der meisten einzelnen Nummern hat eine Erhöhung erfahren. Manches in der ersten Bearbeitung wirkt freilich wundervoll, zum Beispiel das Duett „O namenlose Freude", das von einer hinreißenden Leidenschaftlichkeit und breiter ausgesponnen ist als in der späteren Form; dann ist ein herrlicher Chor da, nach diesem Duett, wo das Volk in den Kerker strömt, um dem Paar seine Rettung zu verkünden, und manches noch ließe sich vielleicht anführen. Aber im ganzen verdient die Fassung von 1814, wie begreiflich, den Vorzug. Trotzdem war es eine brave Tat, ein Akt schöner Pietät, daß eine solche Jubiläumsfeier veranstaltet wurde; daß sie möglich war, danken wir vor allem der selbstlosen Arbeit Dr. Priegers, der die verschollene Partitur aus den Stimmen und mancherlei Fragmenten mit unsäglicher Mühe rekonstruiert hat, und Dank gebührt nicht minder Herrn v. Hülsen, der sie zur Aufführung brachte. Jetzt nun, da der Pietät Genüge geschehen ist, durfte auch diese erste Fassung wieder zurückgestellt werden, denn Recht auf der Bühne hat laut Beethovens Beschluß nur die dritte.

Eine neue Operngründung hat eine erwünschte Abwechslung in das Berliner Musikleben und dazu mancherlei interessante Überraschungen und Anregungen gebracht: die „Komische Oper" am Schiffbauerdamm, wo Herr Gregor die Direktion und Herr Moris die Regie führen. Die Architektur ist leider mißglückt, das Haus sieht aus, als wäre es aus Teig geknetet; aber die Klangwirkung in dem kleinen Raum ist eine sehr glückliche; intime Details, die in weiteren Sälen verpuffen, werden hier leicht eingefangen; für Stücke von zarterer Gliederung und leichterem, feineren Wesen ist die neue Oper also wie geschaffen. Auf Dekorationen und Regiekünste wird auch hier ein übergroßer Wert gelegt, und wenn man oft genug Übertreibungen zu beklagen und aufdringliche Effekte im Spiel zurückzuweisen hatte, so muß doch gesagt werden, daß im allgemeinen in der Komischen Oper diese Dinge mit mehr Geschmack und mehr Anpassungsfähigkeit an das Wesen der verschiedenen Stücke betrieben werden als an der Hofoper. Und auch eine größere Regsamkeit wird dort entfaltet, denn vier moderne Opern kamen zur Aufführung: Massenets „Gaukler unserer lieben Frau", Leoncavallos „Bohême", Hugo Wolfs „Corregidor", und dazu noch Kaisers allerdings sehr schwache „Schwarze Rina". Außerdem aber auch Einstudierungen von „Hoffmanns Erzählungen", „Figaros Hochzeit" und einer deutschen Bearbeitung des „Don Pasquale". Für ein Privattheater eine Tätigkeit und ein Eifer, die gewiß aller Ehren wert sind.

Den Preis unter diesen Aufführungen möchte ich „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach zuerteilen. Hier waren die einzelnen Bilder sehr schön der poetischen Stimmung der Akte — oder Stücke — angepaßt, der etwas steife Salon Spalanzanis, das Zimmer Crespels, in dessen Halbdunkel der Dämon des Unheils hinter jedem Möbel zu lauern schien und wo die unheimlichen Vorgänge wie mit einem Schleier bedeckt sich abspielten, handgreiflich scheinbar, und doch wieder im Nebel des Übersinnlichen verschwimmend. Das Zimmer mit der Loggia am Canale Grande in Venedig wirkte berauschend in seiner farbenfrohen Pracht; doch schien mir hier das Dekorative schon etwas zuviel betont, es absorbierte von der Aufmerksamkeit des Zuschauers mehr als für die Vorstellung gut war. Dazu ein schmiegsames Orchester und in den Herren Nadolovitsch, Bertram und Fräulein Kauffmann drei Darsteller, die das Wesen ihrer Rollen überzeugend zum Ausdruck brachten — selten ist wohl ein neues Operntheater glücklicher eröffnet worden. Nicht immer freilich hielten sich die Vorstellungen auf dieser Höhe; bei anspruchsvolleren Werken mußte man sehr viel von seinen Ansprüchen abstreichen, am meisten bei „Figaros Hochzeit", denn Mozarts Musik ging an Schwierigkeit meistens weit hinaus über das, was die Sänger und Sängerinnen des Theaters leisten konnten, und der Kapellmeister, Herr Cassier, verhetzte die Tempi dermaßen und hatte das Orchester so wenig durchgearbeitet, daß dem musikalischen Zuhörer ein wahres Mißvergnügen bereitet wurde. Dazwischen steht als tüchtige Leistung Donizettis Meisterwerk „Don

Pasquale". Keine Aufführung, wie sie italienische Truppen zu bieten vermögen, aber immerhin eine gute deutsche.

Unter den Werken, die für Berlin neu waren, steht Hugo Wolfs „Corregidor" sehr, sehr weit voran. Unbegreiflich, daß dies entzückende Stückchen auf keiner unsrer Opernbühnen hat festen Fuß fassen können. Ich weiß wohl: das Buch hat seine Schwächen, die Lösung des Knotens in dieser Komödie der Irrungen, wo der um die Liebe der schönen, klugen und treuen Müllerin werbende ältliche Corregidor in arge Bedrängnis gerät, ist nicht sehr glücklich, eine überflüssige, den Gang der Entwicklung aufhaltende Szene könnte wegfallen (der Anfang des dritten Aktes, wo Frasquitor in der Nacht draußen herumirrt), aber es gibt Opern, die schlechtere Libretti haben, und dazu eine viel weniger feine und geistreiche Musik, und die doch eine feste Stellung im Spielplan einnehmen. Vielleicht, dies möchte eine Erklärung sein, steht der „Corregidor" für den größten Teil des Publikums zu hoch, und für den Geschmack des größten Teils der Theaterdirektoren auch; deshalb aber verdient das Vorgehen des Herrn Gregor um so mehr Anerkennung, selbst wenn auch dieser Versuch, Hugo Wolfs einzige vollendete Oper dem Repertoire einzuverleiben, wieder mißglücken sollte. Was diese Musik auszeichnet, ist ihr überquellender Reichtum an melodischer Erfindung. Gerade heute, wo die meisten Opernkomponisten sich begnügen, die Handlung mit teils deklamatorischen, teils nur illustrativen Musikbrocken zu umgeben, muß man doppelt und dreifach dankbar sein, wenn man wie hier ein festes Tongewebe antrifft, das von einer melodisch tätigen Phantasie geschaffen ist, das vor charakteristischer Melodie fast birst. Wie so oft, treibt Hugo Wolf auch hier den Ausdruck bisweilen auf die Spitze und schärft ihn bis zum Schmerzhaften, aber es ist doch Ausdruck, in Empfindung umgesetzte Anschauung, die das Ganze in reichem Strom quellend durchdringt, und was wollen gegenüber dieser starken, schöpferischen Potenz, gegenüber dieser Erfindungskraft, die alle Ereignisse in eine sonnige, goldene musikalische Heiterkeit taucht, Bedenken sagen, die sich gegen eine manchmal vielleicht zu dicke Instrumentierung oder diese und jene schwächere Episode richten? Freuen wir uns doch, daß in unsrer saftlosen Zeit eine solche von Daseinsfreude, Farbenpracht und frohem Humor strotzende Musik geschrieben werden konnte, und trage ein jeder nach Kräften dazu bei, ihr ein Publikum zu gewinnen.

„Der Gaukler unsrer lieben Frau" beweist wieder einmal klar, wie wenig der Stoff an sich das Kunstwerk bedingt, wie die Form alles ist. Denn der Stoff dieses Stückes ist eine der rührendsten Legenden, aus tiefster Erkenntnis des menschlichen Gemüts und des Wesens der christlichen Religion herausgedichtet: jene Geschichte von dem Gaukler, der in ein Kloster tritt und dort, wo jeder seine Kraft in den Dienst des Höchsten stellt, eine Kunst oder ein Handwerk ausübt, sich bald recht unnützlich vorkommt, da er nichts weiß und nichts kann, was Gott wohlgefällig sein möchte, und der endlich, im Gefühl tiefster Zerknirschung, dem Muttergottesbild seine Künste vorspielt, bis er ermattet zusammenbricht. Da neigt sich ihm die Göttliche, und die Mönche, die den Vorgang belauscht haben, beugen sich vor dem armen Gaukler als einem Heiligen. Ein wundervoller Stoff, aber zur dramatischen Darstellung kaum geeignet, jedenfalls aber in der Form, die ihm der Textdichter Léna gegeben hat, unbrauchbar. Denn während wir bei der Lektüre der Legende uns leicht vorstellen, wie dem Laienbruder die tägliche Wahrnehmung der frommen Übungen seiner Genossen gleich stetig fallenden Tropfen das Herz mürbe macht und seinen Sinn wandelt, müssen wir uns hier, wo jene Einwirkungen überhaupt sichtbar werden sollen, mit unzulänglichen Andeutungen begnügen. Außerdem ist Massenets Musik ganz äußerlich und flach, wie das bei diesem Komponisten zu sein pflegt, dabei aber recht geschickt gemacht und hübsch instrumentiert.

Sehr weit steht auch Leoncavallo nicht von Massenets Art ab, doch ist in seinen besseren Erzeugnissen wesentlich mehr Blut als in den besten Massenets. Seine „Bohème" gehört gewiß nicht zur Auslese, ebensowenig wie die von Puccini, aber,

da sie für den Tag geschrieben ist, mag man sie sich einen und den andern Tag wohl gefallen lassen, zumal darin manche Szenen von natürlicher Lustigkeit vorkommen, wie das nächtliche Fest auf einem Hofe, unter den Möbeln eines ermittierten Bruders Liederlich. Wer von der Musik tiefere Eindrücke und nicht nur flüchtige Unterhaltung verlangt, dem wäre freilich vom Besuch dieses Stückes abzuraten. Doch damit ich nicht mißverstanden und für einen Philister gehalten werde: ich spreche nur von künstlerischen Eindrücken; auch das lustigste Stück kann künstlerisch so fein gearbeitet und vollendet geformt sein, daß es den Künstler in mir stark erregt, und in diesem Fall stelle ich es unbedenklich neben jedes andre, das ebenso vollendet geformt ist, und nicht etwa tiefer als eins, das die höchsten ethischen Probleme behandelt. Nochmals: nicht der Inhalt, sondern die Form macht die Kunst — eine Trivialität, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

Weder dem Inhalt noch der Form nach vermag ich Alfred Kaisers „Schwarze Nina" annehmbar zu finden. Der Text hat den Habitus eines Sensationsromans: eine Dirne, die den früheren Liebhaber zurückgewinnen will, die Arbeiter zum Ausstand aufwiegelt, den Abtrünnigen des Verrates verdächtigt und am Ende, da das Messer gegen ihn gezückt wird, ihre Umtriebe bekennt und sich selbst dem tödlichen Stoß darbietet. Und die Musik ist ein Pürschgang in den Revieren der Neuitaliener und einiger Franzosen; eigene Jagdgründe scheint der Komponist nicht zu besitzen.

Am Theater des Westens gab es zwei neue Opern. Die eine, Kirchners „Herr der Hann", hat wohl nicht den Anspruch erheben wollen, ein „Werk" zu sein; sie besteht aus Szenen, die uns das Leben der Siebenbürger Sachsen, ihre Sitten, ihre reichfarbigen Kostüme vor Augen stellen, und zu diesen Szenen ist eine harmlose, reminiszenzenfrohe, und doch zum Teil recht hübsche und frische Musik gesetzt.

Die andre, „Die vier Grobiane", stammt von Ermanno Wolf-Ferrari, dem Verfasser der erfolgreichen „Neugierigen Frauen", und ist leider wiederum über ein Stück von Goldoni gearbeitet, dessen Witz und Erfindung doch wohl zu sehr auf den Geschmack der Venetianer des 18. Jahrhunderts gestimmt sind, um heute noch ein wirkliches Interesse zu erregen. Litten die „Lustigen Frauen" schon an einer waghalsigen Dürftigkeit der dramatischen Vorgänge, so ist bei diesem Stück von Handlung überhaupt kaum noch die Rede. Vier höchst unangenehme Patrone beschäftigen sich damit, ihren Frauen oder Angehörigen durch Nörgeleien und Griesgrämigkeiten das Leben zu verbittern — das ist eigentlich der ganze Inhalt der Oper, man müßte denn folgendes als den wirklichen Kern der Sache nehmen: der Sohn des einen soll die Tochter des andern Grobians heiraten, aber die jungen Leute sollen sich nach dem Beschluß der Väter vor der Hochzeit nicht sehen, und als die muntern Frauen sie doch dazu bringen, da toben die Ekel, bis ihnen durch eine der beredten Damen gründlich der Kopf zurechtgesetzt wird. Die Musik unterscheidet sich von der zu den „Neugierigen Frauen" nur wenig. Es ist dieselbe Manier der Behandlung des Instrumentalparts, dies fortwährende Orchestergeplapper, zu dem die Singstimme Wesentliches nicht mehr hinzubringt, denn sie bewegt sich fast ausschließlich rezitierend, und zwar nicht einmal besonders charakteristisch rezitierend; selten, daß einmal ein geschlosseneres Bild geschaffen wird. Die Instrumente halten Zwiesprache miteinander, die Oboe flüstert der Klarinette eine Bemerkung zu, diese antwortet, die Geigen mischen sich hinein und der Fagott brummt irgend etwas Anzügliches vor sich hin; hier wird ein Melodiefädchen angesponnen, dort wieder eins, und kaum, daß man sie bemerkt hat, reißen sie schon wieder ab. Das Orchester ist dabei nicht etwa aufdringlich und schwer lastend, sondern sehr durchsichtig, klar und leichtfüßig. Eine Weile hört man dem Geplauder amüsiert zu, dann aber wird das fortwährende Witzeln langweilig, denn es ist doch alles zu klein und belanglos, um stundenlang die Aufmerksamkeit zu fesseln, die ja durch die sogenannte Handlung völlig unbeschäftigt bleibt. Der Komponist spielt

hier doch nur die Rolle des Koloristen, der mit den Farbentöpfen in der Hand hier ein Fleckchen rot, dort blau und gelb aufsetzt, und so ist diese ganze Musik nicht mehr als ein Nebenher, ein Ornament der Bühnenvorgänge, keine Neuschöpfung aus den Möglichkeiten eines andern Materials heraus. Ob Wolf-Ferrari diese Schöpferkraft wohl überhaupt in sich hat? Ob er wohl Melodien, nicht nur Melodiefragmente, schreiben kann, Melodien, die warmes Blut und Herzschlag haben? Dann könnte er für die moderne Oper von großer Bedeutung werden.

Von der Oper zu den Konzerten. Ein neues, großes Chorwerk haben wir hier gehört: „Die Apostel" von Edward Elgar, die Prof. Georg Schumann mit der Singakademie zur Aufführung brachte. Elgar ist in Deutschland zuerst durch eigensinnige Orchesterwerke bekannt geworden, durch interessante Variationen, eine Ouverture „Cockaigne", die so etwas wie ein englisches Volksfest schilderte, endlich durch ein Oratorium „Der Traum des Gerontius", das 1902 auf dem Düsseldorfer Musikfest aufgeführt wurde. Die Urteile über das Werk lauteten verschieden: die einen fanden es langweilig, die andern meinten, ungewöhnlichen mystischen Tiefsinn darin zu finden. Beide Meinungen werden vielleicht auch gegenüber den „Aposteln" laut werden, wie sie ja auch über Liszts „Christus" geäußert sind, es kommt eben nur darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man diese Werke betrachtet, mit welchen Gefühlen man sich ihnen nähert. „Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde", sagt Goethe; wer Erbauungsbedürfnisse hat, kann sie vor jedem beliebigen Symbol befriedigen: eine roh geschnitzte Holzstatue, bunt bemalt, mit Gold und Flittern behängt, wie man sie oft in katholischen Kirchen findet, erfüllt ihn mit tiefster Andacht, während der nüchterne Betrachter, der nur den Kunstwert sucht, lächelnd an ihr vorübergeht. An solche Bildwerke hat mich Liszts „Christus" immer gemahnt: vom Standpunkt der Kunst aus nicht viel mehr als so ein grelles Heiligenbild, aber genügend für durchaus Gläubige, denen die leiseste Anregung genügt, um in religiöse Stimmung — oder auch in Kunstbegeisterung versetzt zu werden, und die den kühlen, wenig suggestibeln Kunstbeurteiler einen Ketzer schelten.

Es muß zwischen Liszts „Christus" und Elgars „Aposteln" eine gewisse Geistesverwandtschaft bestehen, sonst wäre mir bei der Aufführung dieses neuen Oratoriums nicht so oft die Erinnerung an jenes ältere Werk aufgestiegen, obwohl ich von vornherein sagen will, daß mir die „Apostel" künstlerisch wertvoller erscheinen, und daß ihre Wesensart auch eine andre ist. Sie bilden nur den ersten Teil eines größeren Ganzen, das noch zwei weitere Werke umfassen soll: das eine wird das Wirken der Apostel nach ihrer Aussendung schildern, das andre „das letzte Gericht und das neue Jerusalem".

Nach einem Prolog für Chor und Orchester beginnt „die Berufung der Apostel" mit einem Rezitativ: „Und es begab sich zu der Zeit, daß Jesus ging hin auf einen Berg zu beten, und verblieb allda die Nacht im Gebet zu Gott"; dann ein allgemeines Stimmungsbild, Morgendämmerung, Ruf des Wächters, Morgenpsalm und die Erzählung des Evangelisten von der Aussendung der Apostel, worauf Christus, Petrus, Johannes und Judas redend eingeführt werden. Mit einem Engelchor „Schaue herab, o Herr, und segne, die erwählt" schließt der erste Abschnitt. „Am Wege" heißt der zweite, der die Seligpreisungen umfaßt. Dann „Am Galiläischen Meer", die Fahrt der Jünger nach Kapernaum; „In der Burg von Magdala", Seesturm, Christus auf den Wogen wandelnd; „In Caesarea Philippi", die Szene mit Petrus: „Du bist Petrus, und auf deinen Fels will ich meine Gemeine bauen"; endlich Christus und Maria Magdalena. Der zweite Teil der „Apostel" ist „Der Verrat" betitelt, und bringt wieder eine Reihe losgelöster Bilder, zum Teil von äußerster Knappheit, aus Christi Leidensgeschichte: in Gethsemane, im Palast des Hohenpriesters, dann Golgatha, am Grabe und die Himmelfahrt. Mit einem mystischen Chor, in den sich die Stimmen der Apostel und der heiligen Frauen mischen, schließt das Ganze ab. Gemäß der Tendenz des Werkes sind die Beziehungen der Apostel zu den einzelnen Ereignissen hier mehr in den

Vordergrund gestellt, als es sonst bei Passionsoratorien geschieht; es ist viel Bewegung und Wechsel im Text, und die Musik findet gute Anhaltepunkte.

Diese Musik nun hat Max Hehemann zum Objekt einer ausführlichen Analyse gemacht; nicht weniger als siebenundachtzig Leitmotive klaubt er aus der Partitur heraus, was nicht allein überflüssig, sondern schädlich, das heißt verwirrend ist. Selbst wenn die angeführten Themen alle wirklich leitmotivisch benutzt würden, wäre es für den Zuhörer unmöglich, sie sämtlich zu behalten und jedesmal, wenn sie erklängen, die durch sie angedeuteten Beziehungen herzustellen, denn sie sind durchweg nicht sehr charakteristisch. Aber dies ist auch gar nicht nötig, denn mit fünf oder sechsen von den Motiven, die bedeutsamer sind und durchgängig wiederkehren, kommt man vollkommen aus. Das ist ja auch bei Wagners Musikdramen der Fall. Wehe dem, der etwa versucht, an der Hand eines der beliebten Führer sich durch diese Tonwelt zu tasten — arges Kopfbrummen wäre das einzige Resultat, denn wer soll für den „Ring" an die zweihundert, für die „Meistersinger" etwa fünfzig Motive behalten? Beim lebendigen Genießen der Kunstwerke vollzieht sich das alles mit wunderbarer Einfachheit, denn die hauptsächlichsten Tonformeln haften dem Zuhörer kraft ihrer Plastik sofort im Gedächtnis, und alles, was daraus abgeleitet wird, erkennt er dann sehr leicht, während die zufälligen und nur gelegentlich gebrauchten Bildungen ganz außer Betracht bleiben können.

Wagners Stil ist aber ein ganz andrer als der Elgars. Hehemann glaubt das folgendermaßen ausdrücken zu können: „Wir haben hier das, was Richard Wagner in seinen größten Werken für das Worttondrama erreichte, in einer dem völlig anders gearteten Gegenstande angepaßten und daher selbständigen Form für das Oratorium vor uns. Denn das musikalische Epos, dessen Charakter Elgar in so bewundernswerter Weise festzuhalten weiß, verlangt eine objektivere Darstellung in der Tonsymbolik als das von lebendiger Aktion begleitete Drama." Dagegen wäre zu sagen, daß die „Apostel" nichts weniger als ein Epos, sondern vielmehr ein wirkliches Oratorium sind, also einen stark dramatischen Einschlag haben, denn die einzelnen Persönlichkeiten heben sich ja persönlich mit eigener Rede aus dem Werke heraus. Und was es heißen soll, daß das Epos eine „objektivere Darstellung" verlange als das Drama, verstehe ich überhaupt nicht, denn ein Künstler kann doch nur subjektiv, das heißt aus eigener Anschauung und Empfindung heraus, gestalten; objektiv sein heißt kein Künstler sein, und dafür möchte ich Elgar doch halten. Der Unterschied zwischen ihm und Wagner ist der: wenn auch bei beiden das Orchester ein Hauptfaktor des musikalischen Ausdrucks ist, ja eigentlich die Basis, auf der das Ganze ruht, so charakterisiert es bei Elgar doch mehr rhapsodisch, während Wagner ein festes, motivisches Geflecht knüpft, das alles Einzelne umschlingt. Die motivische Arbeit ist bei Elgar viel lockerer, und weil er ein viel weniger origineller Erfinder ist, so bleibt auch der Gesamteindruck seines Werkes auf einer mittleren Höhe: wir werden oft interessiert, mancherlei farbige Stimmungsbilder ziehen an uns vorüber, doch wird der Eindruck nirgends ein so starker, daß er in der Seele dauernd haftete oder uns zu sympathischem Mitfühlen zwänge.

Unter den einzelnen Szenen möchte ich den Morgenpsalm hervorheben, der eine hebräische Melodie wirkungsvoll verwendet, und die Klage Marias von Magdala, in die lachend und lockend ein heller Freudenchor hineinklingt. Andres ist mehr angedeutet wie in „Golgatha", im Seesturm, als Christus auf den Wogen daherschreitet. Die musikalische Sprache Elgars weist zwar Einflüsse von verschiedenen Seiten auf, ist aber doch genügend selbständig, um auf eine eigengeartete Persönlichkeit zurückzudeuten.

Was übrigens die Verwendung des Leitmotivs in nichtdramatischen Werken anbetrifft, so kann ich die Begeisterung der Leute, die hierin das Heilmittel gegen alle wirklichen und eingebildeten Schäden der Musik zu erkennen glauben, durchaus nicht teilen. Keineswegs aus ästhetischen, sondern aus rein praktischen Gründen. Die Verknüpfung eines Motivs mit einer sinnlichen Vorstellung geschieht nämlich

im Musikdrama sehr energisch, durch Auge und Ohr, denn ich sehe eine Erscheinung oder eine Handlungsphase und höre zugleich eine Tonfolge, die sie charakterisiert, und ist diese Tonfolge wirklich ausdrucksvoll und charakterhaft, so steigt mir, höre ich sie wieder, sofort die Erinnerung an den Vorgang auf, der sie zuerst begleitete. Wo die sinnliche Erscheinung aber fehlt, liegt die Sache wesentlich ungünstiger. Hier soll jene Verknüpfung allein in der Phantasie erfolgen; ich soll, wenn ich ein Motiv höre, mir merken, in welchem geistigen Zusammenhang es vorkommt, und soll, wenn es wieder erklingt, mich jenes Zusammenhanges erinnern. Das wird nur möglich sein, wenn jene Motive von einer ungewöhnlichen erfinderischen Kraft erzeugt sind, und auch dann nur in Ausnahmefällen. Wo nun auch noch die Worte fehlen wie in sogenannten symphonischen Dichtungen, die mit Leitmotiven operieren, da wird die Sache ganz aussichtslos. Trotzdem herrscht aber immer noch ein großer Betrieb in diesen Erzeugnissen.

So wurde in einem der Philharmonischen Konzerte unter Arthur Nikisch ein Werk aufgeführt, das den schönen Titel „Der Mensch" führte, von Dr. Paul Ertel nach einem Triptychon von Lesser Ury komponiert, in dem jedes Thema etwas Besonderes bedeuten sollte. Bei näherer Betrachtung erwies es sich dann als ein Präludium mit einer recht gut und fleißig geschriebenen Tripelfuge dahinter. Ein andres Stück hieß der „Tod des Tintagiles" und sollte ein Trauerspiel von Maeterlinck illustrieren. Ch. M. Löffler war der Verfasser, und wenn er die Verschwommenheit und Hilflosigkeit jener Dichtung nachbilden wollte, so ist ihm das gar nicht übel gelungen.

Unter den Berliner Dirigenten ist Oskar Fried in neuerer Zeit mehr hervorgetreten, der offenbar ein großes, natürliches Geschick für die Leitung von Chor- und Orchestermassen besitzt. Wie weit sich seine Fähigkeiten entwickeln und sein Talent verfeinern wird, kann erst die Zukunft lehren. Mit dem Sternschen Verein führte er bisweilen Dinge auf, die eher in ein Orchesterkonzert gehört hätten, z. B. die „Appalachia" von Frederik Delius, Orchestervariationen mit einem Schlußchor. Das Stück ist mit verzweifeltem Raffinement geschrieben, das Orchester gleißt und schillert in allen Farben, sogar die Menschenstimme ist als koloristisches Ingrediens unter die Instrumente gemischt, und doch bleibt das alles nur Unterhaltung fürs Ohr, ist etwas Ähnliches zum Hören, wie das Spiel des Kaleidoskops zum Sehen.

Fried brachte in einem seiner neuen Konzerte auch ein kirchliches Werk von Reger zur Aufführung, das sich in dieser Umgebung, neben greulich phrasenhaften Liedern von Liszt und einer Mahlerschen Symphonie, freilich sehr sonderbar und fremd ausnahm: eine Kantate über den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden", für Alt- und Tenorsolo, gemischten Chor, Solovioline und Oboe nebst Orgel. Die einzelnen Strophen des schönen Liedes sind in der verschiedensten Art figuriert: der Alt singt zuerst die Melodie, dann übernimmt sie die Violine, während der Tenor dagegen kontrapunktiert, dann tritt die Oboe mit klagenden Gängen dem cantus firmus im Alt gegenüber, dann liegt der Choral im Orgelbaß, und so fort, bis in der Schlußstrophe die Männerstimmen des Chors die Melodie ergreifen und die Frauenstimmen sowie die Soloinstrumente und Orgel mit mächtiger Steigerung dagegen kontrapunktieren. Bei allem Ernst der Durchführung haftet ein Schein des Spielerischen an diesen Choralfigurationen, in sofern meine ich, als das Religiöse hinter dem Musikalischen zurücktritt. Das schickte sich für jedes andre Gebiet, nur nicht für die Choralkantate, wo wir gewöhnt sind, die Musik im höchsten Sinn als Mittel zum Zweck wirken zu sehen.

Von Reger war in diesem Winter auch sonst ziemlich viel zu hören. Ein Reger-Abend brachte eine Sonate für Klarinette und Klavier, eine andre für Violine und Klavier, Klavierstücke zu vier Händen und Lieder. Merkwürdige Sachen zum Teil, aber immer nur in Einzelheiten beachtenswert, wie von einem Geist geschaffen, der Stein an Stein setzt, ohne sich viel Rechenschaft abzulegen, ob das nun auch

ein Ganzes wird; weniger von größerem Zug dahingetragen, wie der letzte Satz der Violin-Sonate in Fis-dur, Variationen mit einer Schlußfuge. Es ist, scheint mir, ein beachtenswertes Zeichen für die besondere Begabung Regers, daß er immer dort sein Bestes gibt, wo er von außenher Stützen und Leitseile bekommt: ein Thema zum Variieren, das sich an den Facetten seines Geistes dann oft überraschend vielseitig bricht; oder wo ganz strenge Formen, wie die Fuge, ihm Maß und Ziel geben. Ich kenne Fugen von ihm, wie sie vielleicht kein andrer, lebender Komponist zu schreiben vermag, in freien Formen jedoch verliert sich seine Phantasie oft ins Gestaltlose und Unanschauliche; dann entstehen nicht mehr lebendige Bildungen, sondern Konstruktionen, Linienführungen, die vielleicht noch für das Auge, auf dem Papier einen Sinn haben, aber nicht mehr für das Ohr.

Eins der schlimmsten Produkte dieser Gattung ist seine Sinfonietta, die Nikisch in einem der philharmonischen Konzerte brachte. Diese Sinfonietta ist eigentlich eine ausgewachsene Sinfonie, denn sie dauert dreiviertel Stunden, obwohl sie nur drei Sätze hat, und sie gehört zum qualvollsten und unerquicklichsten, was mir je vorgekommen ist. Denn abgesehen von der verfehlten Instrumentierung, die viel zu gleichmäßig und dick hinläuft, ist auch die Faktur von einer erstaunlichen Unübersichtlichkeit und Unruhe; das rastlose Durcheinanderlaufen der Stimmen gibt einem den Eindruck eines musikalischen Ameisenhaufens. Da ist keine Gliederung, keine Gestalt, kein Wechsel von Licht und Schatten; das Ganze wirkt etwa wie das Gemälde eines Kurzsichtigen, der immer nur das eine Detail sieht, an dem er gerade arbeitet, aber nicht die Totalität des Bildes überblicken kann.

Bei gewissen Partien dieses Stückes, die da klingen, als ob jeder Orchestermusiker auf eigene Weise sich vergnügte, unbekümmert darum, was etwa der Nachbar treibt, kommt man wieder zu der oft diskutierten Frage, wie weit die Schulung des Ohres zu treiben möglich sei, ob es Grenzen gibt für die Wahrnehmung komplizierter Stimmenverschlingungen und Tonbeziehungen, oder ob die Entwicklungsfähigkeit des analytischen Gehörs unbegrenzt ist. Die Vertreter der Richtung, die Reger in seinen Werken zum Teil nimmt, sind der Meinung, daß durch fortgesetzte Übung die Leistungen des Ohres ins Ungemessene zu steigern seien, und sie weisen darauf hin, wie unendlich weit das geschulte Ohr dem ungeschulten jetzt schon vorausgeeilt sei und schließen: warum sollte eine weitere Entwicklung ausgeschlossen sein?

Die Antwort ist einfach: weil alles seine Grenze hat. Der Abstand zwischen den Muskelkräften eines bleichsüchtigen Bücherwurms und eines geschulten Athleten ist gewiß ungeheuer; der eine ermüdet bei den ersten Übungen mit leichten Hanteln, der andre spielt mit Zentnern, — aber wäre daraus zu schließen, daß er bei weiterer Ausbildung endlich auch dahin gelangen kann, ein Haus zu heben? Die Absurdität eines solchen Schlusses liegt auf der Hand; aber vor der nicht minder absurden Behauptung, das Ohr ließe sich ins Ungemessene verfeinern, schreckt man nicht zurück. Nach meiner Meinung ist die Grenze dessen, was das Ohr zu leisten vermag, in manchen Werken von Reger schon überschritten. Jedes, auch das vernünftigste Prinzip, wird zum Unsinn, wenn man es auf die Spitze treibt, darum gibt es hier nur eine Möglichkeit: Zurück!

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Kaum hatte sich der Schrecken über den Ausbruch des Vesuvs, der acht Tage lang die Menschen in banger Spannung über das Geschick Neapels und Pompejis gehalten hatte, am Ostersonntage beruhigt, so wurde ihre Sorge und Teilnahme von neuem durch eine noch verderblichere und furchtbarere Katastrophe in Anspruch genommen. Die Königin der Städte an der ganzen amerikanischen Küste des Stillen Ozeans, San Francisco, fiel am 18. und 19. April durch Erdbeben, Feuersbrunst und Springflut der Vernichtung anheim. Das moderne San Francisco war kaum sechzig Jahre alt, aber wegen seiner wunderbaren Lage, in einer fruchtbaren und malerischen Landschaft, zwischen dem Weltmeer und einer tief in das Land einschneidenden langgestreckten Bucht, auf der Spitze einer Halbinsel gelegen, war es der Stolz der Amerikaner. Vielleicht noch mehr um seiner Zukunftshoffnungen willen als um seines raschen Aufblühens. Mit der Vollendung des Panamakanals und der Zunahme der Schiffahrt auf dem Stillen Ozean schien die Stadt bestimmt zu sein, ein Welthandelsplatz zu werden. San Francisco hatte vor allen amerikanischen Städten noch aus den Tagen der Goldgräber her einen romantischen Anflug, und seine riesenhohen Holz- und Stahlhäuser, die zu vierzehn Stockwerken emporstiegen, in bunten phantastischen Architekturformen, sein Chinesenviertel mit Opiumschenken, Spielhöllen und Theatern, sein Strand und sein herrlicher Park am Goldenen Tor erhöhten seinen Ruf. In wenigen Stunden haben die elementaren Mächte das mühsame Werk menschlicher Tatkraft zerstört. Zu den zahlreichen Menschenopfern gesellen sich unermeßliche Verluste an Gut und Geld. Die Behörden, die militärischen wie die bürgerlichen, bewiesen in all dem Schrecken und Elend eine bewunderungswürdige Entschlossenheit, Umsicht und Kaltblütigkeit. Sie wußten der Bevölkerung, die während zweier Tage und Nächte von allem entblößt war, aus den Proviantmagazinen des Heeres und der Flotte Lebensmittel, Decken und Zelte zu besorgen, die Wasserzufuhr zu regeln, das Gefühl der Sicherheit für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu erwecken. Die Mildtätigkeit der ganzen Welt war bereit, der schwer betroffenen Stadt, von der kaum ein Viertel unbeschädigt stehen geblieben war, zu Hilfe zu eilen, aber der Präsident Roosevelt lehnte mit höflichem Dank für die Teilnahme jegliche Unterstützung ab. Das imperialistische Amerika will die Prüfung allein bestehen und San Francisco noch einmal so schön und stattlich, wie es war, wieder aufbauen. Obgleich Kalifornien ein Land der Erdbeben ist und die Schwankungen des Bodens sich unausgesetzt im Weichbild San Franciscos erneuern, kann nicht daran gedacht werden, diese unvergleichliche Stelle für einen Welthandelsplatz aufzugeben. Der Kunst des Ingenieurs und des Architekten ist die Aufgabe gestellt, durch die Anlage der Straßen und die Bauart der Häuser die Zerstörungen künftiger Naturereignisse nach Möglichkeit abzuschwächen.

Die „Depression", die in der Weltpolitik mit dem friedlichen Abschluß der Konferenz in Algeciras am 7. April eingetreten war, ist alsbald von der Spannung der inneren Verhältnisse in Rußland, Frankreich und Österreich-Ungarn abgelöst worden. In Rußland stand für diesen Monat die Eröffnung der Reichsduma, in Frankreich die Wahl einer neuen Deputiertenkammer, in Ungarn ein neues Abgeordnetenhaus, in Österreich ein neues Ministerium bevor. Die Entwicklung der russischen Dinge fesselt nach wie vor die Aufmerksamkeit Europas, jetzt offenbar in hoffnungsreicherer Stimmung als während des Winters. Die vielfache Überzeichnung der neuen russischen, fünfprozentigen Anleihe von 1500 Millionen Franken am 26. April auf den Börsen von Paris, London und Wien hat den Beweis nicht nur der Freundschaft des verbündeten Frankreichs, sondern auch des unerschütterten Vertrauens des europäischen Kapitals zu der Zahlungsfähigkeit und dem Bestand Rußlands erbracht. Trotzdem wird es vielen Unterzeichnern der Anleihe eine peinliche Überraschung gewesen sein, daß die Entlassung des Grafen Witte aus seinem Amt als Ministerpräsident fast unmittelbar dem Abschluß der Anleihe am 4. Mai folgte. Zwar ist Graf Witte selber seiner „geschwächten Gesundheit" wegen um die Enthebung von seinem Amte eingekommen, und der Zar Nikolaus versichert ihm in dem Schreiben, in dem er ihm seine Entlassung erteilt, seiner aufrichtigen Erkenntlichkeit und fortdauernden Dankbarkeit und Gnade, aber die Meinung des Auslandes sieht in dem Rücktritt Wittes ein bedenkliches Zeichen für die Verhandlungen der Regierung mit der Duma. Mit Recht oder Unrecht galt Graf Witte in Europa als der einzig geeignete Vermittler zwischen dem Zaren und der Duma, eine Mischung von Necker und Mirabeau. Am russischen Hofe hat man denn auch das Bedürfnis gefühlt, Europa über die Tragweite der Entlassung Wittes zu beruhigen, und zugleich mit ihm den „Besieger der Revolution", den Minister des Innern, Durnowo, verabschiedet, gleichsam zum Zeugnis, daß man an den Versprechungen vom 15. August und 30. Oktober 1905, wenigstens im Geiste, wenn auch nicht den Buchstaben nach, festhalten wolle. An Wittes Stelle ist Iwan Logginowitsch Goremykin zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Ein Mann von siebenundsechzig Jahren, der seine Laufbahn seit dem Jahre 1863 in der Beamtenhierarchie durchgemacht hat, von altrussischer Gesinnung, in seinen Anfängen liberal angehaucht, seit der Regierung Alexanders III. aber im Fahrwasser der Reaktion. Für das Ausland ist er zunächst ein unbeschriebenes Blatt; in russischen Regierungskreisen gilt er für einen ausgezeichneten Kenner aller agrarischen Verhältnisse des Landes, und man ist geneigt, dieser seiner hervorragenden Eigenschaft, bei der Wichtigkeit, welche die Landfrage in den Verhandlungen der Duma beanspruchen wird, seine Ernennung zum Vorsitzenden der neuen Regierung zuzuschreiben.

Viele betrachten ihn freilich als den Sturmbock, der in die freigesinnte Duma Bresche legen soll. Denn wie es der Revolutionspartei nicht gelungen ist, die Wahlen zur Duma zu hindern, hat auch die Regierung mit ihren Bestrebungen, eine reaktionäre Mehrheit durchzusetzen, kein Glück gehabt. Für eine erste politische Wahl bei einem völlig ungeschulten Volke haben sich diese russischen Wahlen doch mit großer Ruhe, Ordnung und Einsicht vollzogen. Auf dem platten Lande und in der Arbeiterbevölkerung ist die Beteiligung an vielen Orten nur gering gewesen, bei den Bauern aus Unverständnis, Gleichgültigkeit und Trägheit, bei den Arbeitern auf das Gebot ihrer sozialistischen Führer hin. Aber die Städte und die deutschen und polnischen Bauerndörfer haben ihr Wahlrecht in verhältnismäßig hohen Prozentsätzen ausgeübt, und ihre Wahlen sind überwiegend zugunsten der konstitutionell-demokratischen Partei ausgefallen, die auf dem Manifest vom 30. Oktober beruht. In ihr ist der politische Kern der Duma gegeben. Mögen die einzelnen Persönlichkeiten sich zunächst auch noch so fern stehen, die Programme im einzelnen sich widersprechen, an unausführbaren Forderungen kein Mangel sein — die praktischen Aufgaben und Arbeiten in der Duma werden bald aufklärend, ernüchternd und einigend wirken. Als zahlreichste Partei werden diese sogenannten „Kadetten" auf alle

unentschlossenen und unsicheren Mitglieder der Duma eine entscheidende Anziehungskraft ausüben. Und wie in der Duma sind die Aussichten des Hofes und der Bureaukratie auf eine gesetzliche Reaktion auch im Reichsrate, den man der Duma als Bremse und Hemmschuh angehängt, geringer geworden. Er besteht zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Zar ernennt, und zur andern aus gewählten Mitgliedern. Diese letzteren sollen sämtlich Anhänger einer russischen Konstitution sein und Gegner jeglicher Polizei- und Beamtenwillkür. Das erste russische Parlament steht also unter freiheitlichen Sternen; große Hoffnungen des Volkes knüpfen sich daran, und die Teilnahme des Auslandes begleitet seine Verhandlungen. Aber diese zuversichtlichen Stimmungen erfahren beständig durch die Ausbrüche fanatischer Parteiwut einen Dämpfer. Unmittelbar vor dem 10. Mai, dem zur Eröffnung der Duma festgesetzten Tage, sind zwei neue Attentate verübt worden. In Jekaterinoslaw, einer großen Fabrikstadt in Südrußland, erschossen am Abend des 6. Mai „sechs Unbekannte, die zu gleicher Zeit ihre Revolver abfeuerten", den Generalgouverneur Jeoltanowsky, einen der schlimmsten Schreckensmänner, die seit dem Dezember 1905 die Ordnung in Rußland mit unbarmherziger Grausamkeit behaupten. Am gleichen Tage wurde in Moskau gegen den Wagen des Generalgouverneurs, des Admirals Dubassow, eine Bombe geschleudert, die ihn verwundete und seinen Adjutanten und eine Schildwache tötete. Der Mann, der die Bombe warf, trug Offiziersuniform und soll zugleich mit seinen Opfern umgekommen sein. Dubassow, der den Aufstand in Moskau niedergeschlagen hatte, stand seitdem auf der schwarzen Liste der Revolutionäre. Trotz dieser bedenklichen Vorzeichen hat sich die Eröffnung der Duma am Donnerstag, den 10. Mai, glanzvoll und feierlich ohne jede Störung in Petersburg vollzogen. Der Zar empfing in dem Beisein des ganzen Hofes die Duma in dem Georgssaal des Winterpalastes und hielt eine herzliche entgegenkommende Begrüßungsrede. Er betonte seinen festen Willen, die versprochenen Volksrechte aufrecht zu erhalten und einträchtig mit der Duma zu verhandeln. „Mögen sich meine heißen Wünsche erfüllen, mein Volk glücklich zu sehen und meinem Sohne einen festen, wohlgeordneten und aufgeklärten Staat als Erbe zu hinterlassen." Auf den Straßen bewegte sich eine unermeßliche Volksmenge, welche die Abgeordneten, als sie in offenen Wagen, unbedeckten Hauptes, nach dem tauriſchen Palaste fuhren, mit stürmischem Jubelruf begrüßte. Der taurische Palast, im Nordosten der Stadt gelegen, ist von Katharina II. im Jahre 1783 für ihren Günstling Potemkin, den Taurier, zur Erinnerung an die Eroberung der Krim erbaut worden und nach Potemkins Tode 1791 wieder an die Krone zurückgefallen. Hier eröffnete der Staatssekretär Frisch die Duma mit einer Ansprache und dem Wunsche, daß ihre Arbeiten einen glücklichen Verlauf nehmen möchten. Die Abgeordneten würden in voller Freiheit und Öffentlichkeit verhandeln können, jedes ihrer Worte werde durch die Presse im ganzen Reiche verbreitet werden. Ohne namentliche Abstimmung durch Zuruf wählte die Versammlung den Moskauer Professor Muromzew zu ihrem Präsidenten. Als erster erbat darauf Petrunkewitsch das Wort und sprach auf der Rednerbühne: Das erste freie Wort in der Duma müsse denen gewidmet sein, die für die Freiheit der Heimat ihre persönliche Freiheit geopfert hätten. Das freie Rußland fordere die Befreiung aller politischen Gefangenen. Ein einziger Ruf, immer von neuem wiederholt: Amnestie! durchbrauste den weiten Saal. Die Verhandlungen haben dann am 15. Mai mit der Beratung einer Adresse an den Zaren, die das Programm der Duma entwickelt und mit der Forderung der Amnestie eindringlich schließt, begonnen.

Das neue Ministerium in Frankreich: Sarrien, Clemenceau und Bourgeois, hat schwere Wochen hinter sich. Unmittelbar vor seiner Bildung war das furchtbare Grubenunglück in Courrières eingetreten und hatte die schon vorhandene Gärung in der Arbeiterschaft der Berg- und Hüttenwerke in den Norddepartements gesteigert. Um Lohnerhöhungen und den achtstündigen Arbeitstag geht der Streik. Allmählich ist die gesamte Arbeiterbevölkerung Frankreichs in Unruhe und Bewegung

geraten. In den Arsenalen zu Brest, Cherbourg und Toulon streiken bald die eine, bald die andre Gruppe von Arbeitern; in Paris stellten die Postbeamten und die Briefträger den Dienst ein. Zu einem völligen Aufstand mit Barrikaden und Dynamitbomben, Beschädigung der Eisenbahnen und blutigen Angriffen auf Polizei und Truppen artete der Streik in der Umgegend der Stadt Lens aus. „Von rechts und von links bedroht uns der Bürgerkrieg," hat der Minister des Innern, Clemenceau, in einer Rede in Lyon ausgerufen. Die Regierung will nämlich durch die Polizei auf die Spuren eines klerikal-monarchistischen Komplotts gekommen sein, das den Umsturz der Verfassung vorbereitete. Verhaftungen und Haussuchungen haben in Paris und in der Provinz stattgefunden. Eine geheime Verbindung zwischen Bonapartisten und Orleanisten einer- und Anarchisten und Streikenden anderseits hätte bestanden, und Geldsummen seien zur Schürung der Unruhen verteilt worden. Bei dem Charakter der beiden Prätendenten, des Prinzen Philipp von Orleans und des Prinzen Viktor Bonaparte, die keine Ader von einem Catilina oder Cäsar in sich haben, wird man diese Verschwörung nicht allzu tragisch nehmen dürfen; unwahrscheinlich aber ist es nicht, daß ein und ein andrer Führer der Rechten die günstige Gelegenheit benutzt hat, die Streikenden zu unterstützen und die ruhigen Bürger bei den Wahlen durch die Furcht vor den Roten in das Lager der Schwarzen zu treiben. In Paris hatten tatsächlich die Alarmnachrichten der Zeitungen einen panischen Schrecken bereitet, am 1. Mai werde die sozialistische Partei einen Aufstand versuchen. Mit Lebensmitteln und sogar mit Petroleum, im Fall Gas- und elektrisches Licht versagen sollten, hatten sich die Ängstlichen versorgt. Ihrerseits war auch die Regierung nicht untätig geblieben und hatte eine bedeutende Truppenmacht in Paris zusammengezogen. So verlief denn der Weltfeiertag der Arbeiter diesmal friedlicher als in allen früheren Jahren. Bedenklicher als alle Ausstände, Verschwörungen und Ansagen der Revolution oder doch wenigstens ihrer Generalprobe ist die fortschreitende Zersetzung des französischen Heeres. Wie die klerikalgesinnten Offiziere von ihren freidenkerischen Kameraden und Zivilisten bei den Freimaurerlogen verdächtigt wurden, so übt jetzt ein Antifreimaurerverein eine ähnliche Spionage über die republikanischen Offiziere aus. Bei den Inventuraufnahmen in den Kirchen hatten die Offiziere an verschiedenen Orten der Zivilverwaltung ihre Beihilfe verweigert und waren von den Kriegsgerichten freigesprochen worden. Gleichsam um das Gleichgewicht herzustellen, erschien neulich in der Pariser Arbeiterbörse an der Place de la Republique ein Leutnant Tisserand de Lange in voller Uniform und erklärte feierlich, unter dem Jubel der versammelten Arbeiter, daß er bei einem Aufstande seinen Leuten niemals den Befehl erteilen würde, auf das Volk zu schießen. Die Geschichte hat zweifellos einen starken Stich in die Kinderei und die Reklame; aber sie zeigt doch auch, wie erschüttert die Disziplin in der Armee ist. Alle diese Umtriebe sollten Stimmung für die Wahlen am 6. Mai machen, die einen im revolutionären, die andern im reaktionären Sinne. Nach der Annahme des Gesetzes über die Trennung zwischen Kirche und Staat schien es für die katholische Kirche in Frankreich keine dringendere Angelegenheit zu geben als ihre Neuordnung auf gemeindlicher Grundlage; aber weder der Vatikan noch die Bischöfe haben den Gläubigen bisher eine Losung mitgeteilt, alle Zukunftspläne wurden von dem Ausgange der Wahlen abhängig gemacht. Der Ausfall dieser Wahlen hat nun den Klerikalen und Nationalisten eine arge Enttäuschung gebracht. Der republikanische Block ist als Sieger daraus hervorgegangen; seine verschiedenen Gruppen zählen zweihundertsechzig Mitglieder; alle Minister und die sozialistischen Führer sind gewählt worden, während die Rechte manche hervorragende Persönlichkeit verloren und nur hundertundzehn Sitze im ersten Wahlgange gewonnen hat. Wie viele sie von den hundertvierundfünfzig Plätzen, über die am 20. Mai die Stichwahl entscheidet, noch erobern wird, steht dahin; aber im günstigsten Falle kann es sich nur um eine Abschwächung ihrer Niederlage handeln. Die Trennung zwischen der Kirche und dem Staate ist fortan kein bloßes Blatt Papier mehr, sondern wird

unmittelbar in die Wirklichkeit überführt werden. Welchen Anteil an dem radikalen Wahlsiege man auch den geschickten Maßregeln der Regierung und der rechtzeitigen Entdeckung oder Erfindung der „Verschwörung" zuschreiben mag, die Tatsache ist nicht abzuweisen, daß die große Mehrheit des französischen Volkes mit der Trennung der Kirche von dem Staate einverstanden ist und es mit dem amerikanischen System der freien Kirche im freien Staate einmal versuchen will.

Auch in Ungarn haben die von dem Ministerium Wekerle ausgeschriebenen und in den Tagen vom 28. April bis zum 7. Mai vollzogenen Wahlen zu dem Siege der Kossuthpartei geführt. Von den vierhundertdreizehn Sitzen des Unterhauses werden ihr zweihundertvierzig angehören. Die Verfassungspartei — das Wrack der einst allmächtigen liberalen Partei, die in den Jahren 1868—1903 das moderne Ungarn geschaffen hat — ist auf vierundsiebzig Mitglieder zusammengeschmolzen; die Nationalitäten zählen achtunddreißig Vertreter. Das neue Haus soll bekanntlich nach dem Abkommen zwischen dem König und der Opposition nur die Einstellung der Rekruten, die Erledigung des Budgets und ein neues Wahlgesetz auf Grund des allgemeinen direkten Stimmrechts beschließen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Kossuthpartei trotz ihres Sieges diese Schranken des Friedensschlusses durchbrechen und eine neue Krisis heraufbeschwören wird; aber es ist unvermeidlich, daß sie einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Wahlgesetzes ausüben und dem Magyarentum auch in der neuen Wahlordnung seine Vorherrschaft gegenüber den Nationalitäten, die, zahlreicher als die Magyaren, den „ungarischen Globus" bewohnen, nach Möglichkeit sichern wird. Die Regierung, die sich jetzt wieder auf eine starke parlamentarische Mehrheit stützen kann, kommt diesen Bestrebungen entgegen, und so wird der letzte Zweck, der ursprünglich der Losung: Allgemeines Wahlrecht! in den Hofkreisen und im Ministerium Fejervary vorschwebte: der Bruch des magyarischen politischen Übergewichts — vereitelt werden. Der Vorteil der Wahlreform fällt nicht den Nationalitäten, sondern der mehr oder minder international gefärbten Sozialdemokratie zu. Diese Erkenntnis bereitet dem Wahlgesetzentwurf, den der Minister Gautsch dem österreichischen Reichsrate am 23. Februar vorlegte, bis heute unübersteigliche Schwierigkeiten vor — Schwierigkeiten, an denen schließlich die Regierung gescheitert ist. Am 29. April überreichte der Minister Freiherr von Gautsch dem Kaiser sein Entlassungsgesuch, das von diesem angenommen wurde. Der Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der in seiner bisherigen Stellung als Statthalter in Triest durch die Beruhigung der Stadt und den Ausgleich zwischen den Italienern, Deutschen und Slawen innerhalb der Bevölkerung Geschick und administratives Talent bewiesen hat, ist zum neuen Ministerpräsidenten ausersehen. Der Widerstand der Deutschen und der Polen gegen die Wahlreform ist die entscheidende Ursache zum Sturz des Freiherrn von Gautsch gewesen. Die Deutschen sahen sich durch dieselbe für immer in die Minderheit durch die Mehrheit der Slawen im Reichsrat versetzt: 203 Stimmen gegen 230, und die Polen fürchteten durch die Erhöhung der Stimmen der Ruthenen ihre Herrschaft über Galizien einzubüßen. Der letzte Versuch, den Gautsch machte, durch die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums die Parteien günstiger zu stimmen, fand keine Gegenliebe, und so ging er, unbeklagt und unvermißt. „Personen gehen, aber Ideen bleiben," sagte er, als er seine Vorlage für das allgemeine Stimmrecht einbrachte; „mein Sturz wird nicht der Sturz der Wahlreform sein." Die österreichische Sozialdemokratie hat denn auch schon „jeden Versuch, die Wahlreform zu verhindern oder zu verschleppen", mit der Drohung eines allgemeinen Ausstandes beantwortet: aber den Stillstand der Verhandlungen dadurch nicht aufheben können. Ohne den Forderungen der Deutschen und der Polen Genüge zu leisten, erweist sich die Reform als undurchführbar, von dem Widerstand des Herrenhauses ganz abgesehen. Der Reichsrat ist am 15. Mai in Wien wieder zusammengetreten.

Über Nacht ist ein Konflikt zwischen der Türkei und England ausgebrochen. Seit sich England im Jahre 1882 durch die Beschießung Alexandrias und seinen

Sieg über Arabi Pascha in den tatsächlichen Besitz Ägyptens gesetzt hat, ist es von seiner traditionellen Freundschaft für die Türkei zurückgekommen. Es bereitet ihr im Gegenteil in Mazedonien und in Arabien offen und heimlich Widerspruch und Gegensatz. Von Aden aus möchte es in den westlichen, wie von dem Persischen Golf in den östlichen Teil Arabiens eindringen. Die Bahnen, welche die Türkei durch Mesopotamien nach Bagdad und von Syrien über die Halbinsel des Sinai nach Mekka zu führen beabsichtigt, bereiten ihm Sorge wegen seines Handels und des Suezkanals. Gewiß ist es Übertreibung, wenn man den Engländern Pläne über ein Protektorat der heiligen Städte Mekka und Medina zuschreibt; aber eine Verstärkung der türkischen Stellung im südlichen Arabien kann ihm nicht angenehm sein, und es wird unter der Hand das Seine tun, die den Türken feindlichen Stämme und ihre Führer in dem Widerstand gegen den Sultan zu ermutigen und zu unterstützen. Bei dieser Sachlage war es eine Unklugheit der Pforte, den mächtigen Gegner zu reizen. Die Fortsetzung der Eisenbahn über Beirut nach El Arisch und Akaba an der Bucht des Roten Meeres streift beständig die türkisch-ägyptische Grenze. Diese Grenze ist seit dem Anfang der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch aus den Kämpfen zwischen Mehmed Ali und der Türkei oberflächlich festgelegt und die Halbinsel des Sinai westlich von der Linie El Arisch nach Tabah Ägypten zugesprochen worden. Jetzt hat die türkische Regierung Tabah mit einer Besatzung belegt und in El Arisch Grenzpfähle und Telegraphenstangen entfernen lassen, offenbar, um sich den Weg der künftigen Bahn zu sichern. Diese Bahn, die hauptsächlich zur Beförderung der Pilgerzüge nach Mekka gebaut werden soll, aber natürlich auch ein politisches Machtmittel für die türkische Herrschaft bilden wird, ist den Engländern als Konkurrentin des Suezkanals ein Dorn im Auge, und die Regierung hat mit raschem Entschluß schon den ersten Schritten der Türkei ein drohendes Halt zugerufen. Der Pforte ist eine Art Ultimatum zugestellt worden, am 3. Mai, mit der Forderung, es innerhalb von zehn Tagen durch die Zurückziehung der Garnison aus Tabah zu beantworten. „Der Umfang der Forderungen der Pforte sowie Ton und Charakter der türkischen Mitteilung an den Khedive hat es unmöglich gemacht, die Regelung der Angelegenheit auf unbestimmte Zeit zu verschieben," erklärte am 7. Mai der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Unterhause. „Das Vorgehen der Türkei würde, wenn man ihm freien Lauf ließe, eine wirkliche Gefahr nicht nur für die Freiheit des Suezkanals, sondern auch für die Freiheit Ägyptens und die Sicherheit der Dynastie des Khedive sein. Wir drängen darum auf die Festsetzung der Grenze Ägyptens, wie sie unbestritten und ungestört seit Jahren bestanden hat." Um der Forderung den nötigen Nachdruck zu geben, hatte England inzwischen sein Heer in Ägypten verstärkt und von Malta aus eine Flottendemonstration in den türkischen Gewässern vorbereitet. Zum Überfluß nahmen sich noch die Botschafter Frankreichs und Rußlands in Konstantinopel der englischen Vorstellung bereitwillig an, und dem Sultan bleibt in seiner Hilflosigkeit nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Die Engländer wissen, daß ihre Stellung in Ägypten auf einer Usurpation beruht, die nur durch Kühnheit und Abwehr jedes Versuchs, sie anzutasten, behauptet werden kann; die Pforte aber, die noch überdies einen Grenzstreit mit Persien auszugleichen hat, bedarf der Zustimmung Englands und der andern Großmächte, um die Erhöhung ihrer Zölle durchzuführen, die ihr in ihren beständigen finanziellen Verlegenheiten eine Weile Luft schaffen soll. Nach einigen Versuchen, die Angelegenheit zu verschleppen, hat denn auch der Sultan nachgegeben, die Besatzung aus Tabah zurückgezogen und in die Grenzregulierung auf der Halbinsel des Sinai eingewilligt.

o. **Brockhaus' Kleines Konversationslexikon.** Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erster Band A—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

„Brockhaus' Konversationslexikon" ist ein Haushaltswert der Deutschen und einer der vornehmsten Ruhmestitel der Firma, die es geschaffen hat, und in bald hundertjähriger, unausgesetzter Arbeit auf der Höhe der Zeit erhält. Was dies große Werk zur Förderung und Ausbreitung des Wissens mitgewirkt hat, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, und nicht allein für das Laienpublikum: denn auch von dem Forscher, dem Gelehrten ist nicht anzunehmen, daß er auf allen Gebieten gleich bewandert sei, zumal der überlieferte Stoff beständig anwächst, sich erweitert, vertieft und für den einzelnen fast unübersehbar wird. Zu keiner Periode mehr als in der Gegenwart, da die Triumphe der Technik kaum eine Seite unsers täglichen Lebens unberührt gelassen haben, da neue Länder, neue Völkerschaften in unsern Gesichtskreis getreten sind, und das ungeheure Material einer vieltausendjährigen Kultur immer wieder ungeahnte Bereicherungen erfährt. Hier sich rasch und bequem zu orientieren, ist Brockhaus', auf zwei Bände berechnetes kleines Konversationslexikon, von dem der erste Band in fünfter, neubearbeiteter Auflage vorliegt, ungemein geeignet. Auf tausend Seiten kompressem, aber klarem und gut lesbarem Druck erhalten wir eine geradezu erschöpfende Fülle dessen, was auf allen Wissensgebieten innerhalb der Buchstaben A—K einbegriffen ist. Die einzelnen Artikel sind so knapp gefaßt, wie der Gegenstand es erlaubt, ohne dem Wesentlichen Eintrag zu tun. Doch finden sich auch solche von größerer Ausführlichkeit, wie z. B. der Artikel „Deutschland", der mit seinen mannigfachen Nebenbeziehungen zwanzig Doppelkolumnen umfaßt und sehr reich illustriert ist. Überhaupt verdienen Ausstattung und Bildschmuck von Brockhaus' kleinem Konversationslexikon jedes Lob; sein größtes aber ist dies, daß man es an keiner Stelle aufschlagen wird, ohne kurz und bündig belehrt zu werden, und daß man nichts, was literarisch, wissenschaftlich oder politisch von irgendwelchem Belang ist, vergeblich darin suchen wird.

λ. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausg. von Anton Bettelheim. Achter Bd. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Dieser Band enthält die Nekrologe der im Jahr 1903 gestorbenen Personen, so weit nämlich die Bearbeiter ihre Beiträge geliefert haben. Das trifft nicht durchweg zu: z. B. fehlt der Aufsatz über Theodor Mommsen, dessen vorzüglich gelungnes Bild den Band ziert, und soll erst im neunten Band zum Druck gelangen. Dagegen erhalten wir u. a. die Lebensbilder des badischen Staatsministers Dr. Nokk von F. v. Weech, des Sozialpolitikers Rösicke von Th. Barth, des Historikers Ernst Friedländer von Ernst Berner, des einstigen Tübinger Professors und österreichischen Ministers Schäffle von Wilhelm Lang, des Komponisten Hugo Wolf von Paul Müller, des Historikers Onno Klopp von dessen Sohn. Im Nachtrag wurden u. a. die Biographien des Historikers Ernst Dümmler, des klassischen Philologen Emil Hübner, des Mediziners Kußmaul, des Dichters Robert Byr geliefert. Wir haben auch von diesem Jahrgang zu rühmen, daß, wenn auch manche Artikel nach dem Motto de mortuis nil nisi boni (nicht bene, was sich von selbst verstehen sollte!) gearbeitet sind, doch im großen und ganzen das Jahrbuch eine Fülle wertvollen biographischen und zeitgeschichtlichen Wissens darbietet. Die Würdigung Schäffles durch Wilhelm Lang z. B. ist in ihrer Sachkenntnis und ihrer Sachlichkeit ebenso eine Musterleistung wie nach Seiten der Form.

θ. **Lafcadio Hearn, Lotos. Blicke in das unbekannte Japan.** Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Erstes bis viertes Tausend. Buchschmuck von Emil Orlik, Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1906.

Lafcadio Hearn, durch Herrn v. Brandts Aufsätze den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt, ist in Griechenland als Sohn englischer Eltern im Jahre 1850 geboren und in England erzogen, kam vor Jahren nach mannigfachen Schicksalen — er war erst Buchdrucker, dann Redakteur, — nach Japan und wurde durch die eigenartige Kultur des japanischen Volkes derart gefesselt, daß er sich naturalisieren ließ, eine Japanerin heiratete und bald darauf zum Professor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Tokio ernannt wurde. Im Herbst des vorigen Jahres ist er gestorben. Eine ganz und gar poetisch angelegte Natur, die uns den Zauber der Landschaft, den Reichtum des Volksglaubens, die Demut und Anmut dieser merkwürdigen Nation stimmungsvoll widerspiegelt. Ein seltsames Gegenstück gegen alles das, was wir von dem Staats- und Kriegswesen Japans in den letzten Jahren staunend erlebt, so daß wir Mühe haben, beides zu vereinigen, und niemand würde, bevor wir diese großen Taten erlebt, irgend etwas dergleichen erwartet haben, wenn er nicht Lafcadio Hearn gelesen hätte. — Die Übersetzerin hat offenbar sich in den Dichter und Sittenschilderer des fernsten Ostens verständnisvoll versenkt und eine schöne Form dafür in der deutschen Sprache gefunden, die oft erfolgreich mit dem Original zu wetteifern scheint. — Wenn enthusiastische Bewunderer Lafcadio Hearns ihn allein als den wahren Kenner und offenbarer Japans rühmen auf Kosten aller bisherigen Schriftsteller, die Staat und Volkswirtschaft dieses Volkes behandelt haben, ja, wenn sie die letzteren Seiten der japanischen Welt als nebensächliche, nicht das Wesen der Nation berührende bezeichnen, so ist das doch eine grundsätzliche Verkennung dessen, was zu dem Ganzen eines Volkslebens gehört. Ästhetisch-mystische Gesichtspunkte der Betrachtung haben ihr eignes Recht: aber sie heben die Bedeutung politischer und sozialer Gesichtspunkte nicht auf, ohne die das heutige japanische Volksleben nicht zu denken ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arius. — Volksveredler! Holzpapieren Faunenspiel in einem Aufzuge. Von M. Arius. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Ask-Emble. — Frühlingsmärchen Von Ask-Emble. (R. Martinowitz.) Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Auerperg-Hock. — Anton Auerpergs (Anastasius Grüns) politische Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1906.

Auwasser. — Das Armband oder ein Faustschlag dem Kastengeist. Lustspiel in fünf Aufzügen von Hans Auwasser. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Auwasser. — Die Freitreppe. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von Hans Auwasser. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Baedeker. — Ägypten und der Sudan. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 38 Karten und Plänen, 59 Grundrissen und 57 Vignetten. Sechste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Barolin. — Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. Mit 4 Karten. Vierte durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Berthold. — Die Rose von Jericho. Eine Idylle. Von Konrad Berthold. Buchschmuck von Julius Nitsche. Jena, Hermann Costenoble. 1906.

Bode und Valentiner. — Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode und W. Valentiner. 60 Kupferdruck-Kunstblätter und 90 Textillustrationen. Erste Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Böhi. — Der Finanzhaushalt des Kantons Thurgau in den Jahren 1803—1903. Von Bernhard Böhi. Frauenfeld, Hahn & Cie. 1905.

Bol. — Und waren einst Sonnenkinder. Von Krulle Bol. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Brandé. — Stimmungen. Von Fred Brandé. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erster Band: A—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten, sowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

Brunnhofer. — Rußlands Aufschwung und Niedergang? Eindrücke und Zukunftsträume auf einer Wolgareise von Kasan bis Astrachan im Spätsommer 1905. Von Hermann Brunnhofer. Bern, A. Francke. 1905.

Büttner. — Prinzessin Elfblauchen. Eine Märe in 12 Gesängen. Von Gerhard Büttner. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Christaller. — Magda. Geschichte einer Seele. Von Helene Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße, Suevia-Verlag. 1905.

Daennell. — Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. Von E. Daennell. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1906.

David. — Photographisches Praktikum. Ein Handbuch für Fachmänner und Freunde der Photographie. Von Ludwig David. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1905.

Donnay. — Liebesleute. Komödie in fünf Akten. Von Maurice Donnay. Aus dem Französischen von Stephan Étienne. Berlin, „Harmonie". O. J.

Dorient. — Le Japon et la politique française. Par Roger Dorient. Paris, Plon. 1906.

Duffield. — Blumenmalerei in Wasserfarben. Anleitung für Anfänger. Von Fr. W. Duffield. Übersetzt von Otto Marburg. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Eudel. — La Hollande et les Hollandais. Par Paul Eudel. Paris, Le Soudier. 1906.

Erich. — Udo vom Untenstein. Ein Zyklus humoristisch-satirischer Balladen. Von Fritz Erich. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Ettlinger. — Ovids Liebeskunst. Eine moderne Nachdichtung. Von Karl Ettlinger. Grofs-Lichterfelde-Ost, Dr. P. Langenscheidt. O. J.

Eusebius. — Des Ignatius von Loyola Bekehrung. Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Eusebius. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Felix. — Das Recht auf Glück. Lebensbilder in lyrisch-dramatischer Form. Von Karl Heinrich Felix. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Finck. — Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. Von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg v. Skal. Zweite Auflage. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1906.

Fontainas. — Histoire de la peinture française au XIXme siècle (1801—1900). Par André Fontainas. Paris, Societe du Mercure de France. 1906.

France. — Lieder eines Lothringers. Von Charles A. France. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Frundsberg. — Changeant! Novellen und Skizzen von Georg Frundsberg. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Fuhrmann. — „Wollen". Verse von P. L. Fuhrmann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Girgensohn. — Zwölf Reden über die christliche Religion. Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen. Von Karl Girgensohn. München, C. H. Beck. 1906.

Goldmann. — Der Richterstand und die sozialen Aufgaben der Gegenwart. Von Ernst Goldmann. Berlin, Otto Liebmann. 1906.

Gontaut-Biron. — Mon ambassade en Allemagne (1872—1873). Avec un avant-propos et des notes par André Dreux. Portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1906.

Gränz. — Lieder und Bilder. Von Fritz Gränz. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Griebens Reiseführer. — Berlin und Umgebung. Praktischer Wegweiser. Fünfzigste, neu bearbeitete Auflage. Mit 9 Karten und 17 Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Hartmann. — Die Strafrechtspflege in Amerika. Mit Ausführungen zur Deutschen Strafprozefsreform. Von Adolf Hartmann. Berlin, Franz Vahlen. 1906.

Hebel. — Johann Peter Hebels sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe in sechs Bänden. Herausgegeben und erläutert von Ernst Keller. Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Herzog. — Vor dem Kadi. Lustige Funken aus Morgenland und Abendland. Von E. Herzog. Illustriert von Hermann Abeting. Berlin, „Harmonie". O. J.

Hochenegg. — Singen und Ringen. Von Adolf Hochenegg. Leipzig, Max Altmann. 1906.

Hoechstetter. — Vielleicht auch träumen. Verse von Sophie Hoechstetter. Mit einem Porträt. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Hofmann. — Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. Von A. v. Hofmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Hofmann. — Ich liebe meine Einsamkeit. Gedichte von Max Hofmann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Holm. — Thomas Kerkhoven. Roman von Karfiz Holm. München, Albert Langen. 1906.

Homann. — Zu spät! Braunschweiger Roman von Walter Homann. (Moritz von Birkenburg.) Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Höfer. — Beiträge zu einer Geschichte des Coburger Buchdrucks im 16. Jahrhundert. Ein bibliographischer Versuch. Von Conrad Höfer. Coburg, E. Riemann. 1905.

Hölzke. — Kinderseelen. Drei Erzählungen von Hermann Hölzke. Dresden, E. Pierson. 1905.

Horsten. — Das Meer ist das Leben. Novellen von Hans Horsten. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Hofsfeld. — Jugend und Liebe. Von Karl Hofsfeld. Zierrat von H. Vogeler-Worpswede. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Ilgen. — Blütenwehen. Gedichte von Pedro Ilgen. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Keiter. — Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Dargestellt von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Anton Lohr. Zweite Auflage. Köln, J. P. Bachem. 1906.

Kellermann. — Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Von Carl Alfred Kellermann. Weimar, A. Huschke. 1906.

Kerner. Justinus Kerners sämtliche poetische Werke in vier Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Josef Gaismaier. Mit 3 Bildnissen, 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Kladsographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Kuhlin. — Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Eine dualistisch-kausale Welterklärung von Siegmund Kuhlin. Dritte, vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden, E. Pierson. O. J.

Kuntze. — Wenn die Vergangenheit lebendig wird. Drama in einem Aufzuge von Walter Kuntze. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Kurz. — Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. Von Isolde Kurz. Dritte Auflage. Mit 15 Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Kurz. — Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München und Berlin, Georg Müller. 1906.

Lahor. — Le bréviaire d'un panthéiste et le pessimisme héroique. Par Jean Lahor. Paris, Fischbacher. 1906.

Langenscheidt. — Im Blütenschnee. Lieder des Glücks. Von P. Langenscheidt. Groß-Lichterfelde-Ost, Dr. P. Langenscheidt. O. J.

Lassberg. — Das Alte und Neue Testament als Menschenwerk oder Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. Vom Freiherrn Carl von Lassberg. Dresden, E. Pierson. O. J.

Lienert. — 's Juzlienis Schwäbelpfyffli. Von Meinrad Lienert. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1906.

Lignitz. — Rußlands innere Krisis. Von v. Lignitz. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Lochner. — Astronomie von R. Lochner. Deutsche Ausgabe, besorgt von A. Winnecke. Durchgesehen von E. Becker. Siebente, durchaus umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg und Berlin, Karl J. Trübner. 1906.

Lombard. — Lebenskunst eines Ehelosen. Von Louis Lombard. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Lüttwitz. — Das Angriffsverfahren der Japaner im ostasiatischen Kriege 1904/5. Vom Frhr. von Lüttwitz. Mit 15 Kartenbeilagen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Malleus Maleficarum. — Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Justitoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Erster Teil. Berlin W., H. Barsdorf.

Meissner. — Adolph von Menzel. Von Franz Hermann Meissner. München, Franz Hanfstaengl. O. J.

Metz. — Didi und Konsorten. Von Josepha Metz. Berlin, „Harmonie". O. J.

Molo. — Wie sie das Leben zwangen. Roman von Walter von Molo. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Niedner. — Stille Einkehr. Dichtungen. Von Heinrich Niedner. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Palten. — Vom „Dr. Hans" und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Von Robert Palten. Zwei Bände. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Penzlers Jahreslexikon für das Jahr 1905. — Ein alphabetisches Nachschlagewerk über die bemerkenswertesten Ereignisse des Jahres 1905. Von Johannes Penzler. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1906.

Petrovic. — Wahrheit und Trug im Sozialismus. Von Alexander Petrovic. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Pleureur. — Kein Heim. Ein soziales Drama in 3 Akten. Von Louis Pleureur. Berlin u. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Ernst Wigand. 1906.

Poestion. — Lehrbuch der schwedischen Sprache. Für den Selbstunterricht. Von J. C. Poestion. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, A. Hartleben. O. J.

Polenske. — Gedichte. Eine Auswahl von Karl Polenske. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Rankow. — Aus Stille und Sturm. Von Ralph Rankow. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Redslob, Franz Heinrich. — Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang enthaltend: Briefe von Frau v. Türckheim, Briefe und Gedichte von Daniel Arnold, Gedichte von Franz Heinrich Redslob. Mit 2 Porträts. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

Reich. — Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen von Emil Reich. Fünfte vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1906.

Reimerdes. — Die Macht des Todes. Berliner Geschichten von Ernst Edgar Reimerdes. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Reitler. — Briefe von Verbrechern. Ein Buch für Denker und Menschenfreunde. Von M. A. Reitler. Dresden, E. Pierson. 1906.

Ringhoffer. — Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen Albrecht von Bernstorff und seiner Gemahlin Anna, geb. Freiin von Koenneritz. Herausgegeben von Karl Ringhoffer. Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck und der Nachbildung eines Briefes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Roden. — Frühlingsgarten. Gedichte von Max Roden. Leipzig und Wien. Verlagsanstalt Neue Literatur und Kunst. O. J.

Säbel und Feder. — Zum sechzigsten Geburtstag Carl Baron Torresanis. Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Detlev von Liliencron, Ferdinand von Saar u. a. Herausgegeben von Carl M. Danzer. Dresden, E. Pierson. 1906.

Sagel. — Haß und Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. H. A. Sagel. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand 1905.

Salomon. — William Pitt, der Jüngere. Von Felix Salomon. Erster Band, zweiter Teil. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Scheichl. — Heldenbauern. Ein Roman aus der Zeit der Gegenreformation. Von Franz Scheichl. Jugenheim a. d. Bergstraße, Suevia-Verlag. 1906.

Schelper. — Zwanzig Jahre nur rotes Blut. Von Clara Schelper. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Schindelwick. — Was ich von Reisen mitgebracht. Scherzgedichte von Karl Schindelwick. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Schmidt. — Der perfekte Kunstkenner. Vademekum für Kenner und solche, die es werden wollen. Von Karl Eugen Schmidt. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Schubert-Soldern. — Memoiren eines Unbekannten 1818—1862. Von Victor von Schubert-Soldern. Dresden, E. Pierson. 1905.

Seger. — Poeten. Drama in einem Aufzuge. Von Fritz Seger. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Sittlicher Verfall des deutschen Studententums. — Mittel und Wege, ihn zu beseitigen. Von einem deutschen Studenten O. B. T. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Singer. — Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Nachträge und Berichtigungen. Frankfurt a. M., Rütter & Loening. 1906.

Staggemeyer. — Ueber Berg und Tal. Gedichte von Friedrich Staggemeyer. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Stein. — Heroldsrufe. Von Erwin Stein. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand 1905.

Stein. — Nibelungen-Enkel. Zeitroman von Erwin Stein. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 13 1967

AP
30
D4
Bd.127

Deutsche Rundschau

CALL NO: AP 30 D4 1906

AUTHOR: DEUTSCHE RUNDSCHAU

TITLE:

VOL: 127 A